# Brentanos Werke

Zweiter Band

Meyers Klassiker-Ausgaben

---

# Brentanos Werke

herausgegeben

von

Max Preitz

---

Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe

---

Zweiter Band

Leipzig und Wien
Bibliographisches Institut
1914

Alle Rechte vom Verleger vorbehalten.

# Die mehreren Wehmüller und ungarischen Nationalgesichter.

# Einleitung des Herausgebers.

Über keine der Schriften Brentanos sind die Meinungen so geteilt wie über die „Wehmüller". Werden diese hier abgelehnt, ja als die Tür hingestellt, durch die man in Brentanoschen Wahnsinnsdämmer schauen könne, so erheben sich Stimmen dagegen, die über die Schnurre, das Burleske, den tollphantastischen Humor dieser Dichtung freundlich, ja entzückt, über „das Ernsthafte" an ihr feindselig klingen, bis endlich auf dem äußerst entgegengesetzten Pol auch das Urteil anzutreffen ist: des Dichters „bestes Werk, das wohl auch seine Eigenart am klarsten offenbart"; man dürfe von ihm aus sogar zu E. Th. A. Hoffmann hinüberblicken, dem Meister des Seltsam-Grotesken. Der im katholischen Kirchenglauben gebundenen Betrachtung erscheinen die „Wehmüller" begreiflicherweise „viel zu frei", „gar zu derb".

Abgemessen an Brentanos Gesamtwerk ist diese Erzählung, die man nicht eigentlich als Novelle bezeichnen sollte, am reinsten und ganz einheitlich auf Scherz, Komik, tollen Humor, Narretei abgestimmt. Elegische Gefühlstöne, die etwa im „Ponce" anklingen, fehlen. Schalk und Witz sind nicht krampfhaft angestrebt, sondern erblühen ursprünglich aus der Handlung selbst und finden ihre Träger zugleich in lebenstrotzenden Menschen. Freilich geht es auch ohne Poncesche Wortwitzelei nicht ganz ab: an „Mohr-Mores", „verschlagen", „Scheidemünze" usw. muß sie geübt werden; aber sie schwillt nicht so auf wie in dem witzüberschwemmten Lustspiel; wie denn der Schritt zu übertriebener Tollheit durchaus gemieden ist. Und über dem köstlichen Humor in Handlung, Einzelschilderung und Rede, über der Geschwindigkeit und Straffheit, mit der die Fäden um Wehmüller zu Maschen verknotet werden, bis er sich vor Doppelgängern selbst nicht mehr auskennt und ihn nur die Zähne, die er wirklich zeigen kann, und schließlich Zigeunerkunst retten, über dem meisterlichen Geschick, mit dem für die Spukgeschichten jedesmal der geeignete Stimmungsboden bereitet wird, übersieht der Leser wohl, daß die eigentliche Wehmüllererzählung dreimal vor selbständigen Geschichten zurücktritt.

Immerhin sinkt sie nicht zur bloßen Rahmenerzählung herab; die drei Geschichten läßt Brentano mehr aus ihr herauswachsen, als daß er sie einbaut; außerdem dient der Einheitlichkeit des Ganzen die Anordnung der drei Geschichten, in der deutlich der Fortschritt vom reinen unerklärbaren, loser verknüpften Märchen „Kater Mores" über den natürlich gedeuteten Austerfelsenspuk hinweg zu der Erzählung vom wilden Jäger zu erkennen ist, die mit der Wehmüllergeschichte eng verflochten ist und sie fortführt zur Höhe ihrer Spannung und zur glücklichen Lösung.

Hier spricht der böhmische Landwirt Brentano, der in dem einsamen Herrenhause die in Böhmens Volk und Wäldern gewonnenen Eindrücke zu poetischer Gestaltung verdichtete. Sogar geschichtliche Anregungen mögen vorliegen. Grenzabsperrungen waren in den gerade während des zweiten Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts von der Pest mehrmals bedrohten Donauländern nichts Seltenes; dazu kommen die Andeutungen auf die Carbonari, auf Vorgänge in Neapel. Von den Gestalten selbst geht Nanny bezeugtermaßen auf die Bukowaner Kammerjungfer gleichen Namens zurück. Und schließlich fehlen auch nicht echte Züge des Dichters selbst: so, wenn es von Martino heißt, daß er „seinen Witz in allen Nestern auszubrüten pflegte", daß er „in Reimen wie ein Improvisator schwatzen konnte", sich „wohl (und wie sehr!) auf Lichtwirkungen in der Nacht" verstehe, und anderes mehr. Literarische Anregung liegt nachweisbar bei dem Märchen vom Kater Mores vor: dessen Kern teilte Brentano bereits 1815 im Anhange der „Gründung Prags" mit, so wie er es von seiner Schwester Lulu erfahren hatte. Ob ihm eine Mitidika — die reizvollste, unsere Phantasie nicht wieder verlassende Gestalt der Dichtung — leibhaftig begegnet ist? Anzunehmen ist es wohl; denn solch eine lebengesättigte Gestalt kann nur dem Leben entwachsen, nicht der Phantasie allein. Sie wird nie verwelken, wie auch der schwarzsittige Kater Mores seinen Stand unter den Murr, Hiddigeigei, Spiegel seines Geschlechts behaupten wird.

Die Dichtung lag ohne Zweifel längst fertig vor, als Brentano sie 1817 in Gubitz' Zeitschrift „Der Gesellschafter" bekanntgab. Mitten in der alle seine Lebensnerven anspannenden tiefen Krisis dieser Jahre hätte er solch ausgelassenen phantastischen Spuk gewiß nicht gestaltet.

Gegen Ende des Sommers, während der Pest in Kroatien, hatte Herr Wehmüller, ein reisender Maler, von Wien aus einen Freund besucht, der in dieser östreichischen Provinz als Erzieher auf dem Schlosse eines Grafen Giulowitsch lebte. Die Zeit, welche ihm seine Geschäfte zu dem Besuche erlaubten, war vorüber. Er hatte von seiner jungen Frau, welche ihm nach Siebenbürgen vorausgereist war, einen Brief aus Stuhlweißenburg erhalten, daß er sie nicht mehr länger allein lassen möge; es erwarte ihn das Offizierkorps des dort liegenden hochlöblichen ungarischen Grenadier- und Husarenregiments sehnsüchtig, um, von seiner Meisterhand gemalt, sich in dem Andenken mannigfaltiger schöner Freundinnen zu erhalten, da ein naher Garnisonswechsel manches engverknüpfte Liebes- und Freundschaftsband zu zerreißen drohte. Dieser Brief brachte den Herrn Wehmüller in große Unruhe, denn er war viermal so lange unterwegs geblieben als gewöhnlich und dermaßen durch die Quarantäne zerstochen und durchräuchert worden, daß er die ohnedies nicht allzu leserliche Hand seiner guten Frau, die mit oft gewässerter Dinte geschrieben hatte, nur mit Mühe lesen konnte. Er eilte in die Stube seines Freundes Lury und sagte zu ihm: „Ich muß gleich auf der Stelle fort nach Stuhlweißenburg, denn die hochlöblichen Grenadier- und Husarenregimenter sind im Begriff, von dort abzuziehen; lesen Sie, der Brief ist an fünf Wochen alt.“ Der Freund verstand ihn nicht, nahm aber den Brief und las. Wehmüller lief sogleich zur Stube hinaus und die Treppe hinab in die Hauskapelle, um zu sehen, ob er die 39 Nationalgesichter, welche er in Öl gemalt und dort zum Trocknen aufgehängt hatte, schon ohne große Gefahr des Verwischens zusammenrollen könne. Ihre Trockenheit übertraf alle seine Erwartung, denn er malte mit Terpentinfirnis, welcher trocken wird, ehe man sich umsieht. Was übrigens diese 39 Nationalgesichter betrifft, hatte

es mit ihnen folgende Bewandtnis: Sie waren nichts mehr und nichts weniger als 39 Porträts von Ungaren, welche Herr Wehmüller gemalt hatte, ehe er sie gesehen. Er pflegte solcher Nationalgesichter immer ein halb Hundert fertig bei sich zu führen. Kam er in einer Stadt an, wo er Gewinn durch seine Kunst erwartete, so pflegte er öffentlich ausschellen oder austrommeln zu lassen: der bekannte Künstler, Herr Wehmüller, sei mit einem reichassortierten Lager wohlgetroffener Nationalgesichter angelangt und lade diejenigen unter einem hochedlen Publikum, welche ihr Porträt wünschten, untertänigst ein, sich dasselbe, Stück vor Stück zu einem Dukaten in Gold, selbst auszusuchen; er fügte sodann noch, durch wenige Meisterstriche, einige persönliche Züge und Ehrennarben oder die Individualität des Schnurrbartes des Käufers unentgeltlich bei, für die Uniform aber, welche er immer ausgelassen hatte, mußte nach Maßgabe ihres Reichtums nachgezahlt werden. Er hatte diese Verfahrungsart auf seinen Kunstreisen als die befriedigendste für sich und die Käufer gefunden. Er malte die Leute nach Belieben im Winter mit aller Bequemlichkeit zu Haus und brachte sie in der schönen Jahreszeit zu Markte. So genoß er des großen Trostes, daß keiner über Unähnlichkeit oder langes Sitzen klagen konnte, weil sich jeder sein Bildnis fertig nach bestimmtem Preise, wie einen Weck auf dem Laden, selbst aussuchte. Wehmüller hatte seine Gattin vorausgeschickt, um seine Ankunft in Stuhlweißenburg vorzubereiten, während er seinen Vorrat von Porträts bei seinem Freunde Lury zu der gehörigen Menge brachte; er mußte diesmal in vollem Glanze auftreten, weil er in einer Zeitung gelesen: ein Maler Froschhauer aus Klagenfurt habe dieselbe Kunstreise vor. Dieser aber war bisher sein Antagonist und Nebenbuhler gewesen, wenn sie sich gleich nicht kannten, denn Froschhauer war von der entgegengesetzten Schule; er hatte nämlich immer alle Uniformen voraus fertig und ließ sich für die Gesichter extra bezahlen.

Schon hatte Wehmüller die 39 Nationalgesichter zusammengerollt in eine große, weite Blechbüchse gesteckt, in welcher auch seine Farben und Pinsel, ein paar Hemden, ein Paar gelbe Stiefelstulpen und eine Haarlocke seiner Frau Platz fanden; schon schnallte er sich diese Büchse mit zwei Riemen wie einen

Tornister auf den Rücken, als sein Freund Lury hereintrat und ihm den Brief mit den Worten zurückgab: „Du kannst nicht reisen; soeben hat ein Bauer hier auf dem Hofe erzählt, daß er vor einigen Tagen einen Fußreisenden begleitet habe, und daß dieser der letzte Mensch gewesen sei, der über die Grenze gekommen, denn auf seinem Rückwege hierher habe er, der Bote, schon alle Wege vom Pestkordon besetzt gefunden.“ Wehmüller aber ließ sich nicht mehr zurückhalten, er schob seine Palette unter den Wachstuchüberzug auf seinen runden Hut, wie die Bäcker in den Zipfel ihrer gestrickten spitzen Mützen eine Semmel zu stecken pflegen, und begann seinen Reisestab zusammenzurichten, der ein wahres Wunder der Mechanik, wenn ich mich nicht irre, von der Erfindung des Mechanikus Eckler in Berlin, war; denn er enthielt erstens: sich selbst, nämlich einen Reisestock; zweitens: nochmals sich selbst, einen Malerstock; drittens: nochmals sich selbst, einen Meßstock; viertens: nochmals sich selbst, ein Richtscheit; fünftens: nochmals sich selbst, ein Blaserohr; sechstens: nochmals sich selbst, ein Tabakspfeifenrohr; siebentens: nochmals sich selbst, einen Angelstock; darin aber waren noch ein Stiefelknecht, ein Barometer, ein Thermometer, ein Perspektiv, ein Zeichenstuhl, ein chemisches Feuerzeug, ein Reißzeug, ein Bleistift und das Brauchbarste von allem, eine approbierte hölzerne Hühneraugenfeile, angebracht; das Ganze aber war so eingerichtet, daß man die Masse des Inhalts durch den Druck einer Feder aus diesem Stocke, wie aus einer Windbüchse, seinem Feind auf den Leib schießen konnte. Während Wehmüller diesen Stock zusammenrichtete, machte Lury ihm die lebhaftesten Vorstellungen wegen der Gefahr seiner Reise, aber er ließ sich nicht halten. „So rede wenigstens mit dem Bauer selbst“, sprach Lury; das war Wehmüller zufrieden und ging, ganz zum Abmarsche fertig, hinab. Kaum aber waren sie in die Schenke getreten, als der Bauer zu ihm trat und, ihm den Ärmel küssend, sagte: „Nu, gnädiger Herr, wie kommen wir schon wieder zusammen? Sie hatten ja eine solche Eile nach Stuhlweißenburg, daß ich glaubte, Euer Gnaden müßten bald dort sein.“ Wehmüller verstand den Bauer nicht, der ihm versicherte, daß er ihn, mit derselben blechernen Büchse auf dem Rücken und demselben langen Stocke in der

Hand, nach der ungarischen Grenze geführt habe, und zwar zu rechter Zeit, weil kurz nachher der Weg vom Pestkordon geschlossen worden sei, wobei der Mann ihm eine Menge einzelne Vorfälle der Reise erzählte, von welchen, wie vom Ganzen, Wehmüller nichts begriff. Da aber endlich der Bauer ein kleines Bild hervorzog mit den Worten: „Haben Euer Gnaden mir dieses Bildchen, das in Ihrer Büchse keinen Platz fand, nicht zu tragen gegeben, und haben es Euer Gnaden nicht in der Eile der Reise vergessen?" — ergriff Wehmüller das Bild mit Heftigkeit. Es war das Bild seiner Frau, ganz wie von ihm selbst gemalt, ja, der Name Wehmüller war unterzeichnet. Er wußte nicht, wo ihm der Kopf stand. Bald sah er den Bauer, bald Lury, bald das Bild an. „Wer gab dir das Bild?" fuhr er den Bauer an. „Euer Gnaden selbst", sagte dieser; „Sie wollten nach Stuhlweißenburg zu Ihrer Liebsten, sagten Euer Gnaden, und das Botenlohn sind mir Euer Gnaden auch schuldig geblieben." — „Das ist erlogen!" schrie Wehmüller. „Es ist die Wahrheit!" sagte der Bauer. „Es ist nicht die Wahrheit!" sagte Lury, „denn dieser Herr ist seit vier Wochen nicht hier weggekommen und hat mit mir in einer Stube geschlafen." Der Bauer aber wollte von seiner Behauptung nicht abgehen und drang auf die Bezahlung des Botenlohns oder auf die Rückgabe des Porträts, welches sein Pfand sei, und dem er, wenn er nicht bezahle, einen Schimpf antun wolle. Wehmüller ward außer sich. „Was?" schrie er, „ich soll für einen andern das Botenlohn zahlen oder das Porträt meiner Frau beschimpfen lassen? Das ist entsetzlich!" Lury machte endlich den Schiedsrichter und sagte zu dem Bauer: „Habt Ihr diesen Herrn über die Grenze gebracht?" — „Ja!" sagte der Bauer. „Wie kommt er dann wieder hierher, und wie war er die ganze Zeit hier?" erwiderte Lury. „Ihr müßt ihn daher nicht recht tüchtig hinüber gebracht haben und könnt für so schlechte Arbeit kein Botenlohn begehren; bringt ihn heute nochmals hinüber, aber dermaßen, daß auch kein Stümpfchen hier in Kroatien bleibt, und laßt Euch doppelt bezahlen." Der Bauer sagte: „Ich bin es zufrieden, aber es ist doch eine sehr heillose Sache; wer von den beiden ist nun der Teufel, dieser gnädige Herr oder der andre? Es könnte mich dieser, der viel

widerspenstiger scheint, vielleicht gar mit über die Grenze holen, auch ist der Weg jetzt gesperrt, und der andre war der letzte; ich glaube doch, er muß der Teufel gewesen sein, der bei der Pest zu tun hat." — „Was", schrie Wehmüller, „der Teufel mit dem Porträt meiner Frau? Ich werde verrückt; gesperrt oder nicht gesperrt, ich muß fort, der scheußlichste Betrug muß entdeckt werden. Ach, meine arme Frau, wie kann sie getäuscht werden! Adie, Lury, ich brauche keinen Boten, ich will schon allein finden." Und somit lief er zum offnen Hoftore mit solcher Schnelligkeit hinaus, daß ihn weder der nachlaufende Bauer noch das Geschrei Lurys einholen konnte.

Nach dieser Szene trat der Graf Giulowitsch, der Prinzipal Lurys, aus dem Schlosse, um auf seinen Finkenherd zu fahren. Lury erzählte ihm die Geschichte, und der Graf, neugierig, mehr von der Sache zu hören, bestieg seinen Wurstwagen[1] und fuhr dem Maler in vollem Trabe nach; das leichte Fuhrwerk, mit zwei raschen Pferden bespannt, flog über die Stoppelfelder, welche einen festeren Boden als die moorichte Landstraße darboten. Bald war der Maler eingeholt, der Graf bat ihn, aufzusitzen, mit dem Anerbieten, ihn einige Meilen bis an die Grenze seiner Güter zu bringen, wo er noch eine halbe Stunde nach dem letzten Grenzdorf habe. Wehmüller, der schon viel Grund und Boden an seinen Stiefeln hängen hatte, nahm den Vorschlag mit untertänigstem Dank an. Er mußte einige Züge alten Slibowitz[2] aus des Grafen Jagdflasche tun und fand dadurch schon etwas mehr Mut, sich selbst auf der eignen Fährte zu seiner Frau nachzueilen. Der Graf fragte ihn, ob er denn niemand kenne, der ihm so ähnlich sei und so malen könne wie er. Wehmüller sagte nein, und das Porträt ängstige ihn am meisten, denn dadurch zeige sich eine Beziehung des falschen Wehmüllers auf seine Frau, welche ihm besonders fatal werden könne. Der Graf sagte ihm, der falsche Wehmüller sei wohl nur eine Strafe Gottes für den echten Wehmüller, weil dieser alle Ungarn über einen Leisten male; so gäbe es jetzt auch mehrere Wehmüller über einen Leisten. Wehmüller meinte, alles sei ihm einerlei, aber seine Frau,

[1] Ursprünglich Munitionswagen mit gepolstertem Reitsitz (Wurst). — [2] Zwetschenbranntwein.

seine Frau, wenn die sich nur nicht irre. Der Graf stellte ihm nochmals vor, er möge lieber mit ihm auf seinen Finkenherd und dann zurückfahren; er gefährde[1], wenn er auch höchst unwahrscheinlich den Pestkordon durchschleichen sollte, jenseits an der Pest zu sterben. Wehmüller aber meinte: „Ein zweiter Wehmüller, der zu meiner Frau reist, ist auch eine Pest, an der man sterben kann", und er wolle so wenig als die Schneegänse, welche schreiend über ihnen hinstrichen, den Pestkordon respektieren; er habe keine Ruhe, bis er bei seiner Tonerl sei. So kamen sie bis auf die Grenze der Giulowitschschen Güter, und der Graf schenkte Wehmüllern noch eine Flasche Tokaier mit den Worten: „Wenn Sie diese ausstechen, lieber Wehmüller, werden Sie sich nicht wundern, daß man Sie doppelt gesehn, denn Sie selbst werden alles doppelt sehn; geben Sie uns so bald als möglich Bericht von Ihrem Abenteuer, und möge Ihre Gemahlin anders sehen, als der Bauer gesehen hat. Leben Sie wohl!"

Nun eilte Wehmüller, so schnell er konnte, nach dem nächsten Dorf, und kaum war er in die kleine, dumpfichte Schenke eingetreten, als die alte Wirtin, in Husarenuniform, ihm entgegenschrie: „Ha, ha! da sind der Herr wieder zurück, ich hab' es gleich gesagt, daß Sie nicht durch den Kordon würden hinüber gelassen werden." Wehmüller sagte, daß er hier niemals gewesen, und daß er gleich jetzt erst versuchen wolle, durch den Kordon zu kommen. Da lachte Frau Tschermack und ihr Gesinde ihm ins Gesicht und behaupteten steif und fest, er sei vor einigen Tagen hier durchpassiert, von einem Giulowitscher Bauer begleitet, dem er das Botenlohn zu zahlen vergessen; er habe ja hier gefrühstückt und erzählt, daß er nach Stuhlweißenburg zu seiner Frau Tonerl wolle, um dort das hochlöbliche Offizierkorps zu malen. Wehmüller kam durch diese neue Bestätigung, daß er doppelt in der Welt herumreise, beinahe in Verzweiflung. Er sagte der Wirtin mit kurzen Worten seine ganze Lage; sie wußte nicht, was sie glauben sollte, und sah ihn sehr kurios an. Es war ihr nicht allzu heimlich bei ihm. Aber er wartete alle ihre Skrupel nicht ab und lief wie toll und blind zum Dorfe hinaus und dem Pestkordon

[1] Ungewöhnlicher Gebrauch für: laufe Gefahr.

zu. Als er eine Viertelmeile auf der Landstraße gelaufen war, sah er auf dem Stoppelfeld eine Reihe von Rauchsäulen aufsteigen, und ein angenehmer Wacholdergeruch dampfte ihm entgegen. Er sah bald eine Reihe von Erdhütten und Soldaten, welche kochten und sangen; es war ein Hauptbivouac des Pestkordons. Als er sich der Schildwache näherte, rief sie ihm ein schreckliches „Halt!" entgegen und schlug zugleich ihr Gewehr auf ihn an. Wehmüller stand wie angewurzelt. Die Schildwache rief den Unteroffizier, und nach einigen Minuten sprengte ein Szekler-Husar gegen ihn heran und schrie aus der Ferne: „Wos willstu, quid vis? Wo kommst her, unde venis? An welchen Ort willst du, ad quem locum vis? Bist du nicht vorige Woche hier durchpassiert, es tu non altera hebdomada hic perpassatus?" Er fragte ihn so auf deutsch und husarenlateinisch zugleich, weil er nicht wußte, ob er ein Deutscher oder ein Ungar sei. Wehmüller mußte aus den letzten Worten des Husaren abermals hören, daß er hier schon durchgereist sei, welche Nachricht ihm eiskalt über den Rücken lief. Er schrie sich beinah die Kehle aus, daß er grade von dem Grafen Giulowitsch komme, daß er in seinem Leben nicht hier gewesen. Der Husar aber lachte und sprach: „Du lügst, mentiris! Hast du nicht dem Herrn Chirurg sein Bild gegeben, non dedidisti Domino Chirurgo suam imaginem? — daß er durch die Finger gesehen und dich passieren lassen, ut vidit per digitos et te fecit passare? Du bist zurückgekehrt aus den Pestörtern, es returnatus ex pestiferatis locis!" Wehmüller sank auf die Knie nieder und bat, man möge den Chirurgen doch herbeirufen.

Während diesem Gespräch waren mehrere Soldaten um den Husaren herum getreten, zuzuhören; endlich kam der Chirurg auch, und nachdem er Wehmüllers Klagen angehört, der sich die Lunge fast weggeschrieen, befahl er ihm, sich einem der Feuer von Wacholderholz zu nähern, so daß es zwischen ihnen beiden sei, dann wolle er mit ihm reden. Wehmüller tat dies und erzählte ihm die ganze Aussage über einen zweiten Wehmüller, der hier durchgereist sei, und seine große Sorge, daß ihn dieser um all sein Glück betrügen könne, und bot dem Chirurgen alles an, was er besitze, er möge ihm nur durchhelfen. Der Chirurg holte

nun eine Rolle Wachsleinwand aus seiner Erdhütte, und Wehmüller erblickte auf derselben eines der ungarischen Nationalgesichter, grade wie er sie selbst zu malen pflegte, auch sein Name stand drunter, und da der Chirurg sagte, ob er dies Bild nicht gemalt und ihm neulich geschenkt habe, weil er ihn passieren lassen, gestand Wehmüller, er würde nie dies Bild von den seinigen unterscheiden können, aber durchpassiert sei er hier nie und habe nie die Gelegenheit gehabt, den Herren Chirurgen zu sprechen. Da sagte der Chirurg: „Hatten Sie nicht heftiges Zahnweh? Habe ich Ihnen nicht noch einen Zahn ausgezogen für das Bild?" — „Nein, Herr Chirurg", erwiderte Wehmüller, „ich habe alle meine Zähne frisch und gesund, wenn Sie zuschauen wollen." Nun faßte der Feldscher einigen Mut; Wehmüller sperrte das Maul auf, er sah nach und gestand ihm zu, daß er ganz ein andrer Mensch sei; denn jetzt, da er ihn weder aus der Ferne noch von Rauch getrübt ansehe, müsse er ihm gestehen, daß der andre Wehmüller viel glatter und auch etwas fetter sei, ja daß sie beide, wenn sie nebeneinander ständen, kaum verwechselt werden könnten; aber durchpassieren lassen könne er ihn jetzt doch nicht. Es habe zuviel Aufsehens bei der Wache gemacht, und er könne Verdruß haben; morgen früh werde aber der Kordonkommandant mit einer Patrouille bei der Visitation hieher kommen, und da ließe sich sehen, was er für ihn tun könne; er möge bis dahin nach der Schenke des Dorfs zurückkehren, er wolle ihn rufen lassen, wenn es Zeit sei; er solle auch das Bild mitnehmen und ihm den Schnauzbart etwas spitzer malen, damit es ganz ähnlich werde. Wehmüller bat, in seiner Erdhütte einen Brief an sein Tonerl schreiben zu dürfen und ihm den Brief hinüber zu besorgen. Der Chirurg war es zufrieden. Wehmüller schrieb seiner Frau, erzählte ihr sein Unglück, bat sie um Gottes willen, nicht den falschen Wehmüller mit ihm zu verwechseln und lieber sogleich ihm entgegen zu reisen. Der Chirurg besorgte den Brief und gab Wehmüllern noch ein Attestat, daß seine Person eine ganz andre sei als die des ersten Wehmüllers, und nun kehrte unser Maler, durchgeräuchert wie ein Quarantänebrief, nach der Dorfschenke zurück.

Hier war die Gesellschaft vermehrt, die Erzählung von dem

doppelten Wehmüller hatte sich im Dorfe und auf einem benachbarten Edelhof ausgebreitet, und es waren allerlei Leute bei der Wirtin zusammengekommen, um sich wegen der Geschichte zu befragen. Unter dieser Gesellschaft waren ein alter invalider Feuerwerker und ein Franzose die Hauptpersonen. Der Feuerwerker, ein Venetianer von Geburt, hieß Baciochi und war ein Allesinallem bei dem Edelmanne, der einen Büchsenschuß von dem Dorfe wohnte. Der Franzose war ein Monsieur Devillier, der, von einer alten reichen Ungarin gefesselt, in Ungarn sitzen geblieben war; seine Gönnerin starb und hinterließ ihm ein kleines Gütchen, auf welchem er lebte und sich bei seinen Nachbarn umher mit der Jagd und allerlei Liebeshändeln die Zeit vertrieb. Er hatte gerade eine Kammerjungfer auf dem Edelhofe besucht, der er Sprachunterricht gab, und diese hatte ihn mit dem Hofmeister des jungen Edelmanns auf seinem Rückwege in die Schenke begleitet, um ihrer Herrschaft von dem doppelten Wehmüller Bericht zu erstatten. Die Kammerjungfer hieß Nanny, und der Hofmeister war ein geborner Wiener mit Namen Lindpeindler, ein zartfühlender Dichter, der oft verkannt worden ist. Die berühmteste Person von allen war aber der Violinspieler Michaly, ein Zigeuner von etwa dreißig Jahren, von eigentümlicher Schönheit und Kühnheit, der wegen seinem großen Talent, alle möglichen Tänze ununterbrochen auf seiner Violine zu erfinden und zu variieren, bei allen großen Hochzeiten im Lande allein spielen mußte. Er war hieher gereist, um seine Schwester zu erwarten, die bis jetzt bei einer verstorbenen Großmutter gelebt und nun auf der Reise zu ihm durch den Pestkordon von ihm getrennt war. Zu diesen Personen fügte sich noch ein alter kroatischer Edelmann, der einen einsamen Hof in der Nähe der türkischen Grenze besaß; er übernachtete hier, von einem Kreistage zurückkehrend. Ein Tiroler Teppichkrämer und sein Reisegeselle, ein Savoyardenjunge, dem sein Murmeltier gestorben war, und der sich nach Hause bettelte, machten die Gesellschaft voll, außer der alten Wirtin, die Tabak rauchte und in ihrer Jugend als Amazone unter den Wurmserschen Husaren[1] gedient hatte. Sie

[1] So genannt nach dem durch die Kapitulation von Mantua (2. Februar 1797) bekannten österreichischen General Grafen von Wurmser (1724—97).

trug noch den Dolman[1] und die Mütze, die Haare in einen Zopf am Nacken und zwei kleine Zöpfe an den Schläfen geknüpft, und hatte hinter ihrem Spinnrad ein martialisches Ansehen. Diese bunte Versammlung saß in der Stube, welche zugleich die Küche und der Stall für zwei Büffelkühe war, um den lodernden, niedern Feuerherd und war im vollen Gespräch über den doppelten Wehmüller, als dieser in der Dämmerung an der verschlossenen Haustüre pochte. Die Wirtin fragte zum Fenster hinaus, und als sie Wehmüller sah, rief sie: „Gott steh' uns bei! Da ist noch ein dritter Wehmüller; ich mache die Türe nicht eher auf, bis sie alle drei zusammen kommen!"

Ein lautes Gelächter und Geschrei des Verwunderns aus der Stube unterbrach des armen Malers Bitte um Einlaß. Er nahte sich dem Fenster und hörte eine lebhafte Beratschlagung über sich an. Der kroatische Edelmann behauptete, er könne sehr leicht ein Vampyr sein oder die Leiche des ersten an der Pest verstorbenen Wehmüllers, die hier den Leuten das Blut aussaugen wolle; der Feuerwerker meinte, er könne die Pest bringen, er habe wahrscheinlich den Kordon überschritten und sei wieder zurück geschlichen; der Tiroler bewies, er würde niemand fressen; die Kammerjungfer verkroch sich hinter dem Franzosen, der, nebst dem Hofmeister, die Gastfreiheit und Menschlichkeit verteidigte. Devillier sagte, er könne nicht erwarten, daß eine so auserwählte Gesellschaft, in der er sich befände, jemals aus Furcht und Aberglauben die Rechte der Menschheit so sehr verletzen werde, einen Fremden wegen einer bloßen Grille auszusperren, er wolle mit dem Manne reden; der Zigeuner aber ergriff in dem allgemeinen, ziemlich lauten Wortwechsel seine Violine und machte ein wunderbares Schariwari[2] dazu, und da die ungarischen Bauern nicht leicht eine Fiedel hören, ohne den Tanzkrampf in den Füßen zu fühlen, so versammelte sich bald Horia und Klotzka vor der Schenke — was so viel heißt als Hinz und Kunz bei uns zulande — die Mädchen wurden aus den Betten getrieben und vor die Schenke gezogen, und sie begannen zu jauchzen und zu tanzen.

Durch den Lärm ward der Vizegespan, des Orts Obrigkeit,

[1] Kurze, mit Schnüren besetzte Jacke; Uniformstück der Husaren. — [2] Katzenmusik; die Bezeichnung stammt aus dem mittelalterlichen Französischen (charivari).

herbeigelockt, und Wehmüller brachte ihm seine Klagen und das Attestat des Chirurgen vor, versprach ihm auch, sein Porträt unter den Nationalgesichtern sich aussuchen zu lassen, wenn er ihm ein ruhiges Nachtquartier verschaffe und seine Persönlichkeit in der Schenke attestiere. Der Vizegespan ließ sich nun die Schenke öffnen und las drinnen das Attestat des Herren Chirurgen, das er allen Anwesenden zur Beruhigung mitteilte. Durch seine Autorität brachte er es dahin, daß Wehmüller endlich herein gelassen wurde, und er nahm, um der Sache mehr Ansehen zu geben, ein Protokoll über ihn auf, an dem nichts merkwürdig war, als daß es mit dem Worte „sondern" anfing. Indessen hatten die Bauern den musikalischen Zigeuner herausgezerrt und waren mit ihm unter die Linde des Dorfs gezogen, der Tiroler zog hinterdrein und juodelte aus der Fistel, der Savoyarde gurgelte sein „Escoutta Gianetta[1]" und klapperte mit dem Deckel seines leeren Kastens den Takt dazu bis unter die Linde. Monsieur Devillier forderte die Kammerjungfer zu einem Tänzchen auf, und Herr Lindpeindler gab der schönen Herbstnacht und dem romantischen Eindruck nach. So war die Stube ziemlich leer geworden; Wehmüller holte seine Nationalgesichter aus der Blechbüchse, und der Vizegespan hatte bald sein Porträt gefunden, versprach auch dem Maler ins Ohr, daß er ihm morgen über den Kordon helfen wolle, wenn er ihm heute nacht noch eine Reihe Knöpfe mehr auf die Jacke male. Wehmüller dankte ihm herzlich und begann sogleich bei einer Kienfackel seine Arbeit. Der Feuerwerker und der kroatische Edelmann rückten zu dem Tisch, auf welchem Wehmüller seine Flasche Tokaier preisgab; die Herren drehten sich die Schnauzbärte, steckten sich die Pfeifen an und ließen es sich wohlschmecken. Der Vizegespan sprach von der Jagdzeit, die am St. Egiditag[2], da der Hirsch in die Brunst gehe, begonnen habe, und daß er morgen früh nach einem Vierzehnender ausgehen wolle, der ihm großen Schaden in seinem Weinberge getan; zugleich lud er Herrn Wehmüller ein, mitzugehen, wobei er ihm auf den Fuß trat. Wehmüller verstand, daß dies ein Wink sei, wie er ihm über den Kordon helfen wolle, und wenn ihm gleich

[1] Savoyardisches Volkslied („Höre, Johanna ..."). — [2] 1. September.

nicht so zumute war, gern von Hirschgeweihen zu hören, nahm er doch das Anerbieten mit Dank an, nur bat er sich die Erlaubnis aus, nach der Rückkehr das Bild des Herrn Vizegespans in seinem Hause fertig malen zu dürfen. Der kroatische Edelmann und der Feuerwerker sprachen nun noch mancherlei von der Jagd, und wie der Wein so vortrefflich stehe, darum sei das Volk auch so lustig; wenn der unbequeme Pestkordon nur erst aufgelöst sei; aller Verkehr sei durch ihn gestört, und der Kordon sei eigentlich ärger als die Pest selbst. „Es wird bald aus sein mit dem Kordon", sagte der Kroate, „die Kälte ist der beste Doktor, und ich habe heute an den Eicheln gesehen, daß es einen strengen Winter geben wird; denn die Eicheln kamen heuer früh und viel, und es heißt von den Eicheln im September:

Haben sie Spinnen, so kömmt ein bös Jahr,
Haben sie Fliegen, kömmt Mittelzeit zwar,
Haben sie Maden, so wird das Jahr gut,
Ist nichts darin, so hält der Tod die Hut,
Sind die Eicheln früh und sehr viel,
So schau, was der Winter anrichten will:
Mit vielem Schnee kömmt er vor Weihnachten,
Darnach magst du große Kälte betrachten.
Sind die Eicheln schön innerlich,
Folgt ein schöner Sommer, glaub' sicherlich;
Auch wird dieselbe Zeit wachsen schön Korn,
Also ist Müh' und Arbeit nicht verlorn.
Werden sie innerlich naß befunden,
Tut's uns einen nassen Sommer bekunden;
Sind sie mager, wird der Sommer heiß,
Das sei dir gesagt mit allem Fleiß.

Diesen September waren sie aber so früh und häufig, daß es gewiß bald kalt und der Frost die Pest schon vertilgen wird." — „Ganz recht", sagte der Vizegespan, „wir werden einen frühen Winter und einen schönen Herbst haben, denn tritt der Hirsch an einem schönen Egiditag in Brunst, so tritt er auch an einem schönen Tag heraus, und wenn er früh eintritt, wie dieses Jahr, so naht der Winter auch früh."

Über diesen Wetterbetrachtungen kamen sie auf kalte Winter zu sprechen, und der Kroate erzählte folgende Geschichte, die ihm

vor einigen Jahren im kalten Winter in der Christnacht geschehen sein sollte, und er beschwor sie hoch und teuer. Aber eben, als er beginnen wollte, schallte ein großer Spektakel von der Linde her. Lindpeindler und die Kammerjungfer stürzten mit dem Geschrei in die Stube, auf dem Tanzplatz sei wieder ein Wehmüller erschienen. „Ach", schrie die Kammerjungfer, „er hat mich wie ein Gespenst angepackt und ist mit mir so entsetzlich unter der Linde herumgetanzt, daß mir die Haube in den Zweigen blieb." Auf diese Aussage sprangen alle vom Tisch auf und wollten hinausstürzen. Der Vizegespan aber gebot dem Maler, sitzenzubleiben, bis man wisse, ob er oder der andere es sei. Da näherte sich das Spektakel, und bald trat der Zigeuner, lustig fiedelnd, von den krähenden Bauern begleitet, mit dem neuen Wehmüller vor die Schenke. Da klärte sich denn bald der Scherz auf. Devillier hatte den grauen Reisekittel und den Hut Wehmüllers im Hinausgehen aufgesetzt und ein altes blechernes Ofenrohr, das in einem Winkel lag, umgehängt, die furchtsame Kammerjungfer zu erschrecken. Nanny ward sehr ausgelacht, und der Vizegespan befahl nun den Leuten, zu Bette zu gehen; da aber einige noch tanzen wollten und grob wurden, rief er nach seinen Heiducken, setzte selbst eine Bank vor die Türe, legte eigenhändig einen frechen Burschen über und ließ ihm fünf aufzählen, auf welche kleine Erfrischung die ganze Ballgesellschaft mit einem lauten „Vivat noster Dominus Vicegespannus!" jubelnd nach Haus zog. Nun ordnete sich die übrige Gesellschaft in der engen Stube, wie es gehen wollte, um Tisch und Herd, auf Kübeln und Tonnen und den zur Nachtstreue von der Wirtin angeschleppten Strohbündeln. Devillier ließ einige Krüge Wein bringen, und der erschrockenen Kammerjungfer wurde auf den Schreck wacker zugetrunken. Man bat dann den Kroaten, seine versprochene Geschichte zu erzählen, welcher, während Wehmüller in schweren Gedanken an sein Tonerl Knöpfe malte, also begann:

## Das Pickenick des Katers Mores.

### Erzählung des kroatischen Edelmanns.

Mein Freihof liegt einsam, eine halbe Stunde von der türkischen Grenze, in einem sumpfichten Wald, wo alles im herrlichsten und fatalsten Überfluß ist, zum Beispiel die Nachtigallen,

die einen immer vor Tag aus dem Schlafe wecken, und im letzten Sommer pfiffen die Bestien so unverschämt nah und in solcher Menge vor meinem Fenster, daß ich einmal im größten Zorne den Nachttopf nach ihnen warf. Aber ich kriegte bald einen Hausgenossen, der ihnen auf den Dienst paßte und mich von dem Ungeziefer befreite. Heut sind es drei Jahre, als ich morgens auf meinen Finkenherd ging, mit einem Pallasch, einer guten Doppelbüchse und einem Paar doppelten Pistolen versehen, denn ich hatte einen türkischen Wildpretdieb und Händler auf dem Korn, der mir seit einiger Zeit großen Wildschaden angetan und mir, da ich ihn gewarnt hatte, trotzig hatte sagen lassen, er störe sich nicht an mir und wolle unter meinen Augen in meinem Wald jagen. Als ich nach dem Finkenherd kam, fand ich alle meine ausgestellten Dohnen[1] und Schlingen ausgeleert und merkte, daß der Spitzbube mußte da gewesen sein. Erbittert stellte ich meinen Fang wieder auf, da strich ein großer schwarzer Kater aus dem Gesträuch murrend zu mir her und machte sich so zutulich, daß ich seinen Pelz mit Wohlgefallen ansah und ihn liebkoste mit der Hoffnung, ihn an mich zu gewöhnen und mir etwa aus seinen Winterhaaren eine Mütze zu machen. Ich habe immer so eine lebendige Wintergarderobe im Sommer in meinem Revier, ich brauche darum kein Geld zum Kürschner zu tragen, es kommen mir auch keine Motten in mein Pelzwerk. Vier Paar tüchtige lederne Hosen laufen immer als lebendige Böcke auf meinem Hofe, und mitten unter ihnen ein herrlicher Dudelsack, der sich jetzt als lebendiger Bock schon so musikalisch zeigt, daß die zu einzelnen Hosenbeinen bestimmten Kandidaten, sobald er meckernd unter sie tritt, zu tanzen und gegeneinander zu stutzen anfangen, als fühlten sie jetzt schon ihre Bestimmung, einst mit meinen Beinen nach diesem Dudelsack ungarisch zu tanzen. So habe ich auch einen neuen Reisekoffer als Wildsau in meinem Forste herumlaufen, ein prächtiger Wolfspelz hat mir im letzten Winter in der Gestalt von sechs tüchtigen Wölfen schon auf den Leib gewollt; die Bestien hatten mir ein tüchtiges Loch in die Kammertüre genagt, da fuhr ich einem nach dem andern durch ein Loch über der Türe

[1] Dasselbe wie Schlingen.

mit einem Pinsel voll Ölfarbe über den Rücken und erwarte sie nächstens wieder, um ihnen das Fell über die Ohren zu ziehen.

Aus solchen Gesichtspunkten sah ich auch den schwarzen Kater an und gab ihm, teils weil er schwarz wie ein Mohr war, teils weil er gar vortreffliche Mores oder Sitten hatte, den Namen Mores. Der Kater folgte mir nach Hause und wußte sich so vortrefflich durch Mäusefangen und Verträglichkeit mit meinen Hunden auszuzeichnen, daß ich den Gedanken, ihn aus seinem Pelz zu vertreiben, bald aufgegeben hatte. Mores war mein steter Begleiter, und nachts schlief er auf einem ledernen Stuhl neben meinem Bette. Merkwürdig war es mir besonders an dem Tiere, daß es, als ich ihm scherzhaft bei Tage einigemal Wein aus meinem Glase zu trinken anbot, sich gewaltig dagegen sträubte und ich es doch einst im Keller erwischte, wie es den Schwanz ins Spundloch hängte und dann mit dem größten Appetit ableckte. Auch zeichnete sich Mores vor allen Katzen durch seine Neigung, sich zu waschen, aus, da doch sonst sein Geschlecht eine Feindschaft gegen das Wasser hat. Alle diese Absonderlichkeiten hatten den Mores in meiner Nachbarschaft sehr berühmt gemacht, und ich ließ ihn ruhig bei mir aus und ein gehen, er jagte auf seine eigne Hand und kostete mich nichts als Kaffee, den er über die Maßen gern soff. So hatte ich meinen Gesellen bis gegen Weihnachten immer als Schlafkameraden gehabt, als ich ihn die zwei letzten Tage und Nächte vor dem Christtag ausbleiben sah. Ich war schon an den Gedanken gewöhnt, daß ihn irgendein Wildschütze, vielleicht gar mein türkischer Grenznachbar, möge weggeschossen oder gefangen haben, und sendete deswegen einen Knecht hinüber zu dem Wildhändler, um etwas von dem Mores auszukundschaften. Aber der Knecht kam mit der Nachricht zurück, daß der Wildhändler von meinem Kater nichts wisse, daß er eben von einer Reise von Stambul zurück gekommen sei und seiner Frau eine Menge schöner Katzen mitgebracht habe; übrigens sei es ihm lieb, daß er von meinem trefflichen Kater gehört, und wolle er auf alle Weise suchen, ihn in seine Gewalt zu bringen, da ihm ein tüchtiger Bassa[1] für sein

[1] Pascha.

Serail fehle. Diese Nachricht erhielt ich mit Verdruß am Weihnachtsabend und sehnte mich um so mehr nach meinem Mores, weil ich ihn dem türkischen Schelm nicht gönnte. Ich legte mich an diesem Abend früh zu Bette, weil ich in der Mitternacht eine Stunde Weges nach der Kirche in die Metten gehen wollte. Mein Knecht weckte mich zur gehörigen Zeit; ich legte meine Waffen an und hängte meine Doppelbüchse, mit dem gröbsten Schrote geladen, um. So machte ich mich auf den Weg, in der kältesten Winternacht, die ich je erlebt; ich war eingehüllt wie ein Pelznickel, die brennende Tabakspfeife fror mir einigemal ein, der Pelz um meinen Hals starrte von meinem gefrornen Hauch wie ein Stachelschwein, der feste Schnee knarrte unter meinen Stiefeln, die Wölfe heulten rings um meinen Hof, und ich befahl meinen Knechten, Jagd auf sie zu machen.

So war ich bei sternheller Nacht auf das freie Feld hinaus gekommen und sah schon in der Ferne eine Eiche, die auf einer kleinen Insel mitten in einem zugefrornen Teiche stand und etwa die Hälfte des Weges bezeichnete, den ich zum Kirchdorf hatte. Da hörte ich eine wunderbare Musik und glaubte anfangs, es sei etwa ein Zug Bauern, der mit einem Dudelsack sich den Weg zur Kirche verkürzte, und so schritt ich derber zu, um mich an diese Leute anzuschließen. Aber je näher ich kam, je toller war die kuriose Musik, sie löste sich in ein Gewimmer auf, und, schon dem Baume nah, hörte ich, daß die Musik von demselben herunter schallte. Ich nahm mein Gewehr in die Hand, spannte den Hahn und schlich über den festen Teich auf die Eiche los; was sah ich, was hörte ich? Das Haar stand mir zu Berge; der ganze Baum saß voll schrecklich heulender Katzen, und in der Krone thronte mein Herr Mores mit krummem Buckel und blies ganz erbärmlich auf einem Dudelsack, wozu die Katzen unter gewaltigem Geschrei um ihn her durch die Zweige tanzten. Ich war anfangs vor Entsetzen wie versteinert, bald aber zwickte mich der Klang des Dudelsacks so sonderbar in den Beinen, daß ich selbst anfing zu tanzen und beinahe in eine von Fischern gehauene Eisöffnung fiel; da tönte aber die Mettenglocke durch die helle Nacht, ich kam zu Sinnen und schoß die volle Schrotladung meiner Doppelbüchse in den vermaledeiten Tanzchor hinein, und in demselben

Augenblick fegte die ganze Tanzgesellschaft wie ein Hagelwetter von der Eiche herunter und wie ein Bienenschwarm über mich weg, so daß ich auf dem Eise ausglitt und platt niederstürzte. Als ich mich aufraffte, war das Feld leer, und ich wunderte mich, daß ich auch keine einzige von den Katzen getroffen unter dem Baume fand. Der ganze Handel hatte mich so erschreckt und so wunderlich gemacht, daß ich es aufgab, nach der Kirche zu gehen; ich eilte nach meinem Hofe zurück und schoß meine Pistolen mehrere Male ab, um meine Knechte herbeizurufen. Sie nahten mir bald auf dieses verabredete Zeichen; ich erzählte ihnen mein Abenteuer, und der eine, ein alter, erfahrener Kerl, sagte: „Sei'n Ihr Gnaden nur ruhig, wir werden die Katzen bald finden, die Ihr Gnaden geschossen haben." Ich machte mir allerlei Gedanken und legte mich zu Hause, nachdem ich auf den Schreck einen warmen Wein getrunken hatte, zu Bett.

Als ich gegen Morgen ein Geräusch vernahm, erwachte ich aus dem unruhigen Schlaf, und sieh da: mein vermaledeiter Mores lag — mit versengtem Pelz — wie gewöhnlich neben mir auf dem Lederstuhl. Es lief mir ein grimmiger Zorn durch alle Glieder; „Passaveanelkiteremtete!" schrie ich, „vermaledeite Zauberkanaille! bist du wieder da?" und griff nach einer neuen Mistgabel, die neben meinem Bette stand; aber die Bestie stürzte mir an die Kehle und würgte mich; ich schrie Zetermordio. Meine Knechte eilten herbei mit gezogenen Säbeln und fegten nicht schlecht über meinen Mores her, der an allen Wänden hinauf fuhr, endlich das Fenster zerstieß und dem Walde zustürzte, wo es vergebens war, das Untier zu verfolgen; doch waren wir gewiß, daß Herr Mores seinen Teil Säbelhiebe weghabe, um nie wieder auf dem Dudelsack zu blasen. Ich war schändlich zerkratzt, und der Hals und das Gesicht schwoll mir gräßlich an. Ich ließ nach einer slavonischen Viehmagd rufen, die bei mir diente, um mir einen Umschlag von ihr kochen zu lassen, aber sie war nirgends zu finden, und ich mußte nach dem Kirchdorf fahren, wo ein Feldscher wohnte. Als wir an die Eiche kamen, wo das nächtliche Konzert gewesen war, sahen wir einen Menschen darauf sitzen, der uns erbärmlich um Hülfe anflehte. Ich erkannte bald Mladka, die slavonische Magd; sie hing halb erfroren mit den

Röcken in den Baumästen verwickelt, und das Blut rann von ihr nieder in den Schnee; auch sahen wir blutige Spuren von da her, wo mich die Katzen über den Haufen geworfen, nach dem Walde zu. Ich wußte nun, wie es mit der Slavonierin beschaffen war, ließ sie schwebend, daß sie die Erde nicht berührte, auf den Wurstwagen tragen und festbinden und fuhr eilend mit der Hexe nach dem Dorfe. Als ich bei dem Chirurg ankam, wurde gleich der Vizegespan und der Pfarrer des Orts gerufen, alles zu Protokoll genommen, und die Magd Mladka ward ins Gefängnis geworfen; sie ist zu ihrem Glück an dem Schuß, den sie im Leibe hatte, gestorben, sonst wäre sie gewiß auf den Scheiterhaufen gekommen. Sie war ein wunderschönes Weibsbild, und ihr Skelett ist nach Pest ins Naturalienkabinett als ein Muster schönen Wachstums gekommen; sie hat sich auch herzlich bekehrt und ist unter vielen Tränen gestorben. Auf ihre Aussagen sollten verschiedene andere Weibspersonen in der Gegend gefangengenommen werden, aber man fand zwei tot in ihren Betten, die anderen waren entflohen.

Als ich wiederhergestellt war, mußte ich mit einer Kreiskommission über die türkische Grenze reisen; wir meldeten uns bei der Obrigkeit mit unserer Anzeige gegen den Wildhändler, aber da kamen wir schier in eine noch schlimmere Suppe; es wurde uns erklärt, daß der Wildhändler nebst seiner Frau und mehreren türkischen, serbischen und slavonischen Mägden und Sklavinnen von Schrotschüssen und Säbelhieben verwundet zu Hause angekommen, und daß der Wildhändler gestorben sei mit der Angabe: er sei, von einer Hochzeit kommend, auf der Grenze von mir überfallen und so zugerichtet worden. Während dies angezeigt wurde, versammelte sich eine Menge Volks, und die Frau des Wildhändlers mit mehreren Weibern und Mägden, verbunden und bepflastert, erhoben ein mörderliches Geschrei gegen uns. Der Richter sagte: er könne uns nicht schützen, wir möchten sehen, daß wir fortkämen; da eilten wir nach dem Hof, sprangen zu Pferde, nahmen den Kreiskommissär in die Mitte, ich setzte mich an die Spitze der sechs Szekler-Husaren, die uns begleitet hatten, und so sprengten wir, Säbel und Pistole in der Hand, früh genug zum Orte hinaus, um nicht mehr zu erleiden

als einige Steinwürfe und blinde Schüsse, eine Menge türkischer Flüche mit eingerechnet. Die Türken verfolgten uns bis über die Grenze, wurden aber von den Szeklern, die sich im Walde setzten[1], so zugerichtet, daß wenigstens ein paar von ihnen dem Wildhändler in Mahomeds Paradies Nachricht von dem Erfolg werden gegeben haben. Als ich nach Haus kam, war das erste, daß ich meinen Dudelsack visitierte, den ich auch mit drei Schroten durchlöchert hinter meinem Bette liegen fand. Mores hatte also auf meinem eigenen Dudelsack geblasen und war von ihm gegen meinen Schuß gedeckt worden. Ich hatte mit der unseligen Geschichte noch viele Scherereien, ich wurde weitläufig zu Protokoll vernommen, es kam eine Kommission nach der andern auf meinen Hof und ließ sich tüchtig aufwarten; die Türken klagten wegen Grenzverletzung, und ich mußte es mir am Ende noch mehrere Stücke Wild und ein ziemliches Geld kosten lassen, daß die Gerichtsplackerei endlich einschlief, nachdem ich und meine Knechte vereidigt worden waren. Trotzdem wurde ich mehrmals vom Kreisphysikus untersucht, ob ich auch völlig bei Verstand sei, und dieser kam nicht eher zur völligen Gewißheit darüber, bis ich ihm ein Paar doppelte Pistolen und seiner Frau eine Verbrämung von schwarzem Fuchspelz und mehrere tüchtige Wildbraten zugeschickt hatte. So wurde die Sache endlich stille; um aber in etwas auf meine Kosten zu kommen, legte ich eine Schenke unter der Eiche auf der Insel in dem Teiche an, wo seither die Bauern und Grenznachbarn aus der Gegend sich Sonntags im Sommer viel einstellen und den ledernen Stuhl, worauf Mores geschlafen, und an den ich ein Stück seines Schweifs, das ihm die Knechte in der Nacht abgehauen, genagelt habe, besehen; den Dudelsack habe ich flicken lassen, und mein Knecht, der den Wirt dort macht, pflegt oben in der Eiche, wo Mores gesessen, darauf den Gästen, die um den Baum tanzen, vorzuspielen. Ich habe schon ein schönes Geld da eingenommen, und wenn mich die Herrschaften einmal dort besuchen wollen, so sollen sie gewiß gut bedient werden.

* * *

[1] Soviel wie: zur Wehr setzten.

Diese Erzählung, welche der Kroat mit dem ganzen Ausdruck der Wahrheit vorgebracht hatte, wirkte auf die verschiedenste Weise in der Gesellschaft. Der Vizegespan, der Tiroler und die Wirtin hatten keinen Zweifel, und der Savoyarde zeigte seine Freude, daß man noch kein Beispiel gehabt habe: ein Murmeltier sei eine Hexe gewesen. Lindpeindler äußerte: es möge an der Geschichte wahr sein, was da wolle, so habe sie doch eine höhere poetische Wahrheit; sie sei in jedem Falle wahr, insofern sie den Charakter der Einsamkeit, Wildnis und der türkischen Barbarei ausdrücke, sie sei durchaus für den Ort, auf welchem sie spiele, scharf bezeichnend und mythisch und darum dort wahrer als irgendeine Lafontainesche Familiengeschichte[1]. Aber es verstand keiner der Anwesenden, was Lindpeindler sagen wollte, und Devillier leugnete ihm grade ins Gesicht, daß Lafontaine irgendeine seiner Fabeln[2] jemals für eine wahre Familiengeschichte ausgegeben habe; Lindpeindler schwieg und wurde verkannt.

Nun aber wendete sich der Franzose zu der Kammerjungfer, welche sich mit stillem Schauer in einen Winkel gedrückt hatte, sprechend: „Und Sie, schöne Nanny, sind ja so stille, als fühlten Sie sich bei der Geschichte getroffen." — „Wieso getroffen?" fragte Nanny. „Nun ich meine", erwiderte Devillier lächelnd, „von einem Schrote des kroatischen Herrn. Sollte das artigste Kammerkätzchen der Gegend nicht zu dem Teedansant eingeladen gewesen sein? — Das wäre ein Fehler des Herrn Mores gegen die Galanterie, wegen welchem er die Rache seines Herrn allein schon verdient hätte." Alle lachten, Nanny aber gab dem Franzosen eine ziemliche Ohrfeige und erwiderte: „Sie sind der Mann dazu, einen in den Ruf zu bringen, daß man geschossen sei, denn Sie haben selbst einen Schuß!" und dabei zeigte sie ihm von neuem die fünf Finger; worauf Devillier sagte: „Erhebt das nicht den Verdacht, sind das nicht Katzenmanieren? Sie waren gewiß dabei! Frau Tschermack, die Wirtin, wird es

[1] Die „Familiengeschichten" des so philiströsen als sentimentalen deutschen Erzählers August Heinrich Julius Lafontaine (1758—1831), dessen Geißelung man in Brentanos Abhandlung vom „Philister" geradezu vermißt, waren in 12 Bänden 1797—1804 erschienen. — [2] Devillier kennt als Franzose nur den großen Fabeldichter seines Vaterlandes, Jean de Lafontaine (1621—95).

uns sagen können, denn die hat gewiß nicht gefehlt; ich glaube, daß sie die Blessur in der Hüfte eher bei solcher Gelegenheit als bei den Wurmserschen Husaren erhalten." Alles lachte von neuem, und der Zigeuner sagte: „Ich will sie fragen."

Der Kroate fand sich über die Ungläubigkeit Devilliers gekränkt und fing an, seine Geschichte nochmals zu beteuern, indem er seine pferdehaarne steife Halsbinde ablöste, um die Narben von den Klauen des Mores zu zeigen. Nanny drückte die Augen zu, und indessen brachte der Zigeuner die Nachricht: Frau Tschermack meine, Mores müsse es selbst am besten wissen. Er setzte mit diesen Worten die große schwarze Katze der Wirtin, welche er vor der Türe gefangen hatte, der Kammerjungfer in den Schoß, welche mit einem heftigen Schrei des Entsetzens auffuhr. — „Eingestanden!" rief Devillier; aber der Spaß war dumm, denn Nanny kam einer Ohnmacht nah, die Katze sprang auf den Tisch, warf das Licht um und fuhr dem armen Wehmüller über seine nassen Farben; der Vizegespan riß das Fenster auf und entließ die Katze, aber alles war rebellisch geworden; die Büffelkühe im Hintergrund der Stube rissen an den Ketten, und jeder drängte nach der Türe. Wehmüller und Lindpeindler sprangen auf den Tisch und stießen mit dem Tiroler zusammen, der es auch in demselben Augenblick tat und mit seinen nägelbeschlagenen Schuhen mehr Knopflöcher in das Porträt des Vizegespans trat, als Knöpfe darauf waren. Devillier trug Nanny hinaus; der Kroate schrie immer: „Da haben wir es, das kömmt vom Unglauben!" Frau Tschermack aber, welche mit einem vollen Weinkrug in die Verstörung trat, fluchte stark und beruhigte die Kühe; der Zigeuner griff wie ein zweiter Orpheus nach seiner Violine, und als Monsieur Devillier mit Nanny, die er am Brunnen erfrischt hatte, wieder hereintrat, kniete der kecke Bursche vor ihr nieder und sang und spielte eine so rührende Weise auf seinem Instrument, daß niemand widerstehen konnte und bald alles stille ward. Es war dies ein altes zigeunerisches Schlachtlied, wobei der Zigeuner endlich in Tränen zerfloß, und Nanny konnte ihm nicht widerstehen, sie weinte auch und reichte ihm die Hand; Lindpeindler aber sprang auf den Sänger zu und umarmte ihn mit den Worten: „O, das ist groß, das ist ursprüng-

lich! Bester Michaly, wollen Sie mir Ihr Lied wohl in die Feder diktieren?" — „Nimmermehr!" sagte der Zigeuner, „so was diktiert sich nicht, ich wüßte es auch jetzt nicht mehr, und wenn Sie mir den Hals abschnitten; wenn ich einmal wieder eine schöne Jungfer betrübt habe, wird es mir auch wieder einfallen."

Da lachte die ganze Gesellschaft, und Michaly begann so tolle Melodieen aus seiner Geige herauszulocken, daß die Fröhlichkeit bald wieder hergestellt wurde und Devillier den Kroaten fragte, ob Mores nicht diesen Tanz aufgespielt hätte; Herr Lindpeindler notierte sich wenigstens den Inhalt des extemporierten Liedes; es war die Wehklage über den Tod von tausend Zigeunern. Im Jahr 1537 wurde in den Zapolischen Unruhen[1] das Kastell Nagy-Ida in der Abanywarer Gespanschaft mit Belagerung von kaiserlichen Truppen bedroht. Franz von Perecey, der das Kastell verteidigte, stutzte, aus Truppenmangel, tausend Zigeuner in der Eile zu Soldaten und legte sie unter reichen Versprechungen von Geld und Freiheiten auf Kindeskinder, wenn sie sich wacker hielten, gegen den ersten Anlauf in die äußeren Schanzen. Auf diese vertrauend hielten sich diese Helden auch ganz vortrefflich, sie empfingen die Belagerer mit einem heftigen Feuer, so daß sie umwendeten. Aber nun krochen die Helden übermütig aus ihren Löchern und schrien den Fliehenden nach: „Geht zum Henker, ihr Lumpen, hätten wir noch Pulver und Blei, so wollten wir euch anders zwiebeln." Da sahen sich die Abziehenden um, und als sie statt regulierter Truppen einen frechen Zigeunerschwarm auf den Wällen merkten, ergriff sie der Zorn, sie drangen in die Schanze und säbelten die armen Helden bis auf den letzten Mann nieder. Diese Niederlage, eine der traurigsten Erinnerungen der Zigeuner in jener Gegend, hatte Michaly in der Klage einer Mutter um ihren Sohn und einer Braut um ihren gefallenen Geliebten besungen. Devillier sagte nun zu dem Kroaten: „Damit Sie nicht länger meinen Glauben an den Hexenmeister Mores in Katzengestalt bezweifeln,

[1] Johann Zapolya (1487—1540), Fürst von Siebenbürgen, wurde 1526 von der Nationalpartei zum König von Ungarn gewählt. Unterstützt vom Sultan Soliman I., kämpfte er gegen Ferdinand I. von Österreich, der ebenfalls auf die Krone Ungarns Anspruch erhob, überließ ihm aber im Vertrage von Großwardein 1538 für den Fall seines Todes Ungarn.

will ich Ihnen eine Geschichte erzählen, bei welcher ich selbst geholfen habe, ein paar hundert solcher Zauberer zu töten." — „Ein paar hundert!" riefen mehrere in der Gesellschaft. „Ja!" erwiderte Devillier, „und das will ich ebenso getrost beschwören als unser Freund den musizierenden Katzenkongreß."

## Devilliers Erzählung von den Hexen auf dem Austerfelsen.

Vor mehreren Jahren, da ich als Leutnant zu Dünkirchen[1] in Garnison lag, genoß ich der vertrauten Freundschaft meines Majors, eines alten Gascogners. Er war ein großer Liebhaber von Austern, und zu seiner Majorschaft gehörte der Genuß von einem großen Austerfelsen, der hinter einem Lustwäldchen einen halben Büchsenschuß weit vom Ufer in der See lag, so daß man ihn bei der Ebbe trocknen Fußes erreichen konnte, um die frischen Austern vom Felsen zu schlagen. Da der Major eine Zeit her bemerkt hatte, daß in den meisten zutage liegenden Austern nichts drinnen war, konnte er sich gar nicht denken, wer ihm die Austern aus den Schalen hinwegstehle, und er bat mich, ihn in einer Nacht, mit Schießgewehr bewaffnet, nach dem Austerfelsen zu begleiten, um den Dieb zu belauern. Wir hatten kaum das kleine Gehölz betreten, als uns ein schreckliches Katzengeheul nach der See hin rief, und wie groß war unser Erstaunen, als wir den Felsen mit einer Unzahl von Katzen besetzt fanden, die, ohne sich von der Stelle zu bewegen, das durchdringendste Jammergeschrei ausstießen. Ich wollte unter sie schießen, aber mein Freund warnte mich, indem es gewiß eine Gesellschaft von Zauberern und Hexen sei und ich durch den Schuß ihre Rache auf uns ziehen könnte. Ich lachte und lief mit gezogenem Säbel nach dem Felsen hin; aber wie ward mir zumute, da ich unter die Bestien hieb und sich doch keine einzige von der Stelle bewegte! Ich warf meinen Mantel über eine, um sie ungekratzt von der Erde aufheben zu können, aber es war unmöglich, sie von der Stelle zu bringen, sie war wie angewurzelt. Da lief es mir eiskalt über den Rücken, und ich eilte, zu meinem Freunde zurückzukommen, der mich wegen meiner tollkühnen Expedition tüchtig ausschmälte.

[1] Östlich von Calais, an der Nordsee.

Wir standen noch, bis die Flut eintrat, um zu sehen, wie sich die Hexenmeister betragen würden, wenn das Wasser über sie her strömte; aber da ging es uns wie unserem kroatischen Freunde, als die Kirchglocke das Katzenpickenick auf der Eiche unterbrach. Kaum rollte die erste Welle über den Felsen, als die ganze Hexengesellschaft mit solchem Ungestüm gegen das Ufer und auf uns los stürzte, daß wir in der größten Eile Reißaus nahmen. Am andern Morgen begab sich der alte Major zum Gouverneur der Festung und zeigte ihm an: wie die ganze Festung voll Hexen und Zauberern sei, deren Versammlung er auf seinem Austerfelsen entdeckt habe. Der Gouverneur lachte ihn anfangs aus und begann, als er ernsthaft Truppen begehrte, diese Zauberer in der nächsten Nacht niederschießen zu lassen, an seinem Verstande zu zweifeln. Der Major stellte mich als Zeugen auf, und ich bestätigte, was ich gesehen, und die wunderbare Erscheinung von Unbeweglichkeit der Katzen. Dem Gouverneur war die Sache unbegreiflich, und er versprach, in der nächsten Nacht selbst zu untersuchen. Er ließ allen Wachen andeuten, ehe er in der Nacht mit uns und hundert Mann Voltigeurs[1] ausmarschierte, keine Rücksicht darauf zu nehmen, wenn sie schießen hörten.

Als wir dem Gehölz nahten, tönte dasselbe Katzengeschrei, und wir hatten vom Ufer dasselbe eigentümlich-schauerliche Schauspiel: den lebendigen heulenden Felsen im Mondschein über der weiten, unbegrenzten Meeresfläche. Der Gouverneur stutzte, er wollte hin, aber der Major hielt ihn mit ängstlicher Sorge zurück; nun ließ der Gouverneur die hundert Mann von der Landseite den Felsen umgeben und zwei volle Ladungen unter die Hexenmeister geben, aber es wich keiner von der Stelle, wenngleich eine Menge Stimmen unter ihnen zu schweigen begannen. Hierüber verwundert ließ sich der Gouverneur nicht länger halten, er ging nach dem Felsen, und wir folgten ihm; er versuchte, eine der Katzen wegzunehmen, aber sie waren alle wie angewachsen; da entdeckte ich, daß sie alle mit einer oder mehreren Pfoten, manche auch mit dem Schwanz in die fest geschlossenen Austern eingeklemmt waren. Als ich dies angezeigt, mußten

[1] Der Infanterie angegliederte Elitetruppe; Napoleon I. schuf diese aus kleinen Leuten gebildete Truppe 1804 und bestimmte sie für das zerstreute Gefecht

die Soldaten heran und sie sämtlich erlegen. Da aber die Flut nahte, zogen wir uns ans Land zurück, und die ganze Katzenversammlung, welche gestern so lebhaft vor der ersten Woge geflohen war, wurde jetzt von der Flut mausetot ans Ufer gespült, worauf wir, den guten Major herzlich mit seinen Hexen auslachend, nach Hause marschierten. Die Sache aber war folgende: Die Katzen, welche die Austern über alles lieben, zogen sie mit den Pfoten aus den Schalen, und das gelang nicht länger, als bis sie von den sich schließenden Muscheln festgeklemmt wurden, wo sie sich dann so lange mit Wehklagen unterhielten, bis die Austern, von der Flut überschwemmt, sich wieder öffneten und ihre Gefangenen entließen; und ich glaube, bei strenger Untersuchung und weniger Phantasie würde unser Freund bei seinem Katzenabenteuer ebensogut lauter Fischdiebe, wie wir Austerdiebe, entdeckt haben.

## Baciochis Erzählung vom wilden Jäger.

Nachdem die Aufklärung dieses Ereignisses die Erzählung des Kroaten in ihrer Schauerlichkeit sehr gemildert hatte, kam man auf allerlei Jagdgespenster zu sprechen, und Lindpeindler fragte: ob einer in der Gesellschaft vielleicht je den wilden Jäger gesehen oder gehört habe? Da sagte der Feuerwerker: „Mir kam er schon so nahe, daß ich das Blanke in den Augen sah, und wenn die Jungfer Nanny sich tapfer halten und die ganze ehrsame Gesellschaft wenigstens so lange daran glauben will, bis die Geschichte zu Ende ist, so will ich sie erzählen.“ Nanny erwiderte: „Erzähle nur, Baciochi, du kennst mein Temperament und wirst es nicht zu arg machen.“ — „Erzählen Sie“, fiel Devillier ein; „wenn wir die Geschichte auch am Ende für eine Lüge erklären, so soll Ihnen bis dahin geglaubt werden.“ Und bald waren alle Stimmen vereint, den Feuerwerker einzuladen, welcher alle aufforderte, sich an ihre Plätze zu setzen, und seiner Erzählung einen eigentümlichen theatralischen Charakter zu geben wußte. Alle saßen an Ort und Stelle, er machte eine Pause, steckte sich eine Pfeife Tabak an und schlug mit der Faust so unerwartet heftig auf den Tisch, daß die Lichter verlöschten und alle laut aufschrieen.

„Meine Feuerwerke fangen immer mit einem Kanonenschuß an", sagte er, „erschrecken Sie nicht!" und in demselben Augenblick brannte er mehrere Sprühkegel an, die er aus Pulver und vergoßnem Weine in der Stille geknetet hatte, und sagte: „Stellen Sie sich vor, Sie wären bei meinem großen Feuerwerke in Venedig, welches ich am Krönungstage Napoleons dort abbrannte. Es mußten mir einige Körner prophetischen Schießpulvers in die Masse gekommen sein; kurz gesagt: als der Thron und die Krone und das große Notabene, NB, Napoleon Bonapartes Namenszug, im vollen Brillantfeuer, von hunderttausend Schwärmern und Raketen umzischt, kaum eine Viertelstunde von einer hohen Generalität und dem verehrten Publikum beklatscht worden waren, fing mein Feuerwerk an, ein wenig zu frösteln; es platzte und zischte manches zu früh und zu spät ab, eine gute Partie einzelner Sonnen und Räder brannten mir in einer Scheune nieder, die dabei das Dach verlor. Das Schauspiel war so grandios angelegt, daß man diesen ganzen kunstlosen Scheunenbrand für seinen Triumph hielt, man klatschte, und ich paukte und trompetete; schnell ließ ich alle meine übrigen Stücke in die Lücken stellen und von neuem losfigurieren. Aber der Satan fuhr mir mit dem Schwanz drüber, und die ganze Pastete flog mit einem großen Geprassel auf einmal in die Luft, die Menschen fuhren gräßlich auseinander, Gerüste brachen ein, alle Einzäunungen wurden niedergerissen, die Menge stürzte nach den Gondeln, die Gondelführer wehrten ab, die Bürger prügelten sich mit den französischen Soldaten, meine Kasse wurde geplündert; es war eine Verwirrung, als sei der Teufel in die Schweine gefahren und diese stürzten dem Meer zu. Unsereins kennt sein Handwerk, man ist auf dergleichen gefaßt, mein persönlicher Rückzug war gedeckt. Ich ließ nichts zurück als alle meine Schulden, meine Reputation und meinen halben Daumen. Meine selige Frau, welcher der Rock am Leibe brannte, riß mich in die Gondel ihres Bruders, eines Schiffers, und der brachte mich an einen Zufluchtsort, worauf wir am folgenden Morgen die Stadt verließen. Als wir das Gebirg erreichten, nahten wir uns auf Abwegen einer Kapelle, bei welcher ich mit meinem liebsten Gesellen Martino verabredet hatte, wieder zusammen-

zutreffen, wenn wir durch irgendein Unglück auseinander gesprengt werden sollten. Mein gutes Weib hatte ein Stück von einer Wachsfackel, die bei der Leiche unsers seligen Töchterleins gebrannt hatte, in der Tasche und pflegte, wenn sie nähte, ihren Zwirn damit zu wichsen; aus diesem Wachs hatte sie während unseres Weges die Figur eines Daumens geknetet und hängte dieselbe, nebst einem Rosenkranz von roten und schwarzen Beeren, den sie auch sehr artig eingefädelt hatte, dem kleinen Jesulein auf dem Schoße der Mutter Gottes in der Kapelle als ein Opfer an das Händchen, und wir beteten beide von Herzen, daß mein Daumen heilen und wir glücklich über die Grenze in das Österreichische kommen möchten. Wir lagen noch auf den Knieen, als ich die Stimme Martinos rufen hörte: ‚Sia benedetto il San Marco!' da schrie ich wieder: ‚E la Santissima vergine Maria[1]!' wie wir verabredet hatten, und lief mit meinem Weibe vor die Kapelle. Da trat uns Martino in einem tollen Aufzug entgegen. Er hatte bei dem Feuerwerk den Meergott Neptun vorgestellt und in seinem vollen Kostüm Reißaus genommen; er hatte den Schilfgürtel noch um den Leib, einen Wams von Seemuscheln an und eine Binsenperücke auf, sein langer Bart war von Seegras, auf der Schulter trug er den Dreizack, auf welchem er ein tüchtiges Bauernbrot und drei fette Schnepfen, die er mitsamt dem Neste erwischte, gespießt hatte. Nach herzlicher Umarmung erzählte er uns: wie ihn seine Kleidung glücklich gerettet habe; die Strickreiter[2] seien ihm auf der Spur gewesen, da habe er sich in das Schilf eines Sumpfes versteckt, und sein Schilfgürtel machte ihn da nicht bemerkbar. Als er stille liegend sie vorüberreiten lassen, hätten sich die drei Schnepfen sorglos neben ihm in ihr Nest niedergelassen, und er habe sie mit der Hand alle drei ergriffen. Das Brot hatte er von einem Contrebandier um einige Pfennige gekauft, der ihm zugleich die nächste Herberge auf der Höhe des Gebirges beschrieben, aber nicht eben allzu vorteilhaft: denn der ganze Wald sei nicht recht geheuer, der wilde Jäger ziehe

[1] „Gepriesen sei der heilige Markus!" — „Und die hochheilige Jungfrau Maria!" — [2] Spöttisch für Strichreiter = Distriktreiter; die Verhöhnung bezieht sich auf die „Stricke" = Schnüre, mit denen der Uniformrock der Gendarmen am Achselteil versehen war.

darin um und pflege grade in dieser Herberge sein Nachtquartier zu halten. ‚Wohlauf denn!‘ sagte ich, ‚so haben wir heute nacht gute Gesellschaft; ich hätte den Kerl lange gern einmal gesehen, um seinen Jagdzug recht natürlich in einem Feuerwerk darstellen zu können.‘ Mein Weib Marinina aber, welche, um ja nichts zu versäumen, alles miteinander glaubte, machte ein saures Gesicht zu der Herberge. Das konnte aber nichts helfen, wir mußten den Weg wählen; er war ganz entlegen und sicher und ein Schleichweg der Contrebandiers, mit welchen Martino einige Bekanntschaft hatte. Die Nacht brach herein, es nahte ein Gewitter, und wir mußten uns auf den Weg machen. Martino machte unsere Wanderschaft etwas lustiger, er übergab meiner Marinina die Schnepfen und sagte: ‚Rupft sie unterwegs, damit wir in der Herberge dem wilden Jäger bald einen Braten vorsetzen können‘, und nun marschierte er mit tausend Späßen in seinem tollen Habit, wie ein vazierender[1] Waldteufel, voraus. Ich folgte ihm auf dem schmalen Waldpfade und hatte meinen halben Daumen, der mich nicht wenig schmerzte, meistens in dem Munde, und hinter mir zog — daß Gott erbarm'! — meine selige Marinina und rupfte die Schnepfen unter Singen und Beten. Über der rechten Hüfte war ihr ein ziemliches Loch in den Rock gebrannt, und sie schämte sich, vorauszugehen, daß Martino, der seinen Witz in allen Nestern auszubrüten pflegte, an ihrer Blöße nicht Ärgernis nehmen möchte. Der Weg war steil, unheimlich und beschwerlich; der Sturm sauste durch den Wald, es blitzte in der Ferne, Marinina schlug ein Kreuz über das andre. Aber die Müdigkeit vertrieb ihre Furcht vor dem wilden Jäger immer mehr, von welchem Martino die tollsten Geschichten vorbrachte. ‚Es ist gut‘, sagte er, ‚daß wir selbst Proviant bei uns haben, denn wenn wir mit ihm essen müßten, dürften wir leicht mit dem Schenkel eines Gehängten oder mit einem immarinierten[2] Pferdekopf bewirtet werden. Fasset Mut, Frau Marinina, schaut mich nur an, ärger kann er nicht aussehen!‘

„Unter solchen Gesprächen hatten wir die Gebirgshöhe erstiegen und waren ein ziemlich Stück Wegs in den wilden, finstern

[1] Lediger, dienstloser. — [2] Jetzt nicht mehr gebräuchliches Kompositum von marinieren (in der gleichen Bedeutung).

Wald geschritten, da hörten wir ein abscheuliches Katzengeheul und kamen bald an eine Hütte, mit Stroh und Reisern gedeckt; alte Lumpen hingen auf dem Zaun, und an einer Stange war ein großes Stachelschwein über der Türe herausgesteckt als Schild. ‚Da sind wir', sagte Martino; ‚wie glaubt ihr, daß dies vornehme Gasthaus heiße?' — ‚Zum Stachelschwein!' sagte ich. — ‚Nein!' erwiderte Martino, ‚es hat mehrere Namen; einige nennen es des Teufels Zahnbürste, andre des Teufels Pelzmütze, andre gar seinen Hosenknopf.' Wir lachten über die närrischen Namen. Die Katze saß vor der Türe auf einem zerbrochenen Hühnerkorb, machte einen Buckel gegen uns und ein Paar feurige Augen und hörte nicht auf zu solfeggieren. In dem Hause aber rumpelte es wie in einem Raspelhause und leeren Magen. Nun schlug Martino mit der Faust gegen die Türe und schrie: ‚Holla, Frau Susanna, für Geld und gute Worte Einlaß und Herberge; Eure Katze will auch hinein.' Da krähte eine Stimme heraus: ‚Wer seid ihr Schalksknechte zu nachtschlafender Zeit?' Und Martino, der in Reimen wie ein Improvisatore schwatzen konnte, schrie: ‚Ich bin ja der Rechte und komme von weit!' Nun keifte die Stimme wieder: ‚Wenn die Katze nicht draußen wär', ich ließ' Euch nimmermehr ein!' Und Martino sagte: ‚Ihr denket so zärtlich ungefähr wie Euer Schild, das Stachelschwein.' Marinina war in tausend Ängsten; sie bat immer den Martino, die alte Wirtin nicht zu schelten, sie sei gewiß eine Hexe und werde uns nichts Gutes antun. Da ging die Tür auf, ein schwarzbraunes, zerlumptes, sonst glattes und hübsches Mägdlein, glänzend und schlank wie ein brauner Aal, leuchtete uns aus der Küche mit einer Kienfackel ins Gesicht und war nicht wenig erschrocken, als Martino in seinem wilden Aufzug ihr rasch entgegenschritt und, indem er drängend sie verhinderte, die Türe wieder zuzuschlagen, ihr sagte: ‚Brauner Schatz, mach' uns Platz! Menschen sind wir, schönes Kind, hier: hast zum Zeichen diesen Schmatz!' und somit küßte er sie herzlich; wir drangen indessen hinein. Die kleine Braune aber sagte: ‚Und wenn du auch nicht der Satan selbst bist, so könnt ihr heute hier doch nicht bleiben; meine Großmutter ist sehr brummig, sie fürchtet, das Waldgespenst komme heut nacht, und da nimmt

sie keine Gäste, um die Herberge nicht in bösen Ruf zu bringen; unsre Kammer, wo wir schlafen, ist eng, und sie rückt schon allen Hausrat vor ihr Bett, um das Gespenst nicht zu sehen, welches oft quer durch unsre Hütte zieht.' Martino aber erwiderte: ‚Eben in dieser Kammer wollen wir schlafen, und eben dieses Waldgespenst wollen wir mit gebratenen Schnepfen bewirten; wir sind des wilden Jägers Küchengesinde!' Und somit packte er ein Bund Stroh auf, das in der Ecke lag, und marschierte in die Kammer; wir kamen nach, trotz allen Zeremonien, welche die nußbraune Jungfer machen wollte.

„Es war gar keine alte Großmutter in der Hütte; das Mädchen log uns etwas vor. Martino breitete das Stroh an die Erde, und Marinina, furchtsam und müde, legte sich gleich, mit dem Gesicht, über das sie noch ihre Schürze deckte, gegen die Wand gekehrt, nieder und rührte sich nicht. Martino begab sich mit den Schnepfen wieder in die Küche, in welcher die braune Jungfer schmollend und brummend zurückgeblieben war, und ich sah mich einstweilen in der Stube um. Eine Kienfackel brannte in der Mitte; sie war in einen Kürbis festgesteckt, der neben schmutzigen Spielkarten auf einem breiten Eichenstumpf lag, welcher als Tisch und Hackstock diente und fest genug stand, denn er steckte noch mit allen seinen Wurzeln in der Erde, welche ungedielt der ganzen Hütte ihren Grund und Boden gab. Ein paar Bretter, auf eingepfählte Stöcke befestigt, waren die unbeweglichen Sitze; die Wände bestanden aus Flechtwerk, mit Lehm und Erde verstrichen, und einzelne hereinragende Äste bildeten mancherlei Wandhaken, an denen zerlöcherte Körbe, Lumpen, Zwiebelbündel, Hasen-, Hunde-, Katzen- und Dachsfelle hingen, auch einige zerbrochene Gartenwerkzeuge. Auf einem derselben aber saß ein greuliches Tier, eine ungeheure Ohreule, welche gegen die Kienfackel mit den Augen blinzte und sich in die Schultern warf wie ein alter Professor, der soeben den Theriak erfunden hat. In einem ausgebauten Winkel der Stube lag, auf zwei Baumstücken, die Bettstelle der Großmutter, die sehr dauerhaft in einer ausgehöhlten Eiche bestand, an der die Rinde noch saß. Sonst war das Bett wohl bedacht, denn seine schmutzigen Federkissen lagen so hoch aufgebauscht, daß die niedre Hüttendecke,

aus der das Stroh herabhing, weder hoch noch hart gefallen wäre, wenn sie einstürzte; aber, sich noch zu besinnen, schien sie unentschlossen hin und her zu schwanken. Der Hausrat, von welchem das Mädchen gelogen hatte: daß die Großmutter ihn vor das Bett rücke, bestand in einer zerbrochenen Türe und einer alten Tonne, mit welcher wahrscheinlich der Lärm gemacht worden war, den wir in der Hütte hörten. Sie waren beide vor den Betttrog der Großmutter gerückt. Außer allem diesen sah man nichts als eine sehr baufällige Leiter, die an einem Loche in der Ecke lehnte, durch welches ich einige Hühner oben gackern hörte, die das Geräusch unsrer Ankunft erweckt hatte, die Katze nicht zu vergessen, welche auf einer alten Trommel hinter der Türe schlief. Eine Geige, ein Triangel und ein Tambourin hingen an der Wand, und neben ihnen einzerrissener bunter Tiroler Teppich.

„Ich hatte kaum alle diese Herrlichkeiten betrachtet, als Martino hereintrat und zu mir sagte: ‚Meister, ich habe alle Schwierigkeiten geebnet und weiß, wo wir sind. Wir hausen bei einer alten Zigeunerin, welche außer ihren Privatgeschäften: der Wahrsagerei, Hexerei, Dieberei, Viehdoktorei, auch eine Hehlerin der Contrebandiers macht; die Kleine draußen ist ihr Tochterkind, das auf der hohen Schule bei ihr ist und der Großmutter Tod abwarten soll, um hinter einen Topf von Gold zu kommen, von dem sie immer spricht, ohne doch je zu sagen, wo sie ihn hin versteckt hat. Das hat mir das Mädchen alles anvertraut; ich habe ihr Herzchen gerührt, sie ist kirre wie ein Zeisig, und wenn wir wollen, läßt sie die Großmutter und den Goldtopf im Stich, läuft morgen mit uns und verdient uns das Brot mit Burzelbäumen, deren sie ganz wunderbare schlagen kann. Für all dies Vertrauen habe ich ihr versprechen müssen, zu glauben: daß der wilde Jäger heute nacht wirklich durch die Hütte zieht; wir sollen uns nur um Gottes willen ruhig halten. Die Großmutter wird in kurzer Zeit zurückkommen; sie ist mit Lebensmitteln zu einem Zug Schleichhändler gegangen, der über das Gebirge zieht. Der wilde Jäger, sagt sie, treibe um Mitternacht durch die Stube, und wenn wir uns ruhig hielten, werde er uns kein Haar krümmen, sonst aber riskierten wir Leib und Leben; ich denke aber, wir wollen es mit ihm versuchen.‘ Nun legte er

meinen Prügel und seinen Dreizack neben uns auf das Stroh nieder und fuhr fort: ‚Es ist beinahe eilf Uhr, die Kleine hat es an ihrer Sanduhr gesehen; die Schnepfen weiß sie nicht am Spieß zu braten, sie hat sie mit Zwiebeln gefüllt in einen Topf gesteckt, und wenn wir die Schnepfensuppe gegessen, sollen wir das Fleisch mit Essig und Olivenöl als Salat verzehren; Wein muß hier in der Kammer ein Schlauch voll sein.' Da suchte Martino herum und fand unter einigen alten Brettern ein tiefes Loch in der Erde, das, als Keller, einen alten Dudelsack voll Wein enthielt. Er zog ihn heraus, wir setzten die zwei Pfeifen an den Mund und drückten den vollen Sack so zärtlich an das Herz, daß uns der süße Wein in die Kehle stieg. Nie hat ein Dudelsack so liebliche Musik gemacht. Wir labten uns herzlich; ich weckte meine Marinina, und sie mußte auch eins drauf spielen, dazu verzehrten wir unser Brot und einige Zwiebeln aus dem Vorrat, der an der Wand hing, und streckten uns, in der Erwartung des Weiteren, zur Ruhe auf das Stroh. Marinina schlief fest ein. Ich betete mit Martino noch eine Litanei; dann legten wir uns neben unsere Waffen bequem, und Martino sagte: ‚Laßt uns nun ruhen; mir ist so rund und so wohl, daß mir das Blut in den Adern flimmert; wer den wilden Jäger zuerst sieht, stößt den andern, dann springen wir mit unseren Tröstern[1] über ihn her und schlagen den Kerl zu Brei; ich habe noch einen Schwärmer in der Tasche, den will ich dem Schelm unter die Nase brennen.' Ich freute mich an seinem frischen Herzen; wir empfahlen uns dem Schutz des heiligen Markus und lauschten dem Schlafe entgegen, der uns den Rücken hinaufkroch und uns schon hinter den Ohren krabbelte. Nun ward alles mäuschenstill; der Donner rollte fern, der Sturm hatte sich in den Waldwipfeln schlafen gelegt, die ihn mit leisem Rauschen einwiegten. Die Kienfackel knisterte, Grillen sangen, die Katze schnurrte auf der Trommel, welche, von dem Tone erschüttert, das ferne Donnern zu begleiten schien, Marinina pfiff durch die Nase, denn sie hatte sich einen Schnupfen geholt, in der Küche knackte das grüne Holz im Feuer, die Schnepfensuppe sauste im Topf, und unsere braune

[1] Prügelstöcken.

Köchin sang mit einer klaren und starken Stimme, wie ich noch keine Primadonna gehört, folgendes Lied:

‚Mitidika! Mitidika!
Wien üng quatsch,
5 Ba nu, Ba nu n'am tsche fatsch,
Waja, Waja, Kur libu,
Ich bin ich und du bist du;
Ich spricht Stolz,
Du spricht Lieb'!
10 Wer sich scheut vor Galgenholz,
Wird im grünen Wald zum Dieb.

‚Mitidika! Mitidika!
Wien üng quatsch,
Ba nu, Ba nu n'am tsche fatsch,
15 Singt die Magd, so kocht der Brei,
Singt das Huhn, so legt's ein Ei;
Er spricht Schimpf,
Sie spricht Fremd';
Fehlen mir gleich Schuh' und Strümpf',
20 Hab' ich doch ein buntes Hemd.

‚Mitioika! Mitidika!
Wien üng quatsch,
Ba nu, Ba nu n'am tsche fatsch,
Hör', was pocht dort an der Tür?
25 Draußen schrein sie nach Quartier.
Ist's der Er?
Ist's der Sie?
Mach' ich auf wohl nimmermehr,
Nur du Lieber, du schläfst hie.

30 ‚Mitidika! Mitidika!
Wien üng quatsch,
Ba nu, Ba nu n'am tsche fatsch,
Waja, Waja, Kur libu,
In dem Topf hat's nimmer Ruh';
35 Saus und Braus
'rab und 'rauf,
Küchenteufel drinnen hauf':
Daß es mir nicht überlauf'!'"

Als der Feuerwerker den Anfang dieses Liedes: „Mitidika!
40 Mitidika!" gesagt, nahm der Zigeuner Michaly seine Violine und

sang es unter den lieblichsten Variationen der Gesellschaft vor; alle dankten ihm, der Feuerwerker aber sagte: „Michaly, du sangst das nämliche Lied, wie die kleine Braune, und hast eine Ähnlichkeit mit ihr in der Stimme.“ — „Kann sein“, sagte Michaly lächelnd, „aber erzähl' nur weiter, ich bin auf den wilden Jäger sehr begierig.“ — „Ich hob a a Schneid uf den soakrische Schlankl[1]!“ sagte der Tiroler; alle drangen auf die weitere Erzählung, und der Feuerwerker fuhr fort:

„Als die Kleine das Lied sang, ward sie von einem Schlag gegen die Türe unterbrochen: ‚Mitidika!‘ rief es draußen mit einer rauhen, heiseren Stimme. ‚Gleich, Großmutter!‘ antwortete sie, öffnete die Türe und erzählte ihr von den Gästen; die Großmutter brummte allerlei, was ich nicht verstand, und trat sodann zu uns in die Stube. Ihr Schatten sah aus wie der Teufel, der sich über die Leiden der Verdammten bucklicht gelacht, und wäre er nicht vor ihr her in die Stube gefallen, um einen ein wenig vorzubereiten, ich hätte geglaubt, der Alp komme, mich zu würgen, als sie eintrat. Sie war von oben und rings herum eine Borste, ein Pelz und eine Quaste und sah darin aus wie der Oberpriester der Stachelschweine. Sie ging nicht, lief nicht, hüpfte nicht, kroch nicht, schwebte nicht, sie rutschte, als hätte sie Rollen unter den Beinen wie großer Herren Studierstühle. Wie die kleine flinke Braune hinter ihr drein und um sie her schlüpfte, um sie zu bedienen, dachte ich: so mag des Erzfeinds Großmutter aussehen und die Schlange, ihre Kammerjungfer.

„‚Mache mir das Bett, Mitidika!‘ sagte sie, ‚und wenn ich ruhe, kannst du die Gäste besorgen.‘ Während das Mädchen die Kissen aufschüttelte, begann die Alte sich zu entkleiden, und ich weiß nicht zu sagen, ob ihre Kleidung oder ihr Bett aus mehreren Stücken bestand. Sie zog einen Schreckenswams, eine Schauderjacke und Zauberkapuze um die andre aus, und die ganze Wand, an der sie die Schalen aufhängte, ward eine Art Zeughaus; ich dachte alle Augenblick: noch eine Hülse herunter, so liegt ein bißchen Lung' und Leber an der Erde, das frißt die Katze auf, und die Großmutter ist all'; keine Zwiebel

[1] Schlange; hier Bezeichnung des Teufels.

hautet sich so oft. Bei jedem Kissen, welches die Kleine ins Bett legte und aufschüttelte, brummte die Alte und legte es anders, befahl ihr dann, es ganz sein zu lassen und ihr ein Rauchbad zu geben, sie müsse in einen Ameisenhaufen getreten haben; das Gewitter mache alles Vieh lebendig. Da setzte sich die Alte auf die zerbrochene Leiter und hängte die Tiroler Decke über sich, und die Junge zündete Kräuter unter ihr an und machte einen schenßlichen Qualm, den sie uns, da sie von neuem anfing, die Federbetten hin und her zu werfen, in dicken Wolken auf den Leib jagte, als gehörten wir auch zu den Ameisen, die vertrieben werden sollten. Es sah ziemlich aus, als wenn man eine Hexe verbrennte oder einen ungeheuren Taschenkrebs räuchre, als die Alte so über dem Dampf wie eine Mumie, in den bunten Tiroler Teppich gehüllt, auf der Leiter saß."

„Da sieht man, Wastl", sprach der Zigeuner zu dem Tiroler, „wozu ihr die Teppiche fabriziert: um die Hexen darin zu räuchern." „Loß Schlakri", erwiderte Wastl, „wonn'ß daine satrische ziganerische Großmuetta iß, so loß i's poassiera, i bin ganiß, es müga a Legion Spodifanked[1] aus ihr rauisi floga sein, un du bist a ains dervo[2]." Die Gesellschaft lachte über Wastls Antwort, und die Kammerjungfer wie auch Lindpeudler baten den Feuerwerker: er möge machen, daß die Alte ins Bett komme, die Schnepfen könnten übergar werden. „Ganz recht", sagte Baciochi, „das meinte Martino auch; denn als der sie in der Decke zappeln sah wie Hunde und Katzen, die in einen Sack gesteckt sind, und der Rauch zu dick zu werden begann, sprang er vom Stroh auf, trat vor die Alte hin und sagte: ‚Hochverehrte Frau Wirtin, ich versichere Euch im Namen Eurer Gäste, daß wir kein Rauchfleisch zu essen bestellt haben, und daß wir auch von keinem verpesteten Orte kommen, um eines so kostbaren Rauchkerzchens zu bedürfen; seid so gütig, dem Wohlgeruch ein Ende zu machen, wir müssen sonst mit all den Ameisen, die Euch plagen, davonlaufen.' Da fing die Alte eine weitläuftige Gegenrede an und sagte: ‚Schicksalen und Verhältnissen haben mich so weit gebracht.' Martino aber nahm

[1] Spanferkel. — [2] Davon.

keine Vernunft an, packte die Alte mit beiden Händen und warf sie von der Leiter in ihre Federbetten; sie zappelte wie eine Meerspinne, aber er wälzte ein Federbett über sie und sang ihr ein Wiegenlied mit so viel gutem Humor vor, indem er sie mit beiden Händen festhielt, daß sie endlich selbst mit lachte und sagte: ‚Nun, legt Euch nur wieder nieder, hätte ich doch nicht gedacht, heute von einem so lustigen Gesellen zu Bette gebracht zu werden. Mitidika, gib den Kavalieren zu essen!‘ Und somit kriegte sie den Martino beim Kopf und gab ihm unter großem Gelächter einen Kuß. ‚Profiziat!‘ sprach dieser, ‚schlaf' wohl, du allerschönster Schatz!‘ und legte sich mit einem sauern Gesichte wieder neben mich. ‚Gott sei Dank, Martino, daß sie weg ist!‘ flüsterte ich. ‚Hast du gewacht, Meister?‘ sprach der Schelm. ‚Leider Gottes!‘ erwiderte ich, ‚du hast ein Kunststück gemacht; sie rauchte wie ein nasses Feuerwerk; für einen Hutmacher wäre sie ein sauberes Gestell, alle seine Mützen daran aufzuhängen, er brauchte keinen Nagel einzuschlagen.‘ — ‚Ich werde mich wohl häuten müssen, da sie mich geküßt hat‘, sagte Martino. ‚Warum?‘ fragte ich. ‚Ei‘, entgegnete er, ‚ich werde sonst die Augen nie wieder zukriegen können und die Zähne immer blecken wie ein Mops; die Haut ist mir vor Schrecken zu kurz geworden.‘ — Unter diesen Scherzreden hörten wir die Alte einschnarchen, und Mitidika ging ab und zu und verbaute leise das Bett der Alten mit der Tonne und der alten Türe, die Küchentüre ließ sie auf, daß der Dampf hinauszog. Dann zupfte sie den Martino bei den Haaren und flüsterte: ‚Komm hinaus, deine Schnepfen sind gar, ich habe die Brühe abgegossen, ich muß das Feuer löschen, die zwölfte Stunde naht; denn fährt der wilde Jäger mir durch das Feuer, steckt er uns die ganze Hütte an.‘ Martino ging hinaus, und ich streckte den Kopf nach der Türe und hörte ihre Scherzreden. Mitidika sagte: ‚Ich habe dir deine Vögel trefflich gekocht und dir auch Kräuter an die Suppe getan; was gibst du mir nun?‘ — ‚Geben?‘ sagte Martino, ‚ich will dich mit der Münze bezahlen, welche hier zu gelten scheint, und in der mich deine Großmutter zahlte; einen Kuß will ich dir geben.‘ — ‚Das läßt sich hören‘, erwiderte sie; ‚aber die Großmutter gab dir ein altes Schaustück, das kann ich nicht brauchen, die Münze ist verschlagen.‘

— ‚Auch du bist verschlagen, Schelm!‘ erwiderte Martino, ‚ich will dir kleine Münze geben, wenn du herausgeben und wechseln kannst; wärst du nur nicht so schwarz!‘ — ‚Und du nicht so weiß‘, sagte sie; ‚ich werde dir einen Schein geben, einen Wechsel schwarz auf weiß, aber gib mir keine Scheidemünze!‘ sagte sie. ‚Die kriegst du morgen früh beim Abschied‘, erwiderte Martino, faßte sie beim Kopf, küßte sie herzlich und sagte: ‚Ich habe dich lieb und bleibe dir treu.‘ — ‚Ei so lüge, daß du schwarz wirst!‘ sprach sie. ‚Dann wäre ich deinesgleichen, und es könnte etwas daraus werden‘, sprach Martino und schenkte ihr eine Nadelbüchse von Elfenbein und Ebenholz, die er bei sich trug. Das Mädchen dankte und sprach: ‚Sieh, wie artig schwarz und weiß zusammen aussehn; bleib bei uns; wenn die Alte stirbt, finden wir den Goldtopf und contrebandieren.‘ — ‚Ja, auf die Galeere!‘ sprach Martino. ‚Ich gehe mit auf die Galeere!‘ sagte sie; ‚pitsch, patsch! geht das Ruder, und ich singe dir dazu.‘ — ‚Das wollen wir überlegen‘, meinte Martino, ‚es ist eine zu glänzende Aussicht um Mitternacht.‘ Da traten sie mit der Suppe und den Schnepfen herein und stellten sie auf den Eichenblock; die Suppe tranken wir aus dem Topf, ich wollte meine Marinina nicht wecken und ließ ihr Teil in die warme Asche setzen, die Vögel wollten wir morgen früh verzehren. Nun begann sich der Sturm in dem Walde wieder zu heben, und das Gewitter zog mit Macht heran. ‚Ach Gott‘, sagte Mitidika, ‚lege dich nieder, Martino, und schlafe ein! Hörst du das Wetter? Der Jäger bläst sein Horn, er wird gewiß bald kommen; lege dich nieder, gleich, gleich!‘ dabei sah sie ängstlich in der Stube umher. ‚Nun, nun, was fehlt dir?‘ fragte Martino, und sie sagte: ‚Schlafen sollst du und das Angesicht von mir kehren, denn ich muß mich entkleiden und schlafen gehn, und das sollst du nicht sehen; ach, dreh' dich um, Blanker!‘ — ‚Bravo!‘ sagte Martino; ‚es freut mich, daß du so auf Zucht hältst, putze nur den Kien aus, bei der Nacht sind alle Kühe schwarz, selbst die schwarzen.‘ — ‚Ja‘, sagte sie, ‚auch die blanken Esel! Dreh' dich um, ich bitte dich, ich will den Kien schon löschen, wenn es Zeit ist.‘ Da drehte sich der ehrliche Martino um. ‚Gute Nacht, Mitidika!‘ sagte er. — ‚Gute Nacht, Martino!‘ sprach sie.

„Nun breitete sie sich eine bunte wollene Decke an die Erde aus neben dem Eichenblock, stellte einen halben Kürbis voll Wasser darauf, holte einen kleinen, zierlichen Kasten gar heimlich unter der Trommel hervor und setzte ihn neben sich auf die Bank, wobei sie sich ängstlich nach uns umsah. Ich blinzte durch die Augen und schnarchte, als läge ich im tiefsten Schlaf. Mitidika traute und schloß das Kästchen leise auf, musterte alle die Herrlichkeiten, die darin waren, und suchte sich einen Raum aus, die Nadelbüchse des Martino bequem hineinzulegen. Ihr könnt euch meine Verwunderung nicht denken, als ich, in dieser wüsten Zigeunerherberge, die Kleine auf einmal in einem so zierlichen und reichgefüllten Schmuckkästchen kramen sah. Es sah nicht ganz so aus, als sei ein Affe hinter die Toilette seiner Herrschaft geraten, auch nicht, als richte der Satan einen Juwelenkasten ein, um einem unschuldigen Mädchen die Augen zu blenden; aber eine indianische Prinzessin, welche die Geschenke eines englischen Gouverneurs mustert, mag wohl so aussehn. Als sie so die Perlen- und Korallenschnüre, die brillantenen Ohrringe und die Zitternadeln[1] durch die schwarzen Hände laufen ließ, konnte ich vor Augenlust gar nicht denken, daß dies gestohlnes Gut sein müsse. Nun stellte sie mehrere Kristallfläschchen mit Wohlgerüchen und Salben aus dem Kästchen auf den Block, zog feine Kämme und Zahnbürsten hervor und begann sich zu putzen und zu schmücken, wie die Nacht, die mit dem Monde Hochzeit machen will. Sie nahm die kleine, von buntem Stroh geflochtene Mütze von ihrem Kopf, und ein Strom von schwarzen Haaren stürzte ihr über die Schultern; sie gewann dadurch ein reizendes und wildes Ansehn, wenn ihre weißen Augäpfel und die blanken Zähne aus den schwarzen Mähnen hervor funkelten. Sie kämmte sich, schlängelte sich goldene Schnüre in die Zöpfe, die sie flocht und kunstreich wie eine Krone um das schöne runde Köpfchen legte. Sie wusch sich das Gesicht und die Hände, putzte die Zähne, beschnitt sich die Nägel und tat alles mit so unbegreiflicher Zierlichkeit, Anmut und hinreißender Schnelligkeit der Bewegungen, daß es mir

[1] Nadeln (in Broschenart) mit sehr fein federnden Enden und Ästen, die ständig zittern.

vor den Augen zitterte und bebte. Als sie die brillantenen Ohrringe in die kleinen schwarzen Muschelöhrchen befestigte und die glitzernden Zitternadeln in den Flechtenkranz steckte und die Korallen- und Bernsteinschnüre um das braune Hälschen legte und dabei hin und her zuckte wie ein Wunderwerkchen, gingen mir die Augen über. Sie begoß sich mit Wohlgerüchen, rieb sich die schwarzen Patschchen mit duftendem Öl und steckte sich ein blitzendes Ringlein um das andere an die schlanken Fingerchen. Nun stellte sie einen Spiegel auf und bleckte die Zähnchen so artig hinein, es ist nicht zu beschreiben. Und bei allem dem donnerte und blitzte es draußen, und ihre Eile ward immer größer; ich verstehe mich auf Lichtwirkungen in der Nacht, aber ich habe mein Lebtag kein solches Feuerwerk gesehen, kein Blitzen auf so schönem dunkeln Grund als das Spiel der Diamanten und Perlen auf ihr; denn sie war ein wunderschönes, frei, kühn, scheu und züchtig bewegtes Menschenbild.

„Flüchtig packte sie nun alle Geräte wieder in das Kästchen, steckte noch eine Handvoll weißes Zuckerwerk in das Mäulchen und knupperte wie eine Maus, während sie das Kästchen mit scheuen Blicken um sich her: ob wir auch schliefen, wieder unter die alte Trommel stellte. Die schwarze Katze, die auf derselben schlief, erhob sich dabei und machte einen hohen Buckel, als verwundere sie sich über sie, da sie ihr mit den funkelnden Händen über den Rücken strich. Nun brachte sie ein feines Hemd von weißer Seide, legte es über den Arm und fing an, ihr Mieder aufzuschnüren, wobei sie uns den Rücken kehrte; es sah aus, als wärfe sie Kußhändchen aus, wenn sie die Nestel zog; nun aber schlüpfte sie in die Küche und trat in wenigen Minuten wieder herein in einem schneeweißen Röckchen und einem Mieder von rotem venetianischen Samt. So stand sie mitten auf der Decke und betrachtete ihren Staat mit kindischem Wohlgefallen; der Donner rollte heftiger, Martino wachte auf, Mitidika faßte den Teppich mit beiden Händen über die Schultern, stieß mit dem Fuß die Kienfackel aus, wickelte sich schnell ein wie eine Schmetterlingslarve, ein heller Blitz erleuchtete die Kammer, sie schoß wie eine Schlange an die Erde nieder und krümmte sich zusammen. Martino hatte sie

im Leuchten des Blitzes noch gesehen, aber er wußte nicht, was es war; er sprach: ‚Meister, saht Ihr etwas?‘ Ich war aber so erstaunt, daß ich stumm blieb; da sprach er: ‚Mitidika, schläfst du?‘ aber sie schwieg; Martino drehte sich um und schlief auch wieder. Meine Gedanken über das, was ich gesehen, ließen mich nicht ruhen, der wunderbare Schmuck in dem Besitz der kleinen braunen Bettlerin, und daß sie ihn jetzt so sorgsam und heimlich angelegt, befremdete mich ungemein; alles kam mir wie Zauberei vor. Sie erwartet ein Waldgespenst und schmückt sich wie eine Braut; war dies gestohlnes Gut? Ist sie eine verkleidete, versteckte Prinzessin? Warum geht sie in dieser Pracht schlafen, und warum wickelt sie sich mit all der Herrlichkeit in den alten Teppich ein? Sollte alles dies geheim sein, wie war es möglich, da wir sie morgen früh doch in ihrem Putz finden mußten? So lag ich nachsinnend; das Gewitter war in vollem Grimme über uns, und das Licht der zuckenden Blitze zeigte mir öfters das Bild der Mitidika, welche, wie eine Mumie in den Teppich gehüllt, an der Erde ausgestreckt lag. Als ich aber durch das wilde Wetter ein Horn schallen hörte, stieß ich Martino an und flüsterte ihm zu: ‚Halte dich bereit, ich glaube, der wilde Jäger ist im Anzug.‘ Wir hörten das Horn nochmals und Pferdegetrapp und Gewieher, und ich bemerkte, daß Mitidika aufstand; ich kroch aber quer vor die offene Küchentüre, und als sie mit dem Fuße an mich anstieß, glaubte sie umgegangen zu sein und wendete sich nach einer andern Seite. Martino stand auf, die Haustüre öffnete sich, und es trat eine Gestalt mit raschem Schritt durch die Küche auf uns zu; ich faßte sie bei den Beinen, daß sie niederschlug, und Martino drosch so gewaltig auf ihn los, daß der wilde Jäger Zetermordio zu schreien begann. ‚Mitidika, Hülfe, Hülfe! man mordet mich!‘ schrie er. — ‚Ha ha! Herr wilder Jäger‘, schrie nun Martino, ‚wir haben dich!‘ und so zerrten wir ihn in die Stube herein und machten die Türe zu. Der Lärm ward allgemein; der Kerl wehrte sich verzweifelt. Meine Marinina erwachte und schrie: ‚Jesus, Maria, Joseph! Licht her, Licht her! was ist das, o Baciochi, Martino!‘ Die Alte fuhr aus ihren Betten auf, warf die alten Bretter um, die vor ihr standen, und schrie: ‚Mörder, Hülfe, Mitidika!‘ Dabei wurden

die Hühner auf dem Boden rebellisch, die Trommel kollerte brummend durch die Stube; Mitidika allein ließ sich nicht hören. ‚Martino, schlage Feuer!‘ rief ich und drückte meinen fremden Gast fest in die Gurgel, daß er sich nicht rühren konnte. Da stieß Martino einen Schwärmer in die glühende Asche des Herds, der leuchtend durch die Kammer zischte und dem ganzen Spektakel ein noch tolleres Ansehen gab. Mein Gefangener fing von neuem an zu ringen, und indem ich ihn gegen die Wand drückte, trat ich gegen einige Bretter, die auswichen — ich warf ihn nieder. Ein großer Bock, der hinter den Brettern geruht hatte, sprang auf und fing nicht schlecht an zu stoßen, und ich warf meinen wilden Jäger so kräftig zur Erde, daß er keinen Laut mehr von sich gab. Martino brachte nun eine brennende Kienfackel herein, und wir sahen die ganze Verwirrung. Der wilde Jäger war ein schöner, schlanker Kerl in galanter Jaguniform. Er rührte sich nicht; der Gedanke, daß ich ihn gar totgedrückt hätte, fuhr mir unheimlich durch die Glieder, ich stürzte zur Küche nach Wasser; Martino faßte die Alte, die fluchend und schreiend aus dem Bett gesprungen war, und warf sie wieder in die Federn mit den Worten: ‚Schweig still, Drache! Wir wollen dir kein Haar krümmen; wir haben nur den wilden Jäger abgefangen.‘ Nun trat ich mit einem Eimer Wasser hinein und goß ihn pratsch! über den leblosen wilden Jäger; da sprang er wie eine nasse Katze in die Höhe —.“

„Das Wasser, das kalte Wasser“, schrie hier Devillier aufspringend, „war das Allerfatalste!“ und die ganze Gesellschaft sah ihn verwundert an. „Nun, was schauen Sie“, fuhr er fort, „soll ich länger schweigen? Habe ich nicht schrecklich ausgehalten und mich hier in der Erzählung nochmals mißhandeln lassen?“ Baciochi wußte nicht, was er vor Erstaunen sagen sollte über Devilliers Unterbrechung; dieser aber sprach heiter: „Ja, Herr Baciochi, ich war der wilde Jäger, mich habt Ihr so kräftig zugedeckt, ich habe es von Anfang der Geschichte gewußt und hätte gern geschwiegen, aber das kalte Wasser lief mir wieder erweckend über den Rücken.“ Da ward die ganze Gesellschaft vergnügt, der Feuerwerker reichte Devillier die Hand, und dieser sagte: „Es freut mich, Euch wiederzusehen, alles ist längst vergessen,

nur Mitidika nicht!" — „Das will ich hoffen", meinte der Zigeuner ernsthaft, „ich bitte mir das Ende der Geschichte aus." Da tranken alle lustig herum, und Devillier trank die Gesundheit der Mitidika, wozu Michaly einen Tusch geigte und Lindpeindler das hochpoetische freie Leben der Zigeuner pries; der Vizegespan meinte jedoch: sie hätten nicht die reinsten Hände. Die Kammerjungfer aber fragte: „Wo hat sie nur den Schmuck hergehabt?" Der Tiroler sagte: „Den wilda Jaaga hobt's maisterli zuagdeckt!" und alle drangen, Devillier möge weiter erzählen.

„Wohlan!" sagte dieser: „Ich hatte damals Geschäfte mit der Contrebande und manche andere politische Berührungen diesseits und jenseits auf der Grenze. Ich dirigierte den ganzen Schleichhandel und forschte auf höhere Veranlassung dem Orden der Carbonari[1] nach. Auf meinen Streifereien hatte ich Mitidika kennengelernt und mich leidenschaftlich in dies schöne, unschuldige und geistvolle wilde Naturkind verliebt. In bestimmten Nächten besuchte ich sie; der Schmuck, den Ihr, Baciochi, sie anlegen sahet, war ein Geschenk von mir. Sie hatte den Glauben der Alten an den wilden Jäger benutzt, um sich unentdeckt einige Stunden von mir unterhalten zu lassen. Wenn ich kommen sollte, schmückte sie sich immer wie eine Zauberin; ich setzte sie dann mit auf mein Pferd und brachte sie nach einer Höhle, eine Viertelstunde von ihrer Hütte, welche das Warenlager meines Schleichhandels war; da saß sie in einem mit dem feinsten englischen bunten Kattun ausgeschlagenen Raum mit mir und ergötzte mich und einen verstorbenen Freund mit Tanz, Gesang und freundlicher Rede. Gegen Morgen ging sie zurück, einen Bündel Holz in die Küche tragend, und wurde von der Großmutter wegen ihrem Fleiß gelobt. Ich liebte sie unaussprechlich um ihrer Tugend und Schönheit, und ihr ganzes Wesen war so wunderbar und bei allem Mutwillen und aller kindlichen Ergebenheit so gebieterisch, daß ich nie daran denken konnte, ihre

[1] Mitglieder des seit der Begründung des italischen Königreiches aufgelösten geheimen revolutionären Bundes, der, hauptsächlich in Italien, gegen Tyrannei kämpfte und einen unabhängigen und freisinnigen nationalen Staat anstrebte. Auf Verrat ihres Geheimnisses stand Todesrache.

Unschuld auch nur mit einem Gedanken zu verletzen. O, sie war gar nicht mehr wie ein Mensch, sie war wie eine Zauberin, wie ein Berggeist, wenn sie in dem Edelsteinschmuck vor uns tanzte, sang, lachte und weinte; ich kann sie nie vergessen. In der Nacht, wo Ihr und Martino mich so häßlich zerprügeltet, ging die ganze Herrlichkeit zu Ende. Anfangs hielt ich meine Angreifer für italienische Gendarmen, die mir auf die Spur kamen; als wir uns aber erklärt hatten, nahm mir die Entdeckung vom Gegenteil allen Zorn hinweg, und unsere erste Sorge war: wo Mitidika hingekommen sei. Die alte Zigeunerin jammerte auch nach ihr, wir suchten alle Winkel aus und fanden sie nicht, bis die Alte die Leiter vermißte. Baciochi sagte: zur Türe könne sie nicht hinausgekommen sein, er habe davorgelegen; da machte uns der Regen, der durch das Loch in der Decke hereinströmte, aufmerksam; Martino kletterte auf den Schultern Baciochis hinan und fand die Leiter, aber Mitidika, welche die Leiter nach sich gezogen, war durch das Strohdach hinaus geklettert und nirgends zu finden. Ich eilte nach der Türe und vermißte mein Pferd; nun war ich gewiß, daß sie nach meinem Schlupfwinkel entflohen sein müsse, und war ruhig. Ich durfte diesen weder an Baciochi noch an die Zigeunerin, die nichts von meinem Verhältnisse mit Mitidika wußte, verraten und suchte deshalb noch lange mit. Das Wetter war aber so abscheulich, daß wir bald wieder zurückkehrten, und die Alte jammerte nicht mehr lange; da hörten wir Hufschlag, und Mitidika stürzte in ihrem ganzen Schmuck mit wilder Gebärde in die Stube auf mich zu: ‚Geschwind, fort, geflohen!‘ schrie sie, ‚die italienischen Gendarmen streifen in der Nähe, Euren Freund haben sie mit einem ganzen Zug Schleichhändler gefangen; es ist ein Glück, daß hier der Spektakel losging, ich bin aus Angst durch das Dach geschlüpft, dadurch habe ich die nahe Gefahr entdeckt, geschwind fort!‘ — ‚Wohin?‘ schrie ich, und Baciochi, Martino und Marinina, die sich auch vor der Entdeckung fürchteten, folgten alle mit mir der treibenden Mitidika zur Türe hinaus. Sie schwang sich auf mein Pferd, ich hinter sie, und so sprengten wir beide nach unserem Schlupfwinkel, unbekümmert um Euch, Herr Baciochi, und die Eurigen.“

„Ja“, sagte der Feuerwerker, „Ihr rittet nicht schlecht, und

wir hatten in dem wilden Wetter übles Nachsehen; übrigens war es Euch nicht zu verargen, daß Ihr uns nicht eingeladen, mitzugehen; wir hatten Euch schlecht bewillkommt. Ich will mein Lebtag an den Mordweg denken. Meine Marinina ward krank und starb zwei Monate nachher in Kroatien; Gott habe sie selig! Martino ließ sich bei der österreichischen Artillerie anwerben und war neulich mit in Neapel, wenn er noch lebt. Ich fand mein Brot — Gott sei gelobt! — bei unserm gnädigen Herrn. Es freut mich, daß Ihr so gut davongekommen; aber was ist denn aus der braunen Mitidika geworden?"

„Ja, wer das wüßte!" sagte Devillier; „wir kamen vor der Höhle an und zogen das Pferd herein. Sie war voll Sorge um mich, wusch mir meine Kopfwunden und Beulen mit Wein und bewies mir unendliche Liebe. So brachten wir die Nacht in steter Angst und Sorge zu. Gegen Morgen hatte sie keine Ruhe mehr, sie verlangte nach der alten Mutter; sie beschwor mich, sogleich die Höhle zu verlassen und zu fliehen. Das Schicksal meines Freundes erschütterte mich tief, ich war entschlossen, ihn aufzusuchen. Sie schwur mir ewige Treue; ich versprach ihr, wenn ich sie nach einiger Zeit hier wieder fände, sie zu meiner Frau zu machen; sie lachte und meinte: sie wolle nie einen Mann, der kein Zigeuner sei, und nun auch keinen Zigeuner, sie wolle gar keinen Mann. Dabei scherzte und weinte sie, tanzte und sang noch einmal vor mir, und als ich sie umarmen wollte, schlug sie mich ins Gesicht und floh zur Höhle hinaus. Ich verließ den Ort gegen Abend. Als ich vom Tode meines Freundes gehört hatte und zu Mitidika zurückkehrte, war ihre Hütte abgebrannt; ich ging nach der Höhle, sie war ausgeplündert. Auf der Wand aber fand ich mit Kohle geschrieben: ‚Wie gewonnen, so zerronnen! Ich behalte dich lieb, tue, was du kannst, ich will tun, was ich muß.' Ich habe das holdselige Geschöpf durch ganz Ungarn aufgesucht, aber leider nicht wiedergefunden; hundert Mitidikas sind mir vorgestellt worden, aber keine war die rechte."

„Es gibt auch nur eine", sagte hier Michaly, „und wird alle tausend Jahre nur eine geboren." — „Kennt Ihr sie?" sprach Devillier heftig. „Was geht es Euch an", erwiderte

Michaly, „ob ich sie kenne? Habt Ihr nicht die Ehe ihr versprochen und doch eine Ungarin geheiratet? Sie hat Euch Treue gehalten bis jetzt, sie ist meine Schwester, und ich wollte sie abholen, da die Großmutter in Siebenbürgen gestorben, wo sie sich mit Goldwaschen ernährten; der Pestkordon hat mir aber den Weg abgeschnitten." Da ward Devillier äußerst bewegt; er sagte: „Ich habe sie lange gesucht und nicht gefunden, sie hatte mir ausdrücklich gesagt, sie werde nie einem Blanken die Hand reichen und nun auch keinem Zigeuner; nur in der Hoffnung, sie wiederzusehen, blieb ich bis jetzt in Ungarn, und ich würde nicht die Mittel gehabt haben, hier zu bleiben, wenn ich die alte Dame nicht geheiratet hätte, die mir jetzt mein schönes Gütchen zurückgelassen. Könnt Ihr mich mit Mitidika wieder zusammenbringen, so will ich sie gern heiraten und ihr alles lassen, was ich habe." — „Das ist ein nicht zu verachtender Vorschlag, Michaly", sagte der Vizegespan,' „schlagt das nicht so in den Wind, Ihr habt Zeugen!" Michaly aber lachte und sprach: „Mitidika wird nicht an dem Stückchen Erde kleben, sie wird nicht in einem gemauerten Hause gefangen sein wollen und sich um Abgaben und Zinsen zerquälen. Wer nichts hat, hat alles; es war immer ihr Sprüchwort: ‚Der Himmel ist mein Hut; die Erde ist mein Schuh; das heilige Kreuz ist mein Schwert; wer mich sieht, hat mich lieb und wert.'" — „Das ist echt zigeunerisch gesprochen", sagte der Vizegespan, „drum bleibt ihr auch immer vogelfreies Gesindel." Michaly nahm da seine Geige und wollte ein Lied auf die Freiheit singen, aber der Nachtwächter blies zwölf Uhr und mahnte die Gesellschaft zur Ruhe. Lindpeindler hatte sich mit dem Feuerwerker und der Kammerjungfer, welche durch die erwachte Neigung Devilliers für Mitidika sehr gekränkt worden war (denn sie spitzte sich selbst auf ihn), noch eine Viertelstunde nach dem Edelhof begeben. Als sie sich der Gesellschaft empfahlen, bot Devillier der Zofe seine Begleitung an; sie sagte aber: „Ich danke, ich möchte das werte Andenken an die unbeschreibliche Mitidika nicht stören." Damit machte sie einen höhnischen Knicks und verließ die Stube mit Lindpeindler, der diese Nacht als eine der romantischsten seines Lebens pries.

Der Kroate, der Tiroler und der Savoyarde waren bereits eingeschlummert, und der Vizegespan lud Wehmüllern, der mit seiner Arbeit ziemlich fertig war, wie auch den Zigeuner und Devillier zu sich in sein Haus ein. Sie nahmen es mit Freuden an, da sie dort doch ein Bett zu erwarten hatten. Frau Tschermack, die Wirtin, ward bezahlt und schloß die Türe mit der Bitte: wenn sie länger hier blieben, nochmals eine so schöne Gesellschaft bei ihr zu halten. Vor Schlafengehen wußten Devillier und der Zigeuner den Vizegespan zu bereden, am andern Morgen den Kordon mit durchschleichen zu dürfen, denn Michaly und Devillier sehnten sich ebensosehr nach Mitidika, die jenseits war, als Wehmüller nach seiner Tonerl. Sie schliefen bis zwei Uhr, da packte der Vizegespan jedem eine Jagdflinte auf, und sie zogen, als Jäger, einem Waldrücken zu; aber kaum waren sie hundert Schritt vor dem Dorf, als sie seitwärts bei den Kordonpiketten verwirrtes Lärmen und Schießen hörten und bald einen Husaren, dem das Pferd erschossen war, querfeldein laufen sahen, welcher auf das Anrufen des Vizegespans schrie: „Cordonus est ruptus cum armis in manibus a pestiferatis loci vicini, der Kordon ist mit bewaffneter Hand von den Pestkranken des benachbarten Ortes durchbrochen." Als der Vizegespan dies hörte, ließ er seine Gesellschaft im Stich und lief über Hals und Kopf nach dem Dorfe zurück, um seine Bauern unter die Waffen zu bringen. Wehmüller und der Zigeuner schrieen: „Gott sei Dank, nun laßt uns eilen!" Devillier besann sich auch nicht lange, und sie liefen spornstreichs nach dem verlassenen Pikettfeuer hin, wo sie Bauern beschäftigt fanden, unter großem Geschrei das Brot und die anderen Vorräte zu teilen, welche das Pikett zurückgelassen hatte. Als sie sich näherten, kam ihnen ein Reiter entgegen und schrie: „Steht, oder ich schieße euch nieder!" Sie standen und warfen die Waffen hinweg. Sie wurden gefragt, wer sie seien? und als sie erklärt: sie wollten über den Kordon, und der Reiter ihre Stimmen vernommen, stürzte er vom Pferde und fiel dem Zigeuner und Devillier wechselsweise um den Hals und schrie immer: „Michaly! Devillier! Ich bin Mitidika."

Vor Freude des Wiedersehens ganz zitternd, riß das Mädchen sie in die Erdhütte des Piketts, wo sie dieselbe in männlicher

Kleidung, mit Säbel und Pistole bewaffnet, erkannten, und sie wollte eben zu erzählen anfangen, als sie Wehmüllern scharf ansah und zu ihm sprach: „Bist du noch immer hier, Betrüger? Ich meinte, du seist gestern zu deiner angeblichen Frau nach Stuhlweißenburg gereist.“ Alle sahen bei diesen Worten auf den bestürzten Wehmüller; dieser sperrte das Maul auf vor Verwunderung. „Ich?“ fragte er endlich, „ich, gestern zu meiner angeblichen Frau?“ — „Ja, du!“ sagte Mitidika, „du, der du dich Wehmüller nennst und es nicht bist, du, der du deine Frau nicht einmal kennst.“ — „O, das ist um rasend zu werden!“ schrie Wehmüller, „welche tolle Beschuldigungen, und das von einer wildfremden Person, die ich niemals gesehen!“ — „Unverschämter Gesell!“ schrie Mitidika; „du kenntest mich nicht? Hast du mir nicht seit mehreren Tagen mit deinen Liebesversicherungen zugesetzt? Hat der wirkliche Wehmüller dir nicht deswegen schon ins Gesicht bewiesen: daß du Wehmüller nicht sein könnest, weil der rechte Wehmüller an niemand denkt als an sein liebes Tonerl?“ — „Der rechte Wehmüller?“ schrie nun Wehmüller, „wo haben Sie den je gesehen? Er wenigstens kennt Sie nicht.“ — „Kennt mich nicht?“ erwiderte Mitidika, „und reist mit mir?“ — „Ich werde verrückt!“ schrie Wehmüller, „nun ist gar noch ein dritter auf dem Tapet; wo sind die zwei andern? Geschwind, ich will sie sehn, ich will sie erwürgen!“ — „Den dritten lügst du hinzu“, versetzte Mitidika; „der echte wird nicht weit von hier sein, ich will ihn holen, da sollst du beschämt werden!“ Nun lief sie schnell zur Hütte hinaus.

Dieser Wortwechsel war so schnell und heftig und die Veranlassung so wunderbar, daß Michaly und Devillier nicht Zeit hatten, dem verblüfften Maler zu bezeugen: daß er seit gestern in ihrer Gesellschaft sei und unmöglich der sein könne, welchen Mitidika kannte. Sie waren eben noch beschäftigt, den weinenden Wehmüller zu trösten, als eine ganz ähnliche Figur wie er selbst in die Hütte trat; bei dem erloschenen Feuer war es unmöglich, jemand bestimmter zu erkennen. Kaum hatte Wehmüller sein Ebenbild in derselben Gestalt und Kleidung erkannt, als er wie eine Furie darauf losstürzte; der andre tat ein gleiches, und beide schrieen: „Ha, ertappe ich dich bei deiner

Buhlerei unter meinem ehrlichen Namen!" Sie rissen sich wie zwei Hähne herum. Devillier und Michaly brachten sie mit Gewalt auseinander, und Mitidika führte den dritten Wehmüller herein. Wie groß war die Bestürzung aller, da nun wirklich drei Wehmüller zugegen waren. „Nein, das ist zum Verzweifeln!" rief der Wehmüller, den Mitidika mitgebracht hatte, „da ist noch einer!" — „Herr Jesus!" schrie nun unser Wehmüller, „Tonerl, bist du es, bist du hier, Tonerl?" — „Franzerl, lieber Franzerl!" schrie der andere, und sie sanken sich als Mann und Frau in die Arme. Da wurde es dem einen Wehmüller, den Devillier festhielt, nicht recht wohl, und er sank vor Schreck zur Erde. Michaly schürte nun das Feuer wieder an, daß man sehen konnte, und Mitidika bezeugte die größte Freude, daß Tonerl, die in einem ganz ähnlichen Kleide wie ihr Mann von Stuhlweißenburg mit ihr diesem entgegengereist war, ihn endlich gefunden habe, nachdem sie zu ihrem großen Schrecken von dem falschen Wehmüller in dem Dorfe, das man wegen Pestverdacht eingeschlossen, sehr geplagt worden war, ohne sich ihm als Wehmüllers Weib zu entdecken, denn sie war auf einen alten Paß ihres Mannes gereist.

Sie hatten sich kaum von der ersten Freude erholt, als Mitidika sagte: „Wir müssen doch den falschen Wehmüller, der die Sprache verloren hat, wieder zu sich bringen." Da aber ihr Rütteln und Schütteln ganz vergeblich war, sagte sie: „Ich habe ein untrüglich Mittel von der seligen Großmutter gelernt, das Herz ist ihm gefallen, wir wollen es ihm wieder heraufziehen." Da nahm sie ein Schoppenglas und gab es Michaly nebst einem Endchen Licht — das sie am Feuer anzündete — und einem Scheibchen Brot. „Aha, ich weiß schon!" sagte Michaly und öffnete dem Ohnmächtigen die Weste über dem Magen, setzte ihm das Licht, auf der Brotscheibe befestigt, auf den Leib und stülpte das Glas darüber. Das brennende Licht, welches die Luft unter dem Glase verzehrte, machte ihm den Leib wie in einem Schröpfkopf in das Glas aufsteigen. Die ganze Gesellschaft lachte über dieses zigeunerische Kunststück, und der falsche Wehmüller kam bald zu Sinnen; der echte ging auf ihn zu und sprach: „Wer sind Sie, der auf eine so unverschämte

Weise meinen Namen mißbrauchte?" Da antwortete der Patient, welchen Devillier und Michaly an der Erde festhielten: „Was Guckuck habe ich auf dem Leib? Es ist, als wollten Sie mir den Magen herausreißen; tun Sie mir die vermaledeite Laterne vom Leibe, eher sage ich kein Wort; ich bin Wehmüller und bleibe Wehmüller!" — „Gut", sagte Mitidika, „wenn du noch nicht bei Sinnen bist, wollen wir dir etwas Süßes eingeben." — „Recht", sagte Michaly, „Katzenkot mit Honig, Zigeunertheriak." Auf dieses Rezept bekam der Patient andere Gesinnung und sprach: „Um Gottes willen, laßt mich aufstehen, ich will alles bekennen! Ich bin der Maler Froschauer von Klagenfurt." — „Das habe ich gleich gedacht", sagte Wehmüller, „jetzt habe ich Sie in meinen Händen, ich kann Sie als einen Falsarius bei der Obrigkeit angeben, aber ich will großmütig sein, wenn Sie mir einen körperlichen Eid schwören: daß Sie auf ewige Tage resignieren, ungarische Nationalgesichter in meiner Manier zu malen." — „Das ist sehr hart", sagte Froschauer, „denn ich habe ganz darauf studiert und müßte verhungern; den Eid kann ich nicht schwören." — „Er ist noch hartnäckig!" sagte Michaly; „geschwind den Zigeunertheriak her!" Und da Mitidika sich stellte, als wolle sie ihm etwas eingeben, entschloß er sich kurz und schwor alles, was man haben wollte, worauf sie ihn losließen und ihm die Laterne vom Leib nahmen.

Die Freude und der Mutwille ward nun allgemein; aber der Tag näherte sich, und Mitidika rief eben die Kordonbrecher zusammen, um mit ihrem erbeuteten Proviant sich dahin zurückzuziehen, wo sie hergekommen waren. Aber der Vizegespan kam mit dem Kroaten, dem Feuerwerker, dem Gutsbesitzer und einigen Heiduken und Panduren herbei und brachte die freudige Nachricht, daß sie gar nicht nötig hätten, sich zurückzuziehen, denn der Kordonkommandant habe soeben bekanntgemacht: nur durch Mißverständnis sei das Dorf, in dem sie vierzehn Tage blockiert waren, in den Kordon eingeschlossen worden. Es solle ihnen deshalb verziehen sein, daß sie den Kordon durchbrachen, wenn sie dagegen auch keine Klage über den Irrtum erheben wollten; der Kordon habe sich schon nach einer andern Richtung bewegt. Der Gutsbesitzer bestätigte dies und lud die Gesellschaft,

von der ihm Baciochi, Nanny und Lindpeindler so viel Interessantes erzählten, sämtlich nach seinem Edelhofe ein.

Die Bauern und Zigeuner, die unter der Anführung Mitidikas den Kordon durchbrochen hatten, waren hoch erfreut über diese Nachricht, dankten ihrer Anführerin herzlich und kehrten singend nach ihrer Heimat zurück. Michaly aber nahm seine Violine und spielte lustig vor der Gesellschaft her, die dem Edelmanne folgte. Unterwegs gab es viele Aufklärungen und Herzensergießungen. Devillier und Mitidika hatten ihre Neigung bald zärtlich erneuert und gingen Arm in Arm, dann aber folgten die drei Wehmüller, Tonerl in der Mitte, und die andern gingen hinterdrein über das Stoppelfeld. Mitidika sagte, daß sie Tonerl in Stuhlweißenburg kennengelernt, die, sehr bekümmert über das Ausbleiben ihres Mannes, eine Reisegesellschaft nach Kroatien gesucht, und da sie selbst, nach dem Tode ihrer Großmutter, zu ihrem Bruder Michaly habe ziehen wollen, hätten sie sich entschlossen, zusammen zu reisen in männlicher Kleidung. Frau Tonerl sei in einem Habit ihres Mannes und sie als ungarischer Arzneihändler gereist, bis sie in dem Dorfe plötzlich von dem Kordon eingeschlossen worden seien, wo sie auch Froschauer unter dem Namen Wehmüller ganz in derselben Kleidung vorgefunden, was die arme Tonerl nicht wenig erschreckt habe. Nach vierzehn Tagen sei die Ungeduld und der Mangel der Einwohner, die wohl Hunger, aber keine Pest gehabt, über alle Grenzen gestiegen, und so habe sie sich an ihre Spitze gesetzt und den Kordon durchbrochen; das sei ihr aber gar leicht geworden, denn die Kordonisten wären, aus Furcht, angesteckt zu werden, gleich ausgerissen, als sie mit ihrem Haufen unter ihnen erschien.

Nun mußte Froschauer erzählen; er war eigentlich ein guter Schelm und sagte: „Lieber Herr Wehmüller, ich will Ihnen die Wahrheit sagen; der Spaß kostet mich fünfundzwanzig Dukaten und meine Braut. Ich bin der Maler Froschauer von Klagenfurt und liebe die Tochter eines Fleischhauers; das Mädchen aber wählte immer zwischen mir und einem wohlhabenden Siebmacher, der auch um sie freite. Er setzte dem Vater des Mädchens in den Kopf: es sei in den kaiserlichen Erblanden kein

Maler, der eine Frau ernähren könne, und der überhaupt Genie habe, als der Wehmüller in Wien, der die ungarischen Nationalgesichter male, und der so und so gekleidet gehe; dabei hörte er nicht auf, von Ihnen und Ihrer Arbeit zu reden, so daß der alte Fleischhauer und seine Tochter mir endlich erklärten: sie würden den Siebmacher vorziehen, wenn ich Ihnen in Ungarn den Rang nicht abliefe, und nun wettete ich mit dem Siebmacher: daß ich ihm in Jahr und Tag das Mädchen abtreten und noch fünfundzwanzig Dukaten dazu geben wollte, wenn ich Ihnen den Rang nicht ablaufen könne. Ich reiste nach Wien und nach Ungarn, forschte nach allen Ihren Bildern und warf mich so in Ihre Manier, daß man unsre Bilder nicht mehr unterscheiden konnte. Da ich nun erfuhr, daß Sie die Reise nach Stuhlweißenburg machen würden, wo Sie noch nicht gewesen, und sich auf dem Gute des Grafen Giulowitsch vorbereiteten, benutzte ich die Gelegenheit, Ihnen zuvorzukommen, denn ich wußte durch einen Freund bei der Hofkriegskanzelei, daß die dortigen Regimenter verlegt werden würden. Mit einem Vorrate von Nationalgesichtern in einer Blechbüchse und ganz gekleidet wie Sie, machte ich mich nun als neuer Wehmüller auf, und als ich auf der Grenze an der Maut ein Päckchen liegen sah, ‚an Herrn Wehmüller, wenn er durchreist' überschrieben, ward es mir von dem Mautbeamten ausgeliefert. Es war dies das Bild Ihrer Gemahlin, welches sie auf ihrer Reise in einem Posthause hatte liegen lassen; ich nahm es mit, um es ihr einhändigen zu lassen, habe es aber vergessen, dem Boten abzunehmen, der es trug, als er mich durch den Kordon brachte, denn meine Eile war groß, und ich triumphierte schon, daß ich, indem der Kordon Sie aussperrte, Ihnen gewiß zuvorkommen würde. Aber wie war mir zumute, da ich mich mit Ihrer Frau, als einem zweiten Wehmüller, den ich auch nicht für den echten erkannte, weil er von der Malerei gar nichts verstand, eingesperrt sah; bald ward ich aber von der Kühnheit und Schönheit Mitidikas, die es kein Hehl hatte, daß sie eine verkleidete Jungfer sei, so hingerissen, daß ich gern auf meine Braut und Wehmüllerschaft resigniert und alles gleich eingestanden hätte; aber Ehrgeiz und die fünfundzwanzig Dukaten hielten mich zurück. Ihr Erscheinen fuhr

mir aber so durch alle Glieder, daß ich die Besinnung verlor; die fatale Laterne auf dem Magen und der angedrohte Theriak haben mich gänzlich hergestellt, und nun bleibt mir nichts übrig, als Sie herzlich um Verzeihung zu bitten, mit dem Vorschlag: mich in Ihren Unternehmungen zum Kompagnon zu machen; Sie können meine Arbeiten untersuchen, und gehen Sie den Vorschlag ein, so glaube ich, daß wir einen solchen Vorrat von Nationalgesichtern anfertigen, daß unser Glück begründet ist, wenn wir redlich teilen." — „Das läßt sich hören!" sagte Wehmüller, „die ganze Geschichte macht mir jetzt Spaß, und wenn ich meine Tonerl nicht so lieb hätte, so möchte ich, um es Ihnen wettzumachen, nach Klagenfurt reisen und Ihre Fleischerstochter und die fünfundzwanzig Dukaten Ihnen wegschnappen, aber so geht es nicht." Da umarmte er Tonerl herzlich und ward mit Froschauer eins: daß er ihm, wenn er seine Arbeiten untersucht, ein eigenhändiges Attest schreiben wolle: daß er ihn in allem sich gleich achte; gewänne er dann seine Wette, so könne er sein Mädchen heiraten und sich mit ihm auf gleichen Vorteil vereinigen. „Ja", sagte Tonerl, „da habe ich doch eine Gesellschaft an Frau Froschauer, wenn ihr herumzieht."

So ward der Friede gestiftet, und sie kamen auf dem Edelhofe an. Die Kammerjungfer und Lindpeindler standen unter der Türe und waren in großem Erstaunen über die drei Wehmüller, noch mehr aber über Mitidika; schnell liefen sie, der gnädigen Frau und dem jungen Baron die interessante Gesellschaft anzukündigen, und diese trat, von dem Edelmann geführt, in eine geräumige Weinlaube, wo die Hausfrau bald mit einem guten Frühstück erschien und alle die Abenteuer nochmals berichtet werden mußten; der Tiroler und der Savoyarde stellten sich auch ein, und der Edelmann bat alle, bei der Weinlese ihm behülflich zu sein, was zugesagt wurde.

Am Abend, als noch viel über die drei Wehmüller gescherzt worden war, wollte Devillier der Gesellschaft eine Geschichte erzählen, die er selbst erlebt, und bei welcher die Verwechselung zweier Personen noch viel unterhaltender war, als der Graf Giulowitsch und Lury, sein Hofmeister, mit seinen Eleven bei dem Edelmann zum Besuch kamen; sie freuten sich ungemein,

den guten Wehmüller zu finden und die Aufklärung seines Abenteuers zu hören. Die Erzählung Devilliers ward aufgeschoben, aber nach dem Abendessen mußte die schöne Mitidika all ihren Schmuck, den sie einst von Devillier empfing, anlegen; die Edeldame half ihr selbst bei ihrer Toilette, denn Nanny, die Kammerjungfer, wurde unpäßlich. So geschmückt trat das braune Mädchen wie eine Zauberin vor die Gesellschaft; der Tiroler breitete seine Teppiche aus, und das reizende Geschöpf tanzte, schlug das Tambourin und sang — wozu Michaly sie begleitete — so ganz wunderbar hinreißend, daß alles vor Erstaunen versteinert war. Sie schloß ihren Tanz damit, daß sie den Teppich plötzlich erfaßte, sich schnell in ihn einpuppte und an die Erde niederstreckte, wie damals in der Hütte. Ein lebhaftes Beifallklatschen rauschte durch den Saal; Devillier aber kniete vor ihr, weinte wie ein Kind und wurde ausgelacht; so schied die Gesellschaft für diesen Abend auseinander.

Die Erzählung, welche Devillier versprochen, eine andere des Tirolers und eine des Savoyarden unterhielten an den folgenden Tagen, und ich werde sie mitteilen, wenn ich Lust dazu habe.

# Die drei Nüsse.

# Einleitung des Herausgebers.

Die Geschichte von den drei Nüssen, die nicht bloß ihrer Entstehungszeit nach, sondern auch in ihrer wohltuend glatten Erzählerweise und in dem tiefen Ernst des Tones dem „Braven Kasperl" nahesteht, wurde von Brentano in Gubitz' Zeitschrift „Der Gesellschafter" 1817 mitgeteilt. — Einigermaßen unorganisch angesetzt erscheint die Aufdeckung der Verwandtschaft an ihrem Schlusse; sie zerstört das neben dem Motiv von dem Unglück der Schönheit deutlich ausgeprägte von der Not heißer Geschwisterliebe. Hierunter romantische Ironie zu sehen, fällt schwer. Gab aber nicht vielleicht der zum strengen Kirchenglauben zurückgekehrte Dichter diese Lösung aus Bedenken gegen jenes Motiv? Oder wollte er den Gehalt von persönlichem Erleben verwischen, der in diesem Motiv zutage tritt? Drei Jahre vor seinem Tode bekennt Clemens Bettinen, in seiner Neigung zu ihr sei immer ein tragischer Zug gewesen; aus ihrer Jugend, als er Tag und Nacht an sie gedacht, sei ihm als charakteristisches Zeichen seiner Bruderliebe immer gegenwärtig, daß er oft hinter ihrem Rücken die Hände zusammengeschlagen und einsam trauernd gedacht, was in aller Welt aus aller dieser Liebe und Anmut und Tiefe werden, wozu es dienen, wer es hüten und zum Heile führen solle. Weiterhin ist Selbsterlebtes in Amelie wiederzuerkennen: sie trägt den Namen Piautaz wie die einer alten savoyischen, aus Frankreich nach Frankfurt eingewanderten Familie entstammende „Tante" Claudine, die nach Maximilianes Tode als Erzieherin in das Brentanosche Haus trat; und wenn bezeugt ist, daß sich Claudine Piautaz mit ihrer Klugheit und besonders mit der feinen Anmut ihres Wesens rasch und für immer die herzliche Zuneigung aller Familienmitglieder erworben hat, so ist es nicht fraglich, daß der Dichter ihr auf seine Weise hat huldigen wollen. Im übrigen lassen die mehreren geschichtlichen Daten und örtlichen Fixierungen freilich eine ältere Grundlage der Fabel vermuten.

Daniel Wilhelm Möller[1], Professor und Bibliothekar zu Altorf, lebte im Jahr 1665 in Kolmar als Hofmeister der drei Söhne des Bürgermeisters Maggi. Im Oktober dieses Jahres hatte der Bürgermeister einen reisenden Alchimisten zum Gaste, und als bei dem Nachtische der Abendmahlzeit unter anderm Obste auch welsche Nüsse auf die Tafel gesetzt wurden, sprach die Gesellschaft mancherlei von den Eigenschaften dieser Frucht. Da aber die drei Zöglinge Möllers etwas unmäßig zu den Nüssen griffen und sie lustig nacheinander aufknackten, verwies Möller es ihnen freundlich und gab ihnen folgenden Vers aus der Schola Salernitana[2] zu verdeutschen auf: „Unica nux prodest, nocet altera, tertia mors est.“ — Da übersetzten sie: „Eine Nuß nützt, die zweite schadet, der Tod ist die dritte.“ Möller aber sagte zu ihnen, diese Übersetzung könne unmöglich die rechte sein, da sie die dritte Nuß längst genossen und doch noch frisch und gesund seien; sie möchten sich eines Bessern besinnen. Kaum waren diese Worte gesprochen, als der Alchimist mit Bestürzung plötzlich vom Tische aufsprang und sich in der ihm angewiesenen Stube verschloß, worüber alle Anwesende in nicht geringer Verwunderung waren. Der jüngste Sohn des Bürgermeisters folgte dem Fremden, um ihn auf Befehl seines Vaters zu fragen, ob ihm etwas zugestoßen sei; da er aber die Türe verschlossen fand, sah er durch das Schlüsselloch den Fremden auf den Knieen liegen und unter Tränen und Händeringen mehrere Male ausrufen: „Ah, mon Dieu, mon Dieu!“

---

[1] Moller (so lautet sein Name; 1642—1712) war seit 1674 Professor der Geschichte und Metaphysik an der nürnbergischen Universität Altdorf. — [2] „De conservanda bona valetudine opusculum.“ Vom 16. bis 18. Jahrhundert oftmals herausgegebene und übersetzte medizinische Schrift.

Kaum hatte der Knabe seinem Vater dies hinterbracht, als der Fremde sich von dem Diener zu einer einsamen Unterredung melden ließ. Alle entfernten sich. Da trat der Alchimist herein, fiel auf die Kniee, umfaßte die Füße des Bürgermeisters und flehte ihn unter heftigen Tränen an: er möge ihn nicht vor Gericht bringen, er möge ihn vor einem schmählichen Tode erretten.

Der Bürgermeister, heftig über seine Rede erschrocken, fürchtete, der Mensch möge den Verstand verloren haben, hob ihn von der Erde auf und bat ihn freundlich: er möge ihm sagen, wie er auf so schreckliche Reden komme. Da erwiderte der Fremde: „Herr, verstellen Sie sich nicht, Sie und der Magister Möller kennen mein Verbrechen; der Vers von den drei Nüssen beweist es: tertia mors est, die dritte ist der Tod; ja, ja, eine bleierne Kugel war es, ein Druck des Fingers, und er schlug nieder. Sie haben sich verabredet, mich zu peinigen, Sie werden mich ausliefern, ich werde durch Sie unter das Schwert kommen."

Der Bürgermeister glaubte nun die Verrücktheit des Alchimisten gewiß und suchte ihn durch freundliches Zureden zu beruhigen. Er aber ließ sich nicht beruhigen und sprach: „Wenn Sie es auch nicht wissen, so weiß es doch Ihr Hofmeister gewiß, denn er sah mich durchdringend an, als er sagte: ‚tertia mors est'." Nun konnte der Bürgermeister nichts anders tun, als ihn bitten, ruhig zu Bette zu gehen, und ihm sein Ehrenwort zu geben, daß weder er noch Möller ihn verraten würden, wenn irgend etwas Wahres an seinem Unglücke sein sollte. Der Unglückliche aber wollte ihn nicht eher verlassen, bis Möller gerufen war und ihm auch heilig beteuerte, daß er ihn nicht verraten wolle; denn daß auch er nicht das mindeste von seinem Unglücke wisse, wollte er sich auf keine Weise überreden lassen.

Am folgenden Morgen entschloß sich der Unglückliche, von Kolmar nach Basel zu gehen, und bat den Magister Möller um eine Empfehlung an einen Professor der Medizin. Möller schrieb ihm einen Brief an den Doktor Bauhinus[1] und reichte ihm den-

[1] Johann Kaspar Bauhinus (1606—85), aus berühmter Arzt- und Naturforscherfamilie, war erster Professor der Medizin an der Universität Basel und Stadtarzt.

selben offen, damit er keine Art von Verdacht schöpfen könne. Er verließ das Haus mit Tränen und nochmaligem Flehen, ihn nicht zu verraten.

Im folgenden Jahre um dieselbe Zeit, etwa drei Wochen später, als der Bürgermeister mit den Seinigen wieder Nüsse aß und sie sich dabei alle lebhaft an den unglücklichen Alchimisten erinnerten, ließ sich eine Frau bei ihm melden. Er hieß sie hereintreten; sie war eine Reisende in anständiger Tracht, sie trauerte und schien vom Kummer ganz zerstört, doch hatte sie noch Spuren von großer Schönheit. Der Bürgermeister bot ihr einen Stuhl an, stellte ihr ein Glas Wein und einige Nüsse vor; aber sie geriet bei dem Anblick dieser Frucht in eine heftige Erschütterung, die Tränen liefen ihr die Wangen herab: „Keine Nüsse, keine Nüsse!“ sagte sie und schob den Teller zurück.

Diese ihre Weigerung, mit der Erinnerung an den Alchimisten, brachte unter den Tischgenossen eine eigene Spannung hervor. Der Bürgermeister befahl dem Diener, die Nüsse sogleich wegzubringen, und bat die Frau, nach einer Entschuldigung, daß er ihren Abscheu vor den Nüssen nicht gekannt, um die Angabe des Geschäftes, das sie zu ihm geführt.

„Ich bin die Witwe eines Apothekers aus Lyon“, sagte sie, „und wünsche mich hier in Kolmar niederzulassen. Die traurigsten Schicksale nötigen mich, meine Vaterstadt zu verlassen.“ — Der Bürgermeister fragte sie um ihre Pässe, auf daß er versichert sein könne, daß sie ihr Vaterland frei von allen gerichtlichen Ansprüchen auf sie verlassen habe. Sie übergab ihre Papiere, die in der besten Ordnung waren und ihr den Namen der Witwe des Apothekers Pierre du Pont oder Petrus Pontanus gaben. Auch zeigte sie dem Bürgermeister mancherlei Atteste der medizinischen Fakultät von Montpellier, daß sie im Besitz der Fabrikationsrezepte vieler trefflicher Arzeneien sei.

Der Bürgermeister versprach ihr alle mögliche Unterstützung bei ihrer Niederlassung und bat sie, ihm in sein Arbeitszimmer zu folgen, wo er ihr Empfehlungen an einige Ärzte und Apotheker der Stadt schreiben wollte. Als er nun die Frau die Treppe hinauf führte und oben über den Flur weg, kam dieselbe bei dem Anblick eines kindischen Gemäldes in eine solche

Bestürzung, daß der Bürgermeister fürchtete, sie möchte an seinem Arme ohnmächtig werden; er brachte sie schnell auf seine Stube, und sie ließ sich unter bittern Tränen auf einen Stuhl nieder.

Der Bürgermeister wußte die Veranlassung ihrer Gemütsbewegung nicht und fragte sie, was ihr fehle. Sie sagte ihm: „Mein Herr, woher kennen Sie mein Elend, wer hat das Bild an die Stubentüre geheftet, an welcher wir vorüber gingen?" Da erinnerte sich der Bürgermeister an das Bild und sagte ihr, daß es die Spielerei seines jüngsten Sohnes sei, welcher eine Neigung habe, alle Ereignisse, die ihn näher interessierten, in solchen Malereien auf seine Art zu verewigen. Das Bild aber bestand darin, daß der Knabe, welcher das Jahr vorher den Alchimisten knieend und die Hände ringend in dieser Stube: „Ah, mon Dieu, mon Dieu!" hatte ausrufen hören, diesen in derselben Stellung und über ihn drei Nüsse mit dem Spruche: „Unica nux prodest, nocet altera, tertia mors est!" auf eine Pappe gemalt und an die Stubentüre, wo der Alchimist gewohnt, befestigt hatte.

„Wie kann Ihr Sohn das schreckliche Unglück meines Mannes wissen?" sagte die Frau; „wie kann er wissen, was ich ewig verbergen möchte, und weswegen ich mein Vaterland verlassen habe?"

„Ihres Mannes?" erwiderte der verwunderte Bürgermeister; „ist der Chemiker Todénus Ihr Mann? Ich glaubte nach Ihrem Passe, daß Sie die Witwe des Apothekers Pierre du Pont aus Lyon seien."

„Die bin ich", entgegnete die Fremde, „und der Abgebildete ist mein Mann, du Pont; mir zeigt es die Stellung, in welcher ich ihn zuletzt gesehen, mir zeigt es der fatale Spruch und die Nüsse über ihm."

Nun erzählte ihr der Bürgermeister den ganzen Vorfall mit dem Alchimisten in seinem Hause und fragte sie, wie er sich befinde, wenn er wirklich ihr Mann sei, der vielleicht unter fremdem Namen bei ihm gewesen wäre.

„Mein Herr", erwiderte die Frau, „ich sehe wohl, das Schicksal selbst will, daß meine Schmach nicht soll verborgen

bleiben; ich erwarte von Ihrer Rechtschaffenheit, daß Sie mein Unglück nicht zu meinem Nachteil bekanntmachen werden. Hören Sie mich an. Mein Mann, der Apotheker Pierre du Pont, war wohlhabend; er würde reich gewesen sein, wenn er nicht durch seine Neigung zur Alchimie vieles Geld verschwendet hätte. Ich war jung und hatte das große Unglück, sehr schön zu sein. Ach, mein Herr, es gibt schier kein größeres Unglück als dieses, weil keine Ruhe, kein Friede möglich ist, weil alles nach einem verlangt und verzweifelt und man in solche Bedrängnisse und Belagerungen kömmt, daß man sich manchmal gar, nur um des ekelhaften Götzendienstes los zu werden, dem Verderben hingeben könnte. Eitel war ich nicht, nur unglücklich; denn ich mochte mich auch absichtlich schlecht und entstellend kleiden, so wurde doch immer eine neue Mode daraus, und man fand es allerliebst. Wo ich ging und stand, war ich von Verehrern umgeben, ich konnte vor Serenaden nicht schlafen, mußte einen Diener halten, die Geschenke und Liebesbriefe abzuweisen, und alle Augenblick mein Gesinde abschaffen, weil es bestochen war, mich zu verführen. Zwei Diener in der Apotheke meines Mannes vergifteten einander, weil ein jeder von ihnen entdeckt hatte, daß der andere ein Edelmann sei, der aus Leidenschaft zu mir unter fremdem Namen in unsre Dienste gegangen war. Alle Leute, die in unsrer Offizin Arznei holten, waren dadurch schon im Verdacht, liebeskrank zu sein. Ich hatte von allem diesem nichts als Unruhe und Elend, und nur die Freude meines Mannes an meiner Gestalt hielt mich ab, mich an meiner Larve zu vergreifen und mich auf irgendeine Weise zu entstellen. Oft fragte ich ihn, ob er denn an meinem Herzen und guten Willen nicht genug habe; er möchte mir doch erlauben, mein Gesicht, das so vieles Unheil stifte, durch irgendein beizendes Mittel zu verderben. Aber er erwiderte mir immer: ‚Schöne Amelie! Ich würde verzweifeln, wenn ich dich nicht mehr ansehen könnte; ich würde der unglücklichste Mensch sein, wenn ich den ganzen Tag in meinem rußigen Laboratorium vergebens geschwitzt habe und meine Augen abends nicht mehr an deinem Anblick erquicken könnte. Du bist der einzige klare Punkt in meiner finstern Bestimmung, und wenn ich alle meine Hoffnung

habe nach schwerem Tagewerk zum Rauchfang hinausfliegen sehen, tritt mir alle meine Hoffnung am Abend in deiner Schönheit wieder entgegen.' Er liebte mich zärtlich, aber Gott segnete unsre Liebe nicht, wir hatten keine Kinder. Als ich ihm meine Trauer hierüber einst sehr lebhaft mitteilte, ward er finster und sprach: ‚So Gott will und mir nicht alles mißlingt, wird uns auch diese Freude werden.' An einem Abend kam er spät nach Hause, er war ungewöhnlich froh und gestand mir, daß er heute mit einem sehr tief eingeweihten Adepten sich unterhalten habe, der einen lebhaften Anteil an ihm und mir zu nehmen scheine, und unsre Wünsche würden bald erfüllt werden. Ich verstand ihn nicht.

„Nach Mitternacht erwachte ich durch ein Geräusch; ich sah meine ganze Stube voll fliegender, leuchtender Johanniskäfer; ich konnte nicht begreifen, wie die Menge dieser Insekten in meine Stube gekommen sei; ich erweckte meinen Mann und fragte ihn, was das nur zu bedeuten habe. Zugleich sah ich auf meinem Nachttische ein prächtiges venetianisches Glas voll der schönsten Blumen stehen und daneben neue seidene Strümpfe, Pariser Schuhe, wohlriechende Handschuhe, Bänder und dergleichen liegen. Mir fiel ein, daß morgen mein Geburtstag sei, und glaubte, mein Mann habe mir diese Galanterie gemacht, wofür ich ihm herzlich dankte. Er aber versicherte mir mit den heiligsten Schwüren, daß diese Geschenke nicht von ihm herrührten, und die heftigste Eifersucht faßte zum erstenmal in ihm Wurzel. Er drang bald auf die rührendste und dann wieder heftigste Weise in mich, ihm zu erklären, wer diese Dinge hierher gebracht; ich weinte und konnte es ihm nicht sagen. Aber er glaubte mir nicht, befahl mir aufzustehen, und ich mußte mit ihm das ganze Haus durchsuchen, aber wir fanden niemand. Er begehrte die Schlüssel meines Schreibepultes, er durchsuchte alle meine Papiere und Briefschaften, er entdeckte nichts. Der Tag brach an, ich verzweifelte in Tränen. Mein Mann verließ mich sehr unmutig und begab sich nach seinem Laboratorium. Ermüdet legte ich mich wieder zu Bett und dachte unter bittern Tränen über den nächtlichen Vorfall nach; ich konnte mir auch gar nicht einbilden, wer den Handel könne angestellt haben, und ver-

wünschte, indem ich mich selbst in einem Spiegel sah, der meinem Bette gegenüber stand, meine unglückliche Schönheit; ja, ich streckte gegen mich selbst, vor innerem Ekel, die Zunge heraus; aber leider blieb ich schön, ich mochte Gesichter schneiden, wie ich wollte. Da sah ich in dem Spiegel, aus einem der neuen Schuhe, die auf dem Nachttische standen, ein Papier hervorsehen. Ich griff hastig darnach und las unter heftiger Bestürzung folgendes Billett:

„‚Geliebte Amelie! Mein Unglück ist größer als je; Dich mußte ich meiden bis jetzt, und nun muß ich auch das Land fliehen, in dem Du lebst; ich habe in meiner Garnison einen Offizier im Duelle erstochen, der sich Deiner Begünstigung rühmte; man verfolgt mich, ich bin hier in verstellter Kleidung. Morgen ist Dein Geburtstag; ich muß Dich sehen, zum letzten Male sehen. Heute abend vor dem Tore findest Du mich in dem kleinen Wäldchen, unter den Nußbäumen, etwa hundert Schritte vom Wege, bei der kleinen Kapelle rechts. Wenn Du mir einiges Geld zu meiner Hülfe mitbringen kannst, so wird Dir es Gott vergelten. Ich Tor habe es nicht unterlassen können, die letzten wenigen Louisdore meines Vermögens an das kleine Geburtstagsgeschenk zu verwenden, das Du vor Dir siehst. Wie Du es erhalten, und was ich dabei gelitten, sollst Du selbst von mir hören. Schweigen mußt Du, kommen mußt Du, oder meine Leiche wird morgen in Deine Wohnung gebracht. Dein unglücklicher

Ludewig.‘

„Ich las diese Zeilen mit der heftigsten Trauer; ich mußte ihn sehen, ich mußte ihn trösten, ich mußte ihm alles bringen, was ich hatte, denn ich liebte ihn unaussprechlich und sollte ihn auf ewig verlieren.“

Hier schüttelte der Bürgermeister lächelnd den Kopf und sprach: „So haben Sie also doch, meine Dame, für einen fremden Mann Zärtlichkeit empfunden?“

Die Fremde erwiderte mit einem ruhigen Selbstgefühl: „Ja, mein Herr; aber verdammen Sie mich nicht zu früh, und hören Sie meine Erzählung ruhig aus. Ich raffte den ganzen Tag alles, was ich an Geld und Geschmeide hatte, zusammen und packte es in einen Bündel, den ich mir gegen Abend von unserer Magd nach einem Badehaus in der Gegend jenes Tores, vor

welchem Ludewig mich erwarten sollte, tragen ließ. Dieser Weg hatte nichts Auffallendes, ich war ihn oft gegangen. Als wir dort angekommen waren, sendete ich meine Magd mit dem Auftrage zurück, mir um neun Uhr einen Wagen an das Badehaus zu senden, der mich nach Hause bringen solle. Sie verließ mich, ich aber ging nicht in das Badehaus, sondern begab mich mit meinem Bündelchen unter dem Arm vor das Tor nach dem Walde, wo ich erwartet wurde. Ich eilte nach dem bestimmten Orte, ich trat in die Kapelle, er flog in meine Arme, wir bedeckten uns mit Küssen, wir zerflossen in Tränen; auf den Stufen des Altares der kleinen Kapelle, die von Nußbäumen beschattet waren, saßen wir mit verschlungenen Armen und erzählten uns unter den zärtlichsten Liebkosungen unsre bisherigen Schicksale. Er verzweifelte schier, daß er mich nun nie, nie wiedersehen sollte. Der Abschied nahte; es war halb neun Uhr geworden, der bestellte Wagen erwartete mich. Ich gab ihm das Geld und die Juwelen, und er sagte zu mir: ‚O Amelie, hätte ich mich nur heute nacht vor deinem Bette erschossen, aber der Anblick deiner Schönheit im Schlafe entwaffnete mich. An dem Rebengeländer deines offenen Fensters bin ich in deine Stube geklettert und habe die Johanniskäfer fliegen lassen, an denen ich auf meiner ganzen Reise gesammelt, weil ich mich erinnerte, daß du sie liebtest; dann legte ich dir die neuen Schuhe und Strümpfe hin und nahm mir die mit, welche du am Abend abgelegt hattest; dein trockner, ehrlicher Mann schien mir über seinen tollen Gedanken zu träumen, ich habe ihn gestern schon gesprochen, er begegnete mir hier im Walde botanisierend; es war schon düster, und da ich selbst Waldblumen dir zum Strauße suchte, hielt er mich für seinesgleichen, und wir gerieten in ein langes alchimisches Gespräch. Ich teilte ihm die Anweisung eines Mönches mit, der mich auf meiner letzten Reise in der Provence, als ich in einem Kloster übernachtete, lange von dem Geheimnis unterhielt, einen lebendigen Menschen auf chimischem Wege in einem Glase heraus zu destillieren. Dein guter Mann nahm alles für bare Münze, umarmte mich herzlich und bat mich, ihn bald zu besuchen, worauf er mich verließ; ach, er wußte nicht, daß ich ihn in derselben Nacht wirklich auf halsbrechendem Wege besuchen

sollte. Wie muß ich dich bedauern, daß du kinderlos und eines solchen Toren Gattin bist!'

„Ich war noch unwillig auf meinen Mann wegen seiner nächtlichen Eifersucht und sagte: ‚Ja, ich habe ihn als einen Toren kennengelernt.' Aber da die Zeit der Trennung fast verflossen war und ich meine Arme um ihn schlang und ausrief: ‚Lebe wohl, lieber, lieber Ludewig! Sieh, wie diese heilige Stunde des Wiedersehens verflossen ist, so geht auch bald das ganze elende Leben dahin, habe ein wenig Geduld, alles ist bald zu Ende', da brach er drei Nüsse von einem Baume bei der Kapelle und sprach: ‚Diese Nüsse wollen wir zu ewigem Angedenken noch zusammen essen, und sooft wir Nüsse sehen, wollen wir an einander gedenken.' Er biß die erste Nuß auf, teilte sie mit mir und küßte mich zärtlich; ‚ach', sagte er, ‚da fällt mir ein alter Reim von den Nüssen ein, er fängt an: Unica nux prodest, eine einzige Nuß ist nützlich; aber es ist nicht wahr, denn wir müssen bald scheiden. Die folgenden Worte sind wahrer: Nocet altera, die zweite schadet; jawohl, jawohl, denn wir müssen bald scheiden!' Da umarmte er mich unter heftigen Tränen und teilte die dritte Nuß mit mir und sagte: ‚Bei dieser sagt der Spruch wahr; o Amelie, vergiß mich nicht, bete für mich! Tertia mors est, die dritte Nuß ist der Tod!' — Da fiel ein Schuß, Ludewig stürzte zu meinen Füßen; ‚tertia mors est!' schrie eine Stimme durch das Fenster der Kapelle; ich schrie: ‚O Jesus, mein Bruder, mein armer Bruder Ludewig erschossen!'"

„Allmächtiger Gott! Ihr Bruder war es?" rief der Bürgermeister aus.

„Ja, es war mein Bruder", erwiderte sie ernst; „und nun erwägen Sie mein Leid, da mein Mann, als der Mörder, mit einer Pistole vor mich trat; er hatte noch einen Schuß in dem Gewehr, er wollte sich selbst töten; ich aber entriß ihm die Waffe und warf sie in das Gebüsch. ‚Flieh, flieh!' rief ich aus, ‚die Gerechtigkeit verfolgt dich, du bist ein Mörder geworden!' Er war in Schmerzen versteinert, er wollte nicht von der Stelle; wir hörten Leute, die sich auf den Schuß von der Landstraße nahten, ich gab ihm das Geld und die Geschmeide, die ich meinem Bruder bestimmt hatte, und stieß ihn aus der Kapelle hinaus.

„Nun ließ ich meinem Wehgeschrei vollen Lauf, und die Ankommenden, unter welchen Männer waren, die mich kannten, brachten mich, wie eine halb Wahnsinnige, nach Hause. Der Leichnam meines Bruders ward auf das Rathaus gebracht; es begann eine gräßliche Untersuchung. Glücklicherweise fiel ich in ein hitziges Fieber und war lange genug ohne den Gebrauch meiner Sinne, um meinen Gemahl nicht eher verraten zu können, als bis er bereits in völliger Sicherheit über der Grenze war. Kein Mensch zweifelte, daß er der Mörder sei, weil er an demselben Abend verschwunden war. Die Verleumdung fiel nun mit ihren greulichsten Zungen über mich her. — Alles, was andre Frauen von mir sagten, die mich meines Elends, meiner Schönheit wegen beneideten, alle Schandreden der Männer, welche nichts an mir ärgern konnte als meine Tugend, will ich hier nicht wiederholen; genug, wenn ich sage, daß man mir den Beweis, der Ermordete sei mein Bruder, durch den schändlichsten Verdacht zu erschweren suchte. Alles wollte mich in den Staub treten, um über meine gehässige Tugend zu triumphieren. Dabei genoß ich der ekelhaftesten Teilnahme aller jungen Advokaten und war im Begriffe, vor Bedrängnis und Jammer wirklich den Verstand zu verlieren. Auf ein Testament meines Mannes, zugunsten meiner, ließ ich die Apotheke unter Administration setzen und zog mich auf mehrere Jahre in ein Kloster zurück. So verstummte endlich das Gespräch, und ich beschäftigte mich während dieser Zeit mit der Zubereitung der Arzneien für die Armen, welche die Klosterfrauen verpflegten."

„Ihr Unglück rührt mich ungemein", entgegnete der Bürgermeister, „aber die Art, wie Sie von dem Betragen Ihres Bruders sprachen, machte auch mir eher den Eindruck eines Geliebten als eines Bruders."

„O mein Herr", erwiderte die Fremde, „dies eben war eine Hauptursache meines Leides; er liebte mich mit größerer Leidenschaft, als er sollte, und mit der kräftigsten Seele arbeitete er dieser bösen Gewalt meiner Schönheit entgegen. Er sah mich manchmal in mehreren Jahren nicht, ja, er durfte mir selbst nicht mehr schreiben; nur die Not hatte ihn bei dem letzten Vorfalle zu mir getrieben, und so konnte ich ihm meinen Anblick doch nicht

versagen. Mein Mann kannte ihn nicht, und ich hatte ihn allein geheiratet, um die Leidenschaft meines Bruders entschieden zu brechen. Ach, er hat sie selbst gebrochen mit seinem Leben! Mein Mann, von seiner Eifersucht beunruhigt, hatte sein Laboratorium früh verlassen; die Magd sagte ihm, daß ich nach dem Badehause sei; es fuhr ihm der Gedanke an Verrat durch die Seele, er steckte eine doppelte Pistole zu sich und suchte mich in dem Badehause auf. Er fand mich nicht, aber hörte die Aussage der Bademeisterin, sie habe mich zum nahgelegenen Tore hinausgehen sehen. Da erinnerte er sich des Fremden, der gestern mit ihm in dem Wäldchen geredet und ihn auch nach seiner Frau gefragt hatte; er erinnerte sich, daß derselbe Johanniswürmer gefangen, sein Verdacht erhielt Gewißheit; er eilte nach dem Wäldchen, nahte der Kapelle, hörte das Ende unsrer Unterredung: tertia mors est — er beging die schreckliche Tat."

„O, der unglückliche, arme Mann!" rief der Bürgermeister aus; „aber wo ist er, was macht er, was führt Sie hieher, konnten Sie ihm verzeihen, werden wir ihn hier wiedersehen?"

„Wir werden ihn nicht wiedersehen, ich habe ihm verziehen, Gott hat ihm verziehen!" versetzte die Fremde; „aber Blut will Blut, er konnte sich nicht selbst verzeihen! Acht Jahre lebte er in Kopenhagen an dem Hofe des Königs von Dänemark, Christian des Vierten, als Hoflaborant; denn dieser Fürst war den geheimen Künsten sehr zugetan. Nach dem Tode desselben[1] zog er an manchen norddeutschen Höfen herum. Er war immer unstet und von seinem Gewissen gepeinigt, und wenn er Nüsse sah und von Nüssen hörte, fiel er oft plötzlich in die heftigste Trauer. So kam er endlich zu Ihnen, und als er hier den unglücklichen Vers hörte, floh er nach Basel. Dort lebte er, bis die Nüsse wieder reiften; da ward seine Unruhe unaufhaltsam; seine Zeit war abgelaufen: er reiste ab nach Lyon und lieferte sich selbst den Gerichten aus. Er hatte vor drei Wochen ein rührendes Gespräch mit mir, er war gut wie ein Kind, er bat mich um Vergebung — ach, ich hatte ihm längst vergeben. Er sagte

[1] Christian IV., bekannt auch durch seine Teilnahme am Dreißigjährigen Kriege, starb 1648.

mir, ich solle nach seiner schimpflichen Todesstrafe Frankreich verlassen und nach Kolmar reisen, dort sei der Bürgermeister ein sehr redlicher Mann. Zwei Tage hierauf ward er unter unzähligem Volkszulauf, bei der Kapelle, wo der Mord geschehen, enthauptet. Er kniete nieder in dem Kreise, brach drei Nüsse desselbigen Baums, welcher meinem Bruder die Todesnuß getragen hatte, teilte sie alle drei mit mir und umarmte mich nochmals zärtlich; dann brachte man mich in die Kapelle, wo ich betend an den Altar niedersank. Er aber sprach draußen: ‚Unica nux prodest, altera nocet, tertia mors est‘, und bei diesem letzten Worte machte der Schwertstreich seinem elenden Leben ein Ende. — Dieses ist meine Geschichte, Herr Bürgermeister."

Mit diesen Worten endete die Dame ihre Erzählung, der Bürgermeister reichte ihr gerührt die Hand und sagte: „Unglückliche Frau, nehmen Sie die Versicherung, daß ich von Ihrem Unglücke tief gerührt bin und das Vertrauen Ihres armen Mannes auf meine Redlichkeit auf alle Weise zu Ihrer Beruhigung wahr machen will."

Indem er dies sprach und, seine Tränen unterdrückend, auf ihre Hand niedersah, bemerkte er einen Siegelring an ihrem Finger, der einen lebhaften Eindruck auf ihn machte; er erkannte auf ihm ein Wappen, das ihn ungemein interessierte. Die Dame sagte ihm, es sei der Siegelring ihres Bruders. — „Und sein Familienname heißt?" fragte der Bürgermeister lebhaft. — „Piautaz", erwiderte die Fremde; „unser Vater war ein Savoyarde und hatte einen Kram in Montpellier."

Da wurde der Bürgermeister sehr unruhig, er lief nach seinem Pulte, er holte mehrere Papiere hervor, er las, er fragte sie um das Alter ihres Bruders, und da sie zu ihm sagte: „Heute würde er 46 Jahre alt sein, wenn er noch lebte", sagte er mit freudigem Ungestüme: „Recht, ganz recht! Heute ist er so alt, denn er lebt noch. Amelie, ich bin dein Bruder! Ich bin von der Amme deiner Mutter gegen das Söhnlein des Mechanikus Maggi ausgewechselt worden; dein Bruder hat dich nicht geliebt, es war Maggis Sohn, der deines Bruders Namen trug und eines so unglücklichen Todes starb. Wohl mir, daß ich dich fand!"

Die gute Dame konnte sich in diese Rede gar nicht finden; aber der Bürgermeister überzeugte sie durch ein über diesen Austausch von der Amme auf ihrem Todesbett aufgenommenes Protokoll, und sie sank ihrem neugefundenen Bruder in die Arme.

Sie soll nachher dem Bürgermeister drei Jahre die Haushaltung geführt haben und, als er gestorben, in das Kloster zu St. Klara in Kolmar gegangen sein und demselben ihr ganzes Vermögen vermacht haben.

# Märchen.

# Einleitung des Herausgebers.

Das Märchen ist für die Romantiker das gegebene Organ für beides: sich der Welt mit ihren größten und kleinsten Kräften und Wundern zu bemächtigen, und wiederum die Wunderwelten der Dichterseele auszuströmen. Novalis, dem der Mythos von der Welt schließlich nicht bloß Gegenstand der Poesie, sondern Poesie schlechthin wurde, prägte das programmatische Wort: „Das Märchen ist gleichsam der Kanon der Poesie. Alles Poetische muß märchenhaft sein.“ Und doch war es noch ein schwieriges Stück Wegs von dieser abstrakten, weniger erdachten als erfühlten Feststellung Novalis', die zugleich das Märchen als wesentlichste Form der Poesie fordert, bis zur Schöpfung reiner Märchendichtungen und zur Wiederentdeckung des verschütteten Märchenschatzes. Novalis selbst vermochte, zur Märchendichtung durch Goethes vielumworbenes „Märchen“ (1796) angeregt, vor Symbolisieren und Allegorisieren nicht zur Naivität, Klarheit und schlichten Sachlichkeit des Märchens zu gelangen. Der anfängliche Reiz, in seiner Märchendichtung zu deuten, schlägt leicht in Tantalusqualen um; dem echten Märchen muß aller Anlaß zum Drehen und Deuteln fehlen. Ähnlich ist es bei Goethes „Märchen“: verzichtet der Leser darauf, dafür eine Deutung, wie für einen seltsam geformten und verzierten Schuh den allseits passenden Leisten, zu finden, so wird er von dem fast musikalischen Hinundherschaukeln auf einer bunten Bilder- und Szenenfolge dauernd auch nicht befriedigt werden. Einen wackern Schritt weiter ging Tieck. Seine Märchen sind keine allegorischen oder symbolischen Rätsel, sondern erzählte oder dramatisierte märchenhafte Begebenheiten. Er findet auch den für das Märchen wesentlichen Ton, das reine, von Gedankenblässe befreite, musikalische Wort. Ihm ist die Erlösung des Märchens aus den Fesseln der Aufklärung — eine Tat! — zu danken. Doch die Schlange Aufklärung, der er den Kopf zertrat, stach ihn in die Ferse: seine Märchen schreiten als Kämpfer in Waffen

einher — die Satire und die Kampfstimmung rauben ihnen die Unbefangenheit und den Frieden, auf die das Märchen angewiesen ist. Und friedlos ist auch der Inhalt der Tieckschen Märchen; sie wühlen sich in dämmerigen Spuk und schaurige Nacht, in die grelle Lichter und schrille Töne fallen, und ein blindes Schicksal führt in ihnen die Regie; das Licht der Harmonie und des Friedens, das den natürlichen Reiz des Märchens ausmacht, leuchtet in ihnen nicht. Aber dem Wunderbaren als einem tiefen Erlebnisse des Dichtergemüts war durch Tieck Land gewonnen. Dessen ureigene Kräfte zu entfalten, war den Brüdern Grimm und Brentano beschieden, jenen durch das Heben des uralten Volksmärchenschatzes, diesem durch Schöpfung neuer Märchendichtungen.

Zum Märchendichter waren bei Brentano so gut wie alle Vorbedingungen erfüllt: der Hang zum Wunderbaren; der Glaube eines Kindergemütes; als Gegenpol scharfer satirischer Bissigkeit die Güte eines Kindes; eine Gefühlsstärke, die in Mitfreude und Mitleiden bis zur Selbstentäußerung gehen konnte; die alles umspannende Liebe zum Größten und Kleinsten, zu Mensch und Tier, zu aller Kreatur, ein mit magischer Gewalt bezwingendes Naturgefühl. Dies alles finden wir bei ihm gesteigert durch eine Leichtigkeit der Phantasie, die sich kaum besser umschreiben läßt als mit der scherzenden Bezeichnung Tiecks: er nennt Brentano gelegentlich den „graziösen Lügner". Es ist die Verbindung der zwei Fähigkeiten: der einen, sich proteusartig der Rede und Haltung des Königs, Müllers, Einsiedlers, Hirten, Tölpels, Schneiderleins, Schulmeisters, der Prinzessin, Magd, Nymphe bis zur völligen Deckung anzupassen, und der andern (im Leben leicht gefährlichen), Wirkliches mit Eingebildetem, Erlebtes mit Geträumtem so zu verschmelzen, daß alle Übergänge verwischt werden und eine Trennung beider unmöglich, ja sogar unerwünscht wird. Zu allem aber mußte noch das geeignete Organ der Mitteilung kommen, die Sprache des Märchens. Was in dieser Hinsicht Tieck auszeichnete, besaß von allen Dichtern keiner so wie Brentano: die Gabe, das Wort zu verjüngen, es aller Lasten, mit denen es Jahrhunderte beladen hatten, zu entledigen und es als das ursprüngliche, ausdrucksvoll tönende Gebilde wieder hinzustellen. Der Lyriker Brentano kommt hierbei dem Erzähler zu Hilfe.

In allen diesen Punkten sehen wir Brentano auf unerreichter

Höhe. Aber er müßte nicht Brentano sein, wenn er sich nicht ausschweifend hoch reckte und die Klarheit und Reinheit der Gestalt dieses Märchendichters nicht von Dünsten umschleiert würde. So ist es in der Tat: die Intensität seiner Fähigkeiten zur Märchendichtung läßt ihn die Grenze bisweilen streifen, berühren, überschreiten. Die Kräfte seiner Seele schlagen dann um in Süchte; die Phantasie geht durch wie ein Pferd, das die Zugstränge gelöst fühlt, und dem Leser wird es sauer, ja oft unmöglich, dieser Flucht zu folgen; die latente Musik seiner Sprache aber springt um in nichtssagenden Klingklang. Doch sind das meist Schwächen des späten Brentano, und wo sie sich am unangenehmsten fühlbar machen, läßt sich in der Regel auf nachträgliche Überarbeitung schließen, die bei dem alten Brentano fast nie vorteilhaft ausgefallen ist. Und ebenso müßte nicht Brentano der Märchenerzähler sein, wenn er nicht bisweilen lehrhaft den Finger erhöbe, und wenn nicht in seinem Unschuldsgesicht manchmal ein fremder scharfer Zug um den Mund spielte und in seinen Augen der Schalk zuckte. Ging das Märchen der Aufklärungszeit mit Fleiß auf „spielende Belehrung" aus, und sollte es nichts anderes sein als eine geduldete Verkleidung von Tendenz und Satire, so hat für Brentano zu gelten: er konnte nicht anders; die Natur seines Blutes ließ sich nicht völlig austreiben, nur mehr oder weniger zurückdrängen. In seine Märchen drang seine Satire, sein Witz, seine pädagogische Neigung ein. Das aber sind Züge, die, mögen sie noch so anregend, oft auch ganz graziös eingeflochten sein, dennoch der Harmonie und Unschuld des Märchens bis zur Verstimmung des Lesers Eintrag tun. Sie allein machen es schon deutlich, daß Brentanos Märchen weniger für die kleinen als für die großen Leser geschrieben sind; der Erwachsene mag durch ihr Tor in das Kinderland zurückschreiten und sich von dem Dichter darin geleiten lassen, der keine glücklichere Tummelwelt für seine Phantasie hat finden können als die des Märchens.

Die angeborene Veranlagung zum Märchendichter trieb Brentano schon früh zur Betätigung. Sein erstes aufgezeichnetes Märchenfragment „Die Rose" (1800) braucht hier nur erwähnt zu werden[1]. Märchen erzählt hat Brentano, unterstützt von lebendiger Vortragsweise und bezwingender Mimik, zu allen frühen und späten Zeiten

[1] Vgl. Bd. 3 dieser Ausgabe, S. 233 ff.

seines Lebens. Der erste schriftliche Beweis für die ernsthaftere Inangriffnahme geplanter Märchendichtung liegt in einem Briefe vom 23. Dezember 1805 an Arnim vor, in dem Brentano davon spricht, er wolle italienische Kindermärchen für deutsche Kinder bearbeiten. Vier Jahre später will er, nach dem herrlichen Erfolg der Wunderhornliedersammlung, überhaupt Kindermärchen sammeln und herausgeben. Die Brüder Grimm stellen ihm, was sie zusammengetragen haben, als Vergeltung seiner ihnen erwiesenen Gefälligkeiten „herzensgern" zur Verfügung, wenn er auch anders damit verfahren sollte, als sie es im Sinne hatten. Dem befreundeten Hamburger Maler Runge schreibt er im Juni 1810, er werde in seine Märchensammlung auch dessen vortrefflich erzählten „Machandelboom" und „Buttje" aufnehmen, vielleicht werde Runge einigen Bilderschmuck für das Buch liefern, ein Plan, aus dem — ewig bedauerlich — infolge des frühen Todes Runges nichts geworden ist. Schon am 12. Dezember 1809 hatte Brentano den Heidelberger Verleger des „Wunderhorns" an die „alte Idee von Kindermärchen" erinnert und den gesunden, kräftigen und reizenden Charakter des geplanten Buches betont. Zimmer zögerte indessen mit seiner Zusage, über die er sich mit Brentano „eigentlich schon gewiß" gewesen war, unter Hinweis auf die „entsetzlich traurige Lage", in die französische Dekrete den Buchhandel gebracht hätten. Die Verwirklichung des Planes schob sich Jahr um Jahr hinaus, und die Grimmsche Sammlung war längst ans Licht getreten, als von Brentanos Märchen das erste Wort an die Öffentlichkeit drang. In der Tat hat jedoch Brentano besonders in den Jahren 1809—11 in Berlin, ermuntert durch Savigny und den befreundeten Schinkel, mit großem Fleiß an seinen Märchen gearbeitet; das hebt Arnim in einem Briefe an Jean Paul vom 1. Januar 1811 rühmend hervor. Auch in der Einsamkeit von Bukowan schrieb er an den Märchen, deren neue, zierliche, zuweilen witzige Zugaben Arnim bei den Vorlesungen in Bad Teplitz sofort auffielen.

Über nachweisbar neuer Märchenarbeit finden wir Brentano in den Jahren 1816 und 1817. Nicht nur, daß damals das Abendlied und Rotkehlchens Gesang aus dem „Gockel" — gewiß nicht vereinzelt — entstanden: jetzt griff er wirklich ernst zu, Märchen zum Druck zu bringen. Sprachen Brentanos Äußerungen bisher klar und bestimmt fast nur von den italienischen Märchen, so erfahren wir aus seinem

Briefe vom 26. Februar 1816 an den Buchhändler Reimer in Berlin zum erstenmal etwas über die Entstehung der anderen Gruppe von Brentanos Märchen, der Rheinmärchen. Die italienischen Märchen treten in diesem Plan völlig zurück; ungerechtfertigt erscheint die Annahme, sie hätten in den Rahmen der Rheinmärchen eingespannt werden sollen.

Weder mit Reimer noch mit Maurer, mit dem 1816 auch verhandelt wurde, kam Brentano zum Vertragsabschluß; er ließ, abgelenkt, seine Märchendichtungen völlig liegen. Seinem jungen Freunde Böhmer vertraute er 1825 die Handschriften an, Böhmer las sie in Freundeskreisen vor, und von groß und klein wurden Bitten nach dauerndem Besitz und weiterer Verbreitung der Märchen laut. Da sich Brentano nicht unbedingt ablehnend verhielt, glaubte man durch Überrumpelung nachhelfen zu sollen und gab Ausgang 1826 in der Frankfurter Zeitschrift „Iris" „Mitteilungen aus einer ungedruckten Märchensammlung" bekannt. Einer Ankündigung ließ man, ohne Brentanos Verfassernamen zu nennen, sofort ein Stückchen vom Rheinmärchen und im Januar 1827 das ganze „Myrtenfräulein" folgen. Die Neuigkeit machte schnell durch verschiedene Zeitungen die Runde, und gar bald liefen bei Brentano allerlei Dankesbezeigungen ein, mit der Bitte, daß er seine Schätze nicht länger vorenthalten möge. Und der Erfolg? Eine Antwort Brentanos, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen läßt und dem Druck strengstens Einhalt gebot. Doch Böhmer ließ nicht locker. Er packte Brentano bei seiner Leidenschaft für wohltätige Werke und entwaffnete ihn. Am 18. Februar gab Brentano die Märchen zum Besten der Koblenzer Armenschule frei. Er bat, alles zu ledern Gedehnte, womöglich unter Marianne v. Willemers oder des Bürgermeisters Thomas Beihilfe, zusammenzuziehen; besonders dringend flehte er, alles, was im mindesten ein reines Herz verletzen könnte, doch ja zu vernichten, damit nicht mehr Schuld auf ihn komme. Dabei ließ er es aber dann doch nicht; überzeugt von der „Unvollendetheit und gänzlichen Unwürde dieser Kompositionen", die „auf keine Art ein Ganzes" seien, verlangte er die Handschrift zurück, um in Mußestunden daran zu flicken. Über der Flickarbeit verlief die Herausgabe im Sande. Wohl gelangte Böhmer wieder in den Besitz der zerfetzten und unleserlichen Handschrift, doch die Frage der Drucklegung ruhte jahrelang. Über einen Erfolg seines neuen

Vorstoßes vom 22. Februar 1835 ist nichts bekannt. Am 29. November 1836 endlich wendet sich Brentano an ihn mit der Bitte, mit dem Buchhändler Schmerber in Frankfurt a. M. einen Vertrag über den Verlag des Gockelmärchens zu vereinbaren, das er inzwischen (etwa seit 1835) erweitert hatte; das alte Gockelmärchen bestimmte Brentano für den Rheinmärchenzyklus. Den Erlös aus dem „Gockel" wünschte er der Gemeinde in Gelnhausen zuzuwenden; ein Zirkular des Fuldaer Bischofs um Beihilfe für diese Gemeinde, das ihn über der Korrektur erreichte, galt ihm als „Fingerzeig Gottes". Wieder arten die Verhandlungen in eine verwünschte Tragikomödie um; Brentano wird es darüber zum „Speien", Böhmer aber läßt das Steuer glücklicherweise nicht aus der Hand, so daß noch 1838 der „Gockel" erschien. Mit dem Erfolge, den ein Zensurverbot in Österreich und polizeiliche Maßnahmen gegen den vermeintlichen Verfasser Christian Brentano wegen angeblich höhnischer Anspielungen kaum verringert hat, waren Dichter und Verleger zufrieden. Eine Reihe anderer Verleger suchte unverzüglich bei Brentano um Überlassung der übrigen Märchen nach, Schmerber rückte mit günstigen Angeboten hinterdrein, Böhmer versprach allseitige Hilfeleistung. Aber Brentanos Wort (Januar 1840), er vermöge unmöglich jetzt die Geschichte des Hans von Starenberg (2. Teil des Rheinmärchens) zu ordnen, ohne zusammenzubrechen, sollte sein letztes zur Frage des Märchendruckes sein. Nach seinem letzten Willen gab Guido Görres 1846 und 1847 beide Reihen seiner Märchen zum Besten der Armen in zwei Bänden heraus.

Die Betrachtung der Hauptmomente dieses langen, ein Menschenalter umspannenden Weges ergibt, daß nach den vorhandenen Zeugnissen eine genaue Chronologie der Märchen Brentanos im einzelnen nicht möglich ist. Nur die Hauptarbeitszeiten sind zu erkennen. Aus den Märchen selbst lassen sich nach Andeutungen und zeitlichen Beziehungen (z. B. im „Dilldapp" und „Fanferlieschen") zeitliche Grenzen gewinnen, vor denen diese und jene Bemerkung nicht geschrieben worden ist, aber einzelne hineingeflochtene Motive und Bemerkungen machen nicht das ganze Märchen aus, und es geht nicht an, von ihnen aus allgemein zwingende Schlüsse auf die Konzeption und Gestaltung des Ganzen zu ziehen. Noch unsicherer und zum Ausgleiten glatt wird der Boden, wenn man glaubt, Gruppen der Märchen nach Hauptmerkmalen ihres allgemeinen Gehalts, etwa überwiegender

Lust oder ausgesprochen ernster Haltung, bilden und sie auf bestimmte Zeiten verweisen zu können. Dem Jüngling wie dem Mann Brentano kam unter Tränen lächerliche Lust, unter Lachen tränenschwerer Ernst an. Das bleibt auch ein Kennzeichen des alten Brentano, aber die Züge seines Greisenantlitzes sind ebenso unverkennbar scharf wie die seelischen und künstlerischen Schwächen, zu denen Kraft und Eigenart seiner Begabung in den Altersjahren unter dem Mangel der geschlossenen, festgefügten Persönlichkeit mehr und mehr erschlaffen mußten. Die Altersschwächen waren viel zu stark, um nicht bei den späteren Überarbeitungen jedweden Versuch, sich in die geistige Struktur der Blütezeit „zurückzuschrauben", schon im Keime zu ersticken. Abgeschmackte Klügelei statt unbefangener Naivität; redseliges Breittreten statt der Kunst, andeutend die Phantasie des Lesers zu beflügeln; geschraubte Lächerlichkeiten, logische Akrobatenstückchen und Albernheiten statt des früheren gesunden, prickelnden Witzes; Versmacherei statt lyrischen Singens; gewaltsam aufgetragene Kirchenfrömmelei statt der früheren einfältigen Religiosität (die z. B. im „Murmeltier" und im früheren „Fanferlieschen" ebensosehr rührt als entzückt); Langeweile statt frischer Lebendigkeit; mystische Geheimtuerei statt des Märchenwunders; eine Überlast von persönlichen Anspielungen: das sind die wesentlichen Merkmale, die das späte „Fanferlieschen", den „Gockel" von 1838, das „Schnürlieschen"- und das „Romanditchen"-Fragment zu unbezweifelten und unzweifelhaften Arbeiten der dreißiger Jahre stempeln.

Angesichts dieser Schwächen, denen freilich auch einige Vorzüge vor den früheren Fassungen — hin und wieder ein glücklicher als vorher gewählter Ausdruck, Sorgfalt in der Beseitigung von Widersprüchen und Wiederholungen — gegenüberstehen, ist es als großes Glück zu bezeichnen, daß nur wenige Märchen vom Dichter mit diesen Gewaltkuren bedacht worden sind, und daß, wie wir im „Liebseelchen" die erste Fassung des fragmentarischen „Schnürlieschens" besitzen, wie ferner schon für die erste Gesamtausgabe von 1846/47 der frühere „Gockel", so jetzt auch das frühere „Fanferlieschen" wieder an das Licht gelangt sind. Gewiß, auch in ihrer späteren Gestalt haben „Gockel" und „Fanferlieschen", von Hause aus getränkt mit echter Poesie, trotz dem überwuchernden barocken Rankenwerk vielen gefallen, viele auch entzückt. Doch gegen ihre reinen, künstlerischen Urgestalten müssen

sie zurücktreten und sich mit der Rolle des literarisch Interessanten bescheiden.

So ergibt sich schließlich für die italienischen Märchen neben den Altersschwächen, neben Ungleichheiten in der Ausführung, Widersprüchen in Namengebung und Inhalt, zeitlichen Andeutungen als letzter Prüfstein für die Entstehungszeit ihre Länge. Das Längenmaß von Runges „Machandelboom", das Brentano vorschwebte, besitzen allenfalls „Witzenspitzel" und „Myrtenfräulein"; alle anderen schwellen mehr und mehr an bis zur Stärke selbständiger Bücher. „Witzenspitzel" und „Myrtenfräulein" — letzteres ohne die Zutat der Gedichte — vertreten einzig diese als älteste anzunehmende Gestalt, die allen Märchen zuteil werden sollte; beide entsprechen auch am ehesten der Länge ihrer Vorlagen, der Märchen aus Basiles „Pentameron". Der große „Gockel", das große „Fanferlieschen" und die beiden Fragmente sind als Arbeiten der letzten Schaffensperiode bereits nachgewiesen. Alle übrigen stellen Übergangsformen zwischen den Extremen dar. Sie sind bis zum Ende der zwanziger Jahre, frühestens von 1815 ab, aus zugrunde liegenden kürzeren Fassungen erweitert worden; damit stehen auch die in ihnen enthaltenen zeitlichen Anknüpfungspunkte im Einklang. Als Beweis tritt die Tatsache hinzu, daß Böhmers Originalabschriften von den Manuskripten, die er bald nach der Attacke von 1827 zurückerhielt, nach seinem eigenen Zeugnis 1831 hergestellt worden sind. Wissenschaftliche Untersuchungen haben, ohne diese Erwägungen, aus inneren Gründen für „Gockel" und „Fanferlieschen" mit berechtigter Bestimmtheit auf drei Fassungen geschlossen.

Brentano hat seine Märchendichtungen nicht erfunden; er kannte sich in der Volksseele viel zu gut aus, um nicht zu wissen, daß Märchendichtung erst da in volle Blüte tritt, wo sie an der Urväter Weise anknüpft. Anderseits ist die Anknüpfung bisweilen, z. B. beim „Gockel", mehr noch beim Rheinmärchenrahmen, so lose und frei, daß man hier eine bestimmte Vorlage überhaupt nicht erkennt und dort sie nur schwer wiedererkennt. Dieses Verwerten von altem Volksgut aus Lied, Märchen und Sage, so wie es im Volke seit Jahrhunderten lebte, gleichviel, ob in Deutschland oder in Italien, hindert nicht, die von Brentano erzählten Märchen als durchaus Brentanosche Schöpfungen in Anspruch zu nehmen. Denn sein ist das in ihnen pulsierende Leben,

sein die Stilisierung des Stoffs und der Form, sein die Verdeutschung süditalischer Phantasie.

Wie völlig anders Brentanos Märchendichtungen als die Märchensammlung der Brüder Grimm ausfallen mußten, war diesen mit hohem dichterischen Feingefühl begabten Männern, bei denen das Philologische überwog, von vornherein klar, seit „Des Knaben Wunderhorn" erklungen war. In der Einleitung zu ihren Märchen vom Jahre 1819 vergleichen sie die geübte Hand des die Märchen ausmalenden, ausgestaltenden Bearbeiters mit „jener unglücklich begabten, die alles, was sie anrührte, auch die Speisen, in Gold verwandelte"; sie könne mitten im Reichtum nicht sättigen und tränken. Brentano wiederum vertrat in Hypothese und Praxis den entgegengesetzten Standpunkt. Gelehrte Anmerkungen, die Grimms ihrem Buche beigaben, belästigten ihn; er schalt die Erzählung aus Treue äußerst „liederlich", „versudelt", dadurch „sehr langweilig". Warum sich denn das Kinderkleid mit Dreck beschmiert und mit heruntergerissenen Knöpfen und heraushängendem Hemde zeigen solle — warum nicht künstlerisch so gut erzählt, wie Runges vollkommene Muster? Hier tut sich einer der Gegensätze auf, wie sie zwischen dem Gelehrten und dem Künstler, dem Philologen und dem Dichter walten. Jeder von beiden Parteien bleibt ihr Recht. Aus den Grimmschen Märchen, bei deren Aufzeichnung es ohne taktvolle Stilisierung auch nicht abgegangen ist, spricht der echte Geist des Volkes; aus Brentanos Märchen spricht, vermittelt durch den Volksgeist, der Geist des einzelnen echten Dichters. Die Echtheit beider gestattet, ja erfordert, der Brüder Grimm nur auf ihre Sammlung gemünztes Wort auch auf Brentanos Märchendichtungen zu übertragen: „Ihr bloßes Dasein reicht hin, sie zu schützen."

*

Brentano trug die Anregung, die von ihm mit dem „Herzbruder" Arnim zum erstenmal wahrhaft erlebte, geradezu entdeckte stimmungsvolle Rheinromantik in einer Dichtung zu formen, mindestens seit 1802, dem Jahre dieser Rheinfahrt, mit sich herum. Ihrer gedenkt das Rheinmärchen; Achim und Clemens sind die beiden Knaben, die singend im Kahn am Hause der Frau Lurley vorbeigleiten. Das ihn sein Lebtag bewegende Rheinerlebnis konnte sich in keine Form besser und glücklicher gießen lassen als in die einer Märchendichtung.

Denn im Rhein und an seinen Ufern, um Städte, Burgen und heimliche Stätten, schwirrt es von flüsternden Sagenstimmen, und zauberhaft ist die Gewalt, mit der er die Menschen in seinen Bann zwingt und in ihm festhält.

Zur Hauptandlung seines ersten Rheinmärchens, des vom Rhein und dem Müller Radloff, verschlingt Brentano unter äußerst freier Behandlung und mancherlei Verschiebungen im einzelnen die Sagen vom Binger Mäuseturm und von dem Rattenfänger von Hameln miteinander. Die Sage vom Nibelungenhort und die von der Lurley — gegen Brentanos berühmte Ballade stark verändert — klingt an: Lurley ist eine „gute und schöne Wasserfrau" geworden, deren Wirkungskreis bis über die beiden folgenden Rheinmärchen greift. Das Märchen von Radloffs Ahnen erhebt sich in fünf Stockwerken über dem einen Fundament des Melusinenmotivs. Gewiß hat sich Brentano durch mythologische Verkleidung der vier Elemente, durch möglichste Mannigfaltigkeit der Künste, die die Gatten zum Treubruch verführen sollen, nach Kräften um Abwechselung bemüht: doch geht es ohne umfängliche Wiederholungen nicht ab, und es wird dem Leser recht schwer gemacht, auf den oft verschlungenen und wirren Pfaden die Zielrichtung der ganzen Komposition festzuhalten. Außerdem hat sich Brentano nirgends wieder so wie hier in der Häufung von mythologischem Rankenwerk verloren. Das fühlte der Dichter selbst heraus: im Jahre 1840 bekannte er Böhmer, die starenbergische Geschichte sei „gar zu sehr verschwommen und inkorrekt romantisch, auch schlecht eingeteilt". Nur eine Fülle schönster Poesie im einzelnen vermag hier über nicht selten aufsteigenden Unmut und Verdrossenheit hinwegzuhelfen.

Dem „Murmeltier", das mit dem Rheinmärchen durch die Gestalt Lurleys und durch die Enthüllung am Schlusse verhältnismäßig fest verbunden ist, liegt ein zu albernster, langweiligster Hof- und Staatsaktion aufgebauschter französischer Feenroman der Madame de Villeneuve aus ihrem Werke „La jeune Amériquaine et les contes marins" (1741) zugrunde, gleichviel, ob der Stoff aus dem Original oder der durchaus wörtlichen deutschen Übersetzung von 1765 genommen wurde. Wohl lehnt sich Brentano bisweilen an Wendungen des Vorbildes an, aber wenn irgendwo, so ist am „Murmeltier" zu erkennen, mit welch reicher Gabe zur Märchendichtung Brentano am Werke war. Das warme Leben, das in diesem Märchen pulsiert,

empfing es, wie jede lebensvolle Dichtung, nicht aus der Phantasie allein: jenes rührend zarte Verhältnis Brentanos zu dem unschuldsvoll-schönen Erdbeermädchen, das ihn in seinen Marburger Zeiten so bezaubert hat, daß er noch nach langen Jahren tief bedauerte, ihm nicht nach Sophies Tode seine Hand angetragen zu haben, spricht aus ihm. Er schrieb am 28. Dezember 1812 dem befreundeten Pfarrer Bang in Goßfelden bei Marburg, er habe dies geheime Verhältnis längst in einer Erzählung gefeiert, die in seinem Pulte liege. Für die Aufdeckung des Geheimnisses, das über Murmeltier schwebt, bediente sich Brentano eines eigenen Beitrags zum „Wunderhorn", der Ballade „Der Star und das Badwännelein". Die satirische Szene mit dem Unglücksmüller (Voß) bedeutet freilich einen der Rückschläge in die alte Manier der Märchenerzählung, doch ist sie mit solchem Humor geschrieben, daß man sie sich recht wohl gefallen lassen kann.

Das läßt sich von dem letzten Rheinmärchen, dem „Schneider Siebentot", nicht durchweg sagen. Die zum Teil köstliche Burleske, die volksmäßige Späße auf die Tapferkeit der Schneider und — als atmete sie die Luft der Philister-Abhandlung — satirische Ausfälle gegen die Juden enthält, gewinnt doch nicht selten das Aussehen des Witzelns um jeden Preis, der Tollheit, nur um toll zu sein. Die Grundlagen dieses Märchens sind volkstümlich: es sind die seit Grimm allbekannten Märchen vom tapfern Schneiderlein, vom Däumling, Daumerlings Wanderfahrt, Daumesdick; eine Reihe von Versen und Reden sind wieder dem „Wunderhorn" entliehen. Das Amsterdamische Milieu war dem Dichter seit seinem holländischen Aufenthalt im Frühling 1807 bekannt. Gedenkt man der allegorischen Anknüpfungen an die bekannten englisch-französischen Kriege des Mittelalters, der Keuschheitsprobe, der Satire, so wird am „Siebentot" klar, was kein Märchen für Kinder ist.

Mit dem „Schneider Siebentot" bricht die Rheinmärchendichtung ab. „Gockel" ist das bekannteste Glied der italienischen Märchenkette, aus ihr herausgegriffen, nicht im Widerspruch mit dem Dichter, der dies Märchen ja schließlich den Rheinmärchen angliedern wollte. Das Rückgrat dafür gab ihm die erste, fünf Seiten lange Erzählung des vierten Tages aus Basiles „Pentameron[1]" „La preta de

[1] Genaueres über Basiles Anteil vgl. in der Einleitung des Herausgebers zu den italienischen Märchen, Bd. 3 dieser Ausgabe, S. 8, Z. 4 ff.

lo gallo" („Der Hahnenstein"), aber auch nur das Rückgrat. Denn welch einen Körper hat er ihm zu tragen gegeben! Zog er gleich bei der Ausgestaltung im einzelnen manchen alten Schatz aus seiner Bücherei, z. B. Joh. Prätorius' „Alectryomantia" (1680) und „Blocksberges Verrichtung" (1668), Geßners „Vogelbuch" (1500), einen Dialog Lucians, Colers „Hausbuch" (1592), alte Hymnenbücher und auch sein „Wunderhorn" heran, so trägt doch gerade „Gockel" ganz das Gepräge von Brentanos Kunst und Art, und zwar im großen ganzen ihrer Vorzüge. Aus verwaschen-schematisierter italienischer Erzählung ist durch die zauberische Kraft von Brentanos Phantasie ein echtes, mit den Wundern des deutschen Waldes gesättigtes Märchen für große und kleine Kinder geworden, das wie kein anderes Kunstmärchen, auch, vom Lurleymythus abgesehen, wie keine andere Schöpfung Brentanos Allgemeingut des deutschen Geistes hat werden können. Im „Gockel" besitzen wir ein Nebenstück unseres „Reineke Fuchs", dessen Einfluß auf jenen unverkennbar ist. Wieviel mehr der Deutsche an Brentanos Gockelmärchen besitzt als der Franzose an Rostands „Chantecler", ist kaum zu ermessen.

---

# Rheinmärchen.

## Wie der Müller Radlof dem Rhein ein Lied sang und einen Traum hatte.

Im Rheingau, wo jetzt Rüdesheim liegt, stand vor undenklichen Zeiten eine einsame Mühle am Rhein, umgeben von einer grünen und blumenvollen Wiese. Auf dieser Mühle wohnte Radlof, ein junger frommer Müllerbursche.

Er lebte mit der ganzen Welt im Frieden, gab den Armen gern ein Mäßchen Mehl umsonst und streute seine Brodsamen den Fischen und Vögeln aus. Jeden Abend setzte er sich auf den Mühlendamm hinaus und hatte da seine Freude an den schönen grünen Wellen des Rheins, an den Ufern, die sich spiegelten, und den Fischen, die vor Lust aus der Flut emporsprangen. Ehe er aber schlafen ging, flocht er immer noch einen schönen Blumenkranz und sang dem alten Rhein ein Lied vor, ihm seine Ehrfurcht zu beweisen. Am Schlusse des Liedes warf er dann den Kranz in die Wellen, die ihn freudig hinuntertrugen, und wenn Radlof den Kranz nicht mehr schwimmen sah, ging er ruhig nach seiner Mühle, um zu schlafen.

Das Lied aber, welches er gewöhnlich sang, lautete also:

Nun gute Nacht, mein Leben,
Du alter, treuer Rhein!
Deine Wellen schweben
Schon im klaren Sternenschein.
Die Welt ist rings entschlafen,
Es singt den Wolkenschafen
Der Mond ein Lied.

Der Schiffer schläft im Nachen
Und träumet von dem Meer,
Du aber, du mußt wachen
Und trägst das Schiff einher.
Du führst ein freies Leben, 5
Durchtanzest bei den Reben
Die ernste Nacht.

Wer dich gesehn, lernt Lachen:
Du bist so freudenreich,
Du labst das Herz der Schwachen 10
Und machst den Armen reich,
Du spiegelst hohe Schlösser
Und füllest große Fässer
Mit edlem Wein.

Auch manchen lehrst du weinen, 15
Dem du sein Lieb entführt;
Gott wolle die vereinen,
Die solche Sehnsucht rührt!
Sie irren in den Hainen,
Und von den Echosteinen 20
Erschallt ihr Weh.

Und manchen lehret beten
Dein tiefer Felsengrund;
Wer dich im Zorn betreten,
Den ziehst du in den Schlund: 25
Wo deine Strudel brausen,
Wo deine Wirbel sausen,
Da beten sie.

Mich aber lehrst du singen;
Wenn dich mein Aug' ersieht, 30
Ein freudeselig Klingen
Mir durch den Busen zieht.
Treib fromm nur meine Mühle,
Jetzt scheid' ich in der Kühle
Und schlummre ein. 35

Ihr lieben Sterne, decket
Mir meinen Vater zu,
Bis mich die Sonne wecket;
Bis dahin mahle du!

Wird's gut, will ich dich preisen,
Dann sing' in höh'ren Weisen
Ich dir ein Lied.

Nun werf' ich dir zum Spiele
Den Kranz in deine Flut;
Trag ihn zu seinem Ziele,
Wo dieser Tag auch ruht.
Und nun muß ich mich wenden
Und, segnend dich, vollenden
Den Abendsang.

Dies Lied und der Kranz freuten den alten Rhein immer gar sehr; er gewann den Müller Radlof darum gar lieb und trieb ihm sein Rad gar ordentlich, nicht zu langsam und nicht zu geschwind.

Einstens träumte dem Müller, er gehe auf seine Wiese und wolle dem alten Rhein den gewöhnlichen Blumenkranz winden, er finde aber auf der Wiese gar keine andern Blumen als nur Rittersporn und Kaiserkronen und Königskerzen und Schwertlilien und Ehrenpreis und dergleichen vornehme ritterliche Gewächse, er aber scheue sich mit seinen bürgerlichen Händen nicht, breche die edlen Blumen nach Herzenslust und freue sich, seinem alten Freund, dem adligsten der Flüsse, einen recht prächtigen Kranz daraus zu winden.

Als er nun diesen im Traume in die Wellen geworfen, tauchte unter demselben ein alter, sehr ernsthafter und doch liebreicher Mann aus der Flut; sein grünes Schilfhaar war mit einer goldenen Rebenkrone umgeben, in deren Zweigen der Blumenkranz Radlofs ruhte. In den Armen hielt er ein wunderschönes Jungfräulein und setzte sie vor Radlof, der am Ufer niedergekniet war, auf den Strand. Die Jungfrau, träumte er weiter, habe sich ihm freundlich genaht, ihm eine köstliche alte Krone aufgesetzt und ihn dann an der Hand aufgehoben, um ihn nach seiner Mühle zu begleiten. Aber da er mit ihr über die Wiese gegangen, sei auch gar kein anderes Kraut mehr drauf zu sehen gewesen als nur Mausohr, worüber sie beide sehr erschrocken seien; denn das Mausohr sei dermaßen gewachsen, daß es sie ganz umklammert habe; dann aber sei ein Kraut Katzenschwanz empor-

geschossen, und rings an allen Hecken und Bäumen so viele Weiden und Palmkätzchen, wie sie am Palmsonntag in der Kirche eingesegnet werden, und habe das Mausohr wieder verschlungen. Während alledem sah er im Traume den alten Wassermann in dem Rheine zornig herumspringen und ganze Berge von Wellen in die Höhe werfen, und seine Mühle schimmerte ihm wie ein Schloß am Bergfuß entgegen. Darüber erwachte der Müller in großen Ängsten.

---

### Wie des Müllers Traum wahr geworden.

Der Traum war so lebhaft gewesen, daß Radlof sich die Augen nicht lange rieb. Er sprang von seinem Lager und eilte hinaus auf die Wiese, um nach den vornehmen Blumen zu sehen, von denen er geträumt hatte. Da war aber alles wie sonst: Gänseblümchen die Menge und hier und da ein frisches Maiglöckchen und viele Butterblumen, auch im Schatten noch einige Veilchen. Die Sonne guckte eben mit den äußersten Spitzen ihrer goldnen Augenwimpern über den Rochusberg, welcher der Mühle gegenüber jenseits des Rheins lag, hervor.

Radlof trat auf den Mühlendamm hinaus, den Rhein zu beobachten; denn sein Traum stand ihm so klar vor Augen, daß er glaubte, es müsse alle Augenblicke der alte Wassermann hervortauchen und ihm die schöne Prinzessin entgegenreichen. Wie er so auf die Wellen niedersah, hörte er auf einmal eine herrliche Musik; da zitterte ihm das Herz vor Freude, und er dachte schon, das könne etwas bedeuten.

Als aber plötzlich Pauken und Trompeten durch die Luft tönten und aus dem Echo widerschmetterten, hob er seine Blicke den Rhein aufwärts und sah von Mainz herab ein goldnes Schiff fahren, worauf der König und die Königin von Mainz nebst ihrer Tochter, der Prinzessin Ameleya, saßen, umgeben von vielen Hofdamen, Kammerherrn, Rittern und Musikanten.

Merkwürdig war in dieser Gesellschaft, daß der größte Teil der Dienerschaft keinen Anteil an der Musik zu nehmen schien; denn der ganze Hofstaat hatte nur Ohren für das Schnurren und Spinnen einer großen Katze mit funkelnden Augen, die auf dem

Schoße der Königin ruhte und mit dem Schweife wedelte. Alle schienen hierin eine Vorbedeutung großer Ereignisse zu sehen. Die mächtigen Leute hatten damals den Brauch, gewisse bedeutungsvolle Tiere als Hof- und Leibtiere mit sich herumzu-
5 führen, welche lebendige Würdeträger innerlicher Eigenschaften und Geistesrichtungen ihres Stammes oder ihrer Person waren. Manche führten Löwen, Adler, Bären, Leoparden, Falken, Schwäne, Kraniche und dergleichen Tiere bei sich, diese alte Königin aber eine Katze.

10 Diese Tiere waren zu einer großen Ruhe und Gleichmütigkeit erzogen und durften nur im äußersten Fall durch ein bescheidenes vieldeutiges Zeichen ihre innere Gemütsstimmung bemerklich machen. Denn von ihrem Betragen hing Glück und Leben von Land und Leuten ab, weil sie als Barometer für den
15 Erfolg einer jeden Staatsangelegenheit betrachtet wurden, nach deren Äußerungen man Krieg und Frieden, Bündnisse und Heuraten schloß. Ging aber ein solcher Handel schief, so setzte man das Tier ab, jagte es in den Wald oder brachte es sonst beiseite und nahm ein anderes an dessen Stelle. Manchmal, bei
20 großen Veränderungen, nahm man größere, mächtigere Tiere an die Stelle; so kamen Tiger, Leoparden und Löwen an die Stellen der Katzen.

Es waren diese Gebräuche mit der alten Zeichendeuterei verwandt, nach welcher berühmte Helden vor jedem wichtigen
25 Geschäft erst aus dem Flug der Vögel, dem Lauf der Tiere, dem Fressen der Hühner Glück und Unglück vorhersehen wollten. In spätern Zeiten wuchsen die Leidenschaften der Menschen so, daß kein Tier mehr groß genug war, sie vorzustellen. Auch waren die Löwen, Adler und Elefanten wegen ihrer Unbän-
30 digkeit und Größe unbequem und unanständig; denn die Menschen wurden äußerlich zahmer und weichlicher.

Da machten gelehrte Leute die Erfindung, nur die Abbildung der ehemaligen Hof- und Leibtiere mit herumzuführen und statt derselben geschickte, wohlerzogene Menschen anzustellen,
35 welche sich nicht gleich alles merken ließen, damit man sich erst auf jeden Fall gehörig vorbereiten konnte. Es war dieses gewiß eine vortreffliche Erfindung, der wir Ruh' und Frieden zu ver-

danken haben. Aus diesen Abbildungen der Hof- und Leibtiere entstanden die Wappen, und man kann aus den seltsamen Figuren der auf denselben abgebildeten Tiere sich eine Vorstellung machen, wie wunderbar Erziehung und Hofbrauch die ehemaligen Hoftiere zugestutzt hatten.

Zu dieser wohltätigen Veränderung sollen die traurigen Begebenheiten mit beigetragen haben, welche durch die wenige Zurückhaltung der großen Katze auf dem Schoße der Königin von Mainz in dieser Geschichte Veranlassung erhielten. Wenngleich alle diese abergläubischen alten Händel längst vergessen sind, so ist doch hie und da noch eine Spur übriggeblieben, wie man an den Wollflocken, welche die Vögel zu ihren Nestern von den Dornhecken sammeln, sehen kann, daß vorübergezogene Schafherden sie daran hängen ließen, und so soll das Sprüchwort „Es kömmt Besuch, denn unsre Katze putzt sich" noch von der prophetischen Gewohnheit jener Katze herkommen, sich vor jeder Ankunft hoher Gäste fein sauber zu belecken und zu putzen.

Heute aber war die Aufmerksamkeit nicht ohne Ursache auf das Betragen der Katze gerichtet; denn die königliche Familie fuhr dem versprochenen Bräutigam ihrer einigen Tochter, der Prinzessin Ameleya, entgegen, dem Prinzen Rattenkahl von Trier, der mit der alten Königin von Trier den Rhein herauf fahren sollte.

Es war nicht ganz unbekannt geblieben, daß diese Familie ein Hof- und Leibtier von sehr verschiedener Gemütsart mit sich führte; aber ein altes Staatslied enthielt die Prophezeiung, daß am Binger Loch durch Zusammenkunft von Katz und Ratz eine hohe glückliche Verbindung und eine neue glückliche Zeit eintreten sollte. Das Liedlein sagte folgendes:

Gute Zeit! Wenn Ratz und Katz
Einig auf des Rheines Flut
Hingeleiten Schatz zu Schatz,
Alles wird dann werden gut.
Glück, dann hält des Rades Lauf
Hochzeitskranz und Krone auf!

Weil nun die Familie des Prinzen Rattenkahls eine ausgezeichnete Ratze mit sich zu führen pflegte, so hielt man das heutige

Begegnen der beiden Schiffe, welche Ratz und Katze und auch den herzallerliebsten Schatz, die Prinzessin Ameleya, mit sich führten, für die Erfüllung jenes alten Reimes, und die Hofmusikanten spielten gar keine andere Melodie, was schier langweilig war.

Die schöne Ameleya war sehr begierig, ihren Bräutigam zu sehen, mit welchem ihr ein so großes Glück kommen sollte, und sie hatte sich ganz vornhin auf den Schnabel des Schiffes gesetzt, so daß ihre blonden Locken wie ein goldenes Wimpel wehten. Sie trug ein grünsamtenes Kleid, mit goldnen Träublein gestickt, und spielte mit einem goldnen Ruder nachlässig in den Wellen, während sie dann und wann durch die hohle Hand in das dunkle Felsental hineinsah, in welches sich der Rhein aus dem heitern und lichten Rheingau ergießt, als wolle er mit seinem feurigen Wein einen kühlen Keller suchen.

Radlof wendete kein Aug' von der schönen Prinzessin; denn ihm schien nicht anders, als daß sie die nämliche sei, welche ihn im Traum so sehr erfreut hatte; dazu kam noch, daß er in dem Gesange von dem Schiffe her in den Worten „Schatz, Glück, Rades Lauf" immer von einem besondern Glück zu hören glaubte, das dem Radlof begegnen sollte.

Da erhob sich aber auf einmal ein starker Wind, und das Schiff der Königin von Trier strich mit vollen Segeln bei dem Binger Loche heraus und war in wenig Minuten dem Mainzer Schiff sehr nahe.

Der Bräutigam, Prinz Rattenkahl, saß auch auf dem Schiffsschnabel, seine Braut desto eher zu erblicken. Aber er sah nicht zum besten aus. Wenn er gleich ein guter Herr von großen persönlichen Eigenschaften sein mochte, so stand ihm doch sein kahler, spitzer Kopf, sein sehr dünner, aber langer Schnurrbart und der enge Pelz von schwarzen und weißen Mäusefellen mit einem langen Rattenschwanz dran sehr unvorteilhaft. Hinter ihm saß auf einem ledernen Stuhl seine Mutter, die Königin von Trier, eine sehr alte Dame, die so beschäftigt war, die große Staatsratze, die ihr auf einem Samtkissen im Schoße lag, mit Zuckerbrezeln zu füttern, daß sie von allem um sie her nichts hörte und nichts sah; denn die Ratze schien besonders unruhig und wollte sich immer verstecken.

Nun kamen sich die Schiffe sehr nah, und die Mainzer Musikanten machten einen gewaltigen Lärm mit ihrem alten Staatsgesang, den sie mit Pauken und Trompeten begleiteten.

Nun war der wichtige Augenblick der Erfüllung des alten Staatsreims vorhanden; keine Miene verzog sich auf den beiden Schiffen; hier schaute alles nach der Katze, dort nach der Ratze, welche sich beide auch in äußerster Stille verhielten. Man erwartete das große Glück.

Die schöne Ameleya, etwas über das Aussehen ihres Bräutigams verlegen, wendete ihr Köpfchen gegen Radlofs Mühle hin, und Radlof rückte auf den äußersten Rand seines Mühlendamms. Nun ertönte der alte Staatsreim noch einmal, und die Erfüllung stand nicht länger auf dem Sprung.

Die Katze fuhr wie ein Blitz über die schöne Ameleya weg nach der Ratze in das andre Hochzeitschiff hinüber, die ebenso geschwind vor ihr in einen Winkel schoß; die alte Königin war mit ihrem Stuhle umgefallen, aber — o Unglück! — der schönen Ameleya entfiel das goldne Ruder, sie bückte sich darnach und stürzte in die Flut, und plumps! sprang Radlof mit gleichen Beinen in den Rhein, sie zu erretten.

Auf den beiden Schiffen war alles in der größten Verwirrung. Die alte Königin von Trier schrie wie rasend: „Staatsratz! Staatsratz!" — Die alte Königin von Mainz aber schrie: „Staatskatz! o Staatskatz!" denn der Prinz Rattenkahl trieb diese dermaßen mit dem Ruder im Schiff herum, daß sie sich endlich auf den Mastbaum rettete.

Diese Verwirrung mehrten die Musikanten noch, die wie toll und rasend drauflos paukten und trompeteten, worüber der König von Mainz endlich so unwillig ward, daß er den Pauker und zwei Trompeter ins Wasser stieß.

Da war es etwas geräumiger und stiller, und er konnte das Jammern der Hofdamen über das Unglück der Prinzessin Ameleya erst verstehen, und nun erhob er ein großes Wehgeschrei. Er trat auf die Spitze des Schiffs, wo sie hinabgestürzt war, und rief dem Trierischen Prinzen Rattenkahl zu: „O, teuerster Herr Schwiegersohn, retten Sie Ihre Braut!" Rattenkahl aber hörte und sah nichts vor Zorn über die Katze, die er

noch immer herumhetzte, um sie aus dem Schiffe zu bringen, und schrie immer, mit seiner Mutter zugleich: „Ins Wasser mit der Katze, sie soll ertrinken!"

Da warf der König von Mainz ihm aus Zorn die Krone an den Kopf, aber sie traf ihn nicht und flog in den Rhein. Nun wendete sich der König zu seinem Gefolge und rief aus: „Wer mir meine Tochter rettet, der soll sie zur Frau haben und meine Krone dazu!"

Die Musikanten wollten platterdings nicht retten und schützten vor, das Wasser verderbe das Gehör, verstimme die Geigen, stehe gar zu tief unter dem Kammerton, habe keine Resonanz, und könne man leicht in den tiefen Noten aus dem Takt kommen.

Einige Ritter sprangen in den Fluß, aber ihre Waffen zogen sie alle in den Grund.

Mehrere Hofdamen jagte der verzweifelte König nun selbst hinein, aber ihre breiten, steifen Röcke hielten sie oben wie Fischkasten, dabei jammerten sie, es komme ihnen kalt an die Beine, und sie würden von Fischen gebissen. Hierzu raste der König um seine Tochter, die Königin jammerte um die Katze, die Musikanten spielten und schrien den Staatsreim in einem betrübten Ton toll durcheinander; denn die Damen und Pauker und Trompeter, die um das Schiff herumschwammen, faßten sie an den Haarzöpfen, um sich herauszuhelfen.

Da tat die gehetzte Staatskatze plötzlich einen Satz nach dem Mainzer Schiff; sie hatte aber nicht gut gemessen und fiel ins Wasser, worüber Rattenkahl lachte, daß ihm der Mäusepelz auf den Schultern tanzte, seine Mutter aber, die alte, böse Königin von Trier, vor Freuden in die Hände patschte. Sie hatte sich die ganze Zeit mit ausgebreiteter Schürze in den Winkel des Schiffs vor die Staatsratze gesetzt und, um die Katze von sich zu scheuchen, wie ein Hund gebellt. Die Katze aber wurde von einem schwimmenden Edelknaben mit dem Ellenbogen wieder in das Schiff geschleudert, und ist später aus dieser Tat ein ganzer Landesname, Katzenellenbogen, entstanden.

Als aber Rattenkahl noch mit dem Ruder so nach ihr schlug, daß das Wasser dem König von Mainz die ganze Frisur verdarb, kam dieser in einen solchen Grimm, daß er ausrief:

„So wollte ich dann, daß dich das Binger Loch mit Mann und Maus verschlänge und die Felsensteine rings dazu lachten!"

Darauf aber erwiderte die Königin von Trier nichts als mit einer recht spitzigen, feinen Stimme: „Ei, daß dich das Mäuschen beiß'!"

Die Königin von Mainz herzte und trocknete indes ihre Lieblingskatze, und der König wendete seinen ganzen Zorn nun auf sie, weil er behauptete, diese verwünschte Katze habe alle das Unglück herbeigeführt, und sie begannen beinahe schon zu raufen, als der alte Rhein das unartige Betragen all dieser häßlichen Herrschaften nicht mehr länger mit ansehen konnte und plötzlich einen heftigen Sturm in seinen Wellen zu erheben begann. Da flogen die beiden Schiffe wie Spreu auseinander. Das Mainzer Schiff flog gegen Mainz, das Trierische gegen Koblenz zurück. Da das letzte aber bei Bingen um die Ecke herum fuhr, ward die Verwünschung des Königs von Mainz schon an ihm wahr: der Strudel faßte das Schifflein und drehte es herum wie einen Kreisel, immer geschwinder und geschwinder. Da lautete es, als wenn sich ein Riese gurgelte, und auf einmal war das Schiff voll Wasser, und Rattenkahl, seine Mutter und die Ratze verschwanden mit ihm. Die Felsen aber lachten rings dazu: „Klick, klack, klack!" als wenn man mit tausend Peitschen knallte.

So ward der Fluch des Mainzer Königs wahr, und der Traum des frommen Müllers Radlof und der alte Staatsreim auch; denn sein Freund, der alte Rhein, trieb dem schwimmenden Radlof den Schatz, die schöne Ameleya, richtig in die Arme.

Mit ungemeiner Anstrengung arbeitete er, die schon halbtote Prinzessin nach seinem Mühlendamm hinzubringen, und da er merkte, daß er selbst auch die Besinnung zu verlieren begann, umfaßte er die Prinzessin fest mit beiden Armen und rief in Gedanken den Vater Rhein um Hülfe an, der ihn nicht verließ und mit Ameleya gleich neben seiner Mühle auf der schönen Wiese ans Land warf, wo sie beide ohnmächtig, wie tot, nebeneinander lagen.

---

**Wie Radlof die schöne Ameleya in seine Mühle führt.**

Der Rhein war schon wieder ganz ruhig und spiegelglatt, und die Sonne schien warm herunter; da erwachte Radlof aus seiner Betäubung.

Ach, wie war er verwundert, als er die schöne Prinzessin in ihrem grünen, goldgestickten Samtrock neben sich im Grase liegen sah. Schnell sprang er auf und kniete wieder vor ihr nieder und flüsterte: „Ach, allerholdseligste Prinzessin, wollen Sie nicht aufstehen und sich in meine Mühle bemühen?" Da sie aber kein Zeichen von sich gab, kam er in die größte Angst und dachte erst, daß sie wohl gar könne ertrunken sein.

Nun besann er sich hin und her, was er von Mitteln gehört hatte, Ertrunkene wieder zu sich selbst zu bringen, aber es wollte ihm keines recht gefallen; er wagte keines aus Schüchternheit anzuwenden, so sehr unwürdig fühlte er sich, die schöne Prinzessin zu berühren. Das gewöhnliche Mittel, sie auf den Kopf zu stellen, fiel ihm zuerst ein; aber wie konnte er, dem es schon durch Mark und Bein ging, wenn er einen Laib Brot auf der oberen Seite liegen sah, auch nur den Gedanken ertragen, eine Prinzessin auf den Kopf zu stellen? Dann fiel ihm ein, daß man solchen Betäubten Federn unter der Nase verbrenne, um sie durch den scharfen Geruch zu sich zu bringen, aber auch dies Mittel schien ihm erschrecklich; er hätte sich nie verzeihen können, einer so schönen Nase etwas Häßliches in die Nähe zu bringen. Da er also gar nichts wußte, fing er, neben ihr kniend, von ganzem Herzen zu beten an, der liebe Gott möge die schöne Ameleya doch wieder zum Leben zurückrufen.

Wie er so betend ihr in das liebliche Angesicht schaute, summte eine kleine goldne Biene um sie her und wollte sich eben auf ihrem roten Munde, den sie für eine duftende rote Nelke hielt, niederlassen. Da vergaß Radlof in der Angst, die Biene möge die Prinzessin stechen, alle seine vorige Schüchternheit und gab der schönen Ameleya, als er die Biene verjagen wollte, eine ziemliche Ohrfeige, nach welcher sie mit einem tiefen Seufzer die Augen aufschlug und erwachte.

Radlof kniete noch zitternd neben ihr und sprach in der

tiefsten Ehrerbietung: „O, allerholdseligste Prinzessin, verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen eine Ohrfeige gegeben, aber ich versichere Dieselben, der Schlag war allein auf eine unverschämte Biene gemünzt, welche Dero lieblichen Mund für etwas anderes, z. B. eine rote Blume, ansah und Honig darauf sammlen wollte. Als ich diese nun erschlagen wollte, entwischte sie unter meiner Hand, und diese hatte das Unglück, der allerholdseligsten Prinzessin Wange nur allzu derb zu berühren. Ich flehe nun um Verzeihung; ist aber mein Verbrechen wirklich so groß, als ich es fühle, so bitte ich Dieselben, mir alsogleich den Tod zu geben."

Die schöne Ameleya hörte diese Worte des Müllers kaum, so betäubt war sie noch, und da sie sich endlich aufrichtete und auf ihren Füßen fest wie eine schöne Bildsäule am Rhein dastand und gar nicht von der Ohrfeige zu wissen schien, tat er auch weiter keine Erwähnung davon.

Die Prinzessin sah bange den Rhein hinauf; da hörte sie noch in weitester Entfernung eine Trauermusik erschallen, mit welcher das Schiff ihrer Eltern nach Mainz zurückruderte. Das beruhigte einigermaßen ihr Herz; denn wo ihr Bräutigam, der Prinz Rattenkahl, hingekommen sein möge, das kümmerte sie gar nicht, weil sie eigentlich aus Schrecken über dessen unangenehmes Aussehen in das Wasser gefallen war.

Nun kniete sie nieder und dankte Gott von Herzen, daß er sie so wunderbarlich errettet habe, und wendete sich dann zu Radlof, dem sie nun auch von Herzen dankte und ihn bat, sie in seine Mühle zu führen, damit sie ein wenig schlafen könne. Radlof konnte vor Freuden und Entzücken, als die schöne Prinzessin mit ihm sprach, gar kein Wort vorbringen. Er machte bloß eine untertänige Verbeugung, und als sie nach der Mühle zu wandelte, ging er hinter ihr her, teils aus Ehrerbietung, teils damit ihr die vom Rheinwasser noch sehr nasse Schleppe nicht so kalt an die Beine schlagen sollte. Der Prinzessin gefiel diese Artigkeit des Müllers gar sehr, und sie sah dann und wann um und nickte ihm freundlich mit dem Kopf. Er aber sah ganz beschämt an den Boden, und wie erstaunte er nicht, als er überall, wo die schöne Ameleya ihren Fuß auf der Wiese hinsetzte, lauter Ehrenpreis und Königskerzen und Rittersporn und andere

adlige Blumen aufblühen sah, worauf er wieder sehr an seinen Traum gedachte.

So traten sie in die klappernde und staubende Mühle, und als er sie in seine Stube gebracht, redete sie mit großer Freundlichkeit einige Worte zu ihm; doch konnte er ihre Stimme nicht verstehen vor dem Mühlgeräusch, und er wollte sich schon wegbegeben, die Mühle festzustellen, aber sie blieb in demselben Augenblicke von selbst stehen, was ihn zu einer andern Zeit gewiß sehr verwundert hätte, ihm jetzt aber gar nicht auffiel, so beschäftigt war er mit seinem vornehmen Besuch und besonders mit dem Gedanken, was in aller Welt er ihr wohl für eine Mahlzeit auftischen sollte.

Radlof verbeugte sich vor Ameleya und bat sie, sich es bequem zu machen; er legte ihr weiße Tücher über sein Bett, setzte ihr frisches Wasser hin, feine Kleie zum Waschen, auch sein bestes Handtuch und einen ganz neuen buchsbaumenen Kamm, den er selbst geschnitten hatte, wie auch das Brauthemd seiner verstorbenen Mutter und die Hochzeitkleider derselben, damit sich die Prinzessin umkleiden könne. Dann machte er ein Feuer auf den Herd, teils ihr etwas zu kochen, teils auch die durchnäßten Kleider zu trocknen.

Alles das tat er still, ohne ein Wörtchen zu sagen. Die Prinzessin war auch ganz still und sah ihm zu, wie er alles so fleißig und bedachtsam und bescheiden besorgte, was ihr etwa angenehm sein könnte. Nun nahm er noch seine eignen Sonntagskleider aus dem Kasten, hängte sie über den Arm, legte ein Stückchen Kreide auf den Tisch, ließ sich dann auf ein Knie nieder und sprach: „Allerholdseligste Prinzessin, wenn Sie sich der wenigen Bequemlichkeit in der Stube eines armen Müllers bedient haben, geruhen Sie mit dieser Kreide hier an die schwarze Küchentüre Ihre sämtlichen Leibspeisen aufzuzeichnen, damit ich hernach wieder hereinkomme und sehe, womit ich Sie in der Eile zu erquicken vermag.“

Die Prinzessin war durch die Artigkeit des Müllers sehr gerührt, brach die Kreide entzwei und gab dem Müller ein Stück mit den Worten: „Nimm hin, mein guter Radlof, begebe dich in die Küche und schreibe auf die andre Seite der Türe deine

Leibspeisen, und diejenige, welche wir beide zugleich werden aufgeschrieben haben, sollst du mir dann bereiten." Radlof nahm die Kreide und sprach: „Nicht allein dieses, sondern auch alles andere, was Sie wünschen könnten, schwöre ich Ihnen zuzubereiten, wann es in meinem Vermögen steht." 5

Nun machte er eine Verbeugung und begab sich nach der Küche.

---

### Wie Radlof den Küchenzettel macht und der schwarze Hans auch dabei sein will.

Kaum war Radlof in der Küche, als er ein hübsches Feuer 10 auf dem Herd machte und alles Geschirr recht reinlich ausscheuerte, wobei er sich immer besann, was er für Lieblingsgerichte aufschreiben sollte; aber es wollte ihm auch gar nichts anders einfallen als gebrannte Mehlsuppe und Rührei, denn er hatte sein Lebtag nichts anders gegessen und kannte auch kein anderes 15 Gericht. Unter diesen Geschäften und Sorgen horchte er dann und wann nach der Türe hin, ob die Prinzessin etwa schon auf der andern Seite ihre Lieblingsspeisen dran schreibe; aber er vernahm noch nichts, sie schien beschäftigt sich umzukleiden.

Mit allem war er nun bereit, nur besann er sich noch immer 20 auf irgendeine andere Speise und rieb sich die Stirne, indem er auf und ab ging. Er hatte aber am Fenster einen zahmen Star im Vogelbauer hängen, den er trotz langer Bemühung noch nicht hatte sprechen lehren können, wenngleich der Vogel eine besondere, ja beinah menschliche Klugheit verriet. Als er 25 nun den guten Vogel ganz tiefsinnig auf seiner Stange sitzen sah, als ob er sich auch auf einen Küchenzettel besänne, fragte er ihn, wie er gewöhnlich pflegte, wenn er seine Mahlzeit zubereitete:

„Schwarzer Hans, du meine Freude, 30
Was kocht der weiße Müller heute?"

Da antwortete der Star zum erstenmal, aber mit sehr trauriger Stimme:

„Gebranntes Mehl und Rührei,
Der schwarze Hans ist auch dabei!" — 35

„Wohlan, so soll es auch dabei bleiben", rief Radlof aus, voll Freude, daß sein Vogel zum ersten Male gesprochen. Fröhlich ging er zum Vogelbauer, streute schönen Weizen hinein und füllte das Tröglein mit frischem Wasser. Aber Hans blieb immer traurig, er wollte nicht fressen und nicht saufen; das Herz schlug ihm, als wenn er einer Katze gegenüber säße, und die Flügel ließ er hängen wie ein Leichenbitter. Radlof konnte gar nicht begreifen, was den Vogel nur so betrüben möge. Endlich dachte er: er ist vielleicht erschrocken, als ihm auf einmal der Verstand aufgegangen und die Sprache gekommen, und weiß er jetzt seines Studierens kein Ende, weil er vor lauter Gedanken gar nicht weiß, was er zuerst sagen soll. Um ihn nun ein wenig aufzumuntern, sprach er zu ihm:

„Friß und sauf und bade dich
Und pfeife eins, Hans ohne Sorgen,
Weil ich zum Schmause lade dich;
Hast du kein Geld, ich will dir's borgen."

Worauf ihm aber der Star noch viel betrübter antwortete:

„Was hilft's, wenn ich viel fresse,
Es ist mein Leichenschmaus.
Mich speist doch die Prinzesse,
Denn meine Zeit ist aus.

„Was hilft's, wenn ich viel saufe,
Es ist mein Sterbetrunk;
Dem Tod ich nicht entlaufe,
Mich ißt ihr roter Mund.

„Was hilft's, wenn ich viel bade
Mein Trauermäntelein;
Ich sterb' heut ohne Gnade,
Ich muß gefressen sein."

Dabei legte er den Kopf ganz betrübt auf sein Freßtröglein, als wolle er ihn abgehackt haben. Radlof bemitleidete ihn herzlich und machte ihm den Bauer auf und das Fenster, damit er sich eine Bewegung machen möge; denn er glaubte, er sei von vielem Studieren und Einsitzen so tiefsinnig geworden. Indem hörte er die Prinzessin mit der Kreide an der Türe schreiben, und schnell sprang er mit seiner Kreide auch an die Türe; sie

schrieb von außen, und er schrieb von innen, und sie schrieb noch lange, als er längst fertig war. Endlich machte sie die Türe auf und sprach: „Jetzt will ich lesen, was ich alles aufgeschrieben; wenn du es nicht hast, so gib mir ein Zeichen!" Da las sie:

„Gebackene Pflaumen von Wolfenbüttel?"
Der Müller mit dem Kopfe schüttelt.
„Einen verzuckerten Schweinskopf?"
Der Müller schüttelt mit dem Kopf.
„Eine Schneckenleberpastete?"
Der Müller mit dem Kopf drehte.
„Ein vergoldetes Kalbshirn?"
Der Müller schüttelt mit der Stirn.
„Lämmerschwänzchen in Honig gebacken?"
Der Müller schüttelt mit den Backen.
„Ein kandierter Wasserhase?"
Der Müller schüttelt mit der Nase.

Endlich sagte sie:

„Gebrannte Mehlsuppe und Rührei?"
Der Müller sprach: „Es bleibt dabei."

Dann las die Prinzessin noch:

„Einen frischen Starenbraten?"
Der Müller sprach: „Ach ja, Ihr Gnaden!"

und die Tränen liefen ihm in die Augen, denn der Star sprach einmal übers andermal laut und vernehmlich, aber mit sehr betrübter Stimme dazu: „Der schwarze Hans ist auch dabei." Und Radlof merkte wohl, daß der gute Vogel vorausgefühlt haben müsse, daß ihn die Prinzessin aufessen werde. Warum er das wußte, und wie er es wußte, und wozu es gut war, daß es geschah, das wußte damals kein Mensch und kein Star; vielleicht wird es im Fortgang dieser Märchen noch einmal bekannt.

So viel ist gewiß, daß Radlof wohl fühlte, er könne der Prinzessin keine Einwendung machen, so leid es ihm auch tat, den schwarzen Hans zu schlachten; denn er hatte ihr geschworen, alles, was in seinem Vermögen sei, für sie als Speise zuzurichten, so sie es begehrte. Er verbeugte sich demütig vor der schönen Ameleya und sagte: „Sogleich werde ich die Ehre haben, Euer Holdseligkeit zu bedienen", und somit zog er die Küchentüre wieder zu.

**Wie sich der schwarze Hans selbst umbringt, Radlof und Ameleya ihn essen und nach Mainz ziehen.**

Nun band sich Radlof einen ganz neuen Mehlsack als Küchenschürze vor und nahm seinen Schleifstein und sein Messer zur Hand; denn er wollte dem Hans den Kopf mit einem recht scharfen Messer abschneiden, damit er nicht viel Schmerzen dabei haben möge. Da er nun mit seinem Messer auf dem Wetzstein hin und her fuhr, fing der Star an, dazu zu sprechen:

„Messer, Messer, wetz, wetz, wetz,
Ist der Lohn für mein Geschwätz,
Hätt' ich nicht so sehr geschwätzt,
Wäre ich ein Fürst bis jetzt."

Als Radlof diese bedeutungsvollen Worte des schwarzen Hanses hörte, hielt er mit Wetzen ein und redete sogleich — denn er hatte eine besondere Hochachtung für Standespersonen in andern Umständen — den Vogel mit folgenden Worten an: „Ihro Durchlaucht waren also ein Fürst, ach vielleicht gar von Geblüt. O, dann getraue ich mich nicht, meine Hand an Ihr gesalbtes Haupt zu legen, und so Euer Durchlaucht geruhen, werde ich Dieselben der Prinzessin Ameleya vorstellen." Der Vogel antwortete:

„Einst war ich Fürst von Starenberg,
Mein Maul stand damals überzwerch;
Doch habe ich so viel geschwätzt,
Daß es ein Schnabel ward zuletzt."

Dann bat er den Müller noch, ihn zu der Prinzessin zu lassen; er wolle nur die Ehre haben, sie vor seinem Tode noch einmal zu sehen, worauf er sich wieder einstellen wolle, um geschlachtet zu werden. Sein Testament sei bereits gemacht, er habe es mit Kienruß vermittelst seines Schnabels auf einen Mehlsack vor einigen Tagen geschrieben, und werde es Radlof zu seiner Zeit finden. Hierauf machte der gerührte Müller Tür und Fenster auf und sprach: „Ihro Durchlaucht können sich begeben, wohin Sie wollen." Der Star aber flog nicht etwa zu dem Fenster hinaus, das fühlte er tief unter seiner Würde; er begab sich vielmehr zu Fuß mit langsamen, anständigen Schrit-

ten in die Stube zu der Prinzessin, und Radlof schloß die Türe bescheiden hinter ihm zu, horchte auch nicht am Schlüsselloch, weil ihn Staatssachen damals gar nicht interessierten.

Als Ameleya den Vogel hereintrippeln hörte, wendete sie sich zu ihm, und er flog vor ihr auf den Tisch, an welchem sie mit aufgestütztem Arme nachdenkend saß. Er machte da mehrere Komplimente und rührende Stellungen vor ihr; die Prinzessin sah ihm verwundert zu und wollte eben über seine wunderlichen Manieren lachen, als der Vogel mit beweglicher Stimme zu ihr sprach:

„Gott grüß' dich, schöne Ameley,
Der schwarze Hans ist auch dabei!"

und mit seinem Schnabel eine goldne Nadel unter seinem Flügel hervorzog, die er sich so heftig in das Herz stieß, daß das Blut der Prinzessin auf den Arm spritzte. Als er niedersank, sagte sie mit Tränen: „Ach, armer Hans, was hast du getan?" Da sprach der Vogel mit sterbender Stimme:

„Ade, du schönste Ameley!
Verzeih mir meine Schwätzerei!
Das schönste Grab wird mich beehren,
So du mich willst sogleich verzehren;
Der Müller soll auch essen mit,
Ich wünsch' euch guten Appetit."

Nach diesen Worten streckte er die Beine aus, schloß die Augen, sperrte den Schnabel auf und war mausetot.

Die schöne Ameley zog ihm die Nadel aus der Brust und erkannte dieselbe als eine ihrer Haarnadeln, die sie vor mehreren Jahren einem Edelknaben zu Mainz geschenkt hatte, der bald darauf verschwunden war. Über sein Verschwinden ging das Gerücht unter den übrigen Edelknaben, er habe ihnen erzählt, daß die Prinzessin Ameley ihm eine ihrer Haarnadeln geschenkt, und da sei er plötzlich in einen Star verwandelt worden und davongeflogen. Jetzt erkannte Ameleya nur zu gut die Wahrheit jenes Gerüchtes und vergoß bittere Tränen des Mitleids um den armen Hans und weinte und schluchzte so laut, daß Radlof nach seinem Mühlrad ging, welches vorhin stehngeblieben war, um zu sehen, was es am Gange hindere. Denn das Jammern

der Prinzessin ging ihm so zu Herzen, daß er wünschte, er möge es vor dem Mühlgeklapper nicht mehr hören.

Da fand er nun zu seiner großen Verwunderung die Krone des Königs von Mainz, die, als der alte Herr sie in seinem Zorn dem Prinzen Rattenkahl an den Kopf hatte werfen wollen, in den Rhein gefallen war, in dem Getriebe seiner Räder hängen, wodurch sie still gestanden waren. Kaum hatte er sie herausgenommen, so ging die Mühle wieder munter drauflos.

Als er nun wieder in die Mühle gehen wollte, sah er jenseits des Rheins einen Trompeter auf dem Rochusberg stehn; der blies, daß es in die Felsen hinein schmetterte, und rief dann etwas mit lauter Stimme aus. Auch sah er viele Fischer und Taucher auf dem Rheine herumfischen und schwimmen und tauchen und suchen. Einer von diesen sagte ihm nun: der König von Mainz habe dem seine Tochter, die Prinzessin Ameleya, zur Gemahlin versprochen, der sie lebendig wiederbrächte, und wer sie tot brächte, der solle ein Schloß am Rhein haben, und wer sie samt der verlorenen Krone zurücklieferte, der solle sein Nachfolger sein.

Radlof konnte ihn vor Freude gar nicht zu Ende hören; er versteckte die Krone in seinen Busen und hüpfte freudig nach der Mühle über die Wiese hin. Da er in die Küche kam, hätte er beinahe vor Freuden der Prinzessin „Juchhe! mein herzallerliebster Schatz!" zugerufen, aber das Wort im Munde erstarrte ihm. Denn er sah die Prinzessin beschäftigt, den verstorbenen Herrn von Starenberg zu rupfen. Sie pflückte so zärtlich an seinen Federn, die sie alle in ihr seidnes Schnupftuch tat, als fürchte sie, ihm weh zu tun, und unterdessen erzählte sie dem Müller den ganzen Selbstmord des schwarzen Hanses, salzte ihn mit ihren Tränen und steckte ihn an ihren großen silbernen Schnürnestel, um ihn zu braten; seine Eingeweide aber tat sie in eine Büchse, um sie in seinem Familienbegräbnis beisetzen zu lassen. Aus den Federn machte sie ein seidnes Küssen, welches sie immer auf ihrem Herzen trug.

Die gebrannte Mehlsuppe und die Rühreier waren auch fertig geworden, und der Herr von Starenberg, der gutes Futter bei dem Müller genossen hatte, gab einen delikaten Bratengeruch von sich. Die schöne Ameley nötigte den Müller zu Tische und aß vor allem unter bittern Tränen ihr Teil von dem schwarzen

Hans. Das Herz schnitt sie entzwei und gab die Hälfte dem Müller. Aber kaum hatten beide davon gegessen, als es ihnen sehr wunderbar zumut wurde und sie eine große Liebe zueinander empfanden. Sie sahen sich immer einander an, und die schöne Ameley sagte: „Mein lieber Müller, es ist mir niemals so wohl gewesen als bei dir, und wenn du von Adel wärest, wollte ich mit niemand mein Leben zubringen als mit dir."

Radlof aber sagte zu ihr: „Allerschönste Ameley, ich habe einen reichen, vornehmen Freund, den alten Rhein, er soll uns wohl helfen, er hat Euch mir in die Arme gegeben und wird wohl weiter Rat schaffen. Jetzt aber rüstet Euch, daß ich Euch zu Eurem Vater zurückführe."

„Ach", sagte die schöne Ameley, „mein Vater ist sehr stolz und geizig, er wird uns gewiß nicht helfen, und wenn er unsre Liebe merkt, sind wir verloren."

„Seid nur ruhig", sagte Radlof, „ich habe ein ganz andres Glöcklein läuten hören", und somit ging er mit Ameley, die ihn nicht mehr verlassen wollte, hinaus auf die Wiese und bat sie, ihm zu helfen, allerlei Kränze zu machen.

Während sie das tat, holte er seinen schönsten Esel und zäumte ihn mit bunten Bändern und schmückte ihn mit den Kränzen. Auch die schöne Ameley wurde mit Blumen geziert und setzte sich dann auf den Esel. Er selbst setzte die Krone des Königs auf, tat seine Feierkleider an und führte, in der einen Hand eine blühende Königskerze tragend, den Esel mit der schönen Ameley nach Mainz.

Ihre Gespräche unterwegs waren von lauter Liebe und Freundlichkeit, und sie übereilten sich gar nicht; der Esel machte einen Schritt nach dem andern. In den Dörfern entstand die größte Freude; jedermann, der ihnen begegnete, pries den guten Müller Radlof selig und schloß sich dem Zuge an, viele aber eilten mit der frohen Nachricht voraus.

Kaum hatte nun der König gehört, ein Müller habe die schöne Ameley gerettet und bringe sie, als er bekanntmachen ließ, kein Mensch solle bei Todesstrafe ein Wort davon sprechen, daß er die Tochter dem Finder zur Braut versprochen.

---

**Wie Radlof betrogen ward, dem König von Mainz den Krieg erklärte, was er nachher in seiner Mühle träumte, und wie er die Königin und Rattenkahl von Trier begräbt.**

Der Zug kam Mainz immer näher, und als die schöne Ameleya die Fenster des Schlosses in der Abendsonne spieglen sah, weinte sie vor Traurigkeit, und als sie über die lange Rheinbrücke zogen, weinte sie noch viel mehr und sagte zu dem Müller: „Lieber Radlof, nimm diesen Ring zum Angedenken", und gab ihm einen Ring, „und diesen Kranz, wirf ihn in den Rhein, daß er uns helfe." Das tat der Müller, und sie zogen in die Stadt ein, vom Volke begrüßt, und vor das Schloß.

Der König lag mit der Königin am Fenster, und als Radlof sie sah, machte er mit dem Esel halt, schwenkte die Krone und rief hinauf: „Ich wünsch' euch einen guten Abend, Herr Schwiegervater und Frau Schwiegermutter! Hier bringe ich euch meine Braut, eure Tochter, die schöne Ameleya lebendig. Nun sagt mir öffentlich vor dem Volke zu, was eure Trompeter ausgeblasen haben, so sollt ihr euer Kind wieder in eure Arme schließen!"

Die schöne Ameley ward rot bis über die Ohren, als Radlof so mutig hinaufschrie; der König und die Königin waren vor Bosheit totenbleich, und plötzlich drangen mehrere Trabanten aus dem Schlosse, rissen die schöne Ameley vom Esel und brachten sie ins Schloß, dessen Tore sie dem nacheilenden Radlof vor der Nase zuschlugen. Zugleich wurden auch alle Fenster des Schlosses zugemacht, und der betrogene Radlof mochte pochen und jammern, wie er wollte, er bekam keine Antwort.

Er hatte aber den schwarzen Hansen halb im Leibe und war voll Mut und erklärte, auf seinen Esel steigend, dem König von Mainz laut den Krieg, worüber die Mainzer Bürger ihn höhnisch auslachten und die Kinder ihn den Eselsritter nannten. Da aber einige brave Leute ihm beistanden und laut den König wortbrüchig nannten, ließ der König sogleich ausrufen, jedermann solle sich nach Haus begeben, und man solle den wahnwitzigen Müller ruhig heimziehen lassen. Weil sich nun das Volk noch nicht verlor, ließ er einen hohen Galgen vor dem

Schloß aufrichten, vor welchem die Mainzer mit großem Respekt nach Haus gingen.

Als sie alle fort waren, stand der arme Radlof mit seinem Esel allein da. Er sah die Sonne untergehen ganz rot in den Rhein und blickte an die Fenster, ob er seine schöne Ameleya nicht sehen könnte. Da warf man plötzlich alle die Kränze oben herab, mit denen er die schöne Ameley geziert hatte.

Er las sie sorgsam auf und hängte sie an seinen Esel, und da es bereits dämmerte, ging er an den Galgen und hängte des Königs Krone daran und schrieb dazu:

„Zum ewigen Angedenken
Häng' ich hier deine Krone,
Wo du, meineid'ger König,
Zu deines Undanks Lohne
Heut selber müßtest henken."

Dann drehte er seinen Esel herum und ritt ruhig wieder nach Haus.

Unterwegs dachte er, wie er es anfangen sollte, den König zu bestrafen, aber immer kamen seine Gedanken auf die schöne Ameleya, und er vergaß allen Zorn und fiel in eine tiefe Schwermut. Als ihm seine Mühle entgegenklappte, fiel ihm seine Armut und seine heutige Hoffnung recht aufs Herz, und als er seinen Esel eingestellt und seine Stube betreten hatte, wurde er sehr betrübt.

Alles lag, wie die schöne Ameleya es verlassen, und sein Bett war noch gedrückt von ihr. Alles ließ er, nichts getraute er sich zu verrücken, es war ihm alles heilig.

Als er in die Kammer trat, wo ihm sonst sein Star entgegengeschrien, und er nun den leeren Käfig ansah, rief er aus: „Ach, armer schwarzer Hans, kaum war dir der Adel über den Schnabel gekommen, so konntest du nicht anders, du mußtest aus Höflichkeit sterben und gefressen werden; ach, ich armer Müller! Kaum nenne ich den König Schwiegervater, so läßt man mir den Galgen vor die Nase bauen. Aber ich lasse nicht ab, bis mir mein Recht gehalten wird, und sollt' ich beim Kaiser selbst drum appellieren."

Nun ging er auf seinen Mühlendamm; es war zwölf Uhr in der Nacht, aber er wollte doch noch seinem alten Freund,

dem Rhein, gute Nacht sagen und sang ihm folgendes Lied, indem er ihm die Kränze der schönen Ameley zuwarf:

„Wie oft ich dir gesungen,
Weißt besser du als ich;
Wie manchen Kranz geschlungen,
Weißt besser du als ich.

„Wie froh mein Herz geschlagen,
Weißt besser du als ich;
Wie ich mein Leid soll klagen,
Weißt besser du als ich.

„Die hohen Sterne schwanken
So düster heut in dir,
Es schwanken die Gedanken
So düster heut in mir.

„Du gabst mir in den Wellen
Die schöne Ameley,
O, wolle mir gesellen
Die schöne Ameley.

„Sie schickt dir Blumenketten,
Die schöne Ameley;
O, helfe mir erretten
Die schöne Ameley.

„Gut' Nacht, tu dich bedenken,
Was mir das beste sei;
Tu in dem Traum mir schenken
Die schöne Ameley!"

Da er dies gesungen, ging er nach Haus und legte sich auf die bloße Erde neben das Bett, wo die schöne Ameley geruht; denn er wollte dies nicht verändern, und so schlief er ein und hatte folgenden Traum. Er sah den alten Rhein wieder, der saß im Rohr und schnitt eine Pfeife, und als er ihn fragte: „Für wen ist die Pfeife?" sprach der Rhein: „Für dich und deine Armee, du sollst sie im Kriege blasen, den du dem König von Mainz angekündigt." Als er ihn aber fragte, woher er die Soldaten erhalten sollte, sagte der Rhein: „Vom Prinzen Rattenkahl im Binger Loch."

Da erwachte der Müller und dachte seinem Traum lange nach und konnte nicht klug draus werden, doch hatte er einen

großen Glauben an den Traum und ging am Rheine hinab an das Binger Loch spazieren, und da er dort ein schönes Rohr fand, schnitt er sich eine Rohrpfeife und setzte sich auf eine Felsenspitze und pfiff ein lustiges Lied.

Kaum hatte er ein Stückchen gepfiffen, als er wieder ein großes Gepfeife hörte und eine Menge schwarzer Mäuse um den Felsen herauf kriechen sah; an ihrer Spitze stand eine große Ratze, welche sich auf die Hinterbeine setzte und also zu ihm sprach: „Mein lieber Müller Radlof, was steht zu deinen Diensten?" Da sagte Radlof: „Ein paarmal hunderttausend Mann gegen den König von Mainz, der mir die schöne Ameley nicht geben will."

„Von Herzen gern", sagte die Ratze, „aber du mußt mir auch einen Gefallen tun und den Prinzen Rattenkahl und seine Frau Mutter, bei der ich bis jetzt in Diensten gestanden, und die im Binger Loch verunglückt sind, begraben."

„Das ist nicht mehr als Schuldigkeit", sagte Radlof. „Ihre Körper", erwiderte die Ratze, „liegen bei dem Binger Loch auf der Insel, wo du sie begraben kannst, bis die Leute von Trier es erfahren und sie abholen; wenn du das verrichtet hast, so gehe nach Mainz mit deiner Pfeife, und sobald du pfeifst, komme ich mit allen Mäusen der ganzen Welt — denn ich bin der Rattenkönig — und helfe dir."

„Aber der schönen Ameley dürft ihr nichts tun", sagte Radlof. „Behüte Gott!" sagte die Ratze, und so war der Bund geschlossen.

Nun setzte sich der Müller auf seinen Kahn und fuhr hinüber auf die Insel mit Hacke und Spaten. Da fand er den Prinzen Rattenkahl und seine alte Mutter, die Königin von Trier, auf dem Sande liegen und eine Menge Ratten um sie herum, welche sie bewachten. Er machte in die Mitte der Insel zwei schöne Gruben nebeneinander, die er mit Kräutern und Blumen ausstreute, wobei ihm die Ratten sehr fleißig halfen. Dann legte er sie beide hinein und faltete ihnen die Hände. Bei dem Prinzen gelang es ihm, aber bei der Königin ging es nicht; denn sie hatte zwei Fäuste gemacht, und die konnte er nicht aufkriegen. Er ließ ihnen allen Schmuck, ja er putzte ihnen noch ihre Kronen mit

Rheinsand wieder blank, da sie von dem Schlamm trüb geworden waren. Auf das Grab aber legte er einen Stein, auf welchen er folgende Inschrift machte:

Hier ruht
Die Königin von Trier,
Prinz Rattenkahl auch neben ihr,
Sie zogen auf die Freierei
Nach der schönen Ameley.
Im Binger Loch ertranken sie;
Der Müller Radlof begrub sie hie.
Er hat sich eine Pfeif' geschnitten
Und ist nach Mainz in Krieg geritten.
Der Rattenkönig steht ihm bei,
Des Gott gepfiffen und getrommelt sei.

---

**Wie Radlof die Mäuse zu Mainz zusammenpfeift, das Testament des schwarzen Hans auf seiner Mühle findet und in den Schwarzwald abreiset.**

Als Radlof das Begräbnis vollendet hatte, war es schon Abend geworden; aber er ritt dennoch nach Mainz, und es schlug zwölf Uhr in der Nacht, als er allein vor dem Schlosse stand. „Ach Gott", dachte er, „wenn ich nur die schöne Ameley noch einmal sehen könnte, ehe ich meinen Krieg anfange; vielleicht könnte alles noch gut gehen." Mehreremal wollte er seine Pfeife an den Mund setzen, aber immer unterbrach ihn irgendein Geräusch, und er glaubte immer, das könnte Ameley sein, und er blies nicht. Aber endlich hörte er ein Fenster aufgehen und folgendes Lied singen:

„Da drunten in jenem Tale,
Da treibet das Wasser ein Rad,
Das treibet nichts als Liebe
Vom Morgen bis wieder zur Nacht.
Das Rad, das ist zerbrochen,
Die Liebe hat ein End',
Und wenn zwei Liebchen scheiden,
So reichen's einander die Händ'."

Der Müller erkannte bald die Stimme der schönen Ameley und war sehr gerührt, denn er merkte wohl, daß sie mit der Mühle, von der sie sang, seine Mühle meinte; und er sang ihr wieder:

„Da droben auf jenem Schlosse,
Da singet ein Jungfräulein; 5
Das hab' ich wohl gestern gezogen
Aus dem tiefen, blauen Rhein.
Sie ist's, um die ich freie,
Der Vater versaget sie mir.
Gott grüß dich, schön Ameleye, 10
Der Müller steht vor der Tür."

Man kann sich wohl denken, wie die schöne Ameley erfreut wurde, als sie Radlofs Antwort hörte; aber leider hatte sie ihm nichts Gutes zu sagen und sang ihm wieder:

„Ach, Radlof, lieber Radlof, 15
Ich bitte dich, zieh nach Haus!
Mein Väterlein will dich henken
An den hohen Galgen hinaus;
Mein Mütterlein will dir schenken
An den Hals einen Mühlenstein 20
Und dich, mein Lieb, versenken
Wohl in den tiefen Rhein."

Radlof sang darauf:

„Ich hab' einen Traum geträumt
Von blauen Rittersporn, 25
Von goldnen Kaiserkronen,
Der wird nun zu Distel und Dorn;
Mausöhrlein trägt nun mein Garten.
Gut Nacht, schön Ameley,
Nun steige ich auf die Warte 30
Und mache ein Feldgeschrei.

„Mein Völklein soll nun ziehen
In des Königs Land einher;
Er wird ihm nicht entfliehen,
Sie sind wie der Sand am Meer. 35
Sie tragen graue Pelze
Und führen scharfe Zähn',
Kein Hälmlein auf dem Felde
Soll ihnen sicher stehn.

„In deiner Mutter Speiskammer
Sollen sie zur Tafel gehn,
In deines Vaters Krautgarten
Sollen sie spazierengehn,
Den Thron ihm ganz verderben
Und seines Hauses Schwell',
Und wenn auch hundert sterben,
Stehn tausend auf zur Stell'.

„So lang, bis er wird halten
Sein hohes Königswort,
Soll'n meine Landsknecht' schalten
Mit Rauben und mit Mord.
Dich werden sie verehren,
O schöne Ameley,
Das tu dem König belehren!
Leb' wohl und bleibe treu!"

Als er dies gesungen hatte, sagte ihm Ameley weinend „Gute Nacht!" und machte das Fenster zu; denn sie wurde von ihrer Mutter gerufen.

Radlof ging hinauf auf einen Felsen, der Eichelstein genannt, und pfiff einen lustigen Marsch, und kaum hatte er einige Minuten gepfiffen, als er in der Ferne ein großes Gezwitscher hörte. Der Nachtwächter ging vorbei und sagte: „Ei, was pfeift der Wispelwind[1] heut närrisch im Rheingau!" Die Schildwache aber sagte: „Mein, ich glaube, es sind die Grillen." Da machte ein Bäcker seinen Laden auf und sagte: „Ei, was zwitschern die Schwalben heute wunderlich!" Dann guckte ein Schneider zum Fenster heraus und sagte: „Wie heut dem Scherenschleifer sein Rad seltsam zischt!" Der Nachtwächter sagte dann wieder: „Es pfeift wie hunderttausend neue Schnupftabaksdosen!" Die Schildwache sagte: „Ich glaube, das wilde Heer wetzt die Jagdmesser", und so kamen sie in einen lauten Streit, was es sei.

Aber das Pfeifen ward immer stärker, und die Leute wachten alle auf, und in allen Fenstern war Licht; Radlof aber zog ruhig der Stadt hinaus und sagte hie und da, wo ihn die Leute

[1] Wispel- oder Wisperwind, eine aus dem rechtsrheinischen Wispertal besonders am frühen Morgen vom Taunus herabfließende Luftströmung.

fragten, was wohl das entsetzliche Gepfeif' sei: das werde wohl des Müllers Kriegsvolk sein, dem der König nicht Wort gehalten.

Als das Pfeifen immer stärker wurde, glaubte der König im Schlaf, es sei die Königin, die so mit der Nase pfeife, und er gab ihr einen Schlag, daß sie aufwachte und bös ward und ihn wieder schlug. Er sagte, sie sollte nicht so pfeifen; aber bald merkten sie es wohl, denn die ganze Stadt war in Alarm, und alles schrie: „Mäuse! Mäuse!"

Nun konnte weder der König noch die Königin eine Maus sehen, ohne in Ohnmacht zu fallen, solchen Widerwillen hatten sie gegen diese Tierchen; aber das half hier nichts, denn in wenigen Minuten liefen sie schon außen an den Schloßfenstern in die Höh', und es war ein solch Geknister und Gepfeife in allen Wänden, daß man in steter Todesangst war.

Nun waren zwar viele Katzen in Mainz, aber der König ließ sie alle wegfangen und in seine Stuben herum setzen, und das Volk war ganz hülflos. Es war ein Geschrei, daß man sein eigen Wort nicht hörte; denn nun kamen noch die Bauern aus den ringsum liegenden Dörfern und schrien, daß die Mäuse ihnen alles Getreide abfräßen und das Korn auf den Speichern.

In solcher Angst war die Sonne aufgegangen, und es ward von den Mäusen etwas stiller; denn sie lieben das Licht nicht. Der geängstete König und die Königin steckten den Kopf unter der Bettdecke hervor, und die schöne Ameley trat herein und sagte, wie sie gar nichts von den Mäusen gelitten habe, und wie ihr der Müller Radlof heut nacht im Traum erschienen sei und ihr gesagt habe, ehe der König sein Wort nicht halte, werde er seine Kriegsvölker nicht zurückziehen.

Als der König dies hörte, erinnerte er sich auch an die Worte der Königin von Trier, die ihm auf dem Rhein zugerufen hatte: „Ei, daß dich das Mäuschen beiß'!" und er befahl nun, es sollten gleich zwei Trompeter zu Radlof reiten und ihn höflich einladen, zu einer Unterredung nach Mainz zu kommen.

Als die Trompeter nach Radlofs Mühle kamen, stand dieser vor der Türe und schrie ihnen entgegen: „Schon gut, ihr Herrn, ich komme schon; ich kann mir schon denken, was ihr wollt", und

ohne sie nur anzuhören, sattelte er seinen Esel und ritt mit ihnen nach Mainz. Seine Pfeife hatte er umhängen, und als er zum Tor einritt, pfiff er einige Töne, worüber alle Mäuse sich verkrochen und still wurden.

Als er vor dem Schloß stand, sah der König zum Fenster heraus und konnte vor Zorn kaum reden, aber endlich sammelte er sich und sprach: „Müller Radlof, wie hast du mir die Mäuse ins Land gebracht?" — „Mein gnädigster Herr Schwiegervater", sagte Radlof, „mit dieser Pfeife." — „Und wo hast du die Pfeife her?" — „Die hat mir mein Freund, der alte Rhein, im Rohr geschnitten." — „Müller Radlof, du willst mich zwingen, dir die schöne Ameley zu geben, und ich will es auch tun; schicke mir zu einem Zeichen deines Vertrauens deine Pfeife herauf!"

Sogleich nahm nun der Müller seine Pfeife und gab sie den königlichen Bedienten, die sie in das Schloß trugen. Sodann kamen einige Trabanten und führten den Müller auch in das Schloß und machten die Tore zu.

Aber der arme Radlof, welcher froh die Treppen hinauf zur schönen Ameley springen wollte, wurde auf Befehl des falschen Königs in einen finstern Kerker geworfen.

Die schweren eisernen Riegel rasselten hinter ihm zu, und er war in seinem Elend allein.

Kaum daß er eine halbe Stunde unter bittern Klagen auf dem Stroh gesessen, raschelte etwas zu seinen Füßen, und er sah den großen Rattenkönig, mit dem er zuerst den Bund geschlossen, vor ihm sitzen, der also sprach: „Mein guter Freund und Bundesgenosse, du hast deine Sache schlecht gemacht; durch deine Treuherzigkeit hast du dich und mein ganzes Volk in des falschen Königs Hände gebracht; mich allein bitte ich dich wenigstens zu retten; halte mir die Ohren zu, daß ich es nicht höre, wenn man mein Volk fortpfeift. So bleibe ich bei dir, und denn wollen wir sehen, was weiter zu tun ist."

Unter bittern Tränen hielt nun Radlof dem Rattenkönig die Ohren zu; denn er hörte schon die Pfeife klingen und das entsetzliche Geschwirre der Mäuse. Der König ließ nämlich von einem Bettelvogt, der auf einem kleinen Nachen im Rhein stand, alle Mäuse und Ratzen in den Fluß pfeifen, und es dauerte

wohl mehrere Tage, bis sie alle fort waren; dann warf der Bettelvogt die Pfeife auch ins Wasser und fuhr wieder zurück.

Der arme Radlof konnte in diesen Tagen gar nicht schlafen; denn er mußte dem Rattenkönig immer die Ohren zuhalten, und sie lebten indessen von Wasser und Brot. Auch hörten sie beständig vor dem Kerkerfenster von den Straßenjungen Spottlieder auf Radlof absingen, was der König allen Einwohnern befohlen hatte.

Als aber die Pfeife endlich schwieg, sank Radlof in einen tiefen Schlummer, den er doch nicht lange genoß; denn der Rattenkönig kitzelte ihn an der Nase, und da er erwachte, sagte er: „Nun strenge alle deine Kräfte an, uns zu retten; sieh, ich habe unter diesem Stein einen unterirdischen Gang entdeckt, durch den wir entfliehen können."

Radlof machte sich schnell an die Arbeit, und bald hatten sie den Stein so in der Höhe, daß sie hinunterkonnten, und daß er wieder hinter ihnen zufiel. Der Müller ließ sein Wams zurück, und so zogen sie bei zwei Stunden weit im Dunklen fort. Bald hörten sie ein großes Rauschen über sich, und als der Müller sagte: „Vater Rhein, es ist mir, als hörte ich deine Stimme", antwortete es ihm: „Ja, mein Freund, ich rausche über deinem Haupt", und nun zogen sie noch eine Viertelstunde, da schrie der Rattenkönig: „Licht! Licht!" und sie kamen im Gebirge bei einer kleinen Kapelle unter vielen wilden Hecken wieder aus der Erde.

Der Mond schien, und der Himmel war voll Sternen; sie sahen, daß sie unter dem Rhein durchgegangen waren. Hier sagte ihm der Rattenkönig Lebwohl und zog seinen Weg, und Radlof kniete bei der Kapelle nieder und sagte Gott von Herzen Dank für seine wunderbare Errettung.

Hernach begab er sich wieder nach seiner Mühle und klagte abends dem Rhein seine Not, und da er zu Bette gehn wollte, suchte er unter seinen Mehlsäcken herum, sich ein Lager draus zu machen, und legte sie sich zurecht und schlief ruhig ein.

In der Nacht aber träumte ihm, er sei in einem großen Schloß und habe viele Diener um sich und werde hoch geehrt; nichts aber fehle zu seinem Glück als die schöne Ameleya, und

er reite nach Mainz, um sie zu suchen; aber das ganze Mainzer Schloß sei leer und alles voll Traurigkeit; dann reite er wieder nach seiner Mühle, die könne er aber gar nicht finden und höre sie doch immer klappern, und so reite er bis in den Rhein. Als er aber das Wasser fühlte, erschrak er, und da wachte er auf.

Sieh da, er hatte auf dem Sacke geschlafen, auf welchen der Herr von Starenberg sein Testament geschrieben; der Tag graute schon, und er trat mit dem Sack ans Fenster und las wie folgt:

„Mein lieber Müller Radlof, wenn du dieses liest, bin ich vielleicht schon tot. Herzlich danke ich dir für die viele Geduld, die du gehabt, mich schwätzen zu lehren; ach, wenn du gewußt hättest, daß ich nur zu viel geschwätzt, und daß ich meinen jetzigen geringen Stand nur durch das Plaudern habe, du hättest dir keine Mühe weiter mit mir gegeben. Nun aber begebe dich in den Schwarzwald und suche den Grubenhansel und zeige ihm meinen Siegelring, den du im Käficht finden wirst, und deinen Mühlknappenbrief. Er wird dir mehr erzählen, und wenn du auf meinem Grund und Boden bist, so gedenke meiner und gönne den Überresten meines Leibes ein ehrliches Grab bei meinen Vorfahren. Der schwarze Hans von Starenberg."

Mit Tränen benetzte Radlof diesen letzten Willen des schwarzen Hans und eilte nach dem Käficht und fand da hinter dem Freßtröglein einen goldnen Siegelring, auf dem ein Berg, ein Star und ein Mühlrad gestochen war; den nahm er zu sich und beschloß nun, seine Reise nach dem Grubenhansel zu richten und seine Mainzer Händel einstweilen beruhen zu lassen.

Zuerst nahm er Abschied von seiner Mühle und schloß sie zu. Nichts nahm er mit als den Käficht, den Siegelring und den Mehlsack. Dann fuhr er nochmals auf die Insel im Binger Loch, wo er wußte, daß sich der Rattenkönig aufhielt, und dem er noch ein Säckchen feines Weizenmehl schenken wollte.

Kaum hatte er sich dem Grabsteine der Königin von Trier genaht, als auch der Rattenkönig erschien, der einen langen Trauerflor anhatte, und da Radlof ihn gefragt, was der lange Flor bedeute, sagte er ihm: „Ich traure um die Meinigen, die durch deine Treuherzigkeit in ihren Tod gegangen sind."

„Hier hast du ein Säckchen Mehl", sprach Radlof. — „Ich danke dir", sprach der Rattenkönig, „es tut not, denn es werden teure Zeiten kommen." Dann erzählte ihm Radlof, daß er eine Reise vorhabe, und daß er komme, von ihm und den zwei hier begrabenen Ehrenleuten Abschied zu nehmen. Hierauf pflanzte er noch Thymian und Rosmarin aufs Grab und sagte dem Rattenkönig: was er für die schöne Ameleya in seiner Abwesenheit tun könne, solle er ihm aus aller Freundschaft tun. Das versprach ihm dieser, und sie trennten sich.

Nun stieg Radlof auf seinen Mühlendamm und sah noch einmal in den Rhein und gen Mainz hin, aber er war so betrübt, er konnte nicht singen und sagte nur immer: „Leb' wohl, Vater Rhein, dir befehle ich meine Mühle, dir empfehle ich die schöne Ameley!" und unter solchen Worten schied er von dannen ins Gebirg. Schwarzes Gewölk bedeckte den Himmel, alles war still und traurig ringsum, und der Rhein schlug mit den Wellen gegen das Ufer, als wollte er ihm Lebewohl sagen; da verbarg ihn der Wald.

---

**Wie der König Hatto von Mainz die alte Königin von Mainz und den Prinzen Rattenkahl am Galgen beschimpfte, und wie der Prinz Mauseohr von Trier die Kinder zu Mainz aus Rache in den Rhein pfiff und sich dann am Grabe seiner Mutter mit dem Rattenkönig unterredete.**

Als der König von Mainz die Mäuse losgeworden war, bestellte er ein großes Fest in Mainz, bei welchem er den hohen dreibeinichten Galgen ganz mit Ratzen benaglen ließ; dann ließ er von Stroh einen Mann machen und ihm einen Mäusepelz anziehen und eine Frau von Lumpen, ebenso gekleidet, die ließ er auf einen Wagen setzen, dem alle Kinder mit kleinen Pfeifen folgen mußten, und mit diesem Wagen fuhr man an das Gefängnis Radlofs, den man auch dazusetzen wollte.

Aber wie erschraken sie, da sie niemand in dem Kerker fanden als den Wams des Müllers und einige Totenbeine, die wohl schon lange da gelegen waren. Nun glaubte man allgemein, die Ratzen und Mäuse hätten den Müller gefressen, und

machte es bekannt. Der König bedauerte sehr, daß er ihm keinen Schimpf mehr antun konnte; ließ aber doch sein Wams neben dem ausgestopften Rattenkahl und der lumpernen Königin aufhängen und dabei die Kinder mit ihren Pfeifen ein abscheuliches Gequieke machen.

Als die schöne Ameley den Tod des Müllers vernahm, ward sie sehr traurig und ließ von ihrer alten, treuen Magd im Kerker nachsuchen, ob man nicht unter den Gebeinen ihr Ringlein finde. Da die Alte darin herumsuchte, kam aber auf einmal der Rattenkönig und sagte: „Mütterchen, was sucht Ihr?" Die Alte erschrak anfangs sehr und fürchtete, die Ratze möchte sie auch fressen; aber als diese ihr sagte: „Grüße die schöne Ameley von dem Müller Radlof und sage ihr, daß er noch frisch und gesund, und daß er nur verreist sei; sie soll ihm treu bleiben und sich nur immer stellen, als wenn sie ihn tot glaubte" — ward die Alte sehr froh und begab sich zurück und brachte der schönen Ameley die fröhliche Nachricht.

Da der böse König sein Fest begangen hatte, kam die Nachricht nach Trier, der Prinz Rattenkahl und seine Mutter hätten eine gar traurige Hochzeit in Mainz gehalten; denn der König habe sie an den hellen lichten Galgen gehängt, und die Kinder hätten sie noch dazu ausgepfiffen.

Nun hatte Rattenkahl noch einen kleinen Bruder, der Mauseohr hieß, dem wurde das auch erzählt, und der kam darüber in einen solchen Zorn, daß er gar nicht wußte, was er anfangen sollte, und man mochte ihm sagen, was man wollte, so schrie er immer: „Die bösen Kinder, die meine Mutter und meinen Bruder ausgepfiffen, will ich strafen." Das trieb er so lang, bis er endlich einmal einen vornehmen General zu sehen kriegte, der ihm eine tiefe Verbeugung machte; da schrie ihm Mauseohr zu: „Mit Verbeugungen ist mir nicht gedient, solange meine Mutter und mein Bruder zu Mainz ausgepfiffen werden von den Straßenjungen." Als die Soldaten, die hinter dem General so schön grade wie die Wachspuppen herzogen, dies hörten, fingen sie an, mit dem General zu zanken, und fragten ihn, warum er sie immer und ewig herum spazieren führte, er solle sie nach Mainz bringen, daß sie ihren Fürsten abholen könnten. Der

General aber sagte: „Ihr seid alle meine Kinder; wenn unsrer nur mehr sind, so soll es schon besser werden; laßt uns nur abwarten, wie die Courage dieses Jahr gerät.“ Aber die Soldaten waren so wild und tapfer, daß sie mannshoch in die Höh' sprangen, und einige stellten sich auf den Kopf und präsentierten mit den Füßen das Gewehr.

Als die Vornehmsten des Landes dieses sahen, beschlossen sie, die Soldaten einstweilen an Ketten zu legen, daß sie noch immer wütiger wurden, um sie dann zur rechten Zeit nach Mainz zu führen; dies ließen sie dem kleinen Prinz Mauseohr durch seinen Hofmeister sagen, und zugleich, daß er, wenn er sich gut aufführe, mitziehen sollte und hernach gar König werden.

Mauseohr schwieg still dazu und dachte sein Teil für sich. Er wartete, bis es Nacht war, und schnarchte von ganzem Herzen, daß der Hofmeister glaubte, er schlafe ganz fest, und auch einschlief. Da stand aber Mauseohr leise auf und nahm sich einige Stücke Brot und sein Abcbuch mit und schlich sich eilends der Stadt hinaus gegen Mainz zu.

Er lief die ganze Nacht durch einen dicken Wald, und da er gegen Morgen auf eine Wiese kam, wodurch ein Bach floß, legte er sich ins hohe Gras, ein wenig zu schlafen. Kaum aber hatte er ein wenig geschlafen, als er durch ein großes Geschnatter erweckt wurde; er guckte sich um und sah einen Storch mit großen, langen Beinen auf der Wiese anmarschiert kommen, und hinter ihm drein liefen viele, viele Kinder, die sich um den Storch herum stellten und ihre Lektion hersagten.

Der Storch schrie: „A—B: ab, B—A: ba — Abba“, und sofort schrien es ihm die Kinder immer nach, und wenn eines nicht ordentlich antwortete, schlug er tüchtig mit seinem Schnabel drauflos, daß sie gewaltig schrien. Dem Mauseohr machte dies viel Vergnügen, und fing er auf einmal an laut zu lachen, worauf die Kinder auch lachten, so daß der Storch ganz bös ward und tüchtig auf sie schlug; da fingen die Kinder alle an zu schreien: „Dort sitzt einer, der macht uns lachen.“

Da lief der Storch so schnell gegen den Prinz Mauseohr, daß er über ihn stolperte und hinfiel, worüber die Kinder wie-

der sehr lachten; darüber ward der Storch nun dermaßen unwillig, daß er gewaltig zu klappern anfing und eben dem Prinzen Mauseohr einen rechten Schlag mit dem Schnabel geben wollte. Dieser hielt ihm aber sein Abcbuch vor, worauf ein großer Storch abgebildet war, und da der Meister Langbein dies sah, geriet er in die größte Verwunderung und machte die lustigsten Sprünge um den Prinzen Mauseohr.

„Herr Storch", sagte nun Mauseohr, „sind Sie nicht böse auf mich, daß ich gelacht habe, aber es hat mich ein Gräschen in der Nase gekitzelt, und ich will Ihnen auch mein Abcbuch schenken, auf welchem Sie so schön abgebildet sind." Der Storch war hierüber sehr vergnügt und gab den Kindern Spieltag, die das kaum gehört hatten, als sie schnell und lustig in den Wald fortliefen.

Nun unterredete sich der Storch recht artig mit Mauseohr; dieser fragte ihn, wer ihn dann zum Schulmeister gemacht habe, und der Storch erzählte ihm, sein Vater sei hier im Lande auch Schulmeister gewesen, und sein Groß- und Urgroßvater auch; denn da er den Leuten die Kinder bringe, so müsse er sie ihnen auch unterrichten; denn die Bauern hierherum seien nie zu Haus und immer in der Fremde, Korn zu schneiden; so hüte er einstweilen das Dorf, das hinter dem Wald liege, und führe die Wirtschaft, Sonntags predige er auch. Dann ließ er sich von Mauseohr das Abcbuch explizieren und hatte eine große Freude daran.

Nun fragte Mauseohr ihn noch: „Bester Herr Schulmeister, wie machen Sie es dann, daß die Kinder Ihnen gehorchen?" — „Ei", sagte der Storch, „dahinten am Bache, da stehet ein Rohrgarten, welcher mir gehört, den hat mein Urgroßvater noch gepflanzet, und wenn ich mir von dem Rohr eine Pfeife schneide und drauf pfeife, müssen mir alle Kinder nachlaufen, wohin ich will." — „Könnten Sie mir für mein Abcbuch wohl eine Pfeife schenken?" sagte Mauseohr. — „Mit Vergnügen", sagte der Storch und lief fort und brachte ihm bald eine sehr schöne Pfeife, worauf Mauseohr sich ihm empfahl und ihm versprach, wenn er glücklich von seiner Reise zurückkehre und sehe, daß er die Kinder aus dem Abcbuch gut unterrichtet habe,

wolle er ihm einen warmen Weck mitbringen; worüber der Storch vor Freuden wieder hoch in die Höhe hüpfte und ihn mit großem Geklapper verließ.

Mauseohr steckte seine Pfeife sehr vergnügt in seine Mütze — denn er trug eine hohe Mütze von weißen Mausepelzen — und ging munter auf Mainz los.

Unterwegs wünschte er seine Pfeife zu probieren, als er auf eine Wiese kam, wo ein Gänsejunge und ein Gänsemädchen Hirsenbrei miteinander aßen. Er tat aus der Ferne nur einen Pfiff auf seiner Pfeife, als sie ihren Brei verließen und auf ihn zu rannten. „Nun", dachte er, „will ich die bösen Mainzer Kinder, die meinen Vater und meine Mutter ausgepfiffen haben, so auspfeifen, daß sie mir nimmermehr hineinkommen sollen", und indem er so dachte, setzte er ein Bein so schnell vor das andre, daß er die Türme der Stadt bald vor Augen sah. Nun konnte er sich vor Unwill auch gar nicht mehr halten und marschierte munter in die Stadt hinein.

Wie wunderte er sich aber, daß er keinen Menschen auf der Straße fand! Alles war wie ausgestorben. Da kam er an eine Kirche und hörte gewaltig drin singen und Orgel spielen; er horchte am Schlüsselloch und sah alle Weiber drin und hörte sie singen:

„Dank und Preis,
Fort sind die Mäus'!"

Da schob er ganz leise den Riegel vor die Kirchentüre und ging — an eine andre Kirchentüre und horchte wieder, da sangen alle Männer drin:

„Dank und Preis,
Fort sind die Mäus'!
Der Müller hat im Turm gesessen,
Da haben ihn die Mäus' gefressen."

Da schob Mauseohr wieder den Riegel vor die Türe und kam endlich an eine noch weit schönere Kirche, da klangen Pauken und Trompeten drin, und als er durchs Schlüsselloch sah, erblickte er den König und alle Hofherrn darin, und es war da ein gewaltiges Spektakel mit Singen und Klingen, und er hörte die Worte singen:

„Dank und Preis,
Fort sind die Mäus'!
Der Müller hat im Turm gesessen,
Da haben ihn die Mäus' gefressen!
Der Rattenkahl
Nebst Frau Mama,
Juheisasa,
Die hängen an dem Galgenpfahl!
Ein sauber Paar!
Der Herr bewahr'
Uns vor solchen Bräutigamen!
Amen! Amen!"

Als Mauseohr nun dieses vernommen, war sein Zorn und Unwill aus der Maßen groß, aber er machte doch keinen Lärm und schob den Riegel, wie überall, auch hier vor die Kirchentüre, schrieb aber noch mit einem Stückchen Kohle an die Mauer:

„Wer vor dem Wirt
Die Rechnung macht,
Der hat geirrt,
Wird ausgelacht.
Singt nur im Chor!
Den Riegel vor
Das Kirchentor
Schiebt Mauseohr."

Nun ging er nach dem Schloßplatz hin, und je näher er kam, je stärker hörte er ein Geschrei und Gepfeife.

Nun trat er um die Ecke herum; da sah er den ganzen Platz voll Kinder mit Pfeifen und Schreien den hohen Galgen umgeben, an dem, wie er glaubte, seine Mutter und sein Bruder hingen, und da fing er heftig an zu weinen.

Als er mit seiner hohen Husarenmütze unter die Kinder trat, welche auch allerlei bunte Sonntagsmützen, aber doch keine solche aufhatten, versammelten sich viele um ihn und fragten ihn, wo er herkäme, und wer sein Vater sei, und wo er die schöne Mütze herhabe, und warum er weine. Da nahm sich Mauseohr zusammen und sprach: „Kennt ihr dann nicht die Petersau?" — „O ja!" schrien alle Kinder, „die liegt gleich da unten im Rhein." — „Nun, da bin ich her; ich bin des Peters von der Petersau sein

Sohn und heiße Peterchen, und mein Vater ist König von der Petersau; er macht dieselben Petermännchen, um die man sich Äpfel, Nüsse und Birnen kaufen kann."

„Ach", sagten die Kinder, „da möchten wir auch sein und uns die Taschen mit Petermännchen füllen; aber wo hast du denn die schöne hohe Pelzmütze her, macht die dein Vater auch?" — „Jawohl!" sagte Mauseohr, „da ist kein Kind bei uns, das nicht eine solche Mütze hat und auch viel schönere, mit goldnen Quasten und einem Federbusch drauf; dies ist nur meine ordinäre Reisemütze." — „Ei, da bist du ja sehr glücklich!" sagten die Kinder, „warum hast du denn geweint?" — „Geweint", sagte Mauseohr, „hab' ich vor Zorn über die Leute, die da an Galgen hängen, die euch so vielen Schaden getan; ei potztausend, die haben schöne Mäusepelze an, da könnte euch mein Vater allen Mützen von machen, wenn er sie auf der Petersau hätte."

„Hört einmal, ihr Knaben", sagte da ein Schornsteinfegerjunge, „wenn uns nur die Mädchen nicht verraten, die Kerls mit den Pelzen wollte ich bald herunterhaben, und dann nimmt sie Peterchen mit zu seinem Vater und läßt uns Mützen draus machen." — „Ei, ihr wollt uns immer als Verräter ausschreien", sagte da ein Schulmeisterstöchterchen, „und ihr seid es doch, die ihr uns neulich verraten habt, da wir dem Küster die Birnen von den Bäumen geworfen haben; wir tragen auch gerne Pelzmützen, und wenn ihr uns auch welche machen lassen wollt, so soll keine Seele was davon wissen. „Ja, ja, gewiß nicht!" schrien alle die andern Mädchen. „Was sollen wir aber sagen", versetzte der Schornsteinfegerjunge, „wenn uns die Eltern fragen, woher die Mützen, wohin da die Pelznickel gekommen sind?" — „Ei", sagte das schlaue Mägdlein, „wir sagen, die Pelznickel seien fortgeflogen, und die Mützen wären vom Himmel herabgeregnet; wissen die Eltern doch auch nicht, wo die Mäuse hergekommen." — „Ja, ja!" schrien da alle, „so geht es an; herunter, herunter mit den Pelznickeln!" und mit einem Sprung kletterte der Schornsteinfegerjunge den Galgen hinan und wollte sie schon abschneiden und herunterplumpen lassen, aber Mauseohr schrie ihm zu: „Lieber, laß sie nicht so hart fallen, daß der Pelz

nicht zerreißt; habt ihr keinen Wagen, auf dem wir sie nach dem Rhein fahren können, wo ein Kahn steht?" — „Da neben unterm Schloßtor steht dem König sein kleiner goldner Gartenwagen, auf dem er sich täglich von zwei großen Hunden im Garten herumfahren läßt", schrie das Söhnlein des Leibkutschers, „den wollen wir holen, er ist sehr leicht", und somit liefen gleich einige nach dem Wagen.

In wenigen Augenblicken stand er unter dem Galgen, der Schornsteinfegerjunge schnitt zu, und alle beide Figuren fielen so schön grade hinein, daß sie wie lebendige Menschen zu sitzen kamen; sooft aber eine herunterfiel, schrien alle Kinder „Viktoria!" und Mauseohr drückte die Augen zu; denn er glaubte noch immer, es sei seine Mutter und sein Bruder, und das Fallen könne ihnen weh tun. „Nun fort an den Rhein!" schrie Mauseohr; die Knaben zogen, die Mägdlein drückten, Mauseohr ging voran.

Als sie ans Wasser kamen, stand hinter einem Busch der hochzeitliche Kahn mit schwarzen Wimpeln; er ließ die Strohmänner drauf legen, spannte die Segel auf; die Kinder standen in einem langen Kreis am Wasser hin. Da alles zur Abfahrt fertig war, ergriff Mauseohr mit einer Hand das Steuer, mit der andern nahm er seine Pfeife aus der Mütze und sagte: „Nun, ihr Mainzer Knaben und ihr Mainzer Mägdlein, weil ihr dann diesen Ehrenleuten, die hier im Kahne ruhen, so manch Liedchen gepfiffen, will ich euch wieder eins pfeifen; kommt mit, kommt mit, damit mein Vater euch das Maß zu den Pelzmützen nehmen kann!" und somit begann er ein Liedchen auf seiner Pfeife, indem er vom Land abfuhr, zu blasen, so wunderbar lustig und traurig, daß die Kinder erst alle an zu lachen und zu weinen und endlich zu tanzen begannen und sich immer mehr und mehr an das Wasser drängten und endlich gar hineinsprangen und drin herumwalzten; und immer ferner fuhr Mauseohr mit dem Kahn, und die Kinder sprangen immer lustiger ins Wasser. Anfangs hielten sie noch die Kleiderchen in die Höhe, um sie nicht naß zu machen, bald stand ihnen das Wasser bis an den Hals, und dabei sangen sie beständig mit dem beweglichsten Ton:

„Ach Gott und Herr im Himmelreich,
Ach liebster Vater und Mutter mein,
Wir armen Kinder allzugleich,
Wir müssen sterben in dem Rhein!
Ach Hülfe! Hülfe! Hülfe! 5

„Ach Peterchen, Herrn Peters Sohn,
Des Königs von der Petersau,
Du nimmst gar teuren Mützenlohn,
Du nimmst das Maß gar zu genau!
Ach Peter! Peter! Peter! 10

„Ach hätten nun und nimmermehr
Die Mütze wir gesehen an!
Du rächest dich auch gar zu schwer,
Du falscher, böser Petermann!
Ach Mütze! Mütze! Mütze! 15

„Die Pfeife bläst du gar zu mild,
Die Pfeife bläst du gar zu wild;
Die Erde weicht, das Wasser schwillt
Und uns mit Nacht die Augen füllt!
Ach Pfeife! Pfeife! Pfeife!" 20

Mauseohr blies aber immer heftiger zu, und schon sah man von den meisten Kindern nichts mehr als ihre Hüte und Hauben, und der Gesang ward stets schwächer, denn es ertranken immer mehrere.

Das große Geschrei lockte die schöne Ameley herbei, welche 25 sich krank gestellt hatte, um, während der König und alle andern Leute in der Kirche waren, am Ufer spazierenzugehn und, indem sie den Rhein hinunter sah, ihren traurigen Gedanken an den geliebten Müller Radlof nachzuhängen. O, wie erschrak sie da, als sie die vielen Kinder sah, die wie unsinnig in den Rhein 30 hinuntertanzten, und alle waren schon drin, außer ein kleines, hübsches Mägdlein, Ameleychen genannt, das sie aus der Taufe gehoben hatte; dies hüpfte noch allein am Ufer herum und schürzte schon sein Röckchen und streckte sein Füßchen gegen das Wasser, um hineinzupatschen. Da wollte die Prinzessin es noch 35 geschwind an dem Röckchen ziehen, aber in demselben Augenblick stimmte Mauseohr ein neues Lied auf der Pfeife an, das so

durchdringend lautete, daß auch die schöne Ameley zu tanzen anfing und mitsamt dem kleinen Mägdlein in dem Rheine versank.

Lebt wohl, ihr armen Kinder! Gott erbarme sich eurer! Ihr habt schwer für die Treulosigkeit des bösen Königs und euren Mutwill gebüßt.

Mauseohr steckte nun seine Pfeife wieder in seine Mütze und ließ seinen Kahn ruhig den Rhein hinabtreiben; rings um ihn her war der Fluß mit allerlei bunten Hüten und Mützen bedeckt, und mitten drunter schwamm die Haube der schönen Ameley, die man wohl an dem goldnen Krönchen und dem Perlstrauß, der drauf war, erkennen konnte. Da aber Mauseohrs Schiff durch die Segel schneller getrieben wurde, verlor er bald die Stadt und die langsamer schwimmenden Hüte und Hauben aus den Augen.

Als Mauseohr sich nun auf seinem Kahne, wie er glaubte, mit seiner Mutter und seinem Bruder Rattenkahl allein sah, vergaß er alle andre Gedanken und nahte sich den geliebten Leibern seiner Anverwandten, um sie einmal wieder recht herzlich anzusehen.

Er trat zu seiner Mutter hin und sprach: „Ach, liebste Frau Mutter, wie ist Euer schönes Angesicht so weiß wie Papier geworden, und Ihr habt ja einen Schnurrbart von Kienruß!" Nun nahm er eine Hand voll Wasser, um ihr die Augen zu waschen; aber wie erschrak er nicht, als ihr von dem Waschen die Augen ganz ausgingen, und als er endlich entdeckte, daß die beiden Figuren gar keine Menschen, sondern nur Strohpuppen waren, die man mit papiernen Gesichtern in die Pelzkittel eingesteckt hatte. „Ach, so bin ich doch betrogen", schrie Mauseohr, „und ist all meine Mühe und Arbeit umsonst gewesen!" und so kam er unter mancherlei Klagen an jene Insel bei dem Binger Loch, wo seine rechten Eltern, ohne daß er es wußte, begraben waren.

Da er nun lange nichts gegessen und getrunken hatte, wollte er sich bei den vielen Brombeeren, Himbeeren und Haselnüssen erquicken, die da in großer Menge auf der kleinen Insel wuchsen. Kaum aber hatte er ein paar Schritte durch das Gebüsch getan, als er ein wunderliches Klappern hörte, und zugleich sah er einen hohlen Kürbis wie eine Glocke an einem Haselnußstrauch

hin und her schwanken. Da er nun niedersah, erblickte er zu seiner großen Verwunderung den alten Rattenkönig, der das Glöckchen mit den Vorderpfoten gar emsig zog.

Sie sahen sich beide zugleich, und mit einem Sprunge schwang sich der Rattenkönig voller Freude an dem geliebten Prinzen Mauseohr hinauf, den er seit seiner Geburtsstunden gar genau kannte, und der ihn immer zu Trier, als er noch bei der verstorbenen Königin als Staatstier lebte, mit Zuckerbrot gefüttert hatte. „Ei, wie kömmst du hieher?" fragten sie sich beinah beide zugleich.

Unter vielen verwirrten Freudensbezeugungen erzählte Mauseohr, wie er, um Mutter und Bruder zu rächen, alle Mainzer Kinder ins Wasser gepfiffen hätte, und wie er jetzt sich doch mit den Strohpuppen betrogen sähe. „Mein teurer Prinz", sagte der Rattenkönig, „sieh, ich bin hier ein Eremit geworden, dort neben steht meine kleine Einsiedelei, von Baumrinde gemacht, und eben, da du kamst, läutete ich ein paar Mäusen und Ratzen, die ich von meinem Volke errettet habe, zusammen; wir wollten eben am Grabe deiner Mutter und deines Bruders singen, da kömmst du recht zu gelegener Zeit", und somit führte er den verwunderten Mauseohr an den Ort, wo Radlof jene beiden begraben hatte.

Unter bittern Tränen hob Mauseohr den Stein in die Höh' und sah seine Mutter und seinen Bruder fein ordentlich mit ihren Kronen daliegen; er pries den frommen Müller tausendmal selig, daß er so ehrlich an seinen Verwandten gehandelt habe, und dann schimpfte er wieder auf den Mainzer König, der an all dem Elend schuld sei.

„Jawohl", sagte die Ratze, „ihm ist alles Böses zu gönnen, und wenn nur seine Tochter, die schöne Ameley, vor ihm gerettet wäre, wollte ich gar nicht mehr an ihn gedenken." — „Die schöne Ameley hat gute Ruhe", sagte Mauseohr, „die war schuld an allem, und sie liegt nun im Rhein mit all den übrigen Kindern, ich habe sie noch zuletzt hineingepfiffen." Da die Ratze dies hörte, geriet sie in große Traurigkeit und Wehklagen wegen dem frommen Müller Radlof und stellte dem Mauseohr die Sache so beweglich vor, daß er auch zu weinen begann; da

die Sache aber nicht mehr zu ändern stand, so beschlossen sie endlich, den Leichnam der Königin und Rattenkahls auf dem Schifflein nach Trier zu bringen, an ihrer Statt aber die Strohpuppen in die Grube zu legen und die Grabschrift zu verändern, damit der Müller, wenn er zurückkäme, wisse, was vorgefallen sei.

Nun brachte Mauseohr erst seine Mutter und dann seinen Bruder auf das Schiff; dann legten sie an ihrer Statt die Strohpuppen hinein, den Grabstein aber drehte er um und schrieb darauf:

Prinz Mauseohr von Trier
Fand Mutter und Bruder hier
Und fuhr sie auf dem Kahn
Den Rhein hinab, die Mosel an,
Nach Trier, wo sie jetzt ruhen.
Nun liegen in der Truhen
Zwei Strohpuppen in Mäusebalgen.
Er holte sie vom Mainzer Galgen
Und pfiff die Mainzer Kinderlein
Zur Strafe alle in den Rhein.
Beschlossen ward im Himmelsrat,
Was er aus Kindesliebe tat.
Ach, frommer Radlof, ihm verzeih,
Weiß Gott, die schöne Ameley
War auch dabei,
Der Gott genad'!
Kömmt Zeit, kömmt Rat!

Nachdem er diese Grabschrift verfaßt hatte, ging er, das Schifflein mit allerlei grünem Gesträuche zu schmücken; der Rattenkönig aber läutete nochmals mit seiner Kürbisglocke, und da ohngefähr ein Zwanzig Ratten und Mäuse zusammengekommen waren, teilte er das Säckchen Mehl, das ihm Radlof zurückgelassen hatte, redlich unter sie aus und rief die ältesten unter ihnen hervor; zu denen sagte er: „Ich übergebe euch nun auf längere Zeit die Regierung meines Reichs, da ich schon alt bin und nicht weiß, ob ich von meiner Reise wieder zurückkomme." Sodann rief er alle die Paare hervor, die miteinander haushalten wollten, legte ihnen ihre Pfötchen ineinander und sprach:

„Haltet fein haus zusammen, und alle eure Kinder haltet dazu an, die schreckliche Niederlage, die der König von Mainz unter eurem Geschlecht angerichtet hat, zu rächen; lebt wohl und haltet euch wie ehrliche Ratten und Mäuse!"

Nun begab sich der Rattenkönig mit Mauseohr auf den Kahn, und sie fuhren mit gutem Wind nach Trier.

Man war wegen der plötzlichen Flucht des kleinen Prinzen dort noch in der größten Bestürzung, als er plötzlich an der Stadt landete. Mit ungemeiner Freude und Trauer empfing man ihn und die Leichen der verstorbenen Herrschaften, denen man ein schönes Grab baute und obendrauf ein kleines goldenes Haus für den Rattenkönig, wo er immer von Mauseohr mit Zuckerbrot gefüttert wurde; denn er wollte sich gar nicht von der alten Königin trennen, so sehr liebte er sie.

Mauseohr ward nun, weil er so viel Klugheit und Tapferkeit gezeigt hatte, einstimmig zum König ausgerufen, und das erste, was er tat, war, daß er alle Zurüstungen zum Kriege machte, um den König von Mainz noch härter zu strafen.

---

**Wie in Mainz ein großes Leidwesen wegen den verlornen Kindern war, und von der frommen Fischerin Marzibille, von ihrem lieben Töchterlein Ameleychen und dem Goldfischchen und Weißmäuschen.**

Nun wollen wir aber einmal wieder nach Mainz sehen, was alle die Leute und der König und die Königin anfangen, die Mauseohr in die Kirchen eingeriegelt hatte. Als der Gottesdienst aus war, wollten die Leute nach Haus zum Mittagessen gehn, aber da war die Türe fest zu. Man pochte, man probierte alle Schlüssel, nichts half. Schon zankten die Leute auf die Kinder und nahmen sich vor, wenn sie erst heraus wären, die Kinder recht zu strafen, denn niemand anders konnte den Riegel vorgeschoben haben als die Kinder, weil alle übrigen Leute mit eingeschlossen waren.

Es war ein entsetzliches Lamentieren. Die Köchinnen schrien alle: „Ach Gott, der Braten wird uns verbrennen!" Die Mütter schrien: „Unsre Kinder werden verhungern!" Die Königin klagte: „Wer wird meine Katze füttern und meine Papa-

geien?" Der Prediger aber, der von der Kanzel grade durchs Fenster in seine Küche sehen konnte, und dessen Köchin Helene auch in der Kirche war, sah, daß der Entenbraten, der am Spieß steckte, schon vom Feuer ergriffen wurde, und schrie in voller Herzensangst: „Potz Element! Die Ent' brennt, Helen', wend' d'Ent' um!" Da meinten die Leute, er hätte Latein geredet, und sagten, er solle jetzt nur deutsch reden, wie sie hinauskommen könnten. „Ach ja", schrie die Köchin Helene, „Herr Pfarrer, wenn ich nicht hinauskomme, so kann ich die Ente nicht umwenden, und die Ente muß verbrennen."

Endlich hängte sich einer an das Glockenseil, kletterte bis ans Kirchenfenster hinauf, ließ sich mit dem Seil hinab und machte den Riegel drauß auf. Nun drängte sich alles aus der Kirche hinaus, und mit großer Verwunderung las man:

„Den Riegel vor
Das Kirchentor
Schiebt Mauseohr."

Nun wußte kein Mensch, wer Mauseohr sei. Die Leute aus den andern Kirchen kamen auch heraus, und wie verwunderten sich alle, als jeder dem andern erzählte: „Ei, wir waren auch eingesperrt, wir auch." Dann liefen die Leute nach ihren Kindern auf den Schloßplatz, aber der war leer, und die Puppen vom Galgen waren verschwunden. Der König suchte die Prinzessin, die war auch nicht da. Die Leute liefen nach Haus und suchten nach den Kindern, die waren nirgend zu finden, und immer und immer ward die Angst der Menschen größer, wo die Kinder möchten hingekommen sein.

Da fanden sie endlich die Pfeifen der Kinder in der Rheingasse alle an die Erde geworfen, und nun zogen sie dieser Spur mit der größten Furcht nach, und als sie an den Rhein kamen und des Königs Gartenwagen allein am Ufer fanden und die vielen Hüte und Hauben hin und wieder im Wasser herumschwammen und in dem Sande die Fußtapfen der Kinder ganz deutlich ins Wasser führten, da brach ein allgemeines Wehklagen und Jammern unter den Müttern und Vätern aus, und man hörte nichts anders als: „Ach, mein blondes Trautchen! Mein

süßes Annemariechen! Mein schwarzes Gretelchen! Mein braunes Stinchen! Ach, meine goldne Bärbel! Mein Zuckerpüppchen! Ach, sie ist ertrunken! Ach, mein fromm Charteschen! Meine schöne Vorgel! Ach, mein flinker Hannes! Mein runder Tonerl! Mein Goldfritzel! Mein kluger Franzel! Ach, mein lustiger Martin! Mein Severin! Ach, mein Maxfritzl! Mein weißer Wenzel! Mein gutes Karlemännchen! Mein dickes Dominikuschen! Meine Herzgundel! Meine Bettine! Mein Atschekinkel! Mein Madlenchen! Mein blauäugiges, blondes süßes Bandiekchen! Mein Kattel! Mein Melinenhühnchen! Ach ertrunken, ertrunken! Ach, das Kind war so fromm! Ja, ja, es konnte schon so schön beten und stricken! Ach, der Junge konnte schon buchstabieren! Er konnte schon Messe dienen!" Und so jammerten sie und rangen die Hände und weinten und fischten die herumschwimmenden Mützen ihrer Kinder zusammen und küßten sie und erzählten sich abwechselnd die Tugenden ihrer verlorenen Kinder.

Nachdem sie mehrere Stunden so am Ufer in unsäglichem Leide vergeblich ihre Schmerzen ausgesprochen hatten, kehrte sich ihr Unwill desto gewaltiger gegen den König, den sie durch seine Treulosigkeit an Radlof als den Urheber aller ihrer bisherigen Leiden ansahen, und die einbrechende Nacht konnte sie nicht bewegen, nach Hause zu gehen; denn die guten Leute glaubten, sie könnten nie wieder von der Stelle, wo ihre Kinder zugrunde gegangen waren.

Der König hatte indessen auch alle Winkel nach der schönen Ameley aussuchen lassen, und als er endlich durch seine Boten das Unglück der ganzen Stadt vernommen hatte, hielt er sich ganz still. Denn er fürchtete den Unwill der Bürger, und er hatte auch recht. Endlich schickte er einen alten Geistlichen, die Leute zu trösten, zu ermahnen, daß sie nach Hause gingen. Aber er wurde nicht sehr freundlich empfangen; denn alle schrien ihn an, wenn er nicht so lange gepredigt hätte, würden sie eher aus der Kirche gekommen sein und hätten ihre Kinder noch erretten können.

Endlich zwang der Hunger die armen Leute doch, nach Hause zu gehen; denn sie hatten den ganzen Tag noch nichts gegessen. Aber wie wurden sie von neuem betrübt, als sie nun in ihre

Häuser traten, wo ihnen sonsten die Kinder entgegengesprungen waren, als sie in die Stuben traten und die kleinen Stühle und Spielsachen einsam herumlagen, als sie endlich in die Kammer traten, um zu Bette zu gehen, und die lieben Kinder ihnen die Hände nicht boten, nicht ihr Abendgebet mitbeteten, als die kleinen Betten und Wiegen leer neben ihnen standen. Ach, da ward kein Bissen ohne Tränen von ihnen genossen, kein Schlaf kam über ihre Augen. Lange griffen zu allen Stunden der Nacht die armen Mütter in die leeren Wiegen, um sich von neuem von ihrem Verlust zu überzeugen, und als sie gegen Morgen ermüdet einschliefen, träumten sie von ihren Kindern, wie sie in den Wellen herumgeschleudert würden über Felsen und Steine hin und in die Mühlräder hinein; andere träumten, sie wären noch da, und wenn sie plötzlich erwachten, sahen sie, es war nur ein Traum, und erweckten die Nachbarn von neuem mit ihrem Jammergeschrei.

So begann ein neuer Unglückstag, und viele andere würden ebenso traurig gewesen sein, wenn nicht eine neue Qual die armen Mainzer überfallen hätte. Alle Donnerstag war gewöhnlich Kornmarkt in der Stadt, wo Bäcker und Hauswirte sich ihr Brotkorn kauften, das die Bauren aus der Gegend zu Markte brachten.

Der Tag war wieder herangekommen, und alle Bäcker und Bürger gingen mit ihren Säcken auf den Platz, um zu kaufen, aber da war kein einziger Bauer mit Korn gekommen. Sie wußten nicht, was das zu bedeuten habe, bis auf einmal eine Menge Bauren von allen Orten kamen, aber auch mit leeren Säcken, sie wollten auch Korn kaufen; „denn", sagten sie, „die Mäuse haben bei uns alle Felder verwüstet; wir haben keine Ernte gemacht, und wenn wir kein Korn kriegen, können wir nicht wieder säen." Da sie aber sahen, daß hier auch nichts zu kaufen war, ward die Sorge bald heftiger, und alles Volk schrie bald laut: „Hungersnot! Hungersnot! Zum König! Zum König! Der hat noch alle Speicher voll!" Und so zogen nun eine Menge Leute vors Schloß und riefen, der König solle heraus auf die Galerie kommen.

Als er nun nach langem Rufen herauskam, rief er ganz

unwillig herunter: „Was will das Gesindel? Kann ich niemals Ruhe haben? Ich glaubte, da ich nun meine unvernünftige Tochter verloren hatte, ich könnte endlich einmal ein Glas Wein in Frieden trinken, aber da macht die Bagage schon wieder Spektakel." Nun schrien ihm die Leute hinauf, sie wollten Korn haben; durch ihn seien die Mäuse in das Land gekommen, die auch kein Hälmchen auf dem Felde verschont hätten, und nun solle er ihnen auch Korn zur Aussaat und zum Brot geben. Der König antwortete: „Warum habt ihr nicht besser gewirtschaftet? Das Korn, das ich aufgespeichert habe, das ist für mich und meine Soldaten." Da schrien die Leute: „Deine Soldaten sind unsre Söhne, wegen ihnen werden doch nicht ihre Eltern verhungern sollen!" Da schrie der König wieder herab: „Wenn ihr den sechsfachen Preis bezahlen wollt, sollt ihr jeder einen Sack voll haben", und damit schlug er das Fenster zu. Die Leute aber wurden ganz wild und unsinnig und warfen ihm Steine ins Fenster und schrien: „Mache uns Brot draus!"

Da ließ der König ihnen sagen, sie sollten so viele Bürger in das leere Stadtkornhaus senden, als hineingingen, und allen denen wolle er Korn geben. Da drängten sich die Leute fast zu Tode in das Haus, und standen sie so dicht bei und über einander, daß kein Apfel drin auf den Boden fallen konnte. Als sie nun alle drin waren, ließ der König die Tore des Kornhauses schließen und die Brücken drum herum aufziehen; denn das Haus war gebaut wie ein festes Schloß und rings mit Wassergraben umgeben, um es gegen Feuersgefahr und Diebstahl zu sichern. Nun ließ er ringsherum noch Soldaten stellen, und die halbe Stadt hatte er so unbarmherzig zum Hungertode eingesperrt.

Tag und Nacht jammerten und wimmerten die armen Leute drin, daß es zum Erbarmen war, vor Hunger und Elend, und am zweiten Tag ließ ihnen der König einige Brode hineinwerfen, um die sie aus Hunger einander zu Tode schlagen. Und als die übrigen Leute vor dem Schlosse auf den Knien lagen und um Erbarmen für die armen Gefangenen baten, rief der König ihnen vom Fenster herab: „Hört ihr denn nicht, wie meine Kornmäuse im Kornhause pfeifen? Soll ich euch auch zu den

andern sperren, weil ihr mir die Ohren voll schreit?" Und so gingen die Leute voll Angst und Verzweiflung wieder nach Haus.

Unter den Armen war auch eine gute Frau, die Marzibille hieß; ihr Mann war ein armer Fischer, der auch mit im Kornhaus eingesperrt war, und hatte sie ein sehr schönes Töchterchen gehabt, das Ameleychen hieß und mit den andern Kindern ertrunken war, grade dasselbe Kind, welches Prinzeß Ameley ihr aus der Taufe gehoben hatte, und welches dieselbe am Rhein zurückhalten wollte, als sie versank.

Die arme Marzibille kam traurig nach Haus, steckte ihre Lampe an, kniete an ihren kleinen Hausaltar und flehte unter heftigen Tränen zu Gott um Barmherzigkeit für das Elend der ganzen Stadt und für das ihrige.

Als sie so eine Zeitlang geweint und gebetet hatte, hörte sie etwas neben sich pfeifen, und da sie sich umsah, saß ein klein, weißes Mäuschen neben ihr, das sie gar wohl kannte. Es war zahm, und ihr kleines Ameleychen, als es noch lebte, hatte immer mit ihm gespielt, seit dem Tod des Kindes aber hatte sie in ihrem Schmerz nicht mehr auf das Tierchen geachtet. — Kaum hatte sie das Mäuschen angesehen, als auch ein kleines Goldfischchen lebhaft in dem Wasserglase schnalzte, in welches Ameleychen es gesetzt hatte, dem es von selbst, als es einst am Rhein spielte, in den Schoß gesprungen war.

„Ach Gott, ach Gott", sagte Marzibille, „ihr lieben kleinen Spielkameraden meines armen Ameleychens, ihr habt wohl rechten Hunger! Ach, mein Kindchen ist nicht mehr da, das euch immer fütterte, mein Mann sitzt im Kornhause und ist vielleicht auch schon verhungert, und ich selbst habe nichts mehr als diese harte Brotrinde; denn das Fischen hilft nichts mehr, die Leute wollen keine Fische mehr essen, seit die Kinder alle ertrunken sind. Ich kann es ihnen auch nicht verdenken, denn ich könnte keinen Fisch mehr essen, wenn ich auch verhungern müßte, aus Angst, ich möchte ein Fingerchen in dem Fische finden, das er vielleicht meinem armen Kinde abgebissen hätte. Aber wartet, ich will meine Brotkruste mit euch teilen; solange ich nicht Hungers sterbe, sollt ihr es auch nicht, weil ihr so schön mit meinem seligen Ameleychen gespielt habt."

Da sie aber die harte Brotrinde eben zerbrechen wollte, richtete sich die kleine Maus in die Höhe und sagte: „Frau Marzibille, höre Sie mich an!“ Und das Fischlein steckte den Kopf aus dem Wasser und sagte auch: „Frau Marzibille, höre Sie mich an!“ Da war die gute Frau sehr erschrocken, erholte sich aber endlich und sprach: „Weißmäuschen, sprich du zuerst, weil du mich zuerst angepfiffen“, und das Weißmäuschen sagte:

„Gute Werke, guter Lohn.
Gott im hohen Himmelsthron,
Der den Menschen schuf aus Erden,
Ließ die kleine Maus auch werden.

„Wer in allgemeiner Not
Mit den Tieren teilt sein Brot,
Wer mitleidig und geduldig,
Dem sind Dank die Tiere schuldig.

„Suche nach in meinem Loch,
Vielen Weizen hab' ich noch,
Weil ich mir für harte Jahre
Immer reinlich etwas spare.

„Ameleychen gab mir Brot,
Ameleychen ist nun tot,
Und du teilst mit mir die Rinde,
Weinst mit mir ob deinem Kinde.

„Lasse, Mutter, nun mich frei,
Führ' ich Glück der Stadt herbei;
Gib mich frei, Frau Marzibille,
Dir zu lohnen ist mein Wille.“

Also sprach die kleine Maus recht schön deutlich und stammelte nicht einmal, und Frau Marzibille konnte sich der Tränen nicht enthalten, als das Mäuschen so artig von ihrem lieben ertrunkenen Töchterchen sprach. „Mein liebes Weißmäuschen“, sprach sie, „herzlichen Dank für deine Dankbarkeit! Ich will deinen Weizen annehmen und kleine Kuchen draus backen und, wo die Not am größten ist, auch andern davon geben. Deine Freiheit kannst du nehmen, wenn du willst; du bist bei mir ein liebwerter Gast gewesen, und wenn du mich wieder besuchen willst, und ich lebe noch, so will ich dir alles Liebes antun, was ich kann; aber

ich möchte dir noch etwas auf die Reise mitgeben, wenn ich nur was hätte!"

Da suchte die gute Marzibille überall herum, endlich fand sie an dem Weihnachtsbaum Ameleychens eine kleine Zuckerbrezel hängen, die gab sie dem weißen Mäuschen, und aus vier Haselnußschalen machte sie ihm vier kleine Schuhe unter seine Pfötchen, und so lief die Maus klipper klapper ab.

Nun wendete sich Frau Marzibille zu dem Goldfischchen in dem Glase und sprach: „Was hast du, kleines Fischchen, der armen Marzibille denn zu sagen? Ach, ich weiß es wohl, Ameleychen hat dich ganz besonders lieb gehabt, weil du ihm einstens am Rhein freiwillig in den Schoß gesprungen bist." Da sprach das Goldfischchen also:

„Ich bin aus dem Rhein gesprungen
Deinem Kinde in den Schoß;
Als es süß ein Lied gesungen,
Ward zu ihm mein Wunsch so groß,

„Daß ich aus den blauen Wellen
Zu dem blonden Engel sprang,
Und wir wurden Spielgesellen,
Zeit und Weil ward mir nicht lang.

„Aber jetzt die Stunden schleichen,
Und ich sehne mich zur Flut,
Wo dein liebes Ameleychen
Mit den andern Kindern ruht.

„Sieh, ihm fehlen dort Bekannte,
Und es wird gar blöde sein;
Aber ich hab' viel' Verwandte
In dem alten grünen Rhein.

„Ameleychen will ich lehren,
Wie es sich verhalten muß;
Lasse drum mich wiederkehren
Zu dem Kinde in dem Fluß!

„Wenn ich Ameleychen finde,
Und es ist gesund und rot,
Komme ich wieder her geschwinde,
Bringe Trost dir in der Not.

„Wenn ich es gestorben finde,
Leg' ich's in ein Marmorgrab,
Halt' von deinem blonden Kinde
Alle bösen Hechte ab.

„Sonntag früh komm du gegangen
Auf die Stelle an den Rhein,
Wo das Kind mich hat gefangen,
Rufe nur dem Goldfischlein!

„Und sogleich ich zu dir schwimme
Durch die grüne Flut geschwind,
Und dir saget meine Stimme
Von dem blonden lieben Kind."

„Ach Goldfischchen, Goldfischchen!" sagte Marzibille, „du bist doch gar zu treu und gut, gleich will ich dich in den Rhein tragen; ach, wenn es möglich wäre, daß Ameleychen noch lebte, daß ich es jemals wiedersähe — aber ich möchte ihm doch etwas mitschicken, ein weiß Hemdchen, Halstuch und Strümpfe und sein Sonntagsröckchen, kannst du ihm das wohl bringen?" — „O ja", sagte der Goldfisch,

„Leg' nur einen Stein hinein,
Wirf es nach mir in den Rhein."

Und nun packte die gute Marzibille ein schön Hemd und Strümpfe und das Sonntagsröckchen und ein Paar neue rote Schuhe zusammen und legte ein Zettelchen dazu, darauf stand:

„Lebst du noch,
So bete fromm;
Bist du tot,
In Himmel komm;
Bitte die lieben Engelein,
Daß auch ich bald komm' hinein;
Dieses ist der einzige Wille
Deiner treuen Marzibille."

Und nun trug sie schnell das Fischlein in dem Glas an den Rhein, warf es mit einem Lebwohl hinein, und dann das Bündelchen, und rief ihm noch tausend Grüße hintennach an das blonde Ameleychen und ging hoffnungsvoll nach Haus. —

Nun aber müssen wir uns auf den Weg machen und dem Weißmäuschen nachlaufen, damit wir erfahren, ob es Wort hält, und was vor Mittel es ergreift, die armen verhungernden Leute in der Stadt zu erretten. Zuerst lief es bis nach Bingen, wo die Insel im Rhein liegt, und ließ sich von einer Wasserratze über den Fluß nach der Insel bringen. Da war nun eine große Freude unter den vielen Freunden und Anverwandten, die es da hatte, und jeder wollte ihm eine Ehre antun; denn Weißmäuschen war von hohem Adel, wie die weißen Mäuse alle sind.

Da Weißmäuschen hörte, daß der Rattenkönig sich nicht mehr auf der Insel aufhalte, sondern in Trier sei, nahm es bald von seinen Freunden Abschied und begab sich schleunigst nach Trier, mit dem Rattenkönig zu sprechen.

Es war mitten in der Nacht, als es in dieser wundervollen alten Stadt ankam. Es hatte auf der Insel erfahren, daß die Königin in einem prächtigen Tempel begraben liege, der drei Kirchen übereinander enthielt, und in der untersten sei das Grab und darauf das Haus des Rattenkönigs. Es lief also so lange in der Stadt herum, bis es die hohe, schöne Kirche erblickte. Bald hatte es ein Loch gefunden, wodurch es in die Kirche konnte, und sogleich lief es die schönen marmornen Treppen hinab, die so weiß waren wie es selbst, und befand sich in einer schönen Kapelle, in deren Mitte das silberne Grabmal des Prinzen Rattenkahl und seiner Mutter bei dem Schein von vier großen alabasternen Lampen herrlich glänzte.

Als Weißmäuschen rings um das Grabmal herumlief, fand es eine silberne Wendeltreppe, durch welche es auf die Höhe des Grabmals kam; hier lag der Prinz Rattenkahl und seine Frau Mutter der Länge lang aus Gold gegossen, ganz natürlich, als wenn sie schliefen; über ihnen war eine silberne Laube mit goldnen Blättern, voller Blumen und Früchten von allerlei bunten Edelsteinen, daß es heller flimmerte als der volle Sternhimmel, und dieses war die Wohnung des Rattenkönigs, der auf einem schwarzen Samtkissen, das in dem Schoße der goldnen Königin lag, eben sanft schlummerte. Aus der einen Hand der Königin pflegte er zu fressen, und in ihrer andern Hand hatte sie einen Becher, aus dem er trank.

Als Weißmäuschen mitten in dieser Herrlichkeit stand, dergleichen es niemalen gesehen, ward es von dem Glanze ganz berauscht und wußte nicht, auf welche Art es den schlafenden Rattenkönig wecken sollte. Aber eine goldne Harfe lag zu Füßen der Königin, weil sie sehr dies Saitenspiel zu ihren Lebzeiten geliebt, und da Weißmäuschen diese Harfe näher besehen wollte und unbehutsam mit seinen Schuhen von Haselnußschalen über die Saiten lief, klimperte die Harfe. Sogleich entschloß es sich nun, ein hübsches Lied zu singen und die Harfe dazu spielen zu lassen, damit es den alten Rattenkönig auf eine bescheidene Weise erwecke. Es sang also, indem es hin und her tanzend die Saiten erklingen machte, wie folgt:

„Wach auf, wach auf, mein Herr und König,
Aus deinem Schlaf, aus deinem Traum!
Erheb dein Ehrenhaupt ein wenig
Und gebe meinen Bitten Raum!
Hörst du, wie die Saiten tönen
Durch der Laube goldnes Schimmern?
Also wimmern,
Also stöhnen
Viele Männer, viele Frauen,
Die zum Sternenhimmel schauen
Ohn' Vertrauen
Und auf deine Hülfe bauen."

Als Weißmäuschen dies gesungen hatte, erwachte der Rattenkönig ein bißchen und sagte halb im Traum: „Ei, Frau Königin, Ihre Majestät singen wie ein Violenengel; o, darf ich bitten, noch ein Stückchen!" Und somit drehte er sich auf die andre Seite und entschlief wieder fest. Da sang Weißmäuschen weiter:

„Du träumst von Ihro Majestäten,
Ich singe von der Hungersnot!
Erwache, sei recht schön gebeten,
Verschaff' den armen Leuten Brot!
Aus der Königin goldnen Händen
Ißt und trinkst du nach Verlangen;
Die Elenden,
Schwer gefangen,

Müssen all' vor Hunger sterben,
Hungernd müssen ihre Erben
Auch verderben,
Lasse Gnade sie erwerben!"

Hier erwachte der Rattenkönig wieder ein bißchen und sagte schlaftrunken: „Ich danke recht schön; ich nehm's für empfangen an; ich habe erst einige Zuckerbrezeln zu mir genommen, ich habe keinen Appetit mehr"; und drehte sich wieder herum und legte sich aufs Ohr und entschlief von neuem.

Weißmäuschen wollte schier verzweifeln, den verschlafenen Rattenkönig zu erwecken, als es plötzlich ein Geräusch in der Kirche hörte und Fackelschein aus der obern Kirche herunterfallen sah. Es irrte sich auch nicht und versteckte sich geschwinde hinter die Krone der Königin, als der junge König Mauseohr im Schlafrock von weißem Mausepelz die Treppe herabkam; er hatte eine Schlafmütze von grauem Mausepelz auf und die Krone oben drüber, was recht gut ging; denn sie war ihm bei seiner Jugend noch zu weit, und hing sie ihm sonst gewöhnlich um den Hals auf die Schultern. Den Szepter hatte er der Quer' im Maul; denn er hatte in der einen Hand die Fackel, in der andern die Kirchenschlüssel; und da er an das Grabmal kam, zupfte er den Rattenkönig am Schwanze, daß er erwachte und sich die Augen rieb.

„Mein liebster Freund!" sagte König Mauseohr, nachdem er den Szepter in den Gürtel gesteckt, „wer singt denn hier so beweglich und spielt die Harfe dazu? Mir hat es die Schildwache gemeldet, die oben vor der Kirche steht, und da ich geschwind herzugelaufen, habe ich auch noch ein Stückchen vom Liede gehört, das gar betrübt von lauter Hunger und Kummer lautete."

Nun machte der Rattenkönig, der sich endlich von seinem Schlafe erholt hatte, dem Mauseohr tausend Entschuldigungen, daß er ihn so im Bett fände, daß er ihn vor Schlaf nicht gleich erkannt, und sagte ihm hierauf, es sei ihm auch, als habe er im Schlafe singen und harfen gehört, er habe aber geträumt, die hochselige Königinmutter spiele ihm ein Lied zur Harfe und wolle ihn hierauf zum Essen nötigen, da er doch gar keinen Appetit habe; da aber die Schildwache und Mauseohr das

Singen auch gehört habe, müsse es wohl etwas anders als ein Traum sein, und könne er gar nicht begreifen, was es nur in aller Welt sein möge.

Mauseohr sagte hierauf laut, daß das Gewölbe widerschallte: „Wer du auch seist, der, mit seinem Gesang über das Elend unglücklicher Menschen klagend, die Ruhe der Toten nächtlich gefeiert, lasse den König Mauseohr von Trier deine Klagelieder von neuem hören oder zeige dich ihm, er wird dir helfen; denn er hat ein menschliches Herz, und hier bei der Ruhestätte seiner verehrten Mutter und seines geliebten Bruders kann er keinen Unglücklichen ungetröstet von sich lassen."

---

**Von der Gesandtschaft Weißmäuschens zum Rattenkönig und Prinz Mauseohr nach Trier und deren Kriegszug.**

Als Weißmäuschen hörte, daß Mauseohr so gnädig war, schlupfte es aus der Krone heraus und sang, indem es auf der Harfe herumtanzte, folgendermaßen:

„Schön Dank, schön Dank, Herr Mauseohr!
Weil Ihr also gnädig seid,
Komm' ich aus meinem Loch hervor
Und sing' zur Harfe auch mein Leid.
König Hatto legt die armen
Mainzer, wenn sie Brot verlangen,
Ohn' Erbarmen
Fest gefangen,
Spricht dann, wenn sie hungernd schreien:
‚Ei, wie mich die Mäuse freuen!'
Herr, ich fleh', woll' sie befreien,
Gott wird dir auch Trost verleihen!"

Als Mauseohr und der Rattenkönig sich erst genung über das kleine, artige Weißmäuschen verwundert hatten, ließen sie sich alles von ihm erzählen, und es ließ sich das nicht zweimal sagen und sagte ihnen, was es nur wußte von Ameleychen und der frommen Fischerin und von der Not der armen Mainzer; auch schenkte es dem Rattenkönig das Zuckerbrezelchen, das ihm die Fischerin mitgegeben; es hatte es zu diesem Zwecke aufgehoben.

Der Rattenkönig dankte ihm und hängte es zum ewigen Angedenken der guten Frau in die goldne Laube über dem Grabmal, mitten unter die schönsten Edelsteine, wo es noch bis auf den heutigen Tag zu sehen ist.

Nun überlegten Mauseohr und der Rattenkönig, wie den Mainzern am schnellsten zu helfen sei, und Mauseohr sprach: „Wenngleich die Mainzer geholfen haben, meine sel'ge Frau Mutter und meinen Bruder zu verspotten, so sind sie durch den Verlust ihrer Kinder, die ich im ersten Zorn in den Rhein gepfiffen habe, doch wohl schon zu hart bestraft; ich will mit meinen Soldaten hinmarschieren und den bösen König absetzen und die Gefangenen befreien." Hierauf sprach der Rattenkönig: „Ich will eine neue Armee von Ratten und Mäusen hinschicken, die sollen den König und die Königin allein anfallen. Die Pfeife hat er damals in den Rhein werfen lassen, und er soll sie deswegen diesmal nicht von sich vertreiben können. Nun mache dich sogleich auf und zeige den noch übrigen Mäusen und Ratten auf der Insel bei Bingen an, sie sollen morgen abend alle bei Rhense auf den Königstuhl sich versammlen, ich würde auch dort eintreffen. Wir wollen einen Kriegszug tun, der glücklicher ausfallen soll als unser letzter."

Nachdem das Weißmäuschen diesen Auftrag erhalten, küßte es dem Rattenkönig die Pfote und bat sich die Erlaubnis aus, auch dem König Mauseohr die Hand zu küssen. Dieser erlaubte es und schenkte ihm eine goldne Schnupftabaksdose mit seinem Porträt, mit Brillanten besetzt. „Ach", sagte Weißmäuschen, „sie ist ja gar zu groß; wenn ich einmal Hochzeit halte, will ich drin schlafen; hebt mir sie auf!" — „Nun, das will ich", sagte Prinz Mauseohr, „aber hier hast du was, das du gleich mitnehmen kannst", und nun nahm er einen brillantenen Hemdeknopf aus seinem Hemdeärmel und band ihn dem Weißmäuschen um den Hals, worüber es eine große Freude hatte und unter tausend Danksagungen, nachdem der Rattenkönig es aus den goldnen Händen der Königin hatte essen und trinken lassen, seinen Abschied nahm, um die Befehle auf die Insel bei Bingen zu bringen.

Der Rattenkönig begab sich gleich in die Stadt und pfiff alle Mäuse und Ratten zusammen und schickte welche aufs Land,

die auch pfeifen mußten, und mit Anbruch des Tags hatte er schon über eine halbe Million Mäuse beisammen. Damit sie nun, wo sie durchmarschierten, dem Lande nichts schaden sollten, wurden als Proviant eine ungeheure Menge von Kürbissen ausgehohlt und mit Weizen angefüllt, und vor jeden 12 Mäuse oder 4 Ratten gespannt. Und so ging der Kriegszug in schönster Ordnung fünfzig Mann hoch[1], immer 2500 in einem Regiment, mit einer Spitzmaus an der Spitze als General. Diesen Spitzmäusen war befohlen, dann und wann zu pfeifen, damit man sich in der Nacht nicht verirren möchte. Der Rattenkönig selbst ritt auf einem Iltis und hatte vier Irrwische vor sich hergehen, die ihm leuchteten.

So ging der Zug zum Königstuhl an den Rhein, wo die Versammlung sein sollte.

Dieser Königstuhl ist eine steinerne runde Galerie mit Bänken ringsherum, auf acht Säulen ruhend, wohinauf eine Treppe führt. Es kamen vor alten, guten Zeiten die Leute da zusammen, die gern einen König gehabt hätten, und zählten, wie die Kinder im Spiel, mit lustigen Reimen nach den Silben untereinander ab, wer König im Reich sein solle, und alles ging dabei unter offnem Himmel ganz deutsch weg. Nachher aber hat man dem Reich den Stuhl vor die Türe gesetzt und, da man den Wirt nicht zahlen können, ihm den Stuhl auf Abbruch in die Zeche gegeben; der hat ihn dann in sein Wirtsschild gemalt — grade wie die ehemals lebendigen Staatstiere später in die Wappen gemalt worden sind.

Um diesen Königstuhl nun versammelte sich das Kriegsheer des Rattenkönigs, und er ritt auf seinem Iltis mit den vier Irrwischen hinauf; er fand das Weißmäuschen und seine Leute von der Binger Insel schon oben auf der Bank herumsitzen, und nachdem sie sich bewillkommnet hatten, begannen sie zu beratschlagen, wie man dem König von Mainz am schnellsten beikommen könnte. Nach langem Hin- und Herüberlegen gab Weißmäuschen folgenden Rat, der auch einstimmig angenommen wurde. Es sprach also: „Soviel ich auf meiner Reise gehört habe, sollen

[1] In Karrees von je 50 Mann Breite und Tiefe.

morgen die Bauren um Mainz herum dem König 6 Dutzend Melonen für seinen Hofstaat und 24 Dutzend Kürbisse für seine Soldaten nach Mainz in sein Magazin liefern, und für jede Melone, für jeden Kürbis, der fehlt, hat er geschworen, einem Bauern den Kopf abschneiden zu lassen; denn die Hungersnot ist bereits so groß, daß er nichts mehr zu essen hat als Melonen und Kürbisse, welche hierherum häufig wachsen. Die Pferde, die Hunde und die Katzen, was sehr gut für uns ist, sind bereits alle gegessen, und der König ist uneinig mit der Königin, weil sie eher als die Staatskatze, die uns allein gefährlich ist, ein Stück von sich selbst zum Braten hergeben will. Diese Melonen und Kürbisse nun liegen hier in der Gegend aufgehäuft, und ich meine, es sollten sich, noch dieser Nacht, in jede Melone ein Dutzend Braver von unsern Leuten hineinbeißen und in jeden Kürbis drei oder vier Dutzend von unsern freiwilligen Tapfern, so würde dadurch morgen um zwölf Uhr schon eine große Armee von uns nach Mainz auf Wagen ankommen; denn diese Früchte werden mit Vorspann von Menschen, weil alle Pferde verzehrt sind, im Trab nach Mainz gefahren. Da der König aber niemand in sein Magazin läßt, aus Mißtrauen, es möchte ihm etwas gestohlen werden, so werden wir nach der Ablieferung ganz allein mit ihm sein und ihn anfallen können."

Dieser scharfsinnige Rat des Weißmäuschens wurde sogleich mit vielem Beifall angenommen, und man rief die Freiwilligen auf, hervorzutreten, die auch in solchem Überflusse hervortraten, daß man die Hälfte abweisen mußte; ja, die große Armee hatte nicht einen einzigen Feigen, der sich weigerte, für das Wohl der Menschheit in Melone, Kürbis oder Gurke zu kriechen.

Nachdem sich nun immer die besten Kameraden dutzendweis zusammengerottet hatten, wurden sie nach den rings gelegenen Dörfern kommandiert und beordert, sich vor Tage noch in die aufgehäuften Früchte einzubeißen, welches auch in der besten Ordnung geschah, so daß die Bauren sie vor Tage, ohne eine andre Verwunderung, als daß ihnen die Früchte etwas schwerer schienen als gewöhnlich, auf ihre Karren luden und gegen Mainz fuhren.

Weißmäuschen bat sich nun Urlaub vom Rattenkönig aus, nach Mainz zur frommen Fischerin zu laufen und durch sie die

armen Bürger unterrichten zu lassen, daß ihnen bald würde geholfen werden; der Rattenkönig entließ es mit tausend Segenswünschen und zog selbst mit seinem übrigen Heere ruhig gegen Mainz hin. Um den Jakobsberg zogen sie aber mit einem großen Umweg herum, weil es dort nicht sicher sein sollte, denn die Kundschafter hatten gemeldet, daß von jeher[1] ein Postillion dort ermordet worden sei.

Weißmäuschen nun lief so geschwind, daß es um 6 Uhr morgens schon wieder unter der leeren Wiege Ameleychens saß. Die Fischerin war eben aufgestanden und verrichtete unter Tränen und Seufzern ihr Morgengebet vor ihrem Betstuhl und sagte unter anderm: „Ach gütiger Himmel, nun ist Weißmäuschen schon vier Tage fort, ach Gott, erhalte es und bewahre es vor Unglück und sende es mir bald mit Trost und Hülfe zurück!" Als sie diese Worte ausgesprochen hatte, sah sie, daß sich die Wiege Ameleychens hin und her bewegte, und erschrak nicht wenig darüber; sie sprang hin und glaubte, ihr liebes Kind läge vielleicht wieder drin, aber die Wiege war noch leer wie zuvor, und sie sprach traurig zu der Wiege:

„Schaukle nicht, du leere Wiege,
Als ob schlummernd das geliebte
Ameleychen in dir liege,
Das mich niemal nicht betrübte,
Das ich niemals wieder kriege,
Das ich also zärtlich liebte,
Schaukle nicht, du leere Wiege!

„Wenn du schaukelst, leere Wiege,
Denk' ich, daß nun in dem Rheine
Ameleychen schaukelnd liege,
Daß die Flut an harte Steine
Ihm sein blondes Haupt anschlüge,
Und ich weine, weine, weine.
Schaukle nicht, du leere Wiege!"

Aber es war Weißmäuschen, das hatte an der Wiegenschnur gezupft, um die Fischerin aufmerksam zu machen, und es sprach zu der guten Frau:

[1] D. h. ehedem.

„Fischerin, Fischerin, ruhig nur,
Weine nicht, weine nicht, Hülfe naht,
Weißmäuschen zog an der Wiegenschnur,
Hülfe bringt es und Trost und Rat."

Nun hüpfte Weißmäuschen unter der Wiege hervor, der frommen Fischerin in den Schoß, die sich vor Freude gar nicht zu lassen wußte; und nachdem es der guten Frau tausend Fragen der Freude und des Wiedersehens beantwortet hatte, erzählte es ihr, daß heute einige tausend Mäuse gegen den bösen König in seinem eignen Magazin erscheinen würden, daß auch morgen früh gewiß der König Mauseohr von Trier mit seinem Freikorps in der Stadt sein würden, daß er Brot und Fleisch und Wein die Menge mitbringe. Es komme nun alles drauf an, daß man die ganze Stadt heimlich davon unterrichte, damit sie dem bösen König auf keine Weise Hülfe brächte; um zwölf Uhr würden die Bauren mit den Früchten dasein, und nach Tisch würde der Anfall auf den König losgehen. „Und nun", sprach es, „kömmt es auf dich an, als auf eine kluge, fromme Frau, diese Nachricht schnell und so zu verbreiten, daß sie hinreichend bekannt, und doch den Soldaten und dem König verborgen bleibt." — „Gleich will ich mich aufmachen", sprach die Fischerin, „und es in der Frühkirche den Leuten verkünden; es soll alles gut gehen; in einer halben Stunde bin ich wieder hier."

Die Fischerin ging nun nach der Kirche, da machte soeben ihr Nachbar, der Barbier, Meister Schräberling, seinen Laden auf und rief der guten Fischerin: „Einen guten Morgen, Frau Nachbarin, hat Sie wohl ein Stückchen Seife? Ich armer Mann habe gestern abend aus Hunger mein letztes Stückchen Seife gegessen, und nun kann ich heute niemand rasieren!" — „Ich will Euch etwas anvertrauen", sagte die Fischerin, „das wird den Leuten sanfter tun als Seife, und wenn Ihr es ihnen unter dem Rasieren erzählt, werden sie vor Freude lachen und weinen, wenn Ihr sie gleich mit stumpfen Messern trocken rasieret." Und nun erzählte sie dem Barbierer, was ihr Weißmäuschen befohlen, und der Barbierer hüpfte vor Freuden, sagte es allen seinen Gesellen und machte sich sogleich mit ihnen auf, es allen Leuten beim Rasieren zu erzählen.

Als nun die Fischerin ein paar Häuser weiter ging, machte grade der Perückenmacher, Meister Rupferling, seinen Laden auf und grüßte sie: „Guten Morgen, Frau Fischerin, ach, kann Sie mir nicht eine Handvoll Mehl und einen Löffel Butter schenken? Ich habe gestern abend aus Hunger all mein Puder und Pomade aufgegessen und weiß nicht, wie ich heute die Leute frisieren soll." Da sprach die Frau: „Meister Rupferling, ich will Euch was erzählen, das wird den Leuten kühler tun als Puder und Pomade, wenn Ihr es ihnen unter dem Frisieren wiedererzählt, und sie werden vor Freude lachen und weinen, wenn Ihr ihnen auch die Haare ausrauft und ihnen die Haarnadlen in das Fleisch stecht." Und nun erzählte sie dem Perückenmacher alles, was Weißmäuschen befohlen, und Meister Rupferling hüpfte vor Freude dem Laden heraus durchs Fenster und rief seinen Gesellen und sagte es ihnen wieder, und nun liefen sie mit ihren leeren Puderbeuteln, die Nachricht zu verbreiten.

Noch erzählte sie es dem Meister Kneterling, dem Bäcker, der eben kleine Brode, so groß wie Pfeffernüsse, aus Kleie gebacken, ans Fenster legte, und dann dem Meister Hackerling, dem Fleischer, welcher einige Würste heraushängte, die er aus alten ledernen Hosen und Schuhen zusammengehackt hatte; hierauf kam sie an den Laden des Schusters, Meister Kneiperling; er kaute an einem Stück Leder von einem alten Schmierstiefel, so hungrig war er; dann kam sie zu Meister Meckerling, dem Schneider, er hatte grade — das letzte Horn seines alten Ziegenbocks, den er aus Hunger bereits aufgegessen, mit Wasser zum Feuer gesetzt, um eine Fleischbrühe zu kochen, dem erzählte sie es auch, und so einem nach dem andern.

Da sie nun in die Kirche kam, worin es ganz dunkel war — denn das Öl in der Lampe und alle Wachslichter waren bereits aus Hunger von dem Pfarrer verzehrt —, erzählte sie es einer Frau neben ihr, und diese einer andern, und immer so fort, bis es die ganze Kirche wußte.

Als sie nun wieder nach Hause ging, war die Geschichte schon so in der Stadt verbreitet, daß man es ihr wieder an allen Ecken erzählte; doch tat alles sehr heimlich, und merkte man es nur

an den fröhlichen Gesichtern, mit denen sich die Leute grüßten, daß Gott den armen Leuten Hülfe bringe.

Endlich kam die Zeit, daß die Bauren mit den Früchten zum Schlosse einfuhren. Der König zankte und schimpfte, daß sie so spät gekommen; aber sie entschuldigten sich mit der Schwere ihrer Früchte. Der König freute sich darüber; denn er glaubte, sie seien schwer, weil sie besonders gut und reif wären. Ja, wohl waren sie reif und voll lebendiger Kerne! — Nachdem sie alle richtig abgezählt und in das Magazin aufgehäuft waren, zogen die Bauren wieder nach Haus, und der König verschloß sich allein in sein Magazin, um alles nachzuzählen. Da er aber eine Melone essen wollte, wunderte er sich über ihren seltsamen schwarzen Stiel; denn es hing hinten ein Mauseschwanz heraus. Er wollte ihn abreißen, aber sieh, da zog er die ganze Maus heraus, und die elf übrigen stürzten unter lautem Pfeifen nach. Als die andern dies Pfeifen hörten, stürzten sie haufenweis aus allen Melonen und Kürbissen, und es war recht entsetzlich, wie sie alle über den König herfielen und ihn zerbissen; zudem kugelten die bewegten Melonen und Kürbisse über ihn her, und er konnte sich gar nicht recht helfen; er schrie und schlug und rief Hülfe, aber es regte sich kein Mensch. Endlich konnte er die Türe erreichen, aber die Mäuse stürzten ihm alle nach, und als er durch den Schloßhof lief, wo sich die Bürger versammelt hatten, erschraken sie fast vor ihm, so schwarz war er mit Mäusen bedeckt; aber kein Mensch wollte ihm helfen.

Er eilte vor das Zimmer der Königin und schrie, sie sollte ihm um Gottes willen die Staatskatze ein wenig leihen; diese aber hatte sich eingeschlossen und rief zum Schlüsselloch heraus: „Nein, ich leihe dir sie nicht, du willst sie wie den Staatsvogel auffressen.“ Da kroch er aus Verzweiflung in einen großen, leeren Adlerkäficht.

Den Adler, welcher der Staatsvogel eines Landes gewesen, das er dem seinigen einverleibt hatte, und der hier das Gnadenbrot aß — denn hier hatte er einige Ruhe —, hatte er gestern bereits zum großen Unwillen der Königin aufgezehrt, welche mehr auf Herkommen hielt. Das Gitter war sehr eng, und mußten erst sich die kleinsten Mäuse aussuchen, welche durch die Öffnung

des Drahtes konnten. Da dieser Käficht an einem offnen Fenster des Schlosses stand, konnten ihn alle Leute sehen, aber sie lachten ihn aus und gönnten ihm die Strafe seiner Grausamkeit.

Er schrie laut nach seinen Soldaten, die um das Kornhaus herumstanden, wo die armen hungernden Bürger drin waren; sie kamen anmarschiert, aber hinterdrein kamen auch schon die Gefangenen, die aus dem Kornhause gebrochen waren, als es die Soldaten verließen. Die ganze Stadt war in Bewegung, ein Hagel von Steinen bedeckten die Soldaten von allen Seiten, und man ließ ihnen keinen andern Weg offen als in das Kornhaus zurück, wo sie nun anstatt der armen Leute eingesperrt wurden, die jetzt von den Ihrigen umarmt und mit den Lebensmitteln erquickt wurden, die man in Menge aus dem offnen Kornhaus holte.

Der König aber kam von neuem in Not; denn nun waren die kleinsten Mäuse zusammengetreten und drangen in den Käficht ein, und als er seine Untertanen um Hülfe anflehte, riefen sie ihm zu: „Gedenke, wenn wir hungernd im Kornhause wimmerten, da sagtest du: ‚Ei, wie meine Kornmäuse pfeifen!‘ Jetzt versuche auch, wie die hungrigen Kornmäuse beißen!“ Als aber der König so im Käficht sich gegen die kleinen Mäuse wehrte und um sich schlug, fiel der Käficht vom Fenster in die Stube zurück, und er fing an, sich in dem Käficht herumzurollen, wodurch er ziemlich frei von seinen Feinden wurde, weil sie Gefahr liefen, erdrückt zu werden; er rollte sich bis vor den Saal der Königin und flehte von neuem so wehmütig um die Staatskatze, daß sie sich endlich erbarmte und zur Türe heraustrat.

Als sie ihren Gemahl von Mäusen umringt in dem Käficht liegen sah, sprach sie: „Ihre Majestät haben sich dies Elend durch Dero Treulosigkeit, Geiz und Grausamkeit selbst zugezogen; ich kann Ihnen aber mit der Staatskatze nicht dienen. Es ist gegen alle Schicklichkeit, dieses Familientier nach seinem Naturstand zu gebrauchen.“ Der König bat sie um Gottes willen, ihre große Weisheit auf ein andermal zu sparen und ihm nur jetzt zu helfen; er begehrte von ihr, sie möchte ihn aufs Wasser bringen und mit ihm auf die Insel nach Bingen fahren, wo er, vom Rhein umgeben, gewiß von seinen Verfolgern frei sein würde. Sie rollte nun den Käficht in ihre Stube, in welche die Mäuse wegen

der Staatskatze sich nicht hineingetrauten, und fragte aus dem Fenster das Volk, ob sie ihr und ihrem Gemahl freien Abzug nach der Binger Insel gestatten wollten, so wollte er ihnen Freiheit und Ruhe und so viele Konstitutionen zugestehen, als sie Lust hätten zu verbrauchen. Aber es müßten einige Maurer mitfahren und ihm dort einen Turm bauen.

Das Volk, welches froh war, ihn loszuwerden, gestand ihm alles zu und ließ ihn hundert von den eingesperrten Freischützen als Maurer mitnehmen; und daraus sind die Freimaurer geworden.

Sie rüsteten sogleich ein Schiff aus, füllten es mit Lebensmitteln, und die Königin wälzte ihren Gemahl, während sie die Staatskatze trug, in dem Käficht die breiten steinernen Schloßtreppen herunter, daß der böse Schelm ach und weh schrie; und so wälzte sie ihn, mit dem Fuße stoßend, durch die ganze Stadt mitten durch das Volk, welches ihm zurief: „Diese Bewegung ist dir gut zur Verdauung; denn du hast alles selbst gegessen und uns hungern lassen.“ Endlich kollerte er auf dem Landungsbrette zum Schiffe hinauf und von da plumps! noch einen bösen Fall ins Schiff hinunter, welches unter den Verwünschungen der ganzen Stadt mit ihm und seinen Freimaurern den Rhein hinuntersegelte.

Nun verteilten die Mainzer die gefundenen Vorräte untereinander, und jedes führte seinen armen, gefangen gewesenen Gatten, Vater oder Bruder nach Haus, um ihn zu bewirten und zu pflegen; und da es Abend und dunkel wurde, zogen sich die Mäuse wieder zur Stadt hinaus, dem Rattenkönig entgegen, um ihm zu berichten, wie übel zugerichtet der böse König Hatto nach der Binger Rheininsel geschifft sei.

Der Rattenkönig erhob nun die Mäuse, die sich bei dieser Gelegenheit mit Ruhm bedeckt hatten, eine nach der andern in den Adelstand und gab der einen freie Erlaubnis, sich die Parmesanmaus zu nennen und künftig die Parmesankäse eines gewissen Krämers zu benagen; einer andern gab er den Namen Edamermaus, einer andern Limburger-, einer dritten Schweizermaus, Biskuitmaus, Marzipanmaus, und so weiter, jeder auch die Anweisung auf irgendeinen Ort, wo sie sich an den Speisen

ihres Namens satt fressen könnte; und nun entließ er sie für diesmal, weil sie ihren Teil getan hatten.

Mit der übrigen Armee zog er nach Bingen, auf den Rochusberg, um zu überlegen, wie man dem König auf der Insel beikommen sollte, weil man gegen die Staatskatze gewisse völker- und naturrechtliche Rücksichten zu beobachten hatte. Er sah die Freischützen des Königs die ganze Nacht schon beschäftigt, bei dem Schein der Fackeln Steine an dem Rüdesheimer Felsen zu brechen und zu sammeln, um den Turm für den König zu bauen, und dies ergrimmte ihn um so mehr, weil dort ehedem seine Wohnung gewesen; aber er wollte doch gegen der Staatskatze nicht die Schicklichkeit verletzen, damit sie allein den Vorwurf trage, einen falschen Schritt oder vielmehr Sprung in das Hochzeitsschiff gegen ihn getan zu haben, was gegen alle herkömmliche Unverletzbarkeit, und so sah er dann ruhig zu, wie man den Turm gründete und baute.

---

## Wie es dem Prinzen Mauseohr in dem Feldzug mit seinen tapfern Soldaten erging.

Als die Mainzer die erste Nacht geruht hatten, zogen sie den frühen Morgen dem Prinzen Mauseohr entgegen, und Weißmäuschen eilte ihnen voraus.

Der gute General, dem Prinz Mauseohr vor seiner ersten Reise nach Mainz einen Wink von Krieg fallen lassen, hatte diesen nicht hinter den Spiegel gesteckt, sondern diesen Wink vielmehr an die große Sturmglocke und an die Kriegsfahnen gehängt. „Rattenkahl und seine Mutter!“ war Parole und Zapfenstreich geworden. Da die Vaterlandsliebe damals in ihren besten Jahren war, ließ sich kein Landeskind, ohne am Heimweh zu sterben, gut außer Landes gebrauchen, und man hatte deswegen ein großes Freikorps von Überläufern angeworben, erstens, weil sie von selbst kamen, und zweitens, weil man durch ihr Überlaufen gewiß war, daß sie von der Stelle zu bringen seien. Diese Helden bestanden meistens aus Lalenbürgern und Schildaer Freiwilligen und einem Rest Kochemer Landsturm; auch aus Gaskonien waren viele Messerträger dabei, berühmt und gefähr-

lich wegen ihrem Aufschneiden. Man hatte diese alle in Ketten gelegt, um sie wilder zu machen. Wenn nun die wildesten aus den Ketten herausbrachen, legte man diese in stärkere Bande, und da brachen die stärksten wieder heraus, die man wieder anschmiedete, und die, welche dann zum drittenmal herausbrachen, das waren die rechten Leute und wurden mit Ehren überhäuft. So hatte man einen Extrakt des Heldenmuts in wenigen Leuten, und sie brauchten so keine breiten Wege und machten nicht so vielen Staub als die vielen Leute; es war dieses eine schöne Erfindung, ist aber, wie vieles Alte, wieder abgekommen.

Diese Kerntruppe wurde auch erstaunlich gelehrt; Tag und Nacht stand der Oberprofos, wovon nachher das Wort Professor gekommen, bei ihnen im Kerker, lehrte sie die verschiedenen Sprachen von Trier bis Mainz sprechen und die verschiedenen Weine durch Beschreibung, der Nüchternheit halben, kennen; der Tambourmajor lehrte sie heldenmäßige fürchterliche Stellungen, nach alten Heidenfiguren, die noch an allen Ecken standen; auch die Kunst, selbst im Schlaf mit gestreckten Beinen und martialischem Schnarchen einen gewaltigen Eindruck zu machen, erlernten sie, was gegen nächtliche Überfälle eine unfehlbare Waffe ist; dann lehrte sie, abwechselnd mit der Kunst, resolut zu sterben, der Feldprediger den Umgang mit Menschen und Vieh, und der Staatstrompeter gab Unterricht, sich mit Aufblasen ein Ansehen zu geben, in der Eile die schönsten Proklamationen selbst zu machen und in Chören abzusingen. Der General selbst gab Unterricht in der Weltgeschichte aus dem gehörnten Siegfried, der schönen Magelone, der Genoveva, den Haimonskindern usw. Und da sie nun ausmarschierten, las man ihnen auf dem Marsch die Schwabenstreiche, das Lalenbuch und die Schildbürger vor, und Komma und Punktum wurde mit Trommel und Pfeife dazwischen bemerkt.

In solcher tiefsinniger Gelehrsamkeit marschierten sie, einer hinter dem andern, um kein Aufsehen zu machen, auf den kleinen Fußpfaden, ohne weiteren Unfall, als daß der Trommelschläger einigemal semicolon statt duo puncta und einmal Fragezeichen statt Ausrufungszeichen trommelte, wodurch große Unordnung

in den Marsch kam, weil sie das linke Bein mit dem rechten verwechselten.

In einem solchen zerstreuten Augenblick kamen sie in die Gegend, wo eben der Storch Langebein seine Schuljungen zusammenklapperte; da glaubten sie, der Tambour schlage et cetera, was das Zeichen zum allgemeinen Davonlaufen war. Mit ungemeiner Genauigkeit wurde dieses Manöver ausgeführt. Meister Langebein mußte, um nicht über den Haufen gerannt zu werden, in die Lüfte fliegen, und da sie seinen roten Schnabel für einen feurigen Kriegskometen hielten, so liefen sie in forcierten Märschen. Nun schlug zwar der Prinz Mauseohr selbst Parenthesis und Claudatur, aber vergebens; er stand allein auf der Wiese, und Meister Langebein kam vor ihn niedergeflogen. Obschon nun der Storch Langebein sich aus den Lüften herabließ, so gab ihm doch Prinz Mauseohr an Herablassung nichts nach; denn er drückte ihn Allerhöchst zärtlich an sein Herz, wobei der Storch den Schnabel auf den Rücken legte und mit zugedrückten Augen einen respektvollsten Klapperlispel ergehen ließ. Es war dieses eine Gruppe von der größten Anmut und Wirkung und ist nachher von den Bildhauern, Tänzern, Kunstbäckern und Hundepantomimen oft mit Beifall wiederholt worden.

Langebein legte aber früh genug seinen Schnabel wieder in die erste Position, um nicht ein Opfer dieses schönen Augenblicks zu werden; denn Mauseohr drückte stark, und die vielen blanken Knöpfe, Schnallen und Zieraten auf seiner Brust machten einen etwas starken Eindruck auf Langebeins hagere Brust, so daß ihm das Übermaß seiner starken Empfindung nächst[1] gefährlich ward. Es wäre zwar ein beneidenswerter Tod gewesen, aber der Titel als Kommerzienrat war auch nicht zu verachten; denn diesen gab ihm Mauseohr sogleich, da er ihn aus seinen Armen entließ, jedoch unter der Bedingung, ihm wieder eine solche Versammlungspfeife wie das erstemal zu bringen. Der Herr Kommerzienrat war gleich auf den Beinen, und Mauseohr setzte sich an die Trommel, welche der Tambourmajor bei dem allgemeinen Fluchtmanöver weggeworfen hatte. Diese

[1] Beinahe.

Situation im Feldzug Mauseohrs beschreibt eine schöne Stelle in dem Heldenbuch mit folgenden Worten:

Der Held auf seiner Trommel sitzt
Im schicksalvollen Wiesengrund,
Die Mütze sinnt, das Knopfloch blitzt,
Zum Pfeifen spitzet sich der Mund.

Durch wenig Interpunktion,
Durch plötzliches Etcetera
Wurd' große Subordination,
Kam seinem Heer die Flucht zu nah.

„Kommerzienrat, Kommerzienrat,
Die Sammelpfeife bring' heran!
Nun zeige dich mit schneller Tat
Als Favorit und Untertan!"

Es spricht der Held, es läuft der Storch,
Die Pfeife lockt vom Heldenmund
So süß, so milden Klang, horch, horch,
Schicksalsvoller Wiesengrund.

Rings aus dem Moor, rings aus dem Sumpf
Zieht kühn heran die Heldenschar
Und stellet sich mit schwarzem Strumpf
Schön uniform von unten dar.

Die Pfeife lockt sie in den Bach,
Und gleich stehn alle unbewegt,
Weil schnell des Storches Trommelschlag
„Parenthesis Claudatur!" schlägt.

Dieses Lied sagt alles. Die Kriegskunst Mauseohrs übertraf sich selbst. Er pfiff einen Generalpardon und eine Proklamation und eine höchste Zufriedenheit in schöner Abwechslung durcheinander und schloß mit einem Triller von Gehaltzulage, als sie in dem Bache standen, mit allgemeinem Beifall. Dieses Finale war um so kühner, weil sogleich die ganze Heldenschar mit vorgehaltenen Mützen aus dem Bache heraus wollte, um die erhöhte Gage zu fassen.

Aber hier zeigte sich das Talent des Kommerzienrats Langebein, den Augenblick zu benutzen, im höchsten Glanz. Er hatte sich während dem Pfeifen Mauseohrs die Trommel auf den Rücken

gehängt, beugte seinen Schnabel darauf hin und trommelte mit solcher Kraft Parenthesis und Claudatur, daß das Heer, wie in Klammern festgebannt, im Bache stehen blieb; so machte er sein früheres unglückliches Etcetera wieder gut. — Mauseohr degradierte nun den Tambourmajor wegen falscher Interpunktion und stellte dem Korps den Kommerzienrat als Reichserztambour vor. Langebein hatte während dieser neuen Standeserhöhung so seine eignen Gedanken und Nahrungssorgen und schaute etwas links ins Gras, fuhr auch mit dem Schnabel nach einem kleinen Tierchen, das er in die Luft schleuderte, um es bequemer im Niederfallen aufzuschnappen; aber Mauseohr, für Mausestimmen ungemein reizbar, hörte früh genug den Schrei des Weißmäuschens: „Hilf! Hilf! Mauseohr!" Er warf zugleich seine Pelzmütze in die Luft, welche dem Meister Langebein, sich durch den Schnabel spießend, über den Kopf fiel und ihn ungefährlich machte.

Während nun Weißmäuschen, das zu den Füßen Mauseohrs in das Gras gefallen war, sich ein wenig von seinem Schrecken erholte und dann dem Prinzen auf die rührendste Weise für seine Rettung dankte, bemühte sich der Storch, die Pudelmütze vom Kopfe zu kriegen, denn der Schnabel war ihm durchgespießt, und konnte er weder klappern noch sehen und lief wie toll auf der Wiese herum und stolperte und schüttelte mit dem Kopf. Endlich kamen die Kinder und machten ihrem Herrn Schulmeister, nachdem sie sich lange über seine schöne Perücke erfreut hatten, die Pudelmütze wieder los.

Weißmäuschen erzählte dem Prinzen den ganzen Sieg der Mäuse in Mainz, und daß ihm nichts mehr zu tun übrig sei als in die Stadt zu ziehen, deren Bürger ihm schon mit den Schlüsseln entgegenkämen, und sie als König in Besitz zu nehmen. Auch sagte Weißmäuschen, er würde guttun, seine Soldaten hier im Lande zurückzulassen, da wenig zu essen in Mainz sei und an keinen Widerstand zu denken; doch möge er sogleich mit ihm gehen, denn die Mainzer Abgesandten seien kaum eine halbe Stunde weit mehr von hier, und sei zu fürchten, die Freude möge getrübt werden, wenn die armen Leute hier die Kinder sähen; denn da sie durch ihn ihre Kinder verloren, würde der Anblick dieser Kleinen eine traurige Erinnerung in ihnen erwecken.

Mauseohr wollte eben den Vorschlägen Weißmäuschens seinen Beifall geben, als der Salvo Titulo Storch, der eine Zeitlang verdrießlich im Hintergrund gestanden, vor ihn trat und bitter klagte, daß er durch den Wurf mit der königlichen Pelzkappe um alle Reputation und Respekt vor seiner Schuljugend gekommen. Mauseohr aber sagte:

„Rittertum gibt Königshand,
Königskappe gibt Verstand;
Setz' die Kappe auf das Ohr,
Kommandier' mein Heldenkorps!"

und setzte ihm die Mütze feierlich vor der Armee auf mit dem Befehl, in ihrer Position ruhig bis auf weitere Ordre zu verweilen und in stiller Haltung durch die darin befindlichen Blutigel ihr Blut für das Vaterland fließen zu lassen, was ihnen versprochen sei, zugleich aber dadurch ihren allzu großen Mut für den Frieden abzukühlen, um als brauchbare Staatsdiener zurückzukehren. Dem neuen Kommandant sollten als Proviant für den Mann täglich ein Frosch und eine Handvoll Brunnenkresse vergütet werden. Leider war später die falsche Beschuldigung im Umlauf, sie hätten über den andern Tag mit einer Heuschrecke vorliebnehmen müssen; aber der Herr Kommerzienrat fanden es unter ihrer Würde, auf solche niedrige Verleumdungen zu antworten. Als Studium ward der Festungsdienst in Wasserpositionen angeordnet und auch die Preisfrage aufgegeben mit einem halben Sold als Belohnung, den eigentlichen Ort auszumitteln, wo jeder Schwabenstreich zuerst geschehen ist. Als Mauseohrs Willen mit großem Beifall angehört worden, schlich er sich unter bitterlichen Abschiedsseufzern seiner Helden mit Weißmäuschen wie die Katze vom Taubenschlag davon, herzlich froh, seine tapferen Soldaten, die ihm auf dem kurzen Marsch so viele Arbeit gemacht, nicht nötig zu haben.

Die Wagen mit Lebensmitteln waren der Armee schon vorausgegangen, und er fand sie zwei Stunden vor Mainz, wo er grade noch Zeit hatte, sich auf einen Wagen voll Sauerkraut zu setzen, als schon die Mainzer Abgesandten ihm entgegenkamen. Um sich aber doch, da er so ganz allein und ohne Armee

kam, einiges Ansehn zu geben, ließ er den ganzen Zug der Viktualien sich folgendermaßen ordnen: Er selbst saß auf einem ungemein großen Schinken, der auf einem Wagen voll Sauerkraut lag, und dieser Wagen war mit Girlanden von allerlei Würsten und Schinken umgeben und von acht der schönsten Mastochsen gezogen. Auf beiden Seiten standen zwei Wagen voll Erbsenmus, und weiter zwanzig Karren voll Brot, und dann noch unzählig viele Kälber, Kühe, Schweine usw.

Dem angenehmen Geruch dieser Delikatessen zogen die armen, hungernden Abgesandten entgegen. Sie bestanden aber zuerst aus dem Fischer und seiner frommen Marzibille, aus dem Barbier Schräberling, dem Friseur Rupferling, dem Schuster Kneiperling, dem Fleischer Hackerling und dem Schneider Meckerling. Ach, welche Gefühle von Ehrfurcht und Liebe hatten sie bei dem Anblick des Sauerkrauts und der Würste und des Prinzen! Sie übergaben ihm die Schlüssel der Stadt, und nachdem sie sich etwas an seiner Pracht satt gegessen, folgten sie seinem Zug nach Mainz; dort spannten ihm die Einwohner sogleich die Ochsen aus, die sie schlachten ließen, und zogen ihn selbst in die Stadt.

Alle Lebensmittel wurden verteilt, die Soldaten auf ihr Ehrenwort aus dem Gefängnis entlassen und, da sie es selbst begehrten, alle, zu Nachtwächtern degradiert, zu Ruhe gesetzt, worauf allgemeines Schmausen und Gesundheittrinken begann. Nachdem diese Feierlichkeiten vorüber, machte Mauseohr den Bürgern bekannt: da all ihr Unglück aus der Treulosigkeit des Königs gegen seine nun entschlafenen Anverwandten und gegen den Müller Radlof herrühre, so wolle er damit anfangen, dieses gutzumachen. Er begehre also, daß vor dem Schloß, wo der Galgen gestanden, eine Pyramide aufgerichtet werde; auf der einen Seite sollte seiner Eltern, auf der andern des Müllers, auf der dritten der Ameley und der Kinder Untergang, auf der vierten der Errettung der Stadt durch die Mäuse gedacht werden. Er selbst nahm die Stadt nur in Besitz, bis der Müller Radlof, der verschwunden sei, wiedererscheine, der sollte sodann ihr König sein.

Die Bürger waren sehr erfreut darüber und schrien: „Vivat!"

Den folgenden Tag legte Mauseohr den Grundstein zur Pyramide, teilte den Bauren Saatkorn aus und zog sodann, von vielen Bürgern begleitet, zu dem Storch, zu seiner Armee, wo ihn die Bürger unter tausend Segenswünschen verließen.

Vierzehn Tage war er weggewesen, und wie war er von der Kriegszucht seiner Armee gerührt, da er sie alle miteinander noch auf derselben Stelle, im Fußbad begriffen, fand, wo er sie gelassen. Das Blutbad hatte ungemein gewürkt, und war ihre Tapferkeit so gemäßigt, daß sie ordentlich miteinander sprachen und gegeneinander über die schwere feuchte Position fluchten, daß es eine Art hatte. Der Prinz kommandierte sie nun selbst aus dem Wasser, aber sie antworteten ihm durch einen Trompeter, daß sie sich nicht eher ergeben würden, bis ihnen das Schnupftuch in der Tasche brennte, sie hätten während den vierzehn Tagen solche Fortschritte in der Subordination gemacht, daß diese Festung, die ganz unter Wasser sei, und wo ihre Füße bis an die Waden eingegraben seien, nicht eher übergeben werden könne, bis alle Laufgräben zum Laufen eröffnet und ein Loch geschossen sei, durch das man entwischen könne.

Der Prinz hatte nun nebst dem P. P. Storch von neuem seine Not; er konnte sie auf keine Art aus ihrer gebildeten[1] Festung herausbringen; endlich ließ der ehemalige Schulmeister durch die Kinder das Bächlein oben abdämmen, und sie standen bald im Trocknen. Dann ging der Prinz und steckte mit seiner Tabakspfeife einem nach dem andern das Schnupftuch in der Tasche an, und sodann zogen sie auf eine ehrenvolle Kapitulation hin, wo sie Lust hatten, um die aufgegebene Preisfrage ruhig auszuarbeiten. Der Prinz dankte Gott, daß er seine braven und großen Helden loswärd, und zog auch nach Trier zurück. Von diesen ausgezeichneten Helden sind nachher alle die vielen Burgen und Türme am Rhein und der Mosel gebaut worden, denn sie hatten Abscheu gegen das Wasser erhalten.

Nun wollen wir aber sehen, wie weit der König Hatto mit seinem Turme gekommen. Aber der ist bereits fertig und steht mitten auf der Insel; der König und die Königin sitzen in ihrer

[1] Soviel wie: eingebildeten.

Kammer und lachen den Rattenkönig aus, der sie auf dem Rochusberg ruhig beobachtet. Dann und wann zeigt die Königin dem Rattenkönig die Staatskatze zum Fenster hinaus und ladet ihn höhnisch zum Besuch. Aber der Rattenkönig rümpft die Nase und bleibt in seiner Haltung.

So stehen die Sachen, als Hatto sagt: „Nun muß unser Turm einen Namen haben; ich will, er soll Mausturm heißen, weil er mich von den Mäusen gerettet." — „Nein", sagte die Königin, „der Name würde der Staatskatze, welche die Mäuse haßt, verdrießlich sein; lasse das ‚s' weg und nenne ihn Mauturm, weil die Katze durch ihr Mauen die Mäuse abhält." Das wollte der König nicht, sie zankten sich, und als er sagte, die Katze wäre solcher Ehren gar nicht wert, seit sie durch ihren Sprung ins Hochzeitschiff ein großes Unglück veranlaßt habe, schwieg die Königin und begab sich, da es Nacht war, hinab, setzte sich auf das Schiff und fuhr den Rhein weiter hinab und baute sich ein Schloß bei St. Goar, das sie die Katze nannte, und worauf sie ruhig fortlebte.

Als der Rattenkönig durch seine Schildwachen erfuhr, daß die Königin mit der Staatskatze fort sei, ließ er sogleich seine ganze Armee in der Nacht von den Wasserratten nach der Insel übersetzen, und nun rächte er den Spott des König Hatto, der umsonst nach seiner Gemahlin und der Staatskatze schrie, bitter. Er stürmte von allen Seiten den Turm, und ehe es noch Abend geworden war, hatte er den König mitsamt allen seinen Leuten aufgefressen. Nun ließ er die Mäuse, die von der Insel waren, drauf zurück und begab sich mit den übrigen wieder nach Trier, wo er sie entließ und seine Wohnung auf dem Grab der alten Königin wieder einnahm. Um der Königin von Mainz aber auf ihrem Schlosse die Spitze zu bieten, ließ er auf der andern Seite, dem Schlosse Katz gegenüber, ein Schloß bauen, dem er den Namen Maus gab, und das er mit Mäusen und einigen von des Königs Mauseohr da herumschweifenden Kriegsstudenten besetzte. Beide Schlösser sind noch bis auf heutigen Tag zu sehen.

**Wie das Goldfischchen wiederkehrt und von dem blonden Ameleychen und den Kindern im Wasserschloß des alten Rheins erzählt.**

Als die Mainzer Bürger sich durch Essen und Trinken ein wenig herausgefüttert hatten und mit der Pyramide fertig waren, wurden sie durch die Inschrift derselben wieder gar sehr an den traurigen Verlust ihrer Kinder ermahnt und waren wieder gar sehr betrübt. In solchen traurigen Gedanken lagen auch an einem Sonntagmorgen Marzibille und der Fischer im Bett und sprachen von ihrem Ameleychen. „Ach", sagte der Fischer, „was die Sonne so schön über dem Rhein aufgeht! Gehen wir hinaus und rufen dem Goldfischchen; vielleicht bringt es heute Nachricht." Sogleich machten sich beide auf, füllten das Glas des Fischchens mit frischem Wasser und streuten Brodsamen hinein. Und nun gingen sie, da die ganze Stadt noch schlief, an den Fluß und setzten sich an die Stelle, wo das Fischchen vor einem Jahr dem Ameleychen in den Schoß gesprungen war, und nun rief Marzibille:

„Sonnenschein
Überm Rhein,
Goldfischlein
Im Wellenschein,
Sage geschwind,
Wie der Wind,
Ob mein Kind
Wolle oder Seide spinnt!"

Sieh, da machte das Wasser einige Ringe, und hopp! sprang das Goldfischlein der Fischerin in das Glas, das sie auf dem Schoß hatte, und sprach:

„Seide, Seide, Seide
Spinnt dein Kind voll Freude.
In dem Sonntagskleide
Sitzt es in dem Wasserschloß
In des alten Rheines Schoß,
Spielt ihm in dem grünen Bart
Mit den kleinen Händen zart.
All' die andern Kinder sitzen
Rings und tun die Ohren spitzen,

Weil der alte Wassermann
Märchen schön erzählen kann;
Und die fromme Prinzessin
Sitzt im Kreise mittendrin.
Ameleychen läßt euch grüßen
Recht von Kopf bis zu den Füßen,
Danket euch für Rock und Schuh',
Für das Hemdlein auch dazu!"

Als der Fischer und die Fischerin diese Worte des Goldfischchens gehört hatten, waren sie ganz außer sich vor Freude. Sie liefen geschwind mit dem Goldfischchen nach Haus, deckten ihr Tischchen mit einem weißen Tuch, stellten das Fischchen drauf und setzten sich beide dazu, und nun sprach Marzibille: „Erzähle, Fischchen, erzähle!" Aber da kam Weißmäuschen auch unter der Wiege hervor und sprang voller Freuden herum, daß das Goldfischchen wieder da war, und sie ließen das Weißmäuschen auf den Tisch springen, und da saß es ganz aufmerksam, und sie hörten alle drei zu, was das Goldfischchen erzählte:

„Als Ihr mich in den Rhein warft, Frau Marzibille, und das Bündelchen Kleider hinter mir drein, kamen gleich ein paar große Hechte herangeschwommen und glaubten, die roten Schuhe wären was zu fressen; ich steckte mich aber in den einen Schuh und hörte, wie sie sagten:

„‚Das ist wieder nur ein Klumpen
Bunter Lumpen,
Mag den Kindern wohl gehören,
Die wir täglich lachen hören,
Die wir gar zu gerne fräßen,
Wenn sie nicht im Schlosse säßen.'

„Und nun schwammen sie fort; ich war voller Freude, daß ich gehört hatte, die Kinder säßen in einem Schlosse und lachten, doch blieb ich in meinem Schuhe sitzen und lauerte weiter. Sieh, da kamen ein paar dicke Rheinkarpfen anspaziert, ein paar alte Leutchen; sie hatten graues Moos vor Alter auf dem Kopfe wachsen; da sagte die Karpfin zum Karpfen:

„‚Alterchen, das wär' so was,
Zieh das Jäckchen an zum Spaß,

Ich will in das Hemdchen schleichen,
Daß wir so den Menschen gleichen,
Und dann schwimmen wir ans Schloß,
Machen tolle Sprünge groß,
5 Und die Kinder werden meinen,
Daß wir seien, was wir scheinen:
Ich ein Mädchen, du ein Bübchen,
Und sie werden dann, mein Liebchen,
Zu uns vor die Türe kommen,
10 Daß wir werden aufgenommen;
Dann pass' auf, wie ich denn schnappe,
Einen Jungen mir ertappe,
Du ein Mägdlein magst erwischen,
Jeder soll sich eines fischen.'

15 „Der alte Karpfen war ganz bereit zu der Maskerade, die ihm sein närrisches Weib vorschlug; sie half ihm in das Jäckchen und schlüpfte selbst in das Hemd, und dann schwammen sie lachend, von vielen andern Fischen verfolgt, den Rhein hinunter. Nun wäre mir das eine schöne Gelegenheit gewesen, mit ihnen 20 nach dem Wasserschlosse zu kommen, aber ich wollte die schönen roten Schuhe nicht zurücklassen, und doch war es mir ängstlich, daß sie mit Ameleychens Kleidern auf und davon gingen. Als ich kaum einige Minuten nachgedacht hatte, was ich anfangen sollte, sieh, da ging der Mond auf und ergoß sein erquickendes 25 Licht von den Rebenhügeln hinab bis auf den Grund des Rheins, und die Flut schimmerte unter und ober mir wie ein fließender Schmaragd, meine goldnen Floßfedern schimmerten, und die roten Schuhe, in denen ich steckte, glänzten wie eine Koralle; es war mir durch und durch wohl und selig. Da rauschte etwas mit 30 den gelben Wellen des Mainstroms an mich her, und bald erkannte ich eine heitre Schar von Nymphen. Es zogen voraus zwei schöne mutige Jünglinge, der weiße Main und der rote Main, die kräftigen Söhne des Fichtelbergs; sie schwammen mit verschlungenen Armen und sangen ein Doppellied, um sie her 35 gaukelten viele schöne Nymphen, ihre Gespielinnen, Geliebten und Bräute. Die freudige Urdach, die freundliche Itsch, die lustige Baunach, Lautenbach und Ellern; dann die edle Nordgauerin, die Regnitz, mit ihren Gespielen, der kunstreichen Peg-

nitz, der Wiesent und Aisch; weiter die kluge Saale und die sinnreiche Sinna, dann die spielende Lohr und die berauschte Tauber, und zuletzt die liebliche Nidda: alle diese rauschten, mit Weinlaub, Früchten, bunten Wimpeln, Harfen und Hörnern geschmückt, um die beiden Jünglinge, singend und klingend, mit lautem Jubel in den mondglänzenden Rhein. Als sie über mir waren, sangen sie alle miteinander:

„Himmel oben, Himmel unten,
Stern und Mond in Wellen lacht,
Und in Traum und Lust gewunden
Spiegelt sich die fromme Nacht.

„Welch entzückend laues Wehen!
Blumenatem! Rebenduft!
Wie die Felsen ernsthaft sehen
In des Widerhalles Kluft!

„Rhein, du breites Hochzeitsbette,
Himmelhohes Lustgerüst,
Wo sich, spielend um die Wette,
Stern und Mond und Welle küßt!‘

„Und nun sangen die Brüder, der weiße und rote Main:

„Aus dem alten Fichtelberge
Rauscht zu dir das Brüderpaar,
Im Gestein die klugen Zwerge
Machten uns manch Märlein klar.

„Mit uns ziehen zu dir nieder
Viele Nymphen, schön und klug,
Und wir bringen alte Lieder,
Alte Märchen dir genug.

„Rhein, du hast uns eingeladen
In dein grünes Wasserschloß
Zwischen jauchzenden Gestaden,
In den kühlen Felsenschoß.

„Und wir wollen jenen Kindern,
Die du drin gefangen hast,
Märchen singend, bald vermindern
Ihres Heimwehs bittre Last.‘

„Und nun sangen die einzelne Nymphen, eine nach der andern:

„„Freundlich bin ich, Rodach heiß' ich,
Rote Röslein manchen Strauß
5 Von gebückten Büschen reiß' ich,
Teil' sie frommen Kindern aus.

„„Ich bin heimlich, heiße Itsche;
Wenn, wo Dorn und Schlehe blüht,
Still ich durch die Felsen witsche,
10 Lerne ich der Hirtin Lied.

„„Baunach, Lautenbach und Ellern
Sind wir, bringen Kiesel rund,
Die wir in den Felsenkellern
Ausgesucht, hübsch glatt und bunt.

15 „„Ich bin edel, heiße Regnitz,
Stamme aus dem Nordgau her,
Aisch und Wiesent und die Pegnitz
Tragen meine Gaben schwer.

„„Aisch bringt rote Pfaffenhütlein,
20 Wiesenblümlein Wiesent bringt,
Und manch Märlein und manch Liedlein
Wissen wir, das lieblich klingt.

„„Ich, die Pegnitz, sinnreich heiter,
Bring' den Kindern Spielerei,
25 Trommeln, Pfeifen, Puppen, Reiter
Führ' aus Nürnberg ich herbei.

„„Arche Noä, Gänsespiele.
Pfefferkuchen, buntes Wachs,
Bilderbücher, ei, wie viele!
30 Und manch Liedlein von Hans Sachs.

„„Ei, die Kindlein werden lachen
Über all den lieben Tand,
Breit' ich erst die schönen Sachen
Ihnen aus im klaren Sand.

35 „„Heisa, lustig, Rockenstube,
Jahrmarkt, Niklas, heil'ger Christ,
Freu' dich, Mägdlein, freu' dich, Bube,
Alles hier beisammen ist.

„Ich die kluge Saale heiße,
Bin ein Nixchen wunderbar,
Stell', verwandelt, mancherweise
Bald als Kind, als Greis mich dar.

„Sinnreich bin ich, Sinna heiß' ich, 5
Wandle durch den Erlenwald,
Und vom Erlenkönig weiß ich
Auch manch Lied, das rührend schallt.

„Rauschend durch die Mühlen spring' ich,
Spiele gern und heiße Lohr, 10
Von dem Müllerburschen sing' ich,
Der sein treues Lieb verlor.

„Tauber heiß' ich, Reben schwing' ich
Trunken in dem Taubergrund,
Und den Kindern Tauben bring' ich, 15
Um die Hälse golden-bunt.

„Und ich heiße Nidda, Nidda,
Im Gebüsch versteck' ich mich,
Rufe immer: Nit da, nit da,
Mit den Kindern neck' ich mich.' 20

„Und nun sangen sie wieder alle zusammen:

„Seid gegrüßt, ihr Rebenhügel,
Seid gegrüßt, ihr Felsenstein',
Die ihr unter Gottes Flügel
Also süß geschlummert ein! 25

„Felder, Korn und Blumen tragend,
Hirtenflöten, einsam klagend,
Hohe Türme, Glocken schlagend,
Kirchlein, Schloß, am Felsen ragend:

„All' ihr hochgeherzten Helden, 30
Die um Bacchus' Hochaltar
Sich zum blauen Spiegel stellten,
Seid gegrüßt von unsrer Schar!'

„Und nun wollten sie eben selig den Rhein, der unter dem blauen Sternhimmel wie eine herrliche Gruft voll Edelsteinen 35 hinausschimmerte, hinab ziehen, als die beiden Brüder Weiß-

main und Rotmain die roten Schuhe, in denen ich lauschte, bemerkten und niedertauchend also sangen:

„Aber sieh da, auf dem Grunde
Wie das schimmert, sieh doch zu!
Ei potztausend, ein Paar bunte,
Neue, rote Kinderschuh'!

„Ei, die nehm' ich mit geschwinde,
Ehre leg' ich damit ein,
Schenke sie dem frommsten Kinde,
Das ich finde bei dem Rhein.'

„Da nahmen sie die roten Schuhe mit, und ich versteckte mich ganz vorn in die Spitze des Schuhes, damit sie mich nicht etwa herausjagen sollten, und so rauschte ich mit ihnen den Strom hinab, noch immer besorgt, wo der alte Karpfen und seine Frau mit dem Jäckchen und dem Hemde möchten hingekommen sein.

„Als wir an dem Binger Loch ankamen, wo der Rhein einen tiefen Strudel macht, tauchten die Nymphen unter, und wir sahen einen hellen grünlichen Schein, und je tiefer wir kamen, je heller ward es — und endlich erkannten wir schon einige Lichter —, und nun standen wir vor einem durchsichtigen gläsernen Haus. Rings war es von unzähligen Fischen umgeben, die dem Lichte nachzogen und mit ihren Nasen an den glatten gläsernen Wänden herumschnupperten und nicht hineinkonnten; da pochten nun die Jünglinge Weißmain und Rotmain gelinde an, und es fragte ein alter Wassermann drin:

„Ei, wer klopfet? Wer ist drauß?
Wer klopft an dies stille Haus,
Wo die Kindlein alle schlafen,
Träumen von den Wolkenschafen?
Seid ihr es, ihr tollen Fische?
Wart, wenn einen ich erwische!'

„Aber nun antwortete der Main:

„Tu auf, tu auf die grüne Tür,
Der rot' und weiße Main ist hier
Mit vielen holden Wasserfrauen,
Sie wollen nach dem Rheine schauen,
Sie bringen seinen Kinderlein
Manch Lied und schöne Spielerein!'

„Nun kam der alte graue Wassermann heraus, der da Torwächter war, und sprach:

„‚Wie viel' seid ihr, daß ich euch zähle,
Daß kein Fisch herein sich stehle?'

„Nun sprachen die:

„‚Wir zwei Brüder, vierzehn Frauen,
Sechszehn sind wir, du darfst trauen.'

„Nun sprach der Wassermann, indem er einen nach dem andern hereinließ und mit einem Ruder die Fische, die sich durchdrängen wollten, zurückstieß:

„‚Leise, leise, plätschert nicht,
Wecket mir die Kinder nicht,
Die da rings in gläsernen Wiegen
In dem süßen Schlummer liegen!
Wenn ihr alle seid herein,
Räume ich euch Betten ein;
Ihr kommt wohl zur rechten Zeit,
Von hier sind gereiset heut
Erst der Neckar und die Lahn.
Ich weis' euch die Betten an,
Wo sie lagen ausgestrecket,
Sie sind alle frisch gedecket.
Leise, leise, plätschert nicht,
Weckt den Vater Rhein mir nicht!
Er da in der Mitte lieget
Und, nachdem er eingewieget
Ameleychen hold, ein Kind,
Selbst jetzt stille Träume spinnt.
Folget mir in einer Kette,
Stoßet nicht an jenes Bette
Auf korallenroten Füßen,
Goldsand füllt die blauen Küssen,
Ameley, die Prinzessin,
Schlummert drin.'

„Und nun schlüpften die Jünglinge und Nymphen, eins nach dem andern, bei dem Wassermann zur Türe hinein, und er zählte sie alle. Sieh, da kam auch ein Siebzehnter und ein Achtzehnter, aber der wachtsame Wassermann erwischte die

beiden bei den Ärmeln, und da blieb ihm das Jäckchen und Hemdchen in den Händen, und der alte Karpfe mit seiner listigen Frau kriegten eine solche Ohrfeige mit dem Ruder, daß sie sich auf den Rücken legten, welches bei uns Fischen ein Zeichen des Todes ist. —

„Nun könnt ihr euch gar nicht denken, welche Herrlichkeit da zu sehen war; die Nymphen machten einen halben Kreis und gaben nur auf Winken sich ihr Entzücken zu verstehen. Wir waren unter einem gläsernen Gewölbe, und über uns sahen wir das Gewässer mit Millionen bunten Fischen, die sich mit ihren bunten, glänzenden Schuppen an das Glas anlegten und mit ihren Goldaugen hereinsahen, so daß die ganze Decke wie tausend Regenbogen durcheinander schimmerte. Wo sich die Fische wegbewegten, sah man wieder zwischen wunderbaren Felsen die Sterne und den Mond durch die dunkle Flut leuchten, es war nicht zu beschreiben, wie schön. Ja, wenn der blaue Himmel eine Wiese wär', und alle Sterne bunte Blumen, und alle Wölkchen Lämmer, und der Mond ein Schäfer, und die Sonne ein goldner Brunnen, und die Morgenröte eine erwachende Hirtin, und die Abendröte ein ermüdeter Jäger, und die Liebe zöge wie ein Lüftchen durch die Blumen und bewegte sie, und die bunten Bänder der Hirtin spielten in ihr, und die Locken des Jägers wehten in ihr, und der goldne Brunnen spränge und gösse sich durch die Wiese, und die Lämmer tränken aus ihm, und der Schäfer stellte einen bunten Stab in den Brunnen vor die Augen der Lämmer, und alles wäre selig, und ihr läget unschuldig wie euer Ameleychen in der Wiege und sähet alles das im Traum: so wäre es doch noch nicht halb so schön, als was ich da sah."

„Nun, nun", sagte der Fischer, „du machst es auch gar zu schön; Fische bleiben doch Fische, und Wasser Wasser." — „Ach", sagte Marzibille, „es ist mir nur lieb, daß es schön ist; ich wollte, es wäre noch tausendmal schöner, wegen Ameleychen, das nun einmal dort ist; aber erzähle fort, Goldfischchen, ich vergehe vor Ungeduld, von meinem lieben Kinde zu hören."

„So sah es aus, wenn man über sich sah", fuhr Goldfischchen fort, „ein solcher Himmel lag über Ameleychen und den übrigen

Kindern. Aber als ich hinabsah, da ging mir das Herz erst auf, und wäre ich schier vor Freuden aus dem roten Schuh gesprungen. Rundherum ging eine breite Stufe nach der andern hinab, und auf allen stand im Kreis herum eine Wiege, ein Bettchen an dem andern, und wir sahen in einen offenen Himmel von tausend schlummernden Kindergesichtern. Auf der einen Seite des Kreises schlummerten alle Mägdlein, auf der andern alle Knaben, tief unten aber stand auf der einen Seite ein schönes Bett von lauter Korallen, darauf schlummerte die Prinzessin Ameley; auf der andern Seite stand ein Bett von Felsenstein, mit Goldsand gefüllt, darauf schlummerte der alte Vater Rhein, ein gar ehrwürdiger, großer und starker Greis; sein langer grüner Schilfbart hing von seinem Lager herab über eine artige gläserne Wiege, und, ach — Frau Marzibille, wer schlummerte in dieser Wiege?"

„Ach, mein blondes Ameleychen!" schrie die Fischerin und weinte vor Freude.

„Ja, Ameleychen schlummerte da", sagte Goldfischchen, „und lächelte im Traum und hatte rote Bäckchen wie hier, und hatte seine Händchen gefalten wie hier, und seine Kleiderchen lagen ordentlich und reinlich zusammengelegt auf dem kleinen Schemel, der bei seinem Bett stand, wie hier."

„Ja, es war immer ein gutes und frommes Kind", sagte jetzt der Fischer und weinte auch.

„Nun aber", fuhr Goldfischchen fort, „muß ich auch noch sagen, woher das Licht kam, welches das ganze Gewölbe angenehm erleuchtete. Rechts von dem Bette des Vater Rhein und grade in der Mitte des Bodens war eine große runde Öffnung, mit einem goldenen Gitter umgeben; es führten Stufen hinab, und unten sah man rings eine Menge Bogengänge nach allen Seiten hin laufen, aus deren jedem ein anderer Glanz herausschimmerte, grün, rot, blau, gelb, violett, kurz, alle mögliche Farben, und als die Nymphen den alten Wassermann fragten, woher dieser wunderbare Schimmer komme, sagte er:

„An diesem wunderbaren Ort,
Da ruht der Nibelungen Hort;
Um ihn geschah wohl mancher Mord.

Hier liegen Schilde, Helme, Ringe,
Manch goldnes Heft, manch gute Klinge,
Kleinode und viel' andre Dinge;
Der Frauen Zier, der Helden Wehr
Ruht da, viel tausend Zentner schwer,
Und streut das bunte Licht umher.'

„Da fragte der weiße Main:

„Was heißt das, Nibelungen Hort,
Um den geschah so mancher Mord?
Erklär' mir, Wassermann, dies Wort!'

„Da sagte der Wassermann:

„Es ist ein Schatz, der hier versenket,
Der Rhein des selbst nicht mehr gedenket,
Wer ihm denselben Schatz geschenket;

„Doch leben noch vier alte Greise,
Macht ihr zu ihnen eine Reise,
So werdet ihr hierin gar weise.

„Der erst', edieret an der Spree,
Er sagt, der Schatz kam über See,
Er heißt der Doktor Hagene[1].

„Der zweite notieret an der Iser,
Wer ist weitläufiger als dieser?
Und Docen[2] vom Dozieren hieß er.

„Der dritt' und viert' sitzt an der Fuld',
Grimm heißen sie, doch voll Geduld
Studieren sie an einem Pult.

„Willst einen um den Schatz du fragen,
So werden alle vier dir sagen,
Daß sie ihn nicht in Rhein getragen.

„Und werden drei von ihnen sterben,
So wird der viert' die Weisheit erben,
Den ganzen Schatz und alle Scherben.'

---

[1] Der Germanist Friedrich Heinrich von der Hagen (1780—1856) hatte seine Ausgabe des Nibelungenliedes 1810 in Berlin erscheinen lassen. — [2] Spöttische Anspielung auf Bernhard Joseph Docen (1782—1828), dessen verdienstliche Forschungen auch dem Nibelungenliede galten.

„Da fragte der rote Main:

„‚Sag' besser uns, wohin die Gänge,
Gewölbet auf der Säulen Menge,
Zuletzt noch führen in der Länge!' —

„‚Die sieben Bogengänge führen
Zu sieben reinen goldnen Türen,
Die sieben Treppen dann berühren.

„‚Und diese Treppen auf sich winden,
Bis sie in einem Saal verschwinden,
Dem sieben Kammern sich verbinden.

„‚Im Saal auf siebenfachen Thronen
Sitzt Lureley mit sieben Kronen,
Rings ihre sieben Töchter wohnen.

„‚Frau Lureley, die Zauberinne,
Ist schönes Leibs und kluger Sinne;
Hoch hebt sich ihres Schlosses Zinne,

„‚Von innen aus der Maßen fein,
Von außen schroff ein Felsenstein,
Umbrauset von dem wilden Rhein.

„‚Sie ist die Hüterin vom Hort,
Sie lauscht und horchet immerfort,
Und höret sie ein lautes Wort,
Singt, tut ein Schiffer einen Schrei:
So ruft die Töchter sie herbei,
Und siebenfach schallt das Geschrei,
Zum Zeichen, daß sie wachsam sei.'

„‚Das ist recht wunderbar', sagte der weiße Main, ‚ich will dich aber nicht fragen, wer die Frau Lureley eigentlich ist, und warum sie alles siebenfach hat, und wie sie zu dem Wächteramt gekommen, du möchtest mich wieder zu deinen vier weisen Meistern schicken.' — ‚Ach', sagte der Wassermann, ‚die wissen auch gar nichts von ihr; Frau Lureley ist viel älter als diese Herrn, obschon jeder von ihnen ein paar hundert Jahre älter ist als der andere; Frau Lureley ist eine Tochter der Phantasie, welches eine berühmte Eigenschaft ist, die bei der Erschaffung der Welt mitarbeitete und das Allerbeste dabei tat; als sie unter der Arbeit ein schönes Lied sang, hörte sie es immer wiederholen

und fand endlich den Widerhall, einen schönen Jüngling, in einem Felsen sitzen, mit dem sie sich verheuratete und mit ihm die Frau Lureley erzeugte. Sie hatten auch noch viele andre Kinder, zum Beispiel die Echo, den Akkord, den Reim, deren Nachkommen sich noch auf der Welt herumtreiben; doch das wird euch Frau Lureley selbst erzählen, und zwar siebenmal, wenn ihr sie darum fragt. Jetzt aber ist Schlafenszeit, hier oben seht eure Kammer, morgen früh um fünf Uhr müßt ihr aufstehen und dem alten Rhein ein Morgenlied singen.'

„‚Ja', sagte der rote Main, ‚aber lasse uns zuerst unsere Geschenke zu den Füßen des alten Rheins und auf die Betten der Kinder herum legen, damit sie morgen beim Erwachen sich recht erfreuen.'

„Nun spazierten die Nymphen in einer Linie rings an den Kreisen der schlummernden Kinder herum und legten ihnen allerlei Blumen, bunte Steine, Muscheln, Kränze, Sträucher, und die Pegnitz ihnen tausenderlei schöne Spielereien auf die Betten. Je tiefer wir kamen, je näher kamen wir zu Ameleychen, je heftiger pochte mir das Herz, und endlich waren wir an der Wiege. Der Wassermann sagte: ‚Leise! Dies ist das frömmste Kind hier' und legte die den Karpfen abgenommenen Kleider auf den Schemel, der an der Wiege stand; der Main legte die roten Schuhe, worin ich saß, auch dazu, die Pegnitz legte ihm die schönste Puppe in die Arme, und jede Nymphe gab ihm das Beste, was sie hatte; und dann zogen sie alle miteinander in die Höhe und schwammen in die Grotten, die ihnen angewiesen waren. Der alte Wassermann sagte jeder gute Nacht und machte die Türen zu; dann riegelte er auch nochmals die obere Türe des ganzen Schlosses zu, drehte sich um, segnete das ganze Haus und schlupfte auch in ein Felsengewölb', wo er schlief."

„Ei, ei", sagte der Fischer, „mein lieber Goldfisch, du machst einem das Leben recht sauer und hältst einen lange hin, bis du auf den Punkt kömmst, ob wir auch jemals unser Ameleychen wieder zu sehen kriegen. Sonst sagt das Sprüchwort: ‚Stumm wie ein Fisch'; bei dir könnte man sagen: ‚Geschwätzig wie ein Fisch'."

„Ach, lieber Petrus" — so hieß der Fischer —, sagte Frau Marzibille, „laß ihn nur ruhig fortreden, ich höre ihn gar gern,

ich gehe jeden Tritt und Schritt mit ihm und denke mir, daß Ameleychen das alles erlebt hat, und ich hoffe, wenn die Kinder so heil und gesund und in so guter Pflege sind, Gott wird sie uns auch einmal wiederschenken; erzähle, Goldfischchen, erzähle!"

„Ja, Gott wird sie auch wiederschenken", sagte Goldfischchen, „darüber seid ruhig und verzeiht mir, daß ich das Herz so voll habe, daß ich euch dies gleich zu sagen vergessen, und laßt ihr mich nun ohne Unterbrechen forterzählen, so sollt ihr bald hören, wie eure Kinder zu retten sind. — Als nun der Wassermann zur Ruhe gegangen war, war ich es allein, der wachte; das Kristallwasser, welches das Schloß anfüllte, ward immer ruhiger, die ganze Herrlichkeit ober mir war klarer zu sehen; ich hörte rings die Herzen all der Kinder pochen und sah, wie das Wasser über ihrer Brust leise davon zitterte. Ach, ihr könnt nicht denken, wie mir freudig und selig zumute war, als ich Ameleychens Herz pochen hörte und das Wasser über seiner Brust zittern sah. Ich konnte mich nicht mehr halten, ich schlupfte aus dem Schuh heraus und schwamm in das bewegte Wasser über Ameleychens Herz und ruhte lange in der von ihrem Leben bewegten Flut mit unendlicher Liebe. Als ich so stillestand und das liebe Gesichtchen betrachtete, bewegte Ameleychen seine Lippen und sprach im Traum: ‚Ach, liebe Mutter, ich bin recht erschrocken, ich bin ins Wasser gefallen; aber es ist recht schön hier, ich bin bei frommen Leuten, meine Pate, die gnädige Prinzessin, ist auch hier; Mutter, komm doch auch!'"

Als die Fischerin dies hörte, fing sie heftig zu weinen an und schrie: „Ja, ja, ich will kommen; drum hat es mich immer so hinuntergezogen, wenn ich am Rhein ging, du hast mir gerufen." Und nun wollte sie der Türe hinauslaufen und sich ins Wasser werfen, aber Petrus hielt sie beim Rock zurück und sagte: „Bleib sitzen, Marzibille, und laß den Fisch auserzählen; hernach, wenn's nötig ist, springe ich mit in den Rhein." Marzibille umarmte den Petrus, da er dies gesagt, und sie saßen mit verschlungenen Armen bis zum Ende der Erzählung.

„Mich rührte diese Rede wie euch", sagte Goldfischchen, „und als über ein Weilchen das Kind wieder sagte: ‚Goldfischchen, Goldfischchen, wenn du hier wärst, das wäre ein herrlich

Leben für dich und für mich', da war ich so über die Rede erfreut, daß ich näher zu ihm schwamm und mich zwischen es und die Puppe dicht an sein liebes, treues Herzchen legte."

„Hat es dann von mir gar nicht gesprochen?" fragte Weißmäuschen traurig. „Warte nur noch ein bißchen", sagte der Fisch, „gleich kömmt auch die Reihe an dich. Ich schlummerte ein an einer so lieben Stelle und erwachte nicht eher, als durch den Druck von Ameleychens Hand. Die Sonne ließ eben ihre ersten Strahlen in den Rhein niedersinken, der wie ein fließendes Gold zitterte; man sah die Felsen oben und die Städte und die Berge und die Menschen und die Schiffe; man sah an der Felswand das ganze Haus der Frau Lureley hinauf bis an den blauen Himmel, wo die Vögel hin und her schwebten, man sah den Reiher niederstürzen und einen vorwitzigen Fisch holen; ein Schifflein zog oben, und darauf fuhren zwei Knaben, der eine freudig mit braunen Haaren, der andre traurig mit schwarzen Haaren. Als sie an dem Fels waren, riefen sie:

„‚Lureley, Lureley,
Es fahren zwei Freunde vorbei!'

„Und nun sang der schwarze:

„‚Am Rheine fahr' ich hin und her
Und such' den Frühling auf;
Mein Sinn so leicht, mein Herz so schwer,
Wer wiegt sie beide auf?
Der Mond gehet unter,
Die Liebe geht unter,
Das Schiff zieht hinunter:
Wer hält sie auf?'

„Und Frau Lureley rief siebenmal zurück:

„‚Wer hält sie auf?'

„Und dann sang der braune:

„‚Die Sonne geht auf!
Wonne, Wonne, still in Schauern
Dich umfangen, frische, frische Luft,
Sinnend auf die Strahlen lauern,
Spielend in dem Morgenduft!
Lieben und geliebt zu werden

Ist das einzige auf Erden,
Was ich könnte, was ich dächte, was ich möchte,
Daß es mir nur könnte werden,
Lieben und geliebt zu werden!'

„Und nun rief Frau Lureley ihm siebenmal zurück: 5
„„Lieben und geliebt zu werden!' —
und sie schwammen hinab.

„Darüber nun war Ameleychen aufgewacht und hatte mich bemerkt und nahm mich voller Freude in die Hand, wodurch ich auch erwachte. Ihr könnt gar nicht denken, wie das Kind mich 10 herzte und drückte, und es fragte gleich nach der Mutter und dem Vater und auch nach dir, Weißmäuschen, und ich erzählte alles, was ich wußte, und kaum hatten wir eine halbe Stunde gesprochen, so rauschten der Rot- und Weißmain und die übrigen Nymphen aus ihren Grotten und begannen ein Morgenlied, 15 worauf der alte Vater Rhein und die Kinder sich alle regten und die Augen wischten. ‚Geschwind', sagte Ameleychen zu mir, ‚verstecke dich in meine gläserne Wiege, wo du alles hören und sehen kannst; denn es dürfen keine Fische hier herein; auf die Nacht, wenn alles schläft, rede ich wieder mit dir', und nun steckte sie 20 mich in die Wiege, an eine bequeme Stelle, wo ich alles belauern konnte. Als die Kinder rings erwachten und ihre Spielsachen fanden, entstand ein allgemeiner Jubel. Alle schrien: ‚Das Christkindchen war da, der heilige Niklas war da!' Alle Knaben zogen auf Steckenpferden mit Trommeln und Pfeifen 25 an dem Bette des alten Rheins vorüber, alle Mädchen kamen mit ihren Puppen und Blumen an das Bett der Prinzessin Ameley; dazwischen sangen die Nymphen oben das Morgenlied, und dazwischen hörte man den Gesang der Lerchen, die über dem Wasser die Sonne begrüßten, die durch den ganzen 30 Himmel voll Unschuld und Freude niederstrahlte. Da aber Ameleychen dem Vater Rhein seine Spielsachen zeigte und dabei in neuen, hübschen Kleidern und in den roten Schuhen hübsch geputzt dastand, fragte er: ‚Ei, Ameleychen, wo hast du dann die Kleider und die roten Schuhe her?' Da sagte das liebe Kind: 35 ‚Die waren schon lange mein, die Mutter hat sie immer in unserm großen Schranke aufgehoben, sie hat sie mir gewiß

herabgeschickt.' Und nun kamen die Nymphen und die beiden Brüder Main herab, und nachdem sie der alte Rhein begrüßt hatte, spielten die Nymphen mit den Kindern; aber der alte Rhein, der rote und weiße Main, die Prinzessin und Ameleychen blieben beisammen. Der Main erzählte, wie er die Schuhe gefunden, und wie der Wassermann den Karpfen die Kleider abgenommen. Sieh, da fand Ameleychen einen Zettel in der Tasche ihres Rocks, den ihr Frau Marzibille hineingelegt, und gab ihn der Prinzessin zu lesen:

„‚Lebst du noch, so bete fromm;
Bist du tot, in Himmel komm;
Bitte die lieben Engelein,
Daß auch ich bald komm' hinein;
Dieses ist der einzige Wille
Deiner treuen Marzibille.'

„Als Ameleychen dies hörte, fing sie heftig an zu weinen und rief immer: ‚Ich will sterben, ich will in Himmel, zu meiner Mutter.' Auch die Prinzessin weinte sehr, und der alte Rhein war sehr gerührt über Eure Mutterliebe, Frau Marzibille, und die beiden Brüder Main lobten Euch sehr. ‚Ach', sagte die gute Prinzessin, ‚wenn wir nur die gute Frau könnten wissen lassen, daß Ameleychen noch lebt!' — ‚Ich weiß nicht, wie es anzustellen ist', sagte der alte Rhein; ‚ja, wenn Radlof, der Müller, wiederkäme! Ich kann mit den andern Leuten nicht sprechen.' — Als die Prinzessin den Namen Radlofs, ihres Bräutigams, hörte, weinte sie von neuem sehr heftig, und der alte Rhein tröstete sie und sprach: ‚Schöne Ameleychen, ich bin es, der Euch zuerst in seine Arme geführt, ich werde Euch wieder mit ihm vereinigen; und wenn es auf Erden nicht sein kann, so werde ich ihn zu Euch herabbringen, wenn er wiederkömmt; seid ruhig! Aber wie fangen wir es an, der guten Frau Marzibille Nachricht zu geben? Die großen Fische sind zu grob und zu dumm, die kleinen würden leicht unterwegs von den großen gefressen, und überdies, weil Frau Marzibille eine Fischerin ist, werden die Fische nichts mit ihr zu tun haben wollen.' — ‚Ach', sagte Ameleychen, ‚ich weiß wohl ein Fischchen, das gehört mein; das ist mir selbst in den Schoß gesprungen, es steht auf unsrem

Blumenbrettchen in einem Glas zu Haus bei meiner Wiege; wenn das hier wäre, das ist gar klug und fromm, das würde gewiß die Botschaft ausrichten.' — ‚Närrisches Ameleychen', sagte der Rhein, ‚wenn es hier wäre, so wäre uns freilich geholfen; aber wie soll es herkommen?' — ‚Freilich', sagte Ameleychen, ‚es kann nicht kommen, weil gar keine Fische hereindürfen.' — Da sagte der Rhein: ‚Wenn es hier wäre, es sollte mir lieb sein, weil es fromm ist und dir gehört und uns dienen könnte.' — ‚Nun, da ist es!' sagte Ameleychen und hob seine Decke auf und legte mich dem alten Rhein in den Schoß. Er fragte mich freundlich, wie ich hergekommen, und die Brüder Main lachten, als sie hörten, daß sie mich in den roten Schuhen hergetragen, und nun mußte ich alles erzählen, was ich von Mainz wußte. Als ich von der Hungersnot und der Verzweiflung der Eltern um ihre Kinder erzählte, weinte die Prinzessin und Ameleychen, und bald stimmten alle Kinder mit in die Trauer ein, und der alte Rhein und die Nymphen wurden auch sehr betrübt, und da die Prinzessin ihn sehr bat, er sollte den armen Eltern die Kinder doch wiedergeben, sprach er: ‚Alles zu seiner Zeit! Was sollen sie mit den Kindern, da sie selbst kaum Brot für sich haben? Wenn der Müller Radlof wiederkömmt und König von Mainz ist, und wenn ich kein einziges Märchen mehr weiß, um es den Kindern zu erzählen: dann soll er mir eins erzählen, und dafür will ich ihm auch seine liebe Braut wiedergeben, und dann soll mir einen Tag um den andern eine gute Mutter aus Mainz ein Märchen erzählen, und dafür will ich ihr immer ihr Kind wiedergeben, bis sie alle droben sind. Und du, Fischchen, schwimme zurück und grüße die Frau Marzibille und sage ihr, was du gehört, zum Trost!' Alle dankten nun dem alten Vater Rhein für sein Versprechen, ich aber bat mir die Erlaubnis aus, so lange da zu bleiben, bis die Brüder Main wieder nach Haus zögen, damit ich in ihrem Schutz vor den Raubfischen sicher hierher käme, und dies wurde mir zu meiner und Ameleychens großer Freude erlaubt. Nun erzählten während den vierzehn Tagen, die ich dort war, die Flüsse die artigsten Märchen, die sie wußten, und die Nymphen sangen allerlei schöne Lieder dazu, wobei alle Kinder sehr vergnügt zuhörten. Da sie aber alle nichts mehr

wußten, nahmen sie Abschied und brachten mich wieder her und schwammen nach Franken zurück. Das ist nun alles, was ich weiß; Ameleychen läßt euch vieltausendmal grüßen."

Der Fischer und die Fischerin sagten dem Goldfischchen vieltausend Dank für die freudige Botschaft und taten ihm alles Liebes an, und da sie ihm sagten, wenn es wieder in den Rhein wolle, so wollten sie es hineintragen, sagte das Goldfischchen: „Ich will jetzt bei euch bleiben, bis der Radlof kömmt, dann will ich geschwind zurück und Ameleychen die nahe Hülfe anzeigen"; womit auch die beiden guten Leute ganz zufrieden waren.

Nun dachten sie dran, wie sie auf alle Weise die Nachricht des Goldfischchens den andern Bürgern zum Trost bekanntmachen wollten, und gingen gleich in die Kirche und beteten, und nach der Kirche setzten sie sich auf den Kirchhof in den Sonnenschein und luden die andern Bürger und Bürgerfrauen zu sich ein und erzählten ihnen alles. Da ward die Freude und der Jubel allgemein in der ganzen Stadt, und abends war Illumination und frei Theater und Ball und aller mögliche Spektakel.

---

## Wie Radlof von seiner Reise zurückkehrt und König von Mainz wird.

Nun aber wollen wir uns wieder einmal an den Müller Radlof erinnern, der mit dem Testament des Herrn von Starenberg in den Schwarzwald zu dem Grubenhansel gezogen war; was ihm aber da begegnet ist, wird er hernach selbst erzählen; ich darf jetzt nichts anders sagen, als daß er grade in der Nacht wieder zu Haus ankam, eher Goldfischchen zur Frau Marzibille zurückkehrte.

Es war abends um sechs Uhr, als Radlof mit den zwölf Rittern, die ihn zurückbegleiteten, auf dem Berg aus dem Wald herausritt; er sah den Rhein zu seinen Füßen, und die Tränen standen ihm in den Augen; er drehte sich zu den Rittern um und sprach: „Meine lieben Getreuen, wenn ich gleich jetzt euer Fürst bin, so kann ich doch nicht anders, ich muß wieder Müller sein, wenn ich den herrlichen Rhein sehe und die Mühle klappern höre, wo ich die schöne Ameley zuerst gesehen. Lieben Ritter, schlaget

euch hier im Wald ein Lager, indes ich allein hinabgehe, meine Heimat begrüße und dem alten Rhein wieder einen Willkommen singe. Morgen früh suche ich euch wieder." Da antworteten die Ritter: „Herr, wir tun nach Eurem Befehl", und sie stiegen ab und schlugen sich ein Lager. Radlof aber legte seinen Helm und Panzer ab, zog seine Müllerkleider an und nahm einige schöne Kränze mit, die er unterwegs geflochten hatte, und so stieg er ruhig den Berg hinab; er war sehr gerührt, wieder in seiner Heimat zu sein, und je näher er seiner Mühle kam, je lauter pochte sein Herz. Aber wie wunderte er sich, da er den bekannten Fußweg ging und seine Mühle nicht fand; denn er wußte nicht, daß sie König Hatto hatte abbrechen und in den Turm verbauen lassen. Das Rad lag umgestürzt an der Erde, und was ihm bei demselben begegnete, wird er später selber erzählen.

Wie er fortging, trat er plötzlich ins Wasser, das die Ruinen seines Hauses umspielte; mit Mühe zog er sich heraus und kletterte auf den Mühlendamm, und so traurig er über den Verlust seiner Mühle war, so erquickte ihn doch der Anblick des herrlichen Stroms, und er sang:

„Wie klinget die Welle,
Wie wehet ein Wind!
O selige Schwelle,
Wo wir geboren sind!

„Du himmlische Bläue,
Du irdisches Grün
Voll Lieb' und voll Treue,
Wie wird mein Herz so kühn!

„Wie Reben sich ranken
Mit innigem Trieb,
So, meine Gedanken,
Habt hier alles lieb!

„Da hebt sich kein Wehen,
Da regt sich kein Blatt,
Ich kann draus verstehen,
Wie lieb man mich hier hat.

„Ihr himmlischen Fernen,
Wie seid ihr mir nah!

Ich griff nach den Sternen
Hier aus der Wiege ja.

„Treib nieder und nieder,
Du herrlicher Rhein!
Du kömmst mir ja wieder
Und läßt mich nie allein.

„Meine Mühle ist brochen
Und klappert nicht mehr;
Mein Herz hör' ich pochen,
Als wenn's die Mühle wär'.

„O Vater, wie bange
War mir es nach dir!
Horch' meinem Gesange,
Dein Sohn ist wieder hier!

„Du spiegelst und gleitest
In mondlichem Glanz,
Die Arme du breitest,
Empfange meinen Kranz!"

Kaum hatte er ausgesungen, so entschlief er, und im Traum erschien ihm der alte Rhein und sagte ihm nichts als: „Willkommen, König von Mainz! Ziehe in deine Stadt, du wirst Segen über sie bringen! Kehre heut abend bei dem Fischer Petrus ein, und er wird dir sagen, was du sollst." Als nun Radlof erwachte, sah er, daß die Sonne schon hoch am Himmel stand; er blickte nach seiner Mühle, die war nicht mehr da; er blickte nach der Binger Insel, da stand ein hoher Turm drauf; er kannte seine Heimat kaum wieder, und da er über die Wiese ging, stand sie voller Rittersporn und Kaiserkronen und Königskerzen. Betrübt sah er in den Schutt seines Hauses, und indem er einen Stein aufhob, warf er ihn an den Boden und sprach:

„Ein Müller war ich,
Ein Fürst bin ich,
Ein König werd' ich;
Ich werfe den Stein,
Hier wohne der treuste Mann am ganzen Rhein!"

Und somit ging er zu seinen Rittern, legte seine Rüstung wieder an und zog mit ihnen gen Mainz; und als sie abends um zehn Uhr

durch das Tor ritten, war es grade, da man die Stadt illuminiert hatte. Alles jubelte und schrie: „Vivat der König Radlof!“ und keiner wußte es, daß er es war. Da er durch das Rheingäßchen ritt, kam er vor ein kleines Haus, da ward über der Tür ein Bild illuminiert, darauf stand ein Mühlrad, worauf zwei Kronen lagen, und viele Kinder standen drum herum, über den Kronen aber war geschrieben:

„Ich harr' und hoff'
Auf dich, Radlof.
Kommt er herbei,
Wird Ameley,
Die in dem Rhein,
Frau Königin sein,
Und Ameleychen
Der Flut entsteigen.
Ich harr' und hoff'
Auf dich, Radlof!“

Als Radlof dies las, pochte er an, und da ein Mann ihm aufmachte, fragte ihn dieser: „Was wollt Ihr vom Fischer Petrus?“ — „Bei ihm logieren“, sagte Radlof und trat ein und gab sich zu erkennen, und alles war im Haus voll Jubel. Die Ritter banden ihre Pferde vors Haus, und die kleine Stube war so voll, daß man sich nicht regen konnte. Nun erzählte Frau Marzibille dem Radlof alles, aber er fragte das Goldfischchen selber aus und weinte vor Freude, als er hörte, daß Ameley noch lebe.

Da nun die zwölf Pferde die ganze Straße versperrten, so sammelten sich die Menschen immer mehr, und endlich ward der Lärmen so groß, daß Gezank entstand und die Leute auf den Fischer schimpften; da trat Radlof heraus und sprach: „Seid ruhig, ihr Leute, der König Radlof ist hier.“ Kaum hatte er dies gesagt, als alles Vivat schrie, und alle Menschen drängten sich herbei, und Radlof stieg zu Pferd, und die Ritter auch, und sie ritten durch die ganze Stadt, und das Volk huldigte ihm. Den andern Morgen ward er gekrönt und hielt eine schöne Rede und sagte unter anderm: „Nun, lieben Bürger, wollen wir vor allem dran denken, die Prinzessin Ameley und die andern Kinder bei dem alten Vater Rhein auszulösen; wer soll ihm das erste Märchen erzählen?“ Da schrien ein paar alte Judenweiber: „Ich, ich, mein

Nathan ist ein wahrer Daniel! Meine Rachel ist ein Wunderkind!" Die andern Leute schrien alle: „Der König Radlof!" Nun sagte Radlof: „Ich danke euch; ihr zwei Judenweiber aber sollt wegen eurer Naseweisheit die letzten sein, und ich schlage vor, daß jeder seinen Nachfolger in der Erzählung nennen soll, und so nenne ich dann nach mir den Fischer Petrus, der euch viel Gutes erwiesen." Alles war damit zufrieden, außer den zwei Judenweibern. Nun sagte Radlof: „Jetzt geht hin, und besinne sich jeder auf eine Geschichte; ich will mich auch besinnen. Das Wappen dieses Landes sei von nun an ein Rad, weil ich ein Müller war. Morgen früh bei Sonnenaufgang kommt an den Rhein, da will ich meine Märchen erzählen, und ihr könnt gleich eure Königin empfangen; denn wir sehen sie gewiß sogleich wieder; der Rhein hält Wort. Gut' Nacht!"

Alles legte sich schlafen, außer die Zimmerleute; die schlugen einen Thron am Rhein auf und schmückten ihn mit Blumen und Bändern; und eigentlich schlief niemand viel, denn alle besannen sich auf Märchen. So ging die Nacht hin. Kaum graute der Morgen, so versammelte sich das Volk; aber die ersten schon, welches Petrus und Marzibille waren, fanden den Platz nicht leer. Radlof hatte schon die ganze Nacht, von seinen zwölf Rittern umgeben, auf dem Thron gesessen und mit Sehnsucht des Tags erwartet. Als alles versammelt war, erzählte Radlof folgende Geschichte:

## Erster Morgen am Rhein.

### Radlof erzählt seine Reise nach dem Starenberg und die Geschichte seiner Vorfahren, wodurch er die Prinzessin Amelenya aus dem Rhein erlöst.

---

**Radlof erzählt, wie er den Kohlenjockel, den Kauzenbeitel und den Grubenhansel fand; auch von der alten Mühle und den zwölf Mühlknappen, und wie er mit dem Leichenzug des schwarzen Hans vom Wasser verschlungen wurde.**

Lieben Männer und Frauen von Mainz, vor allem muß ich euch erzählen, wo ich so lange gewesen bin; nun hört also:

Schon seit mehreren Jahren hatte ich einen schönen schwarzen Starmatz in einem Käficht auf meiner Mühle; er war mir von freien Stücken zugeflogen und war gleich so vertraut mit mir gewesen, als kennten wir uns von Kindesbeinen auf; wenn ich in meiner Mühle herumging, hüpfte er mir von einem Sack zum andern nach; wenn ich aß, saß er auf meinem Tisch; nie beschmutzte er etwas; wenn ich ihm abends den Käficht nicht verschlossen, fand ich ihn morgens oft dicht neben meinem Kopfe auf meinem Bett sitzen, kurz, er war voll Freundschaft zu mir und sozusagen verständig wie ein Mensch; nur eine Eigenschaft aller übrigen Staren vermißte ich an ihm, die Lust, zu schwätzen; nie ließ er einen Laut von sich hören, ich mochte ihm vorplaudern, vorpfeifen, sein Schnabel blieb verschlossen. Wenn ich manchmal gar zu sehr in ihn drang, sich doch vernehmen zu lassen, oder wenn ich ihn gar einen rechten dummen, stummen Vogel nannte, glaubte ich ihn traurig seufzen zu hören und sah ihn den Kopf schüttlen.

So hatte ich mich ganz an sein Wesen gewöhnt, und wir verstanden uns vollkommen. An dem Tag aber, da ich meine geliebte Braut Ameley aus dem Wasser zog und in meine Mühle führte, war mein schwarzer Hans auch ganz ungewöhnlich traurig; er hing die Flügel und den Kopf, als sollte er sterben. Die Prinzessin machte in der Stube und ich in der Kammer den Küchenzettel; wie erschrak ich nicht, als mein Vogel plötzlich anfing zu sprechen! Er sagte mir, daß er der Fürst von Starenberg sei, und daß er die Prinzessin Ameley noch einmal sehen wolle und dann sterben; dabei sah er so vornehm aus und hatte eine so adelige melancholische Miene, daß ich ihm meinen Respekt nicht genug bezeigen konnte; ich öffnete ihm die Türe, er ging zu der Prinzessin Ameley, sagte ihr abermals, er sei der junge Fürst von Starenberg und wolle nun sterben; dabei zog er vor ihren Augen eine goldne Nadel, die er unter dem Flügel trug, hervor und stach sie sich durchs Herz, daß sie vor Schrecken ohnmächtig niedersank. Wir rupften und brieten und aßen den liebenswürdigen Selbstmörder unter bittern Tränen, und ich habe ihn nie vergessen können.

Als ich nun glücklich hier aus des bösen Königs Kerker entkommen war, fand ich auf meiner Mühle einen Mehlsack, worauf mir des seligen Herrn von Starenberg Hochwohlgeborne Gnaden ihren letzten Willen geschrieben: ich sollte mit diesem Sack und dem Siegelring, den ich im Käficht fand, nach dem Schwarzwald gehen und mich bei dem Grubenhansel als seinen Erben melden. Und dahin machte ich mich nun auf den Weg, und daher komme ich nun zurück. Nun hört aber zu.

Nach vielen Tagreisen sah ich endlich ein dunkles, waldiges Gebirge wie eine Gewitterwolke vor mir aufsteigen; je näher ich kam, je höher ward es. Nun kamen mir eine Menge Bauernwagen mit Holz entgegen; ich fragte einen nach dem andern, ob dies der Schwarzwald sei. „Ja", sagten sie. „Wo wohnt dann der Grubenhansel?" fragte ich; das wußte aber keiner. Ich ging nun bergan; da krochen arme Weiber und Kinder unter den Bäumen herum und suchten sich Reiserholz zusammen. „Ihr guten Leute, wo wohnt der Grubenhansel?" Sie wußten es nicht. Ich ging in einer wilden Waldschlucht an einem Bächlein

hinauf, da grasten Ziegen, und Kinder saßen dabei und schnitzten Kienspäne. „Ihr Kinder, wo wohnt der Grubenhansel?“ Aber kaum, daß ich diese Worte gesagt, flohen sie mit großem Geschrei vor mir in die Gebüsche. Ich zog nun immer weiter in den Wald; es ward immer dichter und wilder und stiller. Da hörte ich eine Weiberstimme singen; ich ging auf sie los; sie suchte Arzeneikräuter und grub Wurzeln und war eine Frau von etwa fünfzig Jahren; ich fragte sie freundlich, wo der Grubenhansel wohne. Sie lachte mir ins Gesicht und sprach: „Das weißt du gewiß so gut als ich, du willst mein nur spotten“; und sooft ich ihr auch versicherte, daß ich es nicht wisse, sprach sie immer wieder: „Du willst mich zum Narren halten; wer wird das nicht wissen?“

Unwillig über sie ging ich tiefer in den Wald, da kam ich auf einen offenen Platz, wo Kohlen gebrannt wurden; ich suchte ringsherum nach dem Köhler, konnte ihn aber nicht finden. Endlich hörte ich etwas schluchzen und weinen; die Stimme kam aus einem hohlen Baum. Als ich nahe hinzutrat, fand ich einen alten, greisen Mann, wohl 70 Jahre alt, in dem Baume stecken; er drehte das Gesicht weg, so daß er mich nicht sah, und schrie immer: „Kauzenveit, schlag den Kohlenjockel nicht mehr!“

Mit vieler Mühe überzeugte ich ihn, daß ich der Kauzenveitel nicht sei und ihn auch nicht schlagen wolle, und da der alte wunderliche Mann endlich aus dem Baum herausgekrochen war, sperrte er vor Erstaunen über mich das Maul auf. Ich fragte ihn, warum er weinte. „Ach“, sagte er, „mein Vater hat mir Schläge gegeben.“ — „Wer ist denn Euer Vater?“ sagte ich. „Ich bin der Kohlenjockel“, erwiderte er, „mein Vater ist der Kauzenveitel.“ Hierauf fragte ich ihn, wo der Grubenhansel wohne. „Eine Stunde von hier“, sagte er. „Führet mich doch zu ihm“, sprach ich. „Behüte Gott!“ erwiderte er, „wenn mich mein Vater erwischte, daß ich spazierenging', er schlüg' mir Arm und Bein entzwei.“ Nach diesen Worten lief er an seinen Kohlenhaufen und arbeitete ängstlich.

Höchst verwundert über dieses alte Kind ging ich tiefer in den Wald; selten erblickte ich ein wenig blauen Himmels über mir; die Eichen deckten mit ihren breiten Armen alles zu, aber

die Vögel sangen und schrien laut durcheinander, und es gellte ihr grelles Pfeifen von den Felsen ringsum zurück. Nun bemerkte ich hie und da Sprenkel und Dohnen und sonst allerlei Schlingen gestellt, in denen sich verschiedene Vögel gefangen hatten; dann kam ich an einen Vogelherd, dann an eine Krähenhütte, zuletzt aber an einen ziemlich hohen, blätterlosen Baum, auf welchem ein so entsetzlich großer Eulenkauz saß, daß ich ihn vor Schrecken kaum ansehen konnte. Die Vögel, groß und klein, Auerhähne, Birkhähne, Kraniche, Trappen, Fasanen, Tauben und alle Arten Singevögel, flogen um das Ungeheuer herum und schrien es an; wenn sie sich aber auf den Baum setzten, der mit Vogelleim bestrichen und mit vielerlei Schlingen behängt war, waren sie gefangen, und wie erschrak ich nicht, als der große Eulenkauz einen Arm mit ordentlichen Fingern unter dem Flügel hervorstreckte und nach den gefangenen Vögeln griff.

Ich tat vor Schrecken einen lauten Schrei, worauf der Kauz mich bemerkte und, zusammenfahrend, mir entgegenrief: „Nun, nun, Bengel, erschreck' die Leute nicht so, du jagst mir ja alle Vögel hinweg!" Nach diesen Worten kam das Untier den Baum herabgeklettert; meine Angst war nicht klein, und ich wollte eben entfliehen, aber die Frau, die ich früher Kräuter suchen sah, trat mir in den Weg: „Ha, ha, Landsmann, bist du auf dem Weg", sagte sie mir, und so wendete sie sich gegen den großen Kauz, den ich nun in der Nähe als ein steinaltes Männchen erkannte, das aus einem Kittel von Eulenfedern herausguckte.

Sie küßte ihm die Hand und sprach, indem sie ihm einen Bündel Wurzeln und Kräuter gab: „Guten Abend, lieber Großpapa Kauzenveitel! Der Papa Kohlenjockel läßt seinen untertänigen Respekt vermelden und schickt Ihnen hier die verlangten Kräuter herbas und die Wurzel radix; er läßt Euch nochmals recht sehr um Verzeihung bitten, daß er dem lieben Großpapa ungehorsam war und die Kräuter erst heut geschickt; ach, er hat den ganzen Nachmittag geweint, weil ihn der liebe Großpapa geschlagen; ach, ich bitte recht sehr für ihn um Verzeihung" — und dabei schmiegte sich das Weib an den Alten wie ein schmeichlendes Kind und strich ihm den Bart.

Er sagte nun zu ihr: „Ja, ja, ich weiß schon, wenn er etwas

angestellt hat, schickt er dich immer, Abbitte zu tun, du Schmeichelkatze, weil er weiß, daß ich dir, du närrische Wurzelgrete, nichts abschlagen kann; nu gehe nur hin und sage dem Vater, es solle alles gut sein; da, bring' ihm den Braten mit!" Und somit gab er ihr einen Trappen und einen Kuß; sie nahm den Vogel wie eine Puppe auf den Arm, küßte dem lieben Großpapa die Hand und ging singend ab.

Ich war ganz stumm von Verwunderung über diese Leute und stand dem Kauzenweitel gegenüber, der ganz ruhig die Kräuter betrachtete und dazu sang: „Was man doch mit seinen Kindern für tausenderlei Sorg' und Plage hat!" Dabei schlug er einen langen Triller wie eine Nachtigall, und als er fertig war, sagte er: „Was willst du?" — „Ach Gott", sagte ich, „ich möchte gern zum Grubenhansel; können mir der Herr Kauzenweitel nicht sagen, wo er wohnt?"

„Tölpel", erwiderte er, „ich werde doch wissen, wo mein Papa wohnt; übrigens ist es gut, daß Ihr dahin wollt, so könnt Ihr ihm die Kräuter mitnehmen, und ich brauche nicht selbst hinzulaufen. Der gute Mann fängt an und kömmt in die Jahre und hat immer etwas zu predigen; solchen Leuten kann man nichts recht machen; er hat mich erst gestern geschlagen, und drum habe ich den Kohlenjockel heut früh recht ausgeklopft; denn Kinderzucht muß sein in dieser argen Welt. Geht nur immer dem Pfad nach, hier habt Ihr die Kräuter, vermeldet ihm meinen gehorsamen Respekt!"

Als er dies gesagt, wendete er sich von mir und kletterte wie eine wilde Katze in ein paar Sprüngen den Baum hinauf, wozu er sang: „Ich bin erst hundert Jahre alt, unschuldig und nichts weiter."

Ich ging mit meinen Kräutern schnell fort, denn der Kauzenweitel machte mir angst und bang. Als ich eine halbe Stunde durch die bewachsenen Felsen durchgezogen war, rauschte mir ein kleiner Fluß entgegen, an dem sich der Weg verlor; ich wußte nun nicht mehr, wohin, auch getraute ich mich nicht durchzuwaden, weil das Wasser reißend und tief war. Die Sonne war bereits untergegangen, nur an den höchsten Baumgipfeln hing noch ein wenig Glanz, und es wurde sehr schaurig im

Wald; ich setzte mich nieder und holte ein Stück Brot aus der Tasche und gedachte schon, mein Nachtlager hier in der Wildnis zu halten. Das Rauschen des wilden Flusses zu meinen Füßen, die Ruhe und Einsamkeit erinnerten mich an den Rhein und an Ameley, und ich sang mir ein Abendlied:

„Weit bin ich einhergezogen
Über Berg und über Tal,
Und der treue Himmelsbogen,
Er umgibt mich überall.

„Unter Eichen, unter Buchen,
An dem wilden Wasserfall
Muß ich nun die Herberg' suchen
Bei der lieb' Frau Nachtigall,

„Die in brünst'gem Abendliede
Ihre Gäste wohl bedenkt,
Bis sich Schlaf und Traum und Friede
Auf die müde Seele senkt.

„Und ich hör' dieselben Klagen,
Und ich hör' dieselbe Lust,
Und ich fühl' das Herz mir schlagen
Hier wie dort in meiner Brust.

„Aus dem Fluß, der mir zu Füßen
Spielt mit freudigem Gebraus,
Mich dieselben Sterne grüßen,
Und so bin ich hier zu Haus.

„Echo, nimm dir recht zu Herzen
Und erlern' die Melodei
Meiner Freuden, meiner Schmerzen,
Ameleya, Ameley!
Blühet stolz, ihr Königskerzen,
Ameleya, Ameley!"

Als mir das Echo vom jenseitigen Ufer diese Worte immer entgegenrief, fand ich ein solches Vergnügen an der Wiederholung dieses Namens, daß ich ihn wohl eine halbe Stunde lang in süßer Träumerei bald leise aus tiefster Seele, bald laut aus voller Seele durch die Stille der Einsamkeit ertönen ließ, und mein Herz wuchs mir dabei in der Brust als wolle es sie zersprengen.

Nun stieg der volle Mond über den Bäumen herauf, und es war mir, als sei es das Antlitz meiner lieben Ameley, und meine Wirtin, die liebe Frau Nachtigall, begann von neuem süßer als je zu locken, und fest entschlossen, dem Mond so lang ins Auge zu schauen, bis ich entschlief und morgens erwachend ihn in die Sonne verwandelt sähe, sang ich, nun zwischen Mond und Sonne, diesen zwei leuchtenden Bergen, in die wundervolle Gruft der Träume niederzusteigen, folgende Strophen:

„Wunderinseln, sel'ge Augen,
Die ein liebes Antlitz sehn,
In dem Monde untertauchen,
In der Sonne auferstehn.

„Sonn' und Mond, ihr lichten Hügel,
Schließet ein die ird'sche Kluft,
Und das Leben senkt den Flügel
In des Traumes Zaubergruft,

„Wo die Tiefe sich entsiegelt
Und die Liebe frank und frei
In der ganzen Seele spiegelt
Ameleya, Ameley!"

Hierauf gab mir das Echo eine wunderliche Antwort, es sang nämlich:

„Heiapopeia, heiapopei,
Ei ja, ei ja, ei, ei, ei!
Welch ein einerlei Geschrei!"

Hierüber verwundert, sprang ich auf und sah auf dem jenseitigen Ufer einen langen alten Mann mit einem großen weißen Barte stehn, der ihm wie ein Wasserfall über die Brust herabwallte; er hatte einen Stock oder vielmehr einen ziemlichen jungen Baumstamm in der Hand, und da er mich erblickte, sagte er: „Liebster Freund und Gönner, du verführst ja einen gewaltigen Lärm mit deinem Wiegenliede; es kann ja weder Mensch noch Vieh vor deinem ewigen Heiapopeia schlafen; das währt ja schon eine geschlagene Stunde! Ich glaube, wenn man mir vor hundertzwanzig Jahren, da ich ein Kind war, dergleichen vorgesungen hätte, ich wäre noch nicht eingeschlafen.

Wer biſt du aber, und was ſuchſt du hier?" Da ſagte ich ihm, daß ich zum Grubenhanſel wollte und nicht über den Fluß könnte.

Auf dieſe Worte ging der Alte ſchnurſtracks durch das Waſſer auf mich zu, nahm mich wie ein leichtes Bündel unter ſeinem Arm und trug mich nicht nur durch das Waſſer zurück, ſondern auch ein gut Stück weiter bis vor ſeine Hütte, wo er mich mit den Worten niederſetzte: „Nun biſt du bei dem Grubenhanſel, und richte deinen Auftrag aus!"

Er führte mich bei der Hand in ſeine Wohnung, die in einem Felſenkeller beſtand, deſſen Wände mit den wunderbarſten Kriſtallen, Edelſteinen, Gold- und Silbererzſtufen ausgelegt waren, welche von der Beleuchtung einer Lampe ſo herrlich durcheinanderſchimmerten, daß einem das Herz lachte. Ich gab ihm die Kräuter des Kauzenveitels, wobei er ſehr auf dieſen zankte und ihn einen naſeweiſen, faulen Jungen nannte; ſodann gab ich ihm meinen Mühlknappenbrief und den Sack, worauf der ſchwarze Hans ſein Teſtament geſchrieben; und kaum hatte er dies geleſen, als er mich ſcharf anblickte und mich dann mit großem Ungeſtüm umarmte.

„Ach, Gott ſei Dank!" ſagte er, „ſo ſehe ich doch endlich ein Kind meines unglücklichen Ur-Ur-Urenkels bei menſchlichem Leibe; nun kann ich doch endlich hoffen, des langweiligen Lebens loszuwerden und einmal zu ſterben." Dabei lachte und weinte er und trocknete ſich die Tränen immer mit ſeinem Barte ab. „Ach, Gott!" ſagte ich, „Ihr wärt alſo mein Ur-Großältervater?" -- „Ja", erwiderte er, „und morgen ſollſt du meinen Vater ſehn; das iſt erſt ein reſpektabler Mann, gegen den bin ich nur ein junger Aufſchüßling zu nennen." - „Liebſtes Ahnherrchen", ſprach ich mit einiger Angſt, „wann hat es dann ein Ende? Wird der mir denn auch einen Vater zu zeigen haben?" — „Ach", erwiderte der Alte, „das kann er nicht, er iſt eine arme Waiſe ſeit ſeiner frühſten Jugend; aber jetzt mußt du ſchlafen gehn, und zwar in deiner Mühle, in deines Vaters Mühle, in meiner Mühle. Morgen früh hole ich dich; komme mit, es iſt kaum hundert Schritte von hier; ich war erſt vor ſechzig Jahren drin, und es wird noch alles in Ordnung ſein. Doch muß ich

dich bitten, alles so zu machen, wie es einem rechtschaffnen Mühlburschen zukömmt."

Ich war so erstaunt, daß ich, ohne ein Wort zu reden, mitging. Er führte mich einen steilen Weg hinab, und neben uns brauste der Strom. Da führte er mich durch einen Garten, in dem die ungeheuersten Eichen standen, in eine Mühle, die meines Vaters Mühle am Rhein wie zwei Tropfen Wasser glich, und hier sagte er mir gute Nacht und verließ mich. Da stand ich nun allein in einem wildfremden Hause; kein Licht hatte ich und sollte doch zu Bette gehn.

Nachdem ich ein paar Minuten stillegestanden, wurde mir es, als sei ich zu Hause am Rhein; ich ging links an den kleinen Schrank, wo dort das Feuerzeug stand, und siehe da, ich fand den Schrank, ich fand das Feuerzeug. Schnell schlug ich Licht und ging mit dem brennenden Schwefel nach der Stelle, wo am Rhein die Lampe an einem Pfeiler hing; ich fand den Pfeiler und die Lampe. Aber es war kein Öl drin; ich steckte daher einen Kienspan an, und wie das Licht um mich her leuchtete, sah ich alles, alles rings um mich, Treppen, Räder, Mühlbeutel, Türen und Hausrat, wie zu Haus; ja, der Mondschein fiel durch einen Spalt der Stubentüre auf den Hausflur wie zu Haus.

Ich eilte in die Stube selbst; da stand der Tisch, der Stuhl, das Bett wie zu Haus. Ich war wie in einem Traum und eilte nun noch hinaus auf den Mühlendamm, um zu sehen, ob denn auch der Rochusberg mir gegenüber stehe, und ob ich dann wirklich am Rhein seie. Alle kleinen Gänge und Stufen bis zu dem Damm waren dieselben. Gegen mir über war ein Berg mit einem hochgetürmten Schloß — es war aber nicht die Rochuskapelle; und vor mir breitete sich der weite Spiegel eines Sees aus — und es war der Rhein nicht; doch machte die Gegend mir einen ähnlichen Eindruck, nur stiller, einsamer, weiter und ernsthafter. Lange saß ich und sah in die grünen Wellen des Sees den Mond und die Sterne an, aber die Augen sanken mir, ich vergaß ganz, wo ich war, und ging in meine Stube zurück, betete und legte mich aufs Bett.

Ich hatte die Gewohnheit zu Haus, indem ich mich niederlegte, an der Klingel zu ziehen, um meine Mühlbursche zu er-

wecken, und so griff ich denn auch hier im Dunklen nach der bekannten Schelle, fand sie, klingelte und legte mich nieder. Kaum aber hatte ich wenige Minuten gelegen, so hörte ich ein verwirrtes Plaudern und Lärmen in der Mühle, das mich nicht wenig ängstigte. „Kunz, steh auf", schrie einer, „die Reihe ist an dir; füll' den Trichter auf!" — „Ei, Dietz", schrie der andere, „du hast verschlafen, du bist dran!" — „Martin, Martin, das ist ein dummer Spaß", rief ein andrer zornig, „das hast du getan, mich so in Haare einzuwicklen." Endlich schrie ein andrer: „Was ist das? Die Mühle steht ja still! Wartet, ihr Schelmen, wenn das Meister Radlof merkt!" Und so ward das Gespräch immer heftiger, und bald ward es ein lautes Getös und Schimpfen.

Ich geriet darüber in eine wunderliche Unruhe, weil ich geglaubt, die Mühle sei ganz unbewohnt; da ich nun endlich meinen Namen Meister Radlof hörte, ermannte ich mich, trat mit dem Licht an die Türe und rief heraus: „Nur die Räder sollen in der Mühle lärmen, die Knappen aber sein ehrbar und züchtig sein! Tretet alle herein und sagt mir euren Streit, damit ich Gerechtigkeit handhabe!"

Kaum hatte ich dieses gesprochen, als zwölf wunderbare alte Männer zu mir hereintraten; ich erstaunte aber kaum so sehr über dieselben, als sie selbst über einander und über mich, ja, sie waren vor Schrecken über die langen grauen Bärte, die sie hatten, und über ihre alte Gesichtszüge ganz außer sich und gerieten endlich in eine solche Angst, daß sie wie die Kinder weinten. Mit Mühe brachte ich es endlich dahin, daß einer von ihnen für alle die anderen folgendermaßen sprach:

„Liebster Meister, wir müssen wohl erschrocken sein, und wundert es mich, daß Ihr selbst nicht bestürzter erscheint. Seht uns an, wir sind durch Hexerei grau und alt geworden; gestern tanzten wir auf der Kirchweihe alle andren Burschen nieder, wir waren die letzten auf dem Platz, und alle Mägdlein gaben uns den Preis und banden uns die Bänder von ihren Mützen um die Hüte. Ach Gott, noch höre ich das Hackebrett zimpern und den Dudelsack summen, noch ist mir, als wenn der Tanzboden sich mit mir umdrehte, und nun, da wir durch Eure Klingel erweckt

wurden, finden wir uns alt, müd, verdorrt und verrunzelt und in unsere langen grauen Bärte verwickelt, und seht den Jammer nur an! Seht hier den Kirmskuchen, den wir gestern frisch mit nach Haus brachten, er ist so hart als unsre Mühlsteine; da erwachend jeder nach seinem Kuchen griff, bissen sich mehrere die alten Zähne aus, und einer schlug dem andern ein Loch mit dem Kuchen in den Kopf, weil jeder glaubte, der andere habe ihm einen Schabernack angetan. Ach, und Ihr selbst, Meister, seid so ganz ruhig, als sei nichts geschehen! Seht Euch doch einmal näher an! Ihr habt ja eine ganz wunderliche Tracht auf dem Leibe und habt die Haare zugestutzt, wie ich mein Tage nichts gesehen." Ich sagte ihm, daß dies bei mir zulande am Rhein die gewöhnliche Kleidung der Müller sei, daß sie aber im Gegenteil Jacken anhätten wie mein seliger Vater, als er vor vierzig Jahren an den Rhein gezogen. „Euer seliger Vater?" sagte der alte Knappe verwundert, „vor vierzig Jahren an den Rhein gezogen? Das ist wieder wunderbar gesprochen, Euer Vater ist ja frisch und gesund und hat gestern auf der Kirmse mitgetanzt; er war sein Lebtag nicht am Rhein, er ist noch nie von seiner Köhlerhütte weggekommen."

Nun ward mir endlich der Wirrwarr zu groß, und ich sagte, um sie loszuwerden: „Schweigt und tuet eure Pflicht, bringet die Mühle in Gang, der Tag wird alles erklären." Aber lange ward ich sie nicht los, sie stürzten schnell wieder herein und versicherten mich, der Teufel müsse sein Spiel mit der Mühle gehabt haben, denn es seien ganze dicke Bäume quer durch das Mühlrad von der entgegengesetzten Felswand durchgewachsen, und das Rad sei halb verfault.

Unter solchen Klagen und Verwirrungen brach der Tag an, die Schwalbe begann in dem Neste zu schwätzen, und ein frischer, kühler Wind strich über den See und kräuselte seine Wellen, und wie es heller ward, begrüßten die alten Mühlknappen alles um sich herum mit neuem Erstaunen. Der eine sah das Korn aus dem Mühltrichter herausgewachsen, der andere sah ein Loch im Dach, die Säcke waren vermodert und geplatzt; der Wind, der durch die verfallene Mühle gestrichen war, hatte die Körner durch die ganze Gegend geweht, und rings um

die Mühle standen dichte Ährenfelder. Vor allem aber ward ihr Schrecken groß, als sie statt der beiden wachsamen Hunde vor der Mühle zwei weiße, von Regen und Sonne gebleichte Gerippe in den Hütten an Ketten liegen sahen. Da fühlten sie zuerst tiefer, daß es seit gestern wohl lange her sein müßte, und als sie in den Stall kamen und die sechs Esel des Müllers auch nichts mehr waren als Gerippe, durch deren Rippen Distelstöcke, die sie sonst gefressen, frei durchwuchsen, brachen sie in ein lautes Jammern aus.

Als ich so ihren seltsamen Klagen zuhörte, sah ich den Grubenhansel herankommen und hoffte, daß er diese närr'schen alten Knappen zur Ruhe bringen würde. Als sie ihn erblickten, schrien sie alle: „Ach, Urgroßväterchen, was habt Ihr gealtert seit gestern!" Er aber hieß sie schweigen, grüßte mich freundlich und bezeugte mir eine große Freude, daß ich meinem Vater so ähnlich sei; hierauf wollte er gleich mit mir fort, um mich zu seinem Vater zu bringen, die Knappen aber wollten ihn nicht loslassen und drangen drauf, er müsse ihnen sagen, wie sie zu den Bärten gekommen, und wie sie so alt geworden.

„Meine lieben Kinder", sagte er, „seit vierzig Jahren ist keine Seele in der Mühle gewesen, und ihr habt einen guten Schlaf gehabt; der Jüngling, der hier vor euch steht, ist euer Meister Radlof nicht, es ist dessen Sohn, den er am Rhein erzeugt, und der seit gestern diese Mühle erst betreten. Vor vierzig Jahren ist Meister Radlof hier von der Mühle verschwunden, und ihr habt wegen naseweiser Reden, die ihr auf der Kirchweih geführt, bis heut geschlafen."

„Was wir geredet, muß der Wirt noch wissen", sprach der eine, „wir waren alle bei Verstand, da wir es sagten. Wir haben nichts gesagt, was wir nicht verantworten könnten, nichts, worüber man einen vierzig Jahre lang ums liebe Leben bestiehlt." — „Was haben wir gesagt, das nicht recht wäre?" schrie ein anderer. „Um das, was wir gesagt, laß ich mir kein grau Haar wachsen, viel weniger einen grauen Bart, wie wir ihn alle haben." — „Jawohl!" schrien sie alle durcheinander und machten ein ungeschickt Geschrei und sagten, sie wollten hin und dem Wirt, der sie gewiß verschwätzt habe, die Fenster einschlagen.

„Geht hin", sprach der Grubenhansel, „ihr werdet euch verwundern; doch wenn ihr unterwegs die schöne Bäuerin wieder begegnet, die vor vierzig Jahren oder gestern, wie ihr meint, die Erdbeeren in dem Walde suchte und eurem Meister in die Mühle trug, so seid gewarnt, nicht wieder schlechte Reden zu führen!"

„Aha, die ist es also, die uns eingewiegt", sprach einer der Keckſten unter ihnen; „so war sie doch eine Hexe und hat den Herrn ins Unglück gebracht. Als wir sie sahn, saß sie in einem Bache; es war am Sonnabend, ich hörte in dem Schilf was rauschen; ich dachte, da es Abend war, vielleicht ein wildes Entennest da auszuheben, und schlich heran. Da merkte ich im Mondenschein zwischen dem grünen Schilf die hübsche Jungfer sich im Bad erkühlen, und von der Brust hinab war sie ein —"

Kaum hatte er so weit gesprochen, als die Sonne sich verfinsterte, eine Wolke von schwarzen Staren senkte sich über die Knappen nieder und schrien und hackten dermaßen auf sie ein, daß sie sich gar nicht erwehren konnten und mit großem Angstgeschrei in die Mühle flohen und die Türen zumachten; aber die Staren stürzten von allen Seiten durch die Öffnungen der zerfallnen Mühle ihnen nach und quälten sie so, daß ihr Lamentieren mich rührte und ich den Grubenhansel bat, ihnen zu helfen. „Ei", sagte dieser, „ich kann den Staren nicht gebieten; aber du selbst kannst sie wohl zur Ruhe bringen, hast du doch den Käficht, worin der schwarze Hans gelebt, und seine Gebeine bei dir; fodere sie laut auf zum Leichenbegängnisse!" Da trat ich auf einen Mühlstein und rief mit lauter Stimme:

„Ihr schwarzen tapfern Kriegsgesellen,
Ich bitte, den Kampf jetzt einzustellen;
Du schwarz gefiedertes Gewitter,
Hör' an den rheinischen Leichenbitter!
Ich komme, um euch einzuladen
Zur Totenfeier Ihro Gnaden,
Des Starenberger schwarzen Hans,
Der mit dem Mute eines Manns
Aus treuer Lieb' vor wenig Wochen
Das Herz am Rhein sich abgestochen;
Im Käficht, den ich bei mir trage,
Durchlebt' er seine letzten Tage.

Seht hier, in diesem Schächtelein
Trag' ich sein edeles Gebein.
Laßt ab vom Kampf, es ist genug,
Und folgt mit mir dem Leichenzug!"

Kaum hatte ich diese Worte laut und vernehmlich ausgesprochen, als unter den Staren ein wehklagendes Geschrei entstand, als ob sie sich untereinander den betrübten Todesfall erzählten, und sodann sammelte sich der ganze Schwarm, hob sich in die Höhe, schwankte einmal mit dem Klageschrei durch die umliegende Gegend und kam wohl noch einmal so groß zurück, und soeben wollte er über meinem Haupte niedersinken, was mir bei aller ihrer guten Meinung doch bange machte. Aber der alte Kauzenveitel und der Kohlenjockel kamen den Berg herunter zu uns, und die Staren blieben vor dem Kauzenveitel in einer ehrerbietigen Entfernung.

Der Grubenhansel zankte seinen Sohn, den Kauzenveitel, daß er so spät gekommen sei, und dieser zankte wieder seinen Sohn, den Kohlenjockel, daß er ihn so lange habe warten lassen. Hierauf stellte mich der Grubenhansel dem Veitel als Urenkel, dem Jockel als Enkel vor und erzählte ihnen, warum ich hier sei, bat sie auch beide, dem Leichenbegängnisse des schwarzen Hans zu folgen. „Wer ist dann dieser schwarze Hans gewesen", sagte Kauzenveitel, „daß so viel Lärmens um ihn ist?" — „Ein Star", sagte der Grubenhansel mit solchem Nachdruck, daß der naseneise Kauzenveitel sich nicht weiter zu fragen getraute.

Hierauf ordnete der Grubenhansel den Leichenzug an. Die zwölf alten Mühlknappen mußten herauskommen und taten es mit großer Angst vor den Staren. Der Grubenhansel aber beruhigte sie und gab ihnen Befehl, sogleich das Boot, welches bei der Mühle lag, mit dunklen Tannenzweigen zu schmücken und sich selbst zwölf junge Stämme als Ruder abzuhauen. Sie griffen rasch zu, und während der halben Stunde, die sie damit zubrachten, suchten wir das ganze Leichenbegängnis zu ordnen.

Zuerst zog ein Schwarm Stare, jeder mit einem Tannenzweiglein im Schnabel. Hierauf folgte ich mit einer jungen Tanne, woran der Mehlsack mit dem Testamente des Hanses als eine Fahne befestigt war. Hierauf folgte wieder ein Schwarm

Stare, jeder mit einer reifen Kornähre im Schnabel, und hierauf folgte der Grubenhansel, der auf seinem langen Bart, den er wie ein silbernes Kissen zusammengelegt hatte, das Schächtlein mit den Gebeinen des Verewigten trug, und auf seinen Schultern saßen zwei Stare, deren einer ein Myrten-, der andere ein Lorbeerzweiglein im Schnabel hatte. Hinter ihm kam wieder ein Schwarm Stare, welche Thymian und Rosmarin und allerlei Würzkräuter trugen; dann folgte der Kauzenveitel mit dem Käficht, der offen stand, und in welchem ein Star, den Kopf unter den Flügel steckend, als ein Bild des Todes saß. Hierauf folgte wieder ein Schwarm Stare, jeder mit einem Wacholderästchen, und nun kam der Kohlenjockel; er trug das Freßtröglein des Hans, ein alter Star saß darauf und hatte den Siegelring im Schnabel. Den ganzen Zug aber beschlossen nun die noch übrigen Staren, die überhaupt in so ungeheurer Menge den Zug umgaben, daß dadurch alles schwarz und traurend aussah. Anfangs wollten die Staren alle zu Fuß gehen, es ging aber zu langsam von der Stelle; sie mußten also an ihrer bestimmten Stelle fliegen.

Da nun die alten Knappen den Kahn bereitet hatten, begaben wir uns hierein; die leidtragenden Vögel umgaben uns teils, teils saßen sie auf der Tannenlaube des Schiffes, und wer das Schiff vom Lande gesehen, mußte es wohl für einen lebendigen Trauerwagen halten, so war es in die Trauerfarbe gehüllt; auch machten die Staren mit ihrem Flügelschlag einen solchen Wind, daß das Schiff mit vollen Segeln den breiten See durchschnitt.

Als wir in der Mitte des Sees waren, stieg eine dunkle Wolke über dem entgegengesetzten Schloßberge auf, welche sich donnernd über den Himmel verbreitete; zugleich begann sich der See zu bewegen und immer heftigere Wellen zu schlagen; umsonst bemühten sich die zwölf alten Knappen, mit angestrengtem Rudern das Boot noch hinüberzuführen, der Gegenwind hielt uns immer zurück.

Da es zu regnen begann, so steckte ich das Schächtelchen mit den Gebeinen des schwarzen Hanses und seinen Käficht und Siegelring in den Testamentsack und dachte in der drohenden

Todesgefahr ununterbrochen an die liebe Ameley, und meine Trauer war, daß, wenn ich ertrinken sollte, es nicht am Rhein sei, daß ich nicht in ihrer Nähe umkommen sollte. Währenddem schwankte unser Schiff immer heftiger, und die Staren, das Wetter scheuend, stiegen mit lautem Geschrei in die Höhe und stürzten durch die noch schwärzere Luft nach dem Ufer.

Wir waren in diesem Augenblicke einigen Felsen sehr nah, zwischen welchen der See einen heftigen Wirbel bildet, und indem die rudernden Knappen von demselben mit Gewalt ablenken wollten, schrien sie laut auf: „Ei, sieh da, da ist die schöne Hexe wieder, die uns so lange schlafen gemacht!“ Ich wendete meine Augen nach dem Fels, da sah ich eine wunderschöne junge Frau sitzen, ganz schwarz ihr Röcklein, weiß ihr Schleier, blond ihre Haare, und in tiefster Trauer; sie weinte heftig und kämmte ihre langen Haare. Die Knappen aber hörten nicht auf, sie zu verhöhnen; da ward der Sturm immer wilder; das Schiff ward mitten in den Strudel geworfen und begann sich wie eine Spindel zu drehen. Der Hansel, der Veitel und der Jockel waren bis jetzt ganz ruhig gewesen; nun aber, da sich das Schiff so drehte, wurden sie aus der Maßen vergnügt und sangen folgenden Reim:

„Lustig, lustig, rundum herum
Geht das Schifflein quer und krumm,
Donner, lieber Donner, brumm',
Sonst war alles stumm und dumm.

„Lange haben wir gegessen,
Kraut und Wurzeln viel gefressen,
Neue Jahre ausgemessen,
Alte Jahre viel vergessen.

„Frühling, Sommer, Herbst und Winter,
Kindes-, Kindes-, Kindeskinder
Kamen alle Jahr' geschwinder,
Wurden dennoch niemals minder.

„Lustig, lustig, rundum herum,
Donner, lieber Donner, brumm',
Welle, wirf das Schifflein um,
Daß uns geht die Zeit herum.“

Auf einmal tat es einen Schlag, ich hielt meinen Sack mit beiden Händen fest, und das ganze Boot wurde von dem Strudel hinabgeschlungen.

---

**Wie Frau Lureley mit ihren sieben Töchterlein ihn zu seinem Urvater, dem Mondenschäfer Damon, führt, und wie dieser nebst den andern Altvätern begraben wird. Wie er seine Mutter findet und die Rückreise antritt.**

Als ich hinabgesunken, stand ich in einer grünen Laube, von Wasserbinsen geflochten; die vier Pfähle, worauf sie ruhte, waren vier Korallenbäume; ringsherum standen sieben Wasserlilien, und auf jeder saß eine sehr traurige Jungfrau; in der Mitte aber war dasselbe holdselige Weib, das ich auf dem Felsen gesehen hatte, als unser Boot unterging. Ich war in ihrem Anblick ganz verloren, sie aber schien mich nicht zu bemerken und sang also:

Frau Lureley.

Es fahren die Lebenden über den See,
Sie bringen den Toten nach Haus;
Es hebt sich ein Wetter am Berg in die Höh',
Der Wind macht die Wellen so kraus.
Töchterlein, Töchterlein Herzeleid,
Was hast du gesponnen so lange Zeit?

Herzeleid.

Ich habe gesponnen manch Kissen reich
Von Gold und Seide und Samt,
Drauf liegt des Helden Haupt gar weich,
Dem dieses Haus entstammt —

Frau Lureley.

Töchterlein, Töchterlein Liebesleid,
Was hast du gesponnen so lange Zeit?

Liebesleid.

Ich habe gesponnen drei Särge breit,
Drei Särge von Elfenbein;
Sie stehen und harren schon lange Zeit —
Drei Greise steigen hinein —

Frau Lureley.

Töchterlein, Töchterlein Liebeseid,
Was hast du gesponnen so lange Zeit?

Liebeseid.

Ich habe gesponnen von Gold so rot
Ein Herz im dunklen Haus;
Der treu gestorben den Liebestod,
5 Des Beinlein füllen es aus.

Frau Lureley.

Töchterlein, Töchterlein Liebesneid,
Was hast du gesponnen so lange Zeit?

Liebesneid.

10 Ich habe gesponnen zwölf Mühlstein' rund,
Zwölf Mühlstein' im dunklen Haus;
Die wider die Liebe geschworen den Bund,
Zwölf Knappen füllen sie aus.

Frau Lureley.

15 Töchterlein, Töchterlein Liebesfreud,
Was hast du gesponnen so lange Zeit?

Liebesfreud.

Ich habe gesponnen den Perlenkranz,
Gesponnen den Perlenstrauß;
20 Der schmücket die holde Braut zum Tanz,
Der schmücket die Liebste zu Haus.

Frau Lureley.

Töchterlein, Töchterlein Reu und Leid,
Was hast du gesponnen so lange Zeit?

25 Reu und Leid.

Ich habe gesponnen die goldne Kron',
Die Krone im dunklen Haus,
Die reichet dem Vater zu Dank der Sohn
Und ziehet den Pelzrock ihm aus.

30 Frau Lureley.

Töchterlein, Töchterlein Mildigkeit,
Was hast du gesponnen so lange Zeit?

Mildigkeit.

Ich habe gesponnen drei Krönelein,
35 Drei Krönelein im dunklen Haus,
Zu schmücken die artigen Söhnelein,
Goldfischlein und weiße Maus.

Als sie so gesungen hatten, stand die schöne blonde Frau auf und sprach zu mir: „Mein lieber Radlof, komm!“ Und da nahm sie mich mit einer überaus holdseligen Miene an der Hand und führte mich durch die Wellen, die wie zwei Mauren von Kristall fest neben uns hinliefen. 5

Vor uns aber ging erst Herzeleid mit ihrem schöngestickten Samtkissen, dann Liebesleid, neben der die drei Elfenbeinsärge herschwammen; ihr folgte Liebeseid mit einer goldnen herzförmigen Kapsel, Reu und Leid mit einer goldnen Krone, Mildigkeit mit drei kleinen Kronen, Liebesfreud mit Perlenkranz und Perlen- 10 strauß; dann ging ich an der Hand des lieben blonden Wasserfräuleins, und hinter uns ging Liebesneid mit einer Rute und trieb die zwölf Mühlsteine wie eine Herde Schafe vor sich her.

Bald kamen wir an einen Fels, der sich auftat, und nun stiegen wir viele Treppen hinan, bis wir in einem gewölbten 15 Saal ankamen. Da stand ein großer Tisch von gewachsenem Erz, und oben an dem Tisch saß ein uralter Mann. Er stützte sein bleiches Angesicht auf seine zwei Hände, seine Ellenbogen ruhten auf dem Tisch, sein silberweißer Bart war durch den Tisch durchgewachsen und glänzte wie Alabaster, seine Augen- 20 brauen waren auch sehr lang, und seine Augen sahen unter ihnen durch eine große, blitzende Brille wie zwei traurige Gefangene hervor. Er hatte einen Schäferrock an von dem zartesten Lammfell, einen breiten goldgelben Schäferhut auf, auf dem die Fürstenkrone befestigt war, und um seinen Nacken hing 25 ein Lamm, dessen Beine über seiner Brust zusammengebunden waren. In seinem Arm lehnte ein hoher weißer Schäferstab; an seiner Seite hing ein Dudelsack von einem schwarzen Bocksfell. Neben ihm saß ein zottiger Schäferhund mit einer Laterne im Maul. Er war ganz still und schien mit offnen Augen zu 30 schlafen. Zu seiner Rechten saß der Grubenhansel in seinem Knappenhabit, dann saß der Kauzenveitel in seinem Eulenwams und dann der Kohlenjockel in seiner Kohlenjacke, alle in derselben Stellung, alle ganz still. Die zwölf Knappen aber saßen ringsum auf der Erde, mit dem Rücken an die Wand gelehnt. 35

Erstaunt über diesen Anblick, wollte ich fragen, ob dieser alte wunderbare Schäfer mein ältester Ahnherr sei, und ob alle meine

andern Urväter hier tot seien oder nur schliefen. Aber die liebe blonde Frau Lureley hielt mir den Mund zu und winkte mir mit dem Finger, zu schweigen. Hierauf begann sie mit einer hellen Silberstimme zu singen:

„Heil dem, der die Zeit erfüllet,
Der die ewigen Maße mißt
Und die Pein mit Schlaf umhüllet,
Wenn die Schuld versöhnet ist!

„Damon, der den Fluch gewecket,
Blicke auf und schlafe ein;
Auf die Kissen ausgestrecket
Bettet dich Frau Mondenschein.

„Hans, der treulos auch mißtrauet,
Blicke auf und schlafe ein;
Dir ward auch ein Sarg gebauet,
Dich begräbt Frau Edelstein.

„Veit, dein Trug kam an die Sonne,
Blicke auf und schlafe ein;
Dir ward auch ein Sarg gesponnen,
Dich begräbt Frau Federschein.

„Jockel, der nicht Wort gehalten,
Blicke auf und schlafe ein;
Dich legt wie die andern Alten
In den Sarg Frau Feuerschein."

Während diesem Liede ging Frau Lureley an dem Tische umher und stieß die vier Alten an. Da erwachten sie, sahen sich einander und die Frau Lureley und mich gar innerlich und freudenselig an und lächelten und weinten und nickten mir freundlich und küßten mich der Reihe nach auf die Stirne, und auch ich mußte heftig weinen. Dann sang aber Frau Lureley wieder, und alle sangen mit:

„Heil dem, der die Zeit erfüllet,
Der die ewigen Maße mißt
Und die Pein mit Schlaf umhüllet,
Wenn die Schuld versöhnet ist!"

Und unter diesem Gesang schliefen die vier wunderbaren Greise einer nach dem andern wieder ein und sanken mit ihren

Häuptern auf den Tisch nieder. Nun tat sich hinter ihren vier Seßlen die Felsenwand in vier Türen auf, und vier schöne, wunderbare Frauen, jede mit einem Gefolge von seltsamen Jungfrauen, traten herein. Hinter dem Stuhle des Urahngroßvaters Damon trat eine schlanke Frau mit schneeblonden Haaren auf; sie hatte einen schneeweißen Schleier an, der sie ganz bedeckte bis auf ihre silbernen Schuhe, ihr Angesicht glänzte wie der Mond, und um die Stirne hatte sie einen Kranz von weißen Nachtviolen, mit einer Menge von Johanneskäfern besetzt; sie ging auf meine Führerin zu, und sie grüßten einander folgendermaßen:

Frau Mondenschein.

Grüß' dich Gott, Frau Lureley fein,
Mit deinen sieben Töchterlein!
Ich möchte gern wissen,
Ob fertig die samtenen Küssen?

Ihr antwortete

Frau Lureley.

Schön Dank, schön Dank, Frau Mondenschein,
Mit deinen sieben Jungfräulein:
Mit Palmenkätzchen und Spinnenseil,
Mit Blumenfädchen und Schneckenpfeil,
Mit Mottenflügel, Johanneslicht,
Altweibersommer vergess' ich nicht!
Die Sammetkissen sind bereit
Von meinem Töchterlein Herzeleid.

Hierauf nahm Frau Mondenschein mit ihren Mägdlein die samtnen Kissen. Sie schnitt dem alten Mondschäfer den Bart mit einer silbernen Schere von dem Tische ab, und sie legten dann den alten Herrn auf die Kissen und trugen ihn stille ihrer Türe hinaus.

Nun nahte sich die Frau, die hinter dem Grubenhansel stand, meiner Führerin. Sie war auch sehr schön, aber doch eines ernsthafteren Anblicks als Frau Mondenschein; ihre Haut war schneeweiß, ihre Haare schön goldfarben; ihre Augen schillerten ins Grüne; Mund und Wange war lichtrot; groß war sie nicht, aber ungemein rüstig und fest in ihren Bewegungen; auch trug sie eine Schürze von Goldstoff und einen Brustharnisch

von geschlagenem Gold, mit Edelsteinen besetzt; ihr Kopf aber schimmerte von tausendfarbigen Edelsteinen. Sie nahte sich mit ihren sieben Begleiterinnen der Frau Lureley und sprach:

Frau Edelstein.

Grüß' dich Gott, Frau Lureley fein,
Mit deinen sieben Töchterlein!
Ich möchte gern berichtet sein,
Ob fertig der Sarg von Elfenbein?

Da antwortete ihr

Frau Lureley.

Schön Dank, schön Dank, Frau Edelstein,
Mit deinen sieben Erdfräulein
Zinnober, Naphtha und Asbest,
Quecksilber, die keine Ruhe läßt,
Spießglanz und auch Marienglas,
Kobold, die lacht ohn' Unterlaß!
Nimm hin den Sarg, er steht bereit
Bei meiner Tochter Liebesleid!

Nun nahm Frau Edelstein einen von den drei Särgen, die bei der Jungfer Liebesleid standen, und legte dann mit Hülfe ihrer sieben Mägdlein den Grubenhansel hinein, worauf sie mit demselben durch die Türe hinwegzogen.

Die Frau, welche hinter dem Kauzenveitel stand, hatte schöne braune Locken und blaue, lustige Augen. Ihr ganzes Wesen war fröhlich und leicht und sanft und heftig zugleich. Sie hatte einen Mantel von lauter Pfauenfedern an und in jedem Ohre einen Kolibri hängen; auf dem Kopfe trug sie einen roten Kranz von Vogelbeeren, der, von glänzenden Federn umsteckt, eine Krone bildete. Sie sprach zu Frau Lureley:

Frau Phönix Federschein.

Grüß' dich Gott, Frau Lureley fein,
Mit deinen sieben Töchterlein!
Ich hätte gern von dir Bescheid,
Ob mir auch ward ein Sarg bereit.

Da antwortete ihr

Frau Lureley.

Schön Dank, schön Dank, Frau Federschein,
Mit deinen sieben Luftfräulein:

Mit Pfauenauges Farbenblitz,
Mit Reiherbusch und Schwalbenwitz,
Mit Turtel, Flämmchen, Nachtigall
Und Schwanenliedes Trauerschall!
Nimm dir den Sarg, er steht bereit
Bei meiner Tochter Liebesleid!

Frau Phönix Federschein empfing nun den zweiten elfenbeinernen Sarg von Jungfer Liebesleid, legte mit ihren Luftfräulein den alten Kauzenveitel hinein, und sie zogen mit ihm zu ihrer Türe hinaus.

Nun war nur noch die Frau hinter Kohlenjockels Sitz übrig, aber sie füllte mit ihrem Gefolge doch die ganze Stube aus; denn sie waren meistens von einer sehr lebendigen Art und konnten mit Geräusch und Hin- und Herzucken gar nicht zur Ruhe kommen. Sie hatte hochrote Locken, die ihr wie Flammen um das bewegliche Köpfchen spielten. Ihr Antlitz glänzte wie eine Sonne, und blaue Adern schossen wie Schlangen unter ihrer weißen Haut hin und her, und war sie so hastig und lebendig, daß man ihr das Herz unter ihrem Röcklein von Asbest hüpfen sah. Sie stürzte auf Frau Lureley zu und sprach:

Frau Feuerschein.

Grüß' dich Gott, Frau Lureley fein,
Mit deinen sieben Töchterlein!
Nun sag' mir gleich, sag' mir geschwind,
Wo ich den Sarg bereitet find'!

Da antwortete ihr

Frau Lureley.

Schön Dank, schön Dank, Frau Feuerschein,
Mit deinen sieben Glutfräulein:
Mit Flämmlein und mit Fünklein klein,
Mit Lichterloh und Ascherlein,
Mit Hitzenblitz und Rußerauch
Und Fräulein Kohlenschwärzel auch!
Der dritte Sarg steht dir bereit
Bei meiner Tochter Liebesleid.

Da fuhr Frau Feuerschein mit ihrem Gefolge schnell auf den Sarg los. Sie faßten den alten Kohlenjockel und legten ihn hinein und eilten mit ihm ihrer Türe hinaus.

„Diese alten Herrn haben nun alle ihre Ruhe", sagte Frau Lureley, „und nun muß ich den zwölf frechen Mühlknappen, die mich so oft verhöhnet und verraten haben, auch ihren Lohn geben." Da befahl sie ihrem Töchterlein Liebesneid, welche die zwölf Mühlsteine bereitet, sie solle vor jeden dieser Knappen einen der Steine hinwälzen. Liebesneid trieb die Steine vor sich her, und vor jedem Knappen blieb einer stehn. Da sprach Frau Lureley:

„Soviel Narren, soviel Kappen;
Auf, ihr alten frechen Knappen,
Fahret durch die breiten Kragen,
Die ihr sollt wie Ratsherrn tragen,
Setzt euch um den Tisch herum,
Sinnt und denkt und bleibet stumm!"

Nach diesen Worten fuhren die zwölf Knappen mit ihren Köpfen durch die Löcher der Mühlsteine durch und setzten sich wie zwölf Ratsherren mit breiten Kragen um den Tisch ganz stockstill herum, als hätten sie eine große Sorgenlast auf den Schultern. Nun zog Frau Lureley mit mir und ihren sieben Töchterlein durch die Türe hinweg, durch welche Frau Mondenschein gegangen war.

Wir traten in eine schöne Kirche von wunderbarer künstlicher Bauart; sie bestand aus fünf Kapellen, die in der Gestalt eines Kreuzes aneinandergebaut waren; die mittelste war höher, und aus ihr überschaute man die vier andern. Die Kapelle in der Mitte war ganz dunkelblau und mit einem Schimmer von Mondenschein durchgossen; denn die Kuppel von blauem Glas war von einem vollen Monde und vielen Sternen erleuchtet. Ihr Boden war mit lebendigen Blumen besäet und schien ein zarter Rasen zu sein. Lämmer von Alabaster lagen um einen marmornen Sprudelquell, der zu den Füßen eines künstlichen Felsens, von Blumen umwachsen, murmelte; in diesem Felsen aber lag in einer Höhle der Leib des Mondenschäfers auf den Samtkissen, die mit Thymian und Würzkräutern ausgefüllt waren, und man konnte den alten Herrn sehr wohl durch einige Kristallscheiben, die vor der Höhle angebracht waren, betrachten. Auf dem Felsen aber ruhte ein Schäfer von Marmor; er hatte

eine Flöte und einen Hund neben sich und schien über dem Gemurmel der Quelle in angenehmen Träumen entschlummert. Über dem Eingang dieser Kapelle aber standen folgende Worte:

Hier ruhet Damon, der gute Hirt, der erste
Fürst von Starenberg, er verlangt nichts
mehr zu wissen.

Die Kapelle gegen Mitternacht war ganz finster, und die Wände und die Kuppel war mit unzähligen Erzstufen, Edelsteinen und Mineralien bedeckt, und der goldne Sarg, worin der Grubenhansel lag, stand unter einem Gebäude von Kristallen, auf denen ein Bergknappe saß von gediegenem Gold, der mit einem silbernen Grubenlicht auf dem Kopfe einen wunderbar zauberischen Schimmer über die funklenden Wände warf. Über dem Eingang dieser Kapelle standen die Worte:

Hier ruhet Hans, der emsige Bergmann,
zweiter Fürst von Starenberg, er verlanget
nichts mehr zu wissen.

Hier traten wir in die Kapelle gegen Morgen; sie war ganz wie eine große Laube von Marmor in durchbrochener Arbeit, und die Räume zwischen den Zweigen und Blättern waren mit durchsichtigen roten und safranfarbigen Edelsteinen ausgefüllt. Von außen aber war die Kapelle mit unzähligen Rankengewächsen umzogen, und man glaubte, wenn man in der Mitte stand, in einer von der Morgenröte durchschimmerten Laube zu stehn. In der Mitte der Kapelle stand in einem goldnen Käficht von der schönsten Arbeit der Sarg, in welchem man den Leichnam des Kauzenveitels in seiner Vogelstellertracht ruhen sah. Über dem Käficht aber erhob sich ein silberner Baum mit goldnen Blättern und Vogelbeertrauben von Rubin. Mitten in diesem Baume saß ein Jüngling von Alabaster, mit einer Eule auf der Hand, und alle Zweige des Baumes waren mit den schönsten künstlichen Vögeln bedeckt, die aus mancherlei Federn und Edelsteinen bunt zusammengesetzt waren. Über dem Eingang der Kapelle aber stand:

Hier ruhet Veit, der Vogler, dritter Fürst
von Starenberg, er begehret nichts mehr
zu wissen.

Hierauf betraten wir die Kapelle gegen Mittag; sie war aus glänzenden Schlacken erbaut und mit mancherlei Schmelzwerk ausgeziert; ihre Kuppel bestand aus feuerfarbigem Glase, durch das die Sonne in wunderbarem Glanze hereinstrahlte; in der Mitte stand der Sarg des Kohlenjockels, von goldenen Flammen umgeben, und über ihm stand ein Jüngling von Erz, der in den Händen ein Becken voll lebendigen Feuers trug. Über dem Eingang standen die Worte:

Hier ruhet Jakob, der Köhler, der vierte
Fürst von Starenberg, er verlangt nichts
mehr zu wissen.

Alle diese Kapellen war ich an der Seite der schönen Frau Lureley durchwandelt, und nun traten wir in die letzte gegen Abend; sie war von weißem Marmor und ruhte auf goldnen Säulen, welche Garben vorstellten; in der Mitte durchfloß sie ein lustiger Quell, der ein silbernes Mühlrad trieb, das, mit harmonischen Schellen behängt, ein liebliches Getön hervorbrachte; sonst war noch kein Sarg hier und kein anderes Bild, auch keine Inschrift stand über dem Eingang. Als die blonde Frau hereintrat, ward sie sehr traurig und weinte und sagte zu mir: „Radlof, gib mir die Gebeine des schwarzen Hans!“ Ich gab sie ihr, sie benetzte sie mit ihren Tränen, legte sie in die goldne herzförmige Kapsel, die ihr Mägdlein Liebesleid gesponnen hatte, und hängte sie über dem Rade an einer silbernen Kette auf, die von der Decke herabhing. In dem Augenblick stürzte ein ungeheurer Schwarm von Staren mit durchdringendem Geschrei durch die offne Kuppel der Kapelle, und Lureley sprach zu ihnen:

„Die Tage der Rache sind zu Ende, ihr treuen Diener eures unglücklichen Herrn; gehet auf den Hof des Schlosses, ich will euch seinen frommen Sohn vorstellen!“

Nach diesen Worten hoben sich die Stare von dannen, und sie sprach zu mir: „Mein teurer Radlof, erschrecke nicht über das,

was ich dir sagen werde, unterbrich auch nicht meine Rede mit Worten und Fragen und Ausrufungen! Sobald du redest, muß ich dich verlassen, und du zerbrichst ein Werk, was dich und mich beglücket; reiche mir deine Hand, umarme mich! Komme an mein Herz, ich bin deine Mutter!" Hier schloß sie mich in ihre Arme; Schauer und Entzücken nahmen mir die Sinne, aber sie benetzte mein Antlitz mit dem Quell, und mir ward unendlich wohl — dann fuhr sie fort:

„Der schwarze Hans, den wir hier begraben haben, ist dein Bruder. Hier diese Kapelle ist die Grabstätte deines Vaters; noch ruht er nicht hier, noch lebt er, du wirst ihn noch einmal umarmen. Noch mehr Geschwister hast du, du sollst sie alle sehen. In wenig Stunden muß ich dich verlassen; drum bleibt mir nicht die Zeit, dir alles zu erklären, was dich heute mit Erstaunen erfüllt, aber bald sehe ich dich wieder, und du lernest mich kennen. Jetzt folge mir, daß ich dich deinen Untertanen vorstelle, die dich erwarten!"

Stumm und erschüttert, mehr durch ihre Erzählung als durch ihr Gebot, zu schweigen, folgte ich ihr in der Begleitung ihrer sieben Jungfrauen. Wir gingen aus der Kirche hinaus; auf schönen, reinen Treppen stiegen wir zu heiteren Terrassen, mit mancherlei Bildsäulen und schönen Gefäßen, aus denen Wasser sprudelte, geschmückt. So gelangten wir durch geräumige Vorsäle in prächtig geschmückte Gemächer, die, bequem und vornehm aneinandergereiht, auf bunten Teppichen durchwandelt wurden, bis sie auf einer großen Marmorgalerie wieder zutage liefen. Von diesem Standpunkte übersah man den grünen Spiegel des Sees und das jenseitige Waldgebirge, das sozusagen erst die Folge dieser Säle beschloß; aber, hinausgetreten, auf dem Balkon, erblickte ich den Hof des Schlosses und die ihn umgebenden Gartenterrassen mit einer Menge von Menschen bedeckt die, mit Hüten und Tüchern wehend, einem freudig stürmenden, jauchzenden Meere glichen, das mit tausend Wogen des Jubels an mein bestürztes Herz schlug und immer „Heil, Heil unserm Fürstensohn, Heil, Heil seiner Mutter!" rief.

Die liebe blonde Mutter aber sprach zu mir: „Sage, mein Sohn, an wen gedenkest du jetzt, du, der kummervoll und arm

war und jetzt mit allem weltlichen Entzücken berauscht ist?" Da sprach ich: „Daß der Vater lebet, ist mir lieb; daß ich meine Mutter sehe, ist mir süß; aber ich wollte, ich wäre am Rhein, und das Schloß wäre meine Mühle, und dieses Volk wäre der Rhein, und meine Ameleya wäre in seinen Wellen, ich stürzte hinein, trüge sie in meinem Arm auf die Wiese ans Ufer und sähe in ihre holdseligen Augen; ach, das wäre süßer als alles."

Darauf sprach meine Mutter: „Du bist der treuste Mann, und glücklich, die dich liebet; bald sollst du sie wiedersehen!" Dann sprach sie zu dem Volke: „Rüstet das Land und das Schloß, in wenigen Tagen kehret euer Herr."

Somit wendeten wir uns und gingen durch die Gemächer, über die Treppen, durch die Kirche, hinab in das Gewölbe, wo die zwölf Knappen um den Tisch saßen wie Ratsherren. „Nun", sagte Lureley, „muß ich dich verlassen, bitte dir eine Gnade aus! Bald sehe ich dich wieder." -- Ich wußte über all der Herrlichkeit nicht, was ich begehren sollte, und da ich die zwölf alten Knappen so gewaltig besorgt sitzen sah, sagte ich: „Verzeihe diesen armen Schelmen und lasse sie deiner Milde genießen und schenke sie mir zur Begleitung, daß ich nicht so einsam nach Haus ziehe." Da umarmte sie mich und küßte mich und verschwand, ich aber wußte nichts mehr von mir, ein wunderbarer Schlaf befiel meine Augen.

---

**Vom Tanz der Frau Mondenschein, und wie sie ihren sieben Töchterlein ihre und Mondenschäfers Geschichte und den Fluch der Frau Aglaster erzählt.**

Als ich erwachte, lag ich am Eingange eines Waldes in dem Schatten einer sich weit ausstreckenden Eiche, und um mich her standen zwölf ehrbare Ritter, dieselben, die mich hierher zu euch geleiteten; ihre Rosse standen an den Bäumen umher gebunden, sie grüßten mich als Fürsten von Starenberg und fragten: „Wohin geht unser Weg?" Ich sagte: „Wir ziehen zum Rhein", und somit bestiegen wir unsre Rosse und zogen fröhlich durch die gesegneten Täler hinab. Als am Abend die Sonne hinabsank über einem spiegelnden Landsee, machten wir halt an bequemem

Ort; ich befahl meinen Gefährten, das Lager zu rüsten und das Abendbrot zu bereiten, ich selbst wollte gehen, mich, in den schimmernden Wellen des Sees badend, zu erquicken und meiner teuren Ameleya zu gedenken.

Traurig schlich ich am Ufer durch die düstern Erlen dahin, entkleidete mich auf dem Rasenufer einer kühlen Bucht und tauchte mein sehnsüchtiges Herz in den labenden Spiegel des Sees. Schon war die Sonne hinabgestiegen, das Lied der Vögel verstummte, ein leiser Wind trieb die Wellen kräuslend gegen meine Brust, der Abendstern stand lächlend über dem jenseitigen Berg, eine wehmütige Lust durchdrang mein Herz bei dem Klange einer Hirtenflöte, die in der Gegend über die Wiesen hinspielte. „O süße Ameleya!" rief ich aus, und indem ich meine Arme in den Wellen ausbreitete, als wolle ich sie an mein Herz schließen, und diese Bewegung oft wiederholte, begann ich zu schwimmen und richtete meinen Weg nach einer anmutigen Insel, die, von Erlen umgeben, in der Mitte des Sees lag. — Hier setzte ich mich in den Arm einer hohen Weide, die sich gekrümmet von dem Ufer über den See vorlehnte und ihr zartes Laub in die Wellen senkte, wie eine Jungfrau, die sich weinend ihre Locken wäscht; und ganz eingeschleiert von den dichten Blättern des Baumes, schaute ich träumend bald über die Fläche des Sees, auf der schon der bleiche Mond und die Gestirne sich spiegelten, bald über die entschlummernden Blumenglocken der Insel, die einen von Büschen geschmückten weiten Rasenplatz bildete; so ward ich Zeuge eines reizenden Schauspiels.

Die Frau Mondenschein, die ich mit ihren sieben Mägdlein in der Gruft gesehen, wandelte über die Wipfel der Bäume daher; die Zweige, die sie berührten, schimmerten mit silbernem Glanz, und die Nachtigallen begannen in den Büschen zu singen und schienen mir immer „Ameleya! Ameleya!" zu rufen. Als aber die wunderbare Frau mit ihren Gespielen auf den Grashalmen und Blumenkelchen hinwandelte, erwachten die Heimchen und begannen ein süßes, vertrautes Geschrille; die Quellen murmelten traulich, und das Echo zitterte das träumende Lustgeräusch wider. Die Mägdlein aber umgaben einen schönen, grünen Rasen, und in ihre Mitte schwebte Frau Mondenschein und sang also:

„Nochmals laßt mit zarten Füßen
Uns im Tau die Kreise ziehn,
Nochmals uns die Blumen grüßen
Und dann von der Erde fliehn,
Von der Erde, die betrogen
Unser helles, leichtes Herz,
Uns vom Lichte abgezogen
Zu der Tiefe finsterm Schmerz!
Reihet, reihet, meine Schwestern!
Und ich sing' mein ird'sches Weh;
Ach, vierhundert Jahr' wie gestern
Ich mir heut verschwunden seh'."

Nun tanzten die sieben Mägdlein um sie her, und eine jede tat, was ihres Amtes war. Spinnenseil trug einen silbernen Rocken, von dem sie feine Fäden zog und damit den Tanzplatz umgab. Dazu sang sie:

Spinnenseil.

Daß kein Kobold ungeladen
In der Elfen Tanz eingeh',
Zieh' ich einen Silberfaden
Jetzt von Blum' zu Blum' im Klee.

Spinnerin bin ich, Fädlein spinn' ich;
Web'rin web' ich, ringsum schweb' ich,
Unsern Tanz so fein und sinnig
Rings mit sichrem Netz umgeb' ich.

Schneckenpfeil aber war mit Bolzen und Pfeilen wie eine rüstige Jägerin bald hier, bald dort und wies eine Menge von Fledermäusen, Nachtschmetterlingen, Eidechsen und andern unbequemen Gästen, die der Glanz der Frau Mondenschein herbeilockte, mit ihren Pfeilen zurück, wozu sie sang:

Schneckenpfeil.

Eines kräft'gen Käfers Zange
Ist mein Bogen; Spinnenseil
Drehte Fäden mir zum Strange,
Und ich schieß' den Schneckenpfeil.

Pfeile spend' ich, von uns wend' ich
Eidechs, Kauz und Fledermaus;
Alle blend' ich, alle send' ich
Witzig spitzig bald nach Haus.

Die dritte Jungfrau aber, welche Mottenflügel hieß, schweifte von Blume zu Blume und sammelte den Tau und bestreute mit seinen Perlen den Rasen um Frau Mondenschein her, wie man die Tanzboden gegen den Staub zu besprengen pflegt; ihr Gesang aber lautete also: 5

Mottenflügel.

Ich bestehl' im Tal, am Hügel
Alle Blümelein im Traum,
Schüttle Perlen von dem Flügel
Hier in unsres Spieles Raum. 10

Perlen setz' ich, leis benetz' ich
Unsre Au mit kühlem Tau,
Daß ihr Füßlein nicht verletz' sich
Mondenschein, die zarte Frau.

Palmkätzchen, die vierte Jungfrau, trug allerlei weiche 15 Blütenflocken, zarten Flachs und Flaum herbei und breitete Teppiche zum Sitze der Frau Mondenschein aus; auch verstopfte sie die Glocken der Blumen, aus einer übertriebenen Sorge, sie möchten, vom Tanze bewegt, läuten und die nächtliche Feier verraten, bei welchem Geschäfte sie folgendermaßen sang: 20

Palmkätzchen.

Flachs von fauler Dirnen Rocken,
Flaum von zarter Knaben Kinn
Stehl' ich, streue weiche Flocken
Unter eure Füße hin. 25

Weither schlepp' ich euch den Teppich,
Daß ihr nicht zerreißt die Socken
An dem Eppich — Wolle stepp' ich
Ins Geläut der Blumenglocken.

Die fünfte Jungfrau, Blumenfädchen, sammelte allerlei 30 Wohlgerüche, die sie auf einem Rauchfaß, das sie in Gestalt einer Rose in der Hand schwenkte, an dem Tanzraum mit folgendem Gesange verbreitete:

Blumenfädchen.

Ich umschweb' die Blumenkelche, 35
Raube ihnen süßen Duft,
Schwenke, daß das Fest hoch schwelge,
Dann mein Rauchfaß durch die Luft.

Ich bin luftig, Rose ruft mich,
Mir winkt Lilie, seufzt Viole,
Rings süß duftig mach' die Luft ich
Euch ums Haupt und um die Sohle.

Ihr folgte in emsigem Geschäfte die sechste Jungfrau, Johanneslicht; sie zündete rings im Grase und in den Büschen kleine schimmernde Lichter an, machte kleine Laternen aus den Kelchen der Glockenblume und ließ eine Menge leuchtender Funken die verschiedenen Kreise des Tanzes, wie ein Feuerwerk auf dem Teppich der Nacht, hinschweben, wobei sie also sang:

Johanneslicht.

Ich begleite mit Gefunkel
Eure Füße auf dem Plan,
Zünde rings im Nachtesdunkel
Tausend bunte Lampen an.

Es umkränze und umglänze
Duftberauscht und mondlichttrunken
In dem Lenze unsre Tänze
Glühend der Johannesfunken!

Die siebente Jungfrau, der fliegende Sommer, auch Altweibersommer genannt, brachte einen schönen Schleier heran und reichte ihn der Frau Mondenschein, die ihn traurig anlegte, wozu sie sang:

Altweibersommer.

Frühling war ein lustiger Freier,
Sommer ernst ein Ehemann,
Herbst webt schon den Witwenschleier,
Und der Winter legt ihn an.

Jungfrauen lauern hinter Mauren
Untrem Schleier auf den Freier;
Witwen trauren und bedauren
In dem Schleier Totenfeier!

Als Frau Mondenschein den Schleier angelegt hatte, tanzten die Jungfrauen um sie her, und die Heimchen grillten im Takte, wozu Frau Nachtigall bald lustig schmetterte, bald in süßen Klagen zu zerfließen schien. Endlich aber verstummte die Musik, und die Tänzerinnen wurden ruhig, der Mond trat hinter Wolken, die leichten Frauen allein warfen einen milden Schein

auf Blumen und Gras, aber keinen Schatten; da sprach Frau Mondenschein also:

„Meine lieben Mägdlein, jetzt ist die Stunde, wo ich euch endlich erzählen kann, was mich schon vierhundert Jahre lang so traurig macht; mein Leid ist vorüber, morgen ist alles vergessen, morgen bin ich wieder jung, neu und glücklich.

„Vor vierhundert Jahren hatte ich noch keine Gesellinnen, ich war einsam und allein und wandelte sehnsüchtig und träumend hier auf dieser Insel umher, die mir besonders lieb war; aber sie war damals noch keine Insel, der Raum zwischen hier und dem jenseitigen Ufer war ein wildes Felsental, und hier war eine anmutige Bergwiese. Viele Jahre besuchte ich diesen einsamen Fleck und badete mich nachts in dem Brunnen, der dort am Fels hinter den Erlen quillt.

„Als ich einst, traurig über meine Einsamkeit, in dem Bade saß, bekam ich plötzlich eine Gesellschafterin: Frau Echo, die lange in dem Fels geschwiegen hatte, erwachte plötzlich und sang mir die Melodie einer Hirtenflöte ins Ohr, die vom jenseitigen Ufer ertönte. Lange lauschte ich entzückt ihren Tönen und weinte, als sie leiser, immer leiser wieder verstummte. Ich, die nicht wußte, wo der süße Klang herkam, irrte und suchte ringsumher. Sieh, da eilte am Rande dieser Wiese mir ein silberweißes Lamm entgegen! Ihr könnt euch denken, wie ich entzückt war, einen so lieblichen Gespielen in meiner Einsamkeit erhalten zu haben.

„Ich pflegte und liebkoste mein Lamm, als wenn es mein Brüderchen wäre, führte es zur Weide, wo das Gras am zartsten, die Kräuter am gewürzigsten waren, und hatte meine Freude viele Tage mit ihm. Seit das Lamm bei mir war, sang mir Frau Echo täglich das Flötenlied vor, und ich bemerkte, daß mein kleiner Gespiele dann immer sehr unruhig ward und sehnsüchtig blökte. Auch stellte sich nun Frau Nachtigall ein und sang mit Frau Echo um die Wette, und so entschlummerte ich einstens hier auf dem Hügel, das Lamm in meinem Arm, in seligen Gedanken.

„Ich konnte kaum einige Minuten geschlafen haben, als das Lamm plötzlich sich aus meinem Arm riß und vor mir herstürzte. Auch ich sprang auf; denn neben mir stand ein junger

Schäfer, schön und freundlich. Das Lamm war ihm entgegengesprungen, und eine fröhliche Herde tummelte sich auf der Wiese umher. Er grüßte mich freundlich und sagte mir, das Lamm, das sich neulich von seiner Herde verloren, habe ihn hieher gelockt, und er dankte mir, daß ich es so gütig gepflegt. Wir wurden bald bekannt, er verließ mich am Morgen mit dem Versprechen, am Abend wiederzukehren. Mit Sehnsucht erwartete ich den Abend, Damon kehrte zurück, wir erzählten uns Märchen, sangen uns Lieder, flochten Kränze und waren selig.

„Oft hatte er mich besucht; bald aber kam die Stunde, daß er mich nie mehr verlassen sollte. Als wir einstens hier am Hügel nebeneinander entschlummert waren — es war schon gegen Morgen, und die Sonne trat schon hinter den Bergen hervor —, erweckte uns ein heftiges Geräusch. Wir sahen die Herde erschreckt vor uns herstürzen und folgten ihr ängstlich nach dem Rande dieser Wiese; denn über uns war ein großer Bach entsprungen, der sich wild zu dem Felstal hinabstürzte. Er schien uns boshaft zu verfolgen; ich hätte zwar leicht entschweben können, aber mein Damon war mir zu lieb, und ich wollte ihn nicht verlassen.

„Blindlings folgten wir der Herde, die sich in eine weite Felsenhöhle flüchtete. Kaum waren wir hineingetreten, als, von dem Sturm der Schafe aufgestört, eine Wolke von Staren über uns her zu der Höhle hinausflog; wir faßten uns fest in die Arme, um nicht umgeworfen zu werden. So von den blökenden Lämmern umdrängt, hatten wir uns kaum eine kleine Weile erholt, als plötzlich über die Höhle und ihren Ausgang nieder das Wasser in das Tal stürzte und den Ausgang verschloß. ‚Damon‘, sagte ich, ‚wie ist dir? Wir sind gefangen.‘ Er aber antwortete: ‚Mir ist wohl in dieser festen Burg mit kristallner Türe; an deiner Seite bin ich wie ein König; diese Lämmer sind ein liebes, lenksames Volk, und ich will uns ein Trostlied spielen.‘ Da setzte er seine Hirtenflöte an die Lippen und spielte ein wundersüßes Lied, das Frau Echo aus geheimen Gängen der Höhle wiederholte, das rauschende Wassertor und das Blöken der Lämmer begleitete. Da sagten wir uns: ‚Wir wollen immer beisammenbleiben.‘

„Das niederstürzende Wasser mehrte sich, und wir mußten uns in der Höhle einrichten, so gut als wir konnten. Damon fand einige anliegende Gewölbe und trieb die Schafe hinein; viele Kräuter wuchsen am Eingang, und Laub hing von überhängenden Büschen herein; der Wassersturz drängte die Zweige herab, und Damon, als ein treuer Hirt, streifte das Laub ab und sammelte die Kräuter und machte Bündelchen daraus, um die Schafe wie in Hungersnot zu fristen. Sie leckten dazu das Salz, das an den Wänden ausgeschlagen war. Er selbst nährte sich von den Stareneiern, die in vielen Nestern an der Felsenwand lagen. So lebten wir einige Tage, und das Sonderbare unsrer Lage gefiel uns noch immer wohl.

„Am dritten Morgen hatte Damon soeben in der düsteren Höhle aus einem besonders schönen Neste ein Ei genommen, als wir bemerkten, daß der Wassersturz vor dem Eingang dünner geworden war und einen Durchgang bildete; schnell eilten wir hinaus und sahen in eine ganz veränderte Gegend. Das Felsental ringsum hatte sich in einen See verwandelt, ein Regenbogen stand über uns ausgespannt, und Tauben schwebten über dem Spiegel.

„‚Sieh da‘, sagte Damon, „‚der Himmel selbst will, daß wir beisammenbleiben; diese Höhle ist eine Insel geworden, ohne Schwimmen kann ich mit der Herde nicht mehr hinüber. Der Ort schickt sich gut zu meiner Nahrung, auf diesem Eiland esse ich mein Ei‘, und somit knickte er das Ei, das er in der Hand hatte, an einer scharfen Stelle des Felsens, brach es in zwei Hälften und schlürfte sie aus.

„Kaum aber hatte er dieses getan, als eine schwarze Wolke den Himmel bedeckte und mit einem wimmernden Geräusch nahte, und sieh, es war der große Starenschwarm, der über uns her mit stürmender Hast in die Höhle kehrte. Die geflügelte Windsbraut riß uns mit in die Höhle, und Damon warf sich vor ihrem Ungestüm platt an den Boden in einen Winkel; ich ahndete wunderbare Dinge. Ich berührte Damon mit meinem Fuß, auf daß er entschlummere und nicht hören möge, was er nicht ändern konnte, und er sank in einen tiefen Schlaf.

„Mit wildem Geschrei flatterten die Vögel durch die Höhle hin und her und wehklagten über ihre zerstörten Nester, und ergrimmt hackten sie sich in die Wolle der Schafherde fest, die geängstet unter Geblök aus der Höhle herausstürzten und sich über dem Hügel zerstreuten; und da die größere Anzahl der Stare, sie verfolgend, die Höhle verlassen hatte, kam ein größerer Vogel, der ein Krönchen auf seinem Haupte hatte, heftig gegen mich angeflogen. Erst umschwebte er mich mit großem Wehgeschrei und holte dann die zwei halben Eischalen, die vor dem Eingang auf dem Felsen lagen, legte sie auf einem Steinvorsprung vor sich nieder und brach in folgende Worte aus:

„‚Weh, weh, Frau Mondenschein,
Was tat ich Ihr zuleide,
Daß solche Not und Pein
Ich Ärmste durch Sie leide!
Mein Ei, mein Wunderei,
Zerbrochen und verzehret,
Der Staren Bau zerstöret!
O hör' mein Geschrei,
O Cisio Janus, steh mir bei!

„‚Schwärmerin, Härmerin,
Bleicherin, Schleicherin,
Schweigerin, Schmachterin,
Trachterin, Heuchlerin,
Schmeichlerin, Träumerin,
Säumerin, Hehlerin,
Stehlerin, Grüblerin,
Lieblerin, Rührerin,
Verführerin, Sehnerin,
Gähnerin, Tränerin,
Scheinerin, Meinerin,
Schläferin, Schäferin!
Weh, weh, mein Wunderei!
O Cisio Janus, steh mir bei!'

„Und so setzte sie in ihrer Starensprache immer mit Wehklage und Schmähworten abwechselnd ihr Hülfsgeschrei nach Cisio Janus fort. Mich jammerte das arme, betrübte Mutterherz; ich unterbrach sie nicht in dem ersten Ausbruch ihres Wehs,

aber ich ergoß meine tröstendsten Strahlen durch die Höhle. Die Sonne war untergegangen, die Sterne traten am Himmel hervor und besahen sich verwundert in dem neu entstandnen Wasserspiegel; es war, als drängten sie sich dicht zusammen, und als schaue einer dem andern über die Schultern, und sie blitzerten so frisch, frei und freundlich, als gefielen sie sich wohl. Da schaute ich den schlafenden Damon mit meinen tiefsten Augen an, und er verstand meinen Willen. Träumend ergriff er seine Hirtenflöte und spielte eine ungemein rührende Melodie. Nach einer kleinen Weile milderte sich schon das Klaggeschrei der Starenkönigin, und bald war es nur ein einzelnes Schluchzen und Seufzen; sooft sie aber wieder die zerbrochne Eierschale betrachtete, schrie sie von neuem: ‚Mein Ei, mein Wunderei! O Cisio Janus, steh mir bei!‘ und begann eine neue Reihe von Schmähworten gegen mich, die sich aber immer milderten, und ich hörte zuletzt gar das Wort Trösterin von ihrem Schnabel erklingen, worauf sie ganz verstummte und aufmerksam mit gewendetem Kopf wie andere Staren zuhörte, als wolle sie ein Lied lernen; viele andere Staren kamen leise hereingeschlüpft und setzten sich hie und da wie studierende, wißbegierige Männchen umher und drehten den Kopf bald links, bald rechts, fingen auch an, hie und da ein Endchen der Liederweise nachzupfeifen.

„‚Wie wird mir? Wer wollte wohl weinen,
Wenn winkend aus wiegendem See
So sinnend die Sternlein scheinen?
Werd' heiter, weich' weiter, du wildwundes Weh!

„‚Komm, Kühle, komm, küsse den Kummer
Süß säuselnd von sinnender Stirn,
Schlaf, schleiche und schleire mit Schlummer
Die Schmerzen, die schwül mir die Seele umschwirrn!

„‚Flöß' flehend, du Flötengeflüster,
Mir Himmel und Heimat ans Herz,
Leucht' lieblich und lispele düster
Und fächle, daß lächle im Schlummer der Schmerz!

„‚Sieh, sind schon die Sonnen gesunken,
Glück glimmet in Abendlichts Glut,

Und Finsternis feiert mit Funken,
Licht locket ins Leben das liebende Blut.

„‚Wir wanken in wohnsamer Wiege,
Wind weht wohl ein Federlein los;
Wie's wehe, wie's fliege, wie's liege,
Fein fiel es und spielt es dem Vater im Schoß.‘

„Bis hierher hatte die Starenkönigin, sich beruhigend, mein Trostlied gehört; als sie aber der letzten Strophe nachschwätzen wollte, brach ihr Leid wieder aus, und sie sagte, nur weniger heftig als im Anfang:

„‚Weh, mein Ei, mein Wunderei
So grausam zu zerbrechen,
Vom Federlein dann sprechen,
Das fortgeflogen sei!

„‚So könnt' ein jeder sprechen;
Und eines Schäfers Magen
Nennt Sie des Vaters Schoß!
Frau Mondschein, ich muß sagen,
Der Unterschied ist groß,
Die Ähnlichkeit kurios!

„‚Ich danke Ihr für das schöne Trostlied; es hat mir bis auf den seltsamen Schluß ganz wohl getan, aber ich weiß wohl, der Mondschein erlaubt nicht, etwas genau zu unterscheiden. So wisse Sie dann, ich bin die Starenkönigin Aglaster, und Ihr tölpelhafter Schäfer hat mit diesem Ei die Hoffnung der Welt, den künftigen Regenten des Starenvolkes, vernichtet. Es war dieses Ei aber ein Schicksalsei, gar wunderbar gezeichnet, und wenn erst Herr Cisio Janus kömmt, der wird Ihr schon auslegen, was der Schäfer getan hat.‘

„Ich erwiderte hierauf: ‚War es ein Schicksalsei, so hat Damon ein Schicksal mit sich verbunden; o ihr edles, schwarzgefiedertes Starenvolk, willst du deiner Königin Sohn dienen, wo er auch sei?‘

„Auf diese Frage erhob sich ein allgemeines Geschrei der Staren: ‚Das wollen wir, das wollen wir!‘

„‚Wohlan‘, fuhr ich fort, ‚so gehorchet ihm in dem edlen Schäfer Damon, mit welchem sich dieses Schicksalsei verbunden

hat, was wahrlich ein Schicksal zu nennen ist, ein unabänderliches, unverschuldetes und recht gutes; denn ihr werdet in ihm einen weisen und milden Regenten haben, und in mir, seiner Braut, eine wohltätige Mutter. War es eurer guten Königin Aglaster nicht vergönnt, aus diesem Schicksalsei einen Starenprinzen zu brüten, so hat mir der Himmel doch verliehen, euch alle in Menschen zu verwandeln, was ihr in euren Voreltern gewesen, und ich will euch gründen ein Land Staren, und ihr sollet Weizen und Korn bauen und Weinbeer essen in alle Ewigkeit.'

„‚Weinbeer! Weinbeer! Vivat Prinz Damon!' schrie das Starenvolk nun allgemein. Frau Aglaster aber war ganz andrer Meinung, sie schüttelte mit dem Kopf und sagte: ‚Ich habe mich hinreichend überzeugt, daß man eher bei Menschen Starenverstand als bei den Staren Menschenverstand findet, und so wäre es besser, Damon würde ein Star und verbände sich mit mir, die eine arme Witib ist, euch zu regieren.'

„Über diesen Vorschlag lachte und schrie das ganze Volk, sie sagten, das hieße vom Pferd auf den Esel kommen, und schrien fortwährend: ‚Vivat Weinbeer, Weizen und Menschenverstand!'

„Da war die ganze gute Stimmung der Frau Aglaster vorüber, und sie rief wieder heftig: ‚Mein Ei, mein Wunderei! Komm, Cisio Janus, steh mir bei!' Ich aber sagte: ‚Ei was, es fällt kein Sperling vom Dach ohne Gottes Willen' und wollte mich entfernen, da erwiderte sie: ‚Vorhin spracht Ihr von einem Federchen, jetzt ist es schon ein Sperling; aber es ist hier von einem Schicksalsei und einem Nest die Rede, das kein Dach ist.

„‚Höret, höret!
Es ist leicht, ein Ei zu kauen;
Aber was im Ei gelebt,
Läßt sich nicht so leicht verdauen;
Denn es wird sein Ziel erschauen,
Was da lebet, was da schwebt.
Weh, mein Ei, mein Wunderei!
Janus, Janus, Cisio,
Ach und Oh,
Steh den Witwen und Waisen bei!

„Höret, höret!
Außrer Faden, abgerissen,
Spinnt sich weiter innerlich,
Und der leicht verschluckte Bissen
Wird nach Wissen und Gewissen
Einst auch wieder äußerlich.
Weh, mein Ei, mein Wunderei!
Janus, Janus, Cisio,
Ach und Oh,
Steh den Witwen und Waisen bei!

„Höret, höret!
Dieses Leben, das im Eichen
Ihr verzehrtet, war bestimmt
Nach der Schale Wunderzeichen,
Viel Verkehrtes auszugleichen,
Was nun andre Wege nimmt.
Weh, mein Ei, mein Wunderei!
Janus, Janus, Cisio,
Ach und Oh,
Steh den Witwen und Waisen bei!

„Ein Geschick habt Ihr verschlungen,
Schien es gleich nur Starenei;
Was sein Flügel hätt' geschwungen,
Was sein Schnabel hätt' gesungen,
Das ist darum nicht vorbei.
Weh, mein Ei, mein Wunderei!
Janus, Janus, Cisio,
Ach und Oh,
Steh den Witwen und Waisen bei!

„Was dem Star war zu verzeihen,
Neugier, Glanzsucht, Plauderei,
Wird manch Menschenherz entzweien,
Daß es muß zum Himmel schreien,
Weh, um die Verräterei!
Weh, mein Ei, mein Wunderei!
Janus, Janus, Cisio,
Ach und Oh,
Steh den Witwen und Waisen bei!'

„Während Frau Aglaster mit aller traurigen Majestät, deren ein kinderlos, verwitwetes gekröntes Starenhaupt fähig ist, diese

prophetische Weheklage ausseufzte, hörte ich mehrmals ein entferntes Stöhnen wie eines Mannes, der auf mühsamem Wege begriffen ist, und bei diesem Stöhnen ward ihr Ruf immer heftiger. Schon wollte ich fragen: ‚Wer ist nur der Cisio Janus, der so lange ausbleibt?!‘ — da sagte sie, als wisse sie meine Frage schon: ‚Sparen Sie die Frage, hier ist er schon.‘

„In diesem Augenblick kam ein Mann herein, der mich arme Frau Mondenschein, welche damals eine schüchterne Braut war, in eine ungemeine Verlegenheit setzte; es wurde mir, als kenne er mich durch und durch in allen meinen vier Vierteln, alle meine Konjunktion, Komplektion, Temperament und Leidenschaft. Es wurde mir ganz kurios zumute; denn es war mir, als schaue mir der Herr Cisio Janus bis in das feinste Strählchen meines Inneren hinein. Ihr wißt wohl, wie einem zumute wird, wenn man eben sehr superfein und engelrein wie Edelstein und Elfenbein und Heiligenschein in der Nähe werter Freunde sich zieret, und es tritt der Hofmeister herein, der einen abgestraft, der Hausarzt, der einem den Buckel, die schiefe Hüfte, die hohe Schulter vertrieben und Inneres und Äußeres eingerichtet hat, der Zahnarzt, Nägel- und Hühneraugen- und Starstecher, der einen repariert hat, oder die Kleiderhändlerin, die einem den Prachtanzug geborgt hat, oder die Näherin käme und sagte: ‚Das Hemd ist gar nicht mehr zu flicken‘ und breite es vor jedermann aus, und dergleichen menschliche Haushaltungsfälle, die einem das Blut in die Wangen treiben.“

„O ja, wir wissen schon, wir wissen schon, es ist zum Sterben!“ riefen ihre Fräulein.

„Aber wie geschah das durch den fatalen Herrn Cisio Janus so? Wie sah er dann aus? Wer ist er? Woher war er? Wie wußte er das? Lebt er noch? Könnte er jetzt wiederkommen? Ach, wenn er doch säße, wo der Pfeffer wächst!“ So fragten alle die Hoffräulein durcheinander und drängten sich ängstlich an Frau Mondenschein heran, als sei der Herr Cisio Janus, der alles wisse, schon in der Nähe.

Frau Mondenschein lächelte über die Besorgtheit ihrer Dienerinnen, und mit ihrem Lächeln kam eine innige, süße Ruhe über sie alle, und sie waren wieder zufrieden; das artige Mäul-

chen, das sie im Lächeln machte, erinnerte mich an die freundliche Prinzessin Ameleya, wie sie sich so lieblich umschaute, da ich armer Radlof ihr die nasse Schleppe trug nach ihrer Errettung aus der Rheinflut, damit sie ihr nicht so an die Beine schlagen sollte.

„Beruhigt euch", fuhr Frau Mondenschein fort, „Herr Cisio Janus lebt nicht mehr; ihr werdet hören, wie es ihm ergangen.

„Ich zog mich, als ich Fußtritte hörte, etwas hinter den Schäfer Damon zurück, und sieh, da trat, ganz außer Atem, ein Mann herein, nicht jung und nicht alt; er sah aus wie einer, der alle Tage anders ist und doch immer einerlei, wie einer, der ewig fortfährt und am Ende wieder von vorn anfängt. Sein Mantel hatte drei Bahnen, sein Rock hatte drei Bahnen, sein Hemd hatte drei Bahnen, seine Hosen hatten drei Bahnen; jede dieser zwölf Bahnen war von anderer Farbe und in vier gleiche Felder geteilt; jedes dieser Felder wieder in sieben Feldchen, und jedes dieser sieben Feldchen in vierundzwanzig halb helle und halb dunkle Würfel. Alle diese kleinen Felder auf den Kleidern des Herrn Cisio Janus waren mit den Todesanzeigen vieler berühmten Leute besteckt, deren Geister ihn jährlich einmal an bestimmtem Tag besuchten. Wenn dieses besonders ausgezeichnete Leute waren, so waren die Anzeigen von roter Farbe. Alles dieses beobachtete er mit der größten Pünktlichkeit und war von oben bis unten und überall mit unzähligen Merkzeichen besetzt. Er hatte an jeder der zwölf Bahnen ein andres Ordenszeichen hängen und folgte reihum dem Einfluß dieser großen Herren; sie waren wie die zwölf Himmelszeichen. Was mir aber ganz ärgerlich war, ist, daß er mein Porträt unzähligemal bald ganz voll und rot, bald halb Profil, bald ganz Profil, bald rabenschwarz wie Knöpfe auf seine Kleider genäht hatte, und daß diese Knöpfe keineswegs allein auf der Brust, sondern überall herumsaßen; es sah aus, als ob er Wunder was für vertraute Bekanntschaft mit mir hätte. Er hatte einen Wuchs wie ein Kerbholz, Beine wie ein Meßzirkel, Arme wie einen Zollstock. Sein Gesicht war wie eine Sonnenuhr und die Nase wie der Zeiger; seine Perucke war in zwölf Locken um die Stirne frisiert, welche zwölf Stundenzahlen vorstellten, sein eines Auge sah immer nach dem Schatten, den die Nase warf, und das andre sah bald die

Leute an, mit denen er sprach, bald irrte es auf den vielen Zeichen seines Gewandes herum. Meistens aber schaute es nach den Sternen durch eine Brille, die er gewöhnlich trug, oder ein Sehrohr, das er am Hut befestigt hatte. Dieser Hut aber war ganz abenteuerlich; er drehte sich und rauschte wie ein Bratenwender, und der Lauf der Gestirne bewegte sich daran, aber nicht allerdings ganz richtig, und da er behauptete, daß dieses ganze Werk nur eine Fortsetzung seines Gehirns sei, welches er mit seinen Gedanken bewege, pflegte er sehr bös zu werden, wenn man sagte, es scheine doch aufgezogen zu sein wie eine andere Uhr; denn sein Haarbeutel gehe ja wie ein Perpendikel, und wozu dann die langen Schnüre niederhingen mit den Gewichten? Er sagte aber, dieses seien die Bleigewichte, an denen das Gleichgewicht von Europa regiert werde, und der Haarbeutel sei das von ihm erfundene Perpetuum mobile, was ihm aber nie geglaubt worden ist. Auf seiner einen Schulter saß ein Hahn, und in der rechten Hand führte er einen langen, hohlen Stab, worauf eine kreischende Wetterfahne befestigt war, die ihm aber auch als Sehrohr diente. Auf seiner Schnupftabakdose war ein Kompaß, und in ihr selbst war Schneeberger Schnupftabak, jedoch weit mehr kleine weiße Erinnerungspapierchen, um dies und jenes nicht zu vergessen. Er schnupfte sie immer mit dem Tabak, und wenn er nieste, stoben sie wie Schneeflocken um ihn her. Zu seiner seltsamen Kleidung gehörte noch, daß er hinten über dem Haarbeutel eine Schlinge befestigt hatte, woran er sich, wenn er ruhte, an die Wand hängen ließ, und außerdem war der seltsame Mann mit weißem Papier durchschossen, worauf allerlei Zinsen und Schulden, Geburts- und Sterbfälle aufgekritzelt waren. Man sollte meinen, das alles müsse sehr geraschelt haben; aber nein, er tat alles Schritt vor Schritt und zu seiner Zeit. Darum kam er auch gleich auf den Ruf der Frau Aglaster; denn er hatte die Reise schon aus den Sternen gesehen und sich zur gehörigen Zeit auf den Weg gemacht.

„Jetzt könnt ihr euch den seltsamen, bunten, krausen, schnurrenden, perpendikelnden Mann denken, der doch ganz stille, leise und pathetisch war. Aber sein Diener, der ihm mit einer Papierlaterne leuchtete, war nicht weniger wunderlich; er hieß Blutigel,

und was sein Herr an Kleidern zuviel hatte, das hatte er zuwenig. Sein Kleid lag ihm so dicht auf dem Leib, daß der Hundertste hätte glauben sollen, er hätte gar keines an; er hatte wunderbare Manieren und ließ sich nie von der Seite sehen; wie man nach ihm schaute, trat er einem mit dem ganzen Leib entgegen, spreizte die Füße und streckte die Hände kreuzweis auseinander. Eine ganz besonders künstliche Einrichtung aber an ihm war, daß an sehr vielen Stellen seines Leibes Schnüre befestigt waren, an deren Ende auch eines der Ordenszeichen hing, die sein Herr anhängen hatte, und wenn sein Herr ihn rief, stiegen diese Zeichen mit den Schnüren in die Höhe, und es war, als ob ein Pfau ein Rad schlägt. Er war übrigens, obschon man alle seine Adern hüpfen sah, ein gelaßner Mensch und ohne viele Worte; denn er sagte nichts als ‚Gut lassen' oder ‚Bös lassen', was soviel hieß als ‚Ja, Ihro Wohlweisheit' oder ‚Nein, Ihro Wohlweisheit'. Seine Papierlaterne war auf einem Stabe befestigt, an welchem eine Tasche voll Schröpfköpfen, Lanzetten, Aderlaßschneppern und mit vielen weißen und roten Binden hing.

„Das sind die Leute, die in die Höhle traten. Eben wollte Frau Aglaster ihm ihre ganze Leidensgeschichte vorerzählen, aber er nahm sogleich das Wort und sagte:

„„Es ist mir nur allzu bekannt, daß alle Adspekten und Konjunkturen und Konstellationen Ihrer Nativität[1] auf den Gipfel einer gefährlichen Entscheidung gekommen waren in diesen Tagen, und ich habe bereits alles voraus notieret. Ich war immer ein treuster Diener Ihres hohen potentatischen Hauses und Resident und Geschäftsträger derselben bei den hohen himmlischen Häusern[2] und dem Tierkreis des Hohen Sternenreichs, was die mich bedeckenden vielen hohen Orden rühmlich beweisen. Ich habe die geheime, treulose, intrigante Politik des mit der Hohen Pforte nicht umsonst so nah verwandten Mondhofs gegen die hohen und lauteren Ansprüche Allerhöchst Dero Stammes gründlich mit meinen Augen und sonstigen Hülfsmitteln ausgemittelt und

[1] Schicksalsverkündung, abgelesen von der Stellung der Gestirne. — [2] Die zwölf Häuser des Himmels (Haus des Lebens, des Glückes, der Brüder, der Verwandtschaft, der Kinder, der Diener, der Ehe, des Todes, der Religion, der Würden, der Freundschaft, der Feindschaft), die für die Zeit der Geburt eines Menschen nach dem Horoskop vom Astrologen aufgesucht werden.

immer zum voraus dargestellt und dessen gefährliche Insinuationen immer früh genug entlarvet, um derselben nachteilige Wirkungen zu evitieren. Bei Hochderoselben erfreulichen Geburt waren bekanntlich die Adspekten für Dero hohes Haus ganz ungemein bedrohlich; es ergab sich aus den Gestirnen Dero Temperaments Komplektion als von den tragischsten Ereignissen begleitet, ja, es ergab sich, daß durch Hochderoselben vermutlichen Nachkommen ein gänzlicher Umsturz des Königlichen Hauses erfolgen könne. Es ward dahero in einem hohen Familienrat beschlossen, Hochderoselben Eigenschaften, Neugier, Hang nach blinkenden Gegenständen, Plauderei und vor allem hochfliegende Gesinnung, für Dero Stamm unschädlich zu machen, und so wurden Hochdieselben durch meine ungemeinen Bemühungen und Konnexionen bei dem feindlichen Mondhofe durch denselben selbst in einen Starenvogel mit Beibehaltung Königlicher Würde verwandelt und einem melancholisch gewordenen Hochgebornen Forstjunker Picus de Mirandola Hochdero Königlichen Hauses anvertraut, auf daß er Hochdieselben hier in den Schwarzwald, als eine Dero nunmehriger Persönlichkeit entsprechende und von Dero Heimat genügsam entfernte Gegend, bringen sollte. Dieser ausgezeichnete, nur etwas überspannte Mann ist Hochdero Person nur allzu bekannt, Dero Trauer als Witwe ehret sein Angedenken.'

„Hier unterbrach Frau Aglaster die lange Staatsrede des Cisio Janus mit einem rührenden Schluchzen, wobei sie die Flügel betrübt niederhangen ließ, und auch alle anwesenden Staren piepten und jammerten, welche einfache Naturstimmen wunderbar mit dem geschraubten Staatsstil des Cisio Janus zusammenstimmten.

„Cisio Janus fuhr fort: ‚Des hochseligen Herrn Gemahls Picus de Mirandola ernste Gesinnung, seine großen Naturstudien, seine früh erlangte Doktorwürde und gekrönte Preisschrift von der Einheit der vier Elemente, seine Gelehrtenwürden als wirkliches Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft der Erde, korrespondierendes Mitglied der Atmosphärischen Gesellschaft der Luft, begleitet mit dem Orden der Windrose, assekuriertes Mitglied der Akademie des Feuers, Inhaber des Phönixordens, schwimmendes Mitglied der Akademie des Wassers mit

dem Orden der Arche Noah und dem Ehrenzeichen des gekrönten Mühlrads, alles dieses, verbunden mit einer entschiedenen Neigung, unverehelichet zu bleiben, entsprachen ganz der Wahl seiner Person zu Allerhöchst Dero Exilsvollstreckung. Aber man hatte desselben gefährlich poetische, überspannte Richtung und Hang zum Mystizismus und seine gefährliche Hinneigung zur Politik des Mondes nicht erwogen. Es zeigte sich hier das alte Sprichwort im vollen Maße als wahr:

„Des Gestirnes Schicksalszwirn
Kannst du höchstens nur verwirrn;
Endlich kömmt er an die Sonnen,
Ist er noch so fein gesponnen.

„Man hatte Hochdieselben hier in diese Höhle bringen lassen, weil hier damals keine Stare waren und so einer etwaigen Neigung Hochderoselben, zur Ehe zu schreiten, begegnet war. Der Hochselige Herr Picus de Mirandola gewann aber zu Hochderoselben liebenswürdigen Eigenschaften eine große Zuneigung; er wollte Dieselben nie mehr verlassen; er überließ sich hier in der Höhle seinen ferneren Studien, und das trügerische Kabinett des Mondes trieb ihn mit seiner scheinheiligen Influenz endlich so weit, daß er durch geheimnisvollen Selbstmord sich in einen Staren verwandelte und mit Hochderoselben das Ehebündnis schloß. Das hier anwesende edle Volk der Staren verdanket dieser Verbindung seine Anwesenheit allhier, aber auch die allgemeine Klage über vorliegendes zerbrochenes Schicksalsei; er selbst ward von einem ausgesendeten Königlichen Kammerjäger, um diese Konjunkturen zu vermeiden, welche ich vorausgesehen, aber leider zu spät, erschossen; das Schicksalsei war schon gelegt, und es blieb dem Kammerjäger nichts übrig, als die Quelle über den Eingang zu leiten, um das Ausbrüten des gefährlichen Schicksalseies zu stören. Dieses gelang, aber zum Schaden; denn durch die List der Frau Mondenschein geschah der Handel mit dem Schäfer, der das Ei verschluckte und das Schicksal mit demselben, welchem nun ferner abwendend zu begegnen unserer geringen Einsicht obliegt. Es wird daher vor allem nötig sein, die zurückgelaßne Schale zu inspizieren und ad acta zu legen, nach gehöriger Ver-

gleichung mit meinen einschlagenden Notizen aus dem Gestirn.' Indem griff er mit der einen Hand nach der Eierschale und mit der andern nach einem spitzen Messerchen, und da er etwas auf seinem wunderlichen beschriebenen Rock nachsehen wollte und diese Hand dazu brauchte, nahm er das Messer in den Mund; er besah das Ei und die Zeichen seines Rocks vergleichend ganz tiefsinnig. Indes nahte die Zeit, daß ich, Frau Mondenschein, mich verändern sollte, ein Moment, wo meine Gewalt so groß wird, daß selbst das Meer meiner Schleppe folgt. Das Aderlaßmännchen fühlte die Veränderung in allen seinen Adern und lispelte schon die Worte: ‚Bös lassen, bös lassen'; die Räder auf dem Kopfe des Cisio Janus fingen an, sich zu drehen, der Hahn auf der Schulter streckte den Hals; alle diese Konjunkturen, vereint mit der Beschauung der Nativität des Schicksalseies, spannten den Mann aufs äußerste; er stand wie erstarrt, während alles zu ihm Gehörige bewegt zitterte.

„Ich aber sah der Frau Aglaster scharf ins Gesicht. Sie hatte die Worte des Cisio Janus mit Trauer und Erbitterung gehört; die Art, wie er von ihrem verstorbenen Picus de Mirandola gesprochen, die Eröffnung, daß er durch ihren Stamm beiseite geschafft worden, daß man den Untergang ihres Eies durch den Wassersturz beabsichtigt, alles das und vor allem ihr dringendes Geschick trieben sie auf den äußersten Punkt der Verzweiflung, aber sie verriet sich nicht und sprach folgende Worte:

„Mein Volk, du hast gehört,
Ich bin zum Weh geboren.
Ein Opfer für mein Haus,
Hab' ich den Wald erkoren.
Prinzessin ward zum Star,
Doch Picus folgt mir nach;
Der euer Vater war,
Der also weislich sprach,
Er fiel durch ein Geschoß
Aus meines Stammes Hand,
Und auch mein letzter Sproß
Den Tod durch diese fand.
Nun rief um Hülfe ich
Den Cisio Janus an,

Der hat gar grausamlich
Mir weh im Herz getan.
Mir bleibet keine Wahl,
Geht, folgt dem Schäfer ihr,
Ich ende meine Qual
Als eine Heldin hier.
Hört meinen letzten Spruch:
Mondschäfer, Euren Stamm
Ich jetzt mit ernstem Fluch
Zu Starenart verdamm',
Neugier und Sucht nach Glanz,
Leichtsinn und Plauderei,
Der Tiefsinn meines Manns
Bei Kind und Kindskind sei,
Bis einst ein später Erbe
Als Star wie ich so edel sterbe.'

„Bei diesen Worten schrie das Aderlaßmännchen: ‚Gut lassen, gut lassen!' und der Hahn krähte mit lautem Schrei. Aber Frau Aglaster stürzte sich mit ausgebreiteten Flügeln mit solcher Heftigkeit gegen das Angesicht des schielenden Cisio Janus, daß sie ihr edles Herz auf der Lanzette durchspießte, die er im Munde hatte, und mit dieser in seine Weste tot hinabsank, die er eben aufgeknöpft hatte.

„Alles dieses geschah in einem Augenblick, doch störte es den Herrn Cisio Janus gar nicht; er lächelte und las, die Weste zuknüpfend, von derselben folgenden Reim ab:

„‚Gut Aderlassen auf den Schreck,
Die Königin bringt zu dem Zweck!

ist eingetroffen'; dann sagte er zu den wehklagenden Staren: ‚Beruhigen sich die Fräulein und Junker ein Weilchen und hören meinen ferneren Bericht über meine Erkenntnisse, insofern sie die hochselige Frau Aglaster und deren Dependenz betreffen; denn das Verfahren meines respektiven Hofes ist allerdings offen und scheuet das Licht nicht.'

„‚Erstens meine Aufmerksamkeit und schnelle Abreise für Frau Aglaster:

„‚Bös Eierlegen groß Gefahr
Für Mensch und Fisch und Katz und Star.'

„Verspätete Ankunft:

„Mit dichten Stiefeln versehe dich,
Der Wassermann geußt heftiglich.‘

„Eingetretene hohe Unfälle:

„Groß Schicksal für gekröntes Haupt,
Der Mutter wird das Kind geraubt.‘

„Unmaßgeblich schon erwähnte Folgen:

„Gut Aderlassen auf den Schreck,
Die Königin bringt zu dem Zweck!‘

„Das Schicksalsei betreffend:

„Die Sterne schreiben ihre Schrift,
Wenn's auch ein kleines Ei betrifft.‘

„Nun aber schreite ich zur Erklärung der wunderbaren Signatur des Schicksalseies selbst‘, und damit zeigte er auf der Eierschale hintereinander abgebildet und erklärte folgende Figuren.

„Erstens ein Viertel Mondscheibe und ein Schäferstab dabei:

„Des Mondscheins letztes Viertel noch
Verliebt sich in den Schäfer doch.
Die Schäferei kömmt hoch im Flor,
Die Menschen schiert, der Schaf' sonst schor.
Er bleibt vom Mondenschein behext,
Bis durch den Tisch der Bart ihm wächst.‘

„Hierauf eine Reihe Figuren, die ferneren Nachkommen betreffend, erstens: der Mondschäfersohn, verbunden mit einer Erdentochter, bedeutet durch einen Edelstein:

„Ein Kind, im Schäfermond geboren,
Liebt Glanz und Stein herauszubohren;
Die Habsucht treibt es in den Grund,
Die Neugier bricht den edlen Bund.‘

„Weiter der Enkel und seine Braut, durch einen Vogel abgebildet:

„Ein Kind, im Erdenmond geboren,
Spitzt nach der Luft die feinen Ohren;
Die Neugier und das Erdenlicht
Sucht Vogelflug, bis Treue bricht.‘

„‚Weiter der Urenkel und seine Braut, als Feuer abgebildet:

„‚Ein Kind, im lustigen Mond geboren,
Mit Feuer und mit Erd' verschworen,
Bringt Land und Leut' in Brandgefahr,
Neugier verbrennt sein' Mutter gar.'

„‚Weiter der Ururenkel und seine Braut, als Mühlrad abgebildet:

„‚Ein Kind, im Feuermond geboren,
Geht in dem Wasser schier verloren,
Neugier, Leichtsinn, Verräterei
Aus altem Stamm wird werden frei.'

„‚Bei dem Mühlrad stehet ein Star, mit einer Linie durchzogen, eine weiße Maus und ein Fisch. Ich sehe wunderbare Dinge in den Sternen:

„‚O Wunderzeit, wenn Ratz und Katz
Geleiten einen Schatz zum Schatz
Wohl auf des alten Rheines Flut,
Und wird dann alles werden gut.
Glück, dann hält deines Rades Lauf
Der Brautkranz und die Krone auf.
Freiwillig stirbt ein edles Haupt,
Dem Müller wird die Braut geraubt.
Aglasters Fluch erfüllet sich,
Bis einer edel stirbt, wie ich.
Es gibt die Luft sich selbst den Tod,
Es läuft die Erd' nach Zuckerbrot,
Das Wasser schlüpft in rote Schuh',
Das Feuer nur allein hat Ruh';
Vermählet mit der Quellen Flut,
Tut's krankem Vieh und Menschen gut.
Groß Teuerung und Hungersnot,
Der Pfeffer ist voll Mäusekot,
Es lachet auf des Rheines Grund
Manch blaues Aug', manch roter Mund.
Der Müller ziehet über Land
Und trägt den Sarg in seiner Hand
Und legt zur Ruh' der Väter Haupt;
Die Krone kehrt, die war geraubt.

„‚Das sind nun die unfehlbaren Überschriften der zukünftigen Geschichte; aber ich verstehe die Katze und Ratze dem Schluß gegenüber nicht, und zwar:

„‚Die Katze ist ein dunkles Bild;
Sie scheinet auf die Ratze wild;
Sie kämpfen gegen, kämpfen für
Gleichwie zwei Advokaten schier.

„‚Weiter findet sich noch hier in meinen Adspekten notieret:

„‚Der Freund verändert die Natur,
Zu huldigen der Freundin nur;
Zum Sarge wird sein treues Herz,
Zu rächen den gerechten Schmerz.

„‚Ich kann dieses nicht anders auslegen, als daß Frau Aglaster hier an meinem Herzen ruht, wie alle Interessen ihres Königlichen Stamms.‘

„So weit hatte er gesprochen, als meine Zeit, zu verschwinden, auf dem letzten Punkte stand. Da sagte ich zu Damon, vor die Höhle zu gehen und die Flöte zu blasen; er tat es, und alle Staren folgten ihm nach, ich aber trat dem Cisio entgegen und sprach: ‚Ich will dir das von der Katze und dem Herzenssarge erklären.‘ Ich berührte ihn mit meinem letzten Strahl, und der ganze zusammengeflickte, schnurrende Mann mit all seinem Lauern und Haschen war in eine große Katze verwandelt, welche die verstorbene Frau Aglaster rupfte und aufzehrte. Das Aderlaßmännlein ritt auf derselben schnell davon als Kurier nach Haus, die Nachricht zu melden, erhielt aber ein so schlechtes Trinkgeld, daß er später Leibchirurg beim hinkenden Boten und endlich gar Blutigel geworden.

„Liebe Freundinnen“, fuhr Frau Mondenschein fort, „dieser Fluch der Frau Aglaster ist wahr geworden. Als die Königin so heroisch gestorben war, sprach ich zu ihren Untertanen: ‚Nun begebt euch in diese Höhle, begrabet die Frau Aglaster, nach drei Tagen werden wir uns wiedersehen.‘

„Über diesen Verhandlungen war es Nacht geworden, und da die Zeit herannahte, da ich, wie ihr wißt, mich verdunkle und immer kleiner werde, ja sogar durch ein wunderbar Geschick ein Paar Hörner bekomme, eilte ich, mich vor meinem Geliebten zu verbergen, der mich nur in meinem vollen Glanze gesehen hatte, weil ich fürchtete, er möge mich dann weniger lieben. Ich erweckte meinen Damon und sagte zu ihm: ‚Komm, mein

lieber Hirt, ich will dich zu meinem Vater führen und ihn bitten, daß er uns zu unsrer Ehe seinen Segen gebe.' Er folgte mir, nur fragte er oft: ‚Wer ist dein Vater? Wo wohnt er? Ist es noch weit?' und schien überhaupt sehr neugierig geworden, was mich ängstigte; drum machte ich ihn wieder schlafen, und so hob ich ihn empor über die Gipfel der Berge zu meinem alten Vater, dem Mond, der hinter einer Wolke saß und allerlei alte, abgetragene Monde und Sterne, die da in der Rumpelkammer lagen, musterte.

„Was machst du, Vater?' sagte ich. ‚Ei', sprach er, ‚mein Kind, ich suche mir unter den alten Invaliden einen aus, der mir die Sterne hüten könnte, wenn ich mich verfinstere.' — ‚Da komm' ich ja recht gelegen', sprach ich, ‚seht, da bring' ich Euch einen Hirten, schön und tugendhaft, er wird Euch die Sterne gar wohl hüten.' — ‚Aber um welchen Lohn', sagte mein Vater, ‚wird er mir meine Sterne hüten?' Ich antwortete ihm: ‚Um keinen geringeren Lohn, als der edelste Schäfer, Jakob, von seinem Herrn Laban genommen hat, um mich, um Eure Tochter.' Da lachte mein Vater und sagte: ‚Ei, ei, weht der Wind daher? Aber wo willst du mit ihm wohnen?' — ‚Ich habe ihm schon ein Schloß erbaut, und Land und Leute soll er finden', erwiderte ich und erzählte meinem Vater alles, auch die Verwünschungen der Frau Aglaster. Hierauf riet er mir, meinem neuen Geliebten meine Abkunft zu verbergen und ihm unter der strengsten Strafe zu verbieten, daß er mir, wenn ich abnehme und im letzten Viertel verschwinde, irgend nachforsche. Das versprach ich ihm, und so gab mir der gute Vater seinen Segen, worauf er mir sagte, ich sollte mit ihm zu meiner Großmutter gehen, die er immer besuchte, wenn er sich verfinsterte. Während er sich zu dem Weg bereitete, weckte ich meinen schlummernden Damon, gab ihm einen Schäferstab in die Hand und zeigte ihm die Sterne, die er hüten sollte, mit dem Versprechen, in wenigen Tagen ihn wiederzufinden, worauf ich ihn verließ und meinem Vater zur Großmutter folgte.

„Unterwegs erzählte mir der Mond, mein Vater, folgendes: ‚Es ist lange, daß ich nicht bei der Großmutter war, und ich weiß gar nicht, ob sie noch lebt. Ich will dir nur auch sagen, warum

ich nicht gerne zu ihr gehe. Es war im ersten Winter, den die Welt jemals erlebte, sehr kalt; ein junger, zarter Knabe war ich, und da kam es mir ganz spanisch vor, so nackt, wie ich bin, nachts die Laterne am Himmel herumzutragen; ich lief daher weinend zu meiner Mutter und sprach: ‚Mutter, machet mir einen warmen Rock, denn mich friert ungemein.‘ — ‚Von Herzen gern‘, sagte meine gute Mutter und nahm mir das Maß. Ich war damals aber gerade im Zunehmen, und da ich, wie Kinder, keine Ruhe hatte, lief ich von meiner Mutter weg und schweifte mit meiner Sternenherde am Himmel herum, aber die Kälte trieb mich wieder hin zu ihr, nach meinem Röcklein zu fragen. Sieh da, ich war unterdessen so groß geworden, daß ich gar nicht in den Rock hineinkonnte. Meine Mutter begann nun das Röcklein wieder aufzutrennen und die Nähte allerorten auszulassen, damit der Rock mir passen möchte. Ich konnte das aber nicht erwarten und lief ihr wieder davon zu meiner Herde. Sie nähte emsig manche lange Nacht bei dem Lichte eines Kometen, und da sie nun fertig war und ich, ganz erfroren, wieder nach Haus kam, sieh, da war ich wieder so dünn, schmal und blaß vom vielen Laufen geworden, daß das Röcklein wie ein Sack über mir hing, so daß ich bei jedem Schritt und Tritt stolperte. Darüber ward meine Mutter so verdrossen, daß sie mir verbot, je wieder ihr Haus zu betreten; sie jagte mich hinaus, und seitdem muß ich armer Schelm nackt und bloß am Himmel herumlaufen, bis jemand kömmt und mir ein Röcklein tut kaufen. Du kannst daraus leicht abnehmen, daß die Großmutter ein bißchen verdrießlich ist und dich wahrscheinlich übel anfahren wird, besonders wenn sie etwas von deiner Liebschaft hört; aber mache dir nichts draus, die alten Leute sind wunderlich.‘

„Unter solchen Gesprächen kamen wir in den Tierkreis, über dem die Großmutter wohnte, und als wir endlich an ihr Haus kamen, das von außen wie ein alter Hühnerkorb aussah, pochten wir an; aber du mein Gott, was herrschte da drin eine Pracht! Alles spiegelte und blinkte, auf den Treppen war Sand von gestoßenen Sternen gestreut, alle Wände standen voll blanker Teller und Kannen. Kurz, alles war so aufgeputzt, daß man

nicht wußte, wo die Füße hinsetzen. Wir pochten an vielen Türen, aber alle waren verschlossen, bis uns ein Geklimper und Gezänke in den Hof lockte; da war ein merkwürdiges Spektakel: die zwölf Zeichen des Tierkreises standen umher und scheuerten und putzten an einer Menge von Monden, Sonnen und Kometen, daß ihnen die Finger bluteten. Meine Großmutter stand mitten unter ihnen; sie hatte einen Kamm in der Hand und kämmte einen großen Kometenschweif aus. Kaum hatte sie uns gesehen, als sie davonlief und dann eilig in einem andern Kleide wiederkam; die Haube hatte sie in der Bestürzung verkehrt aufgesetzt. Als sie nun meinen Vater erblickte und erkannte, fing sie gleich an zu zanken: ‚Was, du unverschämter Bursche, laufst du immer noch nackicht herum? Du verlorener Sohn, kömmst gewiß wieder, um ein Kleid zu betteln, und was hast du denn da vor eine gezierte Dirne bei dir?‘

„‚Liebe Mutter‘, sagte mein Vater mit Tränen, ‚es ist meine Tochter, die Euch die Hände küssen will‘ — und nun ging ich hin und küßte der Großmutter den Saum ihres Gewands, worüber sie sehr gerührt wurde und mich weinend an ihr Herz drückte; meinem Vater aber schenkte sie ein gestricktes Kleid, Hosen und Wams an einem Stück, welches man Leib und Seele zu nennen pflegt, und das sich nach seiner verschiedenen Größe in die Weite und Länge dehnte. Nun hieß sie uns erst recht willkommen, führte uns in ihre prächtigen Stuben und zeigte uns alle ihre Schätze. Da standen wohl viele hundert Monde und Sonnen und Sterne, alle blank wie Spiegel gescheuret; wohl an die hundert Zentner Kometen waren im Vorrat da, ein ganzer Speicher voll Nordscheinen, zwei Keller voll Sternschnuppen, jeder in ein Papierchen gewickelt, unzählige Hunderte von Irrwischen, in Flaschen petschiert, was mich aber am meisten freute, einige hundert Dutzend der schönsten Regenbogen, in nasses Stroh eingewickelt; kurz, da war alles vollauf.

„Als wir diese Schätze hinreichend bewundert hatten, sprach sie: ‚Ihr kommet heute grade recht, denn meine Katze hat sich heute so viel geleckt und geputzt, daß ich gewiß Gesellschaft bekomme; drum habt ihr mich auch mit Putzen und Scheuren beschäftigt gefunden.‘ Hierauf klagte sie sehr über die Verderbtheit

des Gesindes heutzutage, stellte Spieltische zurecht und räumte hie und da in der Stube auf.

„Kleine Zeit drauf kamen vier alte Schwestern zu ihr, die ebenso geputzt waren wie sie; sie bewillkommten sich mit unendlichen Komplimenten, und ihre Lieblingstierchen, die sie mit sich trugen, spielten miteinander. Die Großmutter stellte ihren Sohn als Monsieur Mond, mich, ihre Enkelin, als Mademoiselle Claire de Lune vor, und die Damen empfingen uns mit ungeteiltem Beifall. Nachher setzten sie sich an den Spieltisch und spielten Karten, wobei ich, die Langeweile zu vertreiben, die Damen etwas näher betrachtete.

„Die eine hieß Frau Luft; sie war sehr mager und leicht und durchsichtig gekleidet und pfiff ein wenig mit der Nase, was ihr Papagei, den sie auf dem Arm trug, nachmachte. Die andere hieß Frau Erde; sie war eine Witwe, dick und fett, und hatte einen grasgrünen Rock, mit Diamanten besetzt; sie mußte nicht ganz wohl sein, denn es rumpelte ihr oft im Bauch, worauf sie nieste und alle ‚Gott helf'!' sagten; auf ihrem Arm hatte sie einen Affen sitzen. Die andere hieß Frau Feuer; sie hatte wenig Ruhe, wackelte immer hin und her, ihr Rock war von geschlagenem Gold und Asbest; alle Augenblick bat sie sich einen kühlen Trunk aus und leckte sich vor Hitze den Mund; in ihrem Schoß hatte sie einen Salamander sitzen, dem sie sehr liebkoste. Die vierte Dame hieß Frau Wasser; sie hatte ein Kleid von Binsen an, mit Perlen gestickt; bald war sie ganz ruhig und sanft, bald aber, wenn Frau Luft einen guten Trumpf machte, runzelte sie sich die Stirn und wurde recht zornig; mit Frau Feuer aber konnte sie sich am wenigsten vertragen und fuhr ihr alle Augenblicke übers Maul. Übrigens hatte sie einen schönen Goldfisch im Schoß, mit dem sie spielte; auch nahm sie alle Augenblick' einen Vorwand, beiseitezugehn: bald drückte sie der Schuh, bald war ihr nicht wohl, bald dies, bald jenes.

„So war die Gesellschaft, und ich merkte meinem Vater wohl an, daß er ebensogern als ich im Freien gewesen wäre; denn er begann schon wieder zu wachsen, und seine Jacke war ihm doch unbequem. Nach dem Spiel wurde geschmaust, und endlich fing meine Großmutter an, davon zu sprechen, ob ich nicht Lust hätte,

mich zu verheuraten. Ich ward über und über rot und sagte Ja, und mein Vater sagte: ‚Drum kommen wir eben, ihr Bräutigam ist bei mir zu Haus und hütet mir die Sterne, ein munterer, schöner Schäfer.‘ — ‚Brav!‘ sagten die vier Damen, aber die Großmutter sagte sehr zornig: ‚Was brav! Daraus wird nichts; ich bin noch ein bißchen reicher als sonst jemand und werde meine Enkelin eher einem Schiebkärrner geben als so einem Vagabunden, Poeten, Landstreicher, so einem Schäfer!‘

„Ei, ei‘, sagte Frau Erde, ‚hat doch Apollo selbst die Schafe des Königs Admet[1] gehütet.‘ — ‚Und war doch Jakob ein Schäfer, der die Rachel am Brunnen sah‘, sagte Frau Wasser, und Frau Luft und Feuer stimmten ein und verteidigten meine Wahl. Da ward meine Großmutter sehr zornig und sagte: ‚Wohlan, so mögen Ihre Töchter, meine Damen, alle solche Mißheuraten tun; darum will ich den allermächtigsten Jupiter bitten. Ein Bergknappe, ein Vogelsteller, ein Kohlenbrenner, ein Müller mögen eure Nachkommen werden!‘ — ‚Das soll ein Wort sein, ja, und Fürsten und Könige dazu!‘ schrieen die Damen, aufstehend und in die Hände patschend. Da schrie die Großmutter: ‚Fort! Packt euch aus meinen Augen, Freunde sind wir gewesen!‘

„Mein Vater konnte sich nun nicht mehr halten; der Zorn hatte ihn so aufgetrieben, daß ihm ein Knopf von seiner Jacke grad der Großmutter ins Maul sprang, die darüber in eine Ohnmacht fiel, und somit brach die Gesellschaft in allgemeiner Verwirrung auf. Und ich eilte mit meinem guten Vater zurück auf die Himmelswiese, wo ich meinen Damon schlafend fand.

„Mein Vater legte seine Hand in die meinige und sagte zu ihm: ‚Du hast mir gedient, wie Jakob dem Laban, ich gebe dir meine Tochter; doch frage nie, wer sie ist, und wenn sie sich von dir entfernt, wolle nie wissen, wo sie hin ist! Während der Zeit ihrer Abwesenheit hüte du redlich meine Sterne! Jetzt lebet wohl! Gott segne euch!‘

„Traurig nahm ich Abschied von meinem Vater und brachte meinen Damon wieder hinab an die Erde. Kaum hatte er sie mit dem Fuße berührt, als er heftig zusammenfuhr, als erwache

[1] Der griechischen Sage nach König von Pherä, bekannt durch seine Teilnahme am Argonautenzuge.

er plötzlich. ‚Ach‘, sagte er, ‚welchen seligen Traum habe ich gehabt!‘ Und nun erzählte er mir alles, was ihm geschehen war. Ich aber hatte mich nicht auf dieser Insel, sondern auf dem Berge, wo jetzt das Starenberger Schloß steht, mit ihm niedergelassen und sagte ihm, daß ich seine Frau sein wolle, daß ich ihn aber nur in mondhellen Nächten besuchen könne, und daß ich das letzte Vierteil des Monats mich ganz von ihm zurückziehen müßte; wenn er mir schwöre, mir nicht nachzuforschen, so wollte ich ihn und unsre Nachkommen mit Glück und Segen überhäufen. ‚Ach‘, sagte er, ‚wenn ich nur in der Zeit deiner Abwesenheit immer so selig träumen könnte wie heut, von einer so schönen Wiese, einer so herrlichen Herde, so will ich niemals in deiner Abwesenheit nach dir verlangen.‘

„Nun aber berief ich die Staren zusammen, welche sich alle in kräftige, gesunde Menschen verwandelt hatten und in langen Zügen den Berg heran wallten. Ich stellte ihnen meinen Gemahl als Fürsten von Starenberg vor, sie huldigten ihm, und nun ward der Grundstein zu dem Starenberger Schloß gelegt. Gold und Silber fanden sie die Menge in dem Berg, wo sie die Steine brachen, und bei unermüdeter Tätigkeit sah bald das Schloß glänzend und herrlich nieder in den Spiegel des Sees. Ich besuchte meinen Gatten alle Abend, sobald mein Vater an dem Himmel erschien, der eine rechte Freude über mein Glück hatte und unser Glück recht freudig ansah. Das erstemal, daß ich im letzten Viertel meines Vaters ihn verlassen mußte, schlief mein Damon ein, und ich hob ihn an den Himmel, und er hütete unsre Sterne, bis mein Vater wieder selbst an sein Amt trat und ich meinen Gatten wieder besuchte, der mir mit Freuden erzählte, daß er abermals jenen schönen Traum gehabt habe.

„So lebten wir glücklich; das ganze Land verschönte sich, und am Ende des Jahres brachte ich meinem Damon einen Sohn, den wir Johannes nannten, und der von nun an unsre Freude sehr vermehrte.

„Als ich nachts einmal erwachte, hörte ich eine Stimme bei seiner Wiege singen, und weil ich seine Wärterin sonst nie singen gehört, zog ich den Vorhang zurück und sah den Geist der Frau

Aglaster, aber nicht in Starengestalt, sondern wie eine altfränkisch gekleidete weiße Frau, mit einem Krönlein auf dem Haupt, neben der Wiege stehn. Sie hatte einen blitzenden Diamantring am Finger und funkelte dem Kind damit vor den Augen, welches begierig die Hände darnach streckte, dazu sang sie gar beweglich:

„‚Ein Kind, im Schäfermond geboren,
Liebt Glanz und Stein herauszubohren;
Es lockt der Schatz im tiefen Grund,
Und Neugier bricht den treuen Bund.‘

„Da fielen mir die Worte des Cisio Janus in der Starenhöhle ein, und ich sagte: ‚Gnade Gott, Frau Aglaster!‘ sie aber sprach:

„‚Tugend und Laster bringt seine Frucht;
Segen ist gesegnet, Fluch ist geflucht!‘

und da verschwand sie. Die Leute hatten alle noch viel von der Starenart; die Wärterin hatte das Lied gehört, ich hörte sie es nochmals an der Wiege singen; ich verbot es und sendete sie fort, da kam es gar unter die Leute, und ich mußte es oft hören!

„Als Johannes mehrere Jahre alt war, pflegte er mit den Arbeitern an dem Berg herumzulaufen, und besonders war er gern in den Steinbrüchen und freute sich, wenn die großen Marmorblöcke losbrachen und mit lautem Geprassel in das Tal niederstürzten. Ja, er hatte eine solche Freude an dieser Arbeit, daß er in den Nächten, wo ich abwesend sein mußte und Damon träumte, als hüte er die Sterne, sich heimlich wegschlich, mit einer Lampe in dem Steinbruch herumkletterte und alle Steine hinabrollen ließ, die er bezwingen konnte.

„Eines Abends nun hatten die Steinbrecher einen ungeheuren Block schier bis zum Niederstürzen losgebrochen und verließen ihn, als es dunkel ward, mit den Worten: ‚Lassen wir ihn, er wird heute nacht durch sein Gewicht schon von selbst losbrechen‘, und so gingen sie mit dem kleinen Johannes nach Haus. Nun aber konnte dieser seiner Begierde, den großen Marmorblock lösstürzen zu sehn, nicht mehr widerstehn, und kaum schlummerte alles im Schlosse, als er mit seiner Lampe zurück nach dem Steinbruch schlich. Mit gespannter Erwartung setzte

er sich in eine Höhle neben den Block und hielt seine Lampe hervor, um den Block recht zu beleuchten, wenn er losstürzte. Eine ganze Stunde hatte er gesessen, als die Glocke auf der Schloßuhr zwölf schlug und der Stein mit ungeheurem Geprassel niederflog und weit, weit in die Mitte des Sees stürzte, dessen Wellen mit ungeheurem Geräusch um ihn in die Höhe schlugen. Die Berge rings hallten wider, die Erde zitterte, und der kleine Johannes hatte ein namenloses Vergnügen an dem Lärm.

„Wie groß aber war seine Verwunderung, als er, da das Geräusch vorüber war, in seiner Nähe ein ängstliches Gewimmer hörte und, wo der Marmorblock niedergebrochen war, eine offene Höhle erblickte, in welcher einige graue Weiblein immer tiefer hinein flohen und eine kristallene Wiege verließen, in der ein wunderschönes Mägdlein schlief.

„Neugierig trat der kleine Johannes an die Wiege, und da er nie ein anderes Kind gesehen hatte, verursachte ihm der Anblick die größte Freude. Die kühle Nachtluft, die in die Höhle drang, erweckte die Schläferin, und sie wollte weinen; aber da wiegte sie der kleine Johannes, und sie lächelte, worüber er eine unaussprechliche Freude hatte. Kaum hatte er seines Vergnügens einige Minuten genossen, als die kleinen grauen Frauen wiederkamen, die Wiege aufpackten und mit ihr tiefer in den Berg eilten.

„Johannes lief nach und gelangte endlich in eine schöne Kristallhöhle, wo eine hübsche, alte Frau an einem erzenen Tisch saß und eine Menge Edelsteine vor sich hatte. Es war die Frau Erde, die ich euch schon bei meiner Großmutter beschrieben habe; sie spielte mit ihrem Affen Schach, und alle die Figuren des Schachbretts waren lebendige Tierchen und machten allerlei artige Posituren. Da die Wiege hereingebracht wurde, nahm sie ihr Töchterlein, Edelsteinchen genannt, auf ihren Schoß, und der kleine Johannes, den sie verwundert anschaute, nahte sich unbekümmert, spielte mit dem Kind, und Frau Erde gewann ihn lieb. Sie schenkte ihm eine Menge bunte Steine und führte ihn am Morgen selbst in Begleitung ihres Töchterleins, an einer andern Stelle, zutag. Die beiden Kinder umarmten sich zärtlich, Frau Erde verbot dem kleinen Johannes, von allem, was er gesehen, zu sprechen, und lud ihn ein, jede Nacht, wenn die Mutter

abwesend sei und sein Vater schlafe, sie wieder zu besuchen, und gab ihm eine Wurzel, mit der er nur den Stein, wo er jetzt herausgehe, berühren sollte, dann würde er sogleich wieder hereinkönnen.

„Mein Söhnlein Johannes sagte uns kein Wort davon und ging wohl bis in sein sechszehntes Jahr alle Monate, wenn ich abwesend war, bei Frau Erde und ihrer Tochter zu Besuch. Als ihn aber Damon, sein Vater, einst bei einem großen Kasten voll Edelsteinen sitzen fand und ihn erstaunt fragte, wo er alles dies her habe, wollte er es ihm nicht sagen, und als ich abends zu meinem Damon kam, fragte ich den Jüngling selbst aus, aber auch mir verschwieg er die Quelle seiner Reichtümer. Ich ließ ihn nun nicht mehr aus den Augen, und da ich ihn nachts zu jeder Stunde auf seinem Lager fand, merkte ich wohl, daß er in der Zeit meiner Abwesenheit allein zu den Edelsteinen gelangen könnte, und bat daher meinen Gemahl, ihn am Ende des Monats, wenn ich mich entfernte, zu sich in sein Bett zu nehmen und die Türen wohl zu verschließen.

„Wie ich befohlen hatte, geschah; der Mond war im letzten Viertel, ich mußte meinen Damon verlassen; er legte sich nieder, zu träumen, wie er meinte, aber er war eigentlich im Himmel und hütete an meines Vaters Stelle die Sterne.

„Johannes ward sehr traurig, als er zu seinem Vater ins Bett mußte und die Türen fest verschlossen waren. Er konnte nicht hinaus, er weinte und klagte; Damon aber schlief fest. So ging die erste, die zweite Nacht hin, daß er nicht zu seiner Gespielin, der Tochter der Frau Erde, konnte; in der dritten Nacht aber hörte er ein erbärmliches Wehklagen unter dem Boden der Kammer. ‚Johannes, Johannes, warum kömmst du nicht zu mir?‘ rief das Fräulein Edelstein. ‚Bist du tot? Fehlt dir etwas? O mein Johannes, komme zu mir!‘

„Da konnte sich der Jüngling nicht mehr halten, er zerriß den seidnen Faden, mit dem ihn Damon an seinen Arm geknüpft hatte, berührte mit der Wurzel den Boden, der sich öffnete, und stieg hinab zu seiner Gespielin.

Als Damon den Faden zerrissen fühlte, ließ er die Sternenherde laufen, wie sie wollte, erwachte und folgte seinem Sohn

in das Gemach der Frau Erde. Erstaunt sah ihn die edle Frau an; sie grüßte ihn als einen werten Gast, und schnell vergaß er über ihrer Freundlichkeit, daß er unsern Sohn Johannes, der neben ihm mit Fräulein Edelstein stand, über seine unerlaubte Entfernung strafen sollte; er dachte nicht mehr an das Hüten der Sternenherde, was er überhaupt nur für einen schönen Traum hielt. Er vergnügte sich ausnehmend und spielte mit dem Affen Trismegistus Schach, der ihn immer gewinnen ließ, um sein Vertrauen zu erschmeichlen. Als er am Morgen mit Johannes nach Haus kehren wollte, bat ihn Frau Erde, doch in der folgenden Nacht ja wiederzukommen. Er versprach es, wenn er nur vermöge, sich des Schlafes zu enthalten, wobei er immer träume, eine wunderschöne Herde von glänzenden Lämmern zu hüten. ‚Ach ja, ich kann mir's denken', sagte Frau Erde, ‚aber so Ihr kommen könnt, so seid Ihr willkommen.' Der Affe Trismegistus begleitete ihn zur Türe und sagte, indem er ihm von unten auf über den Rücken strich: ‚Mein teurer Freund, schlaft bei Tag und kommt morgen wieder.'

„Damon, nach Haus gekehrt, sank auf sein Lager und träumte lauter herrliche Dinge aus der Erde und kam nicht, des Mondes Herde zu hüten. Am folgenden Abend stieg er mit seinem Sohn abermals in die Gemächer der Frau Erde hinab und spielte mit dem schalkhaften Affen Schach. Dieser war ein ehemaliger Spion des Cisio Janus bei dem Forstjunker Picus in der Starenhöhle gewesen und war ganz im Bunde, Damon und seine Nachkommen irrezuführen. Als er Damon an einem der folgenden Morgen zurückführte, sagte er ihm: ‚Wir werden wohl bald die Freude Eurer Gesellschaft entbehren, weil die Heimkehr der Frau Liebsten nahe sein dürfte; nehmet hier diesen Erdspiegel von dem Putztisch der Frau Erde, sie läßt Euch dieses Andenken durch mich überreichen. Ihr habet einen hohen Turm in Eurem Hof; wenn Ihr abends hinauf schlafen geht, stellt ihn vor Euch, so werdet Ihr sehen, was Eure Freunde und selbst Eure Liebste in ihrer Abwesenheit dann eigentlich treiben.' Dabei hauchte der Affe über den Spiegel und fuhr kurios drüber hin, als wolle er ihn putzen, und auch über den Rücken fuhr er Damon wieder ganz verkehrt.

„Am folgenden Abend ließ Damon unsern Sohn Johannes allein zur Frau Erde hinabgehen und setzte sich selbst auf den Turm, in den trügerischen Erdspiegel zu schauen, was ich in meiner Abwesenheit treibe. Es war ihm ganz verborgen gewesen bis jetzt, daß ich das Kind einer anderen Welt, die Tochter des Mondesmanns, sei. Er hielt mich für die Tochter eines Schäferkönigs jenseits der Berge. Nun aber sind die Schäfer bekanntlich sehr abergläubig, ja, oft zu allerlei Zauberkünsten geneigt, und der Erdspiegel macht den, der hineinschaut, allen Kräften des Mondes, denen die Kreaturen unterworfen sind, besonders untertan.

„Es nahte aber mein neues Licht, da ich bald mit zwei Lichthörnchen wieder erscheinen sollte; da legen die Schlangen den Balg ab, da wachsen die Haare, Klauen und Nägel und Zähne, da legen die Hirsche die Hörner ab, und sprossen neue auf ihrer Stirn. Ich hatte viel zu tun; Damon hatte in den letzten Tagen die Sternenherde im Traum nicht gehütet; ein großer und ein kleiner Bär hatten sich in ihrer Nähe sehen lassen. Eilig nahm ich Pfeil und Bogen und die sieben Hunde meines Vaters und verjagte die wilden Tiere; ich fand auf der Jagd den Vater Mondmann schlafend, ich setzte mich auszuruhen neben ihn, schnitt ihm die Nägel und Haare, seifte ihn ein und rasierte ihn; dann machte ich seine Laterne zurecht, weil sie bald wieder sollte angezündet werden, ich scheuerte den Ruß ab, schneuzte den Docht mit den Fingern und füllte frisches Öl auf. Jetzt aber begab ich mich mit euch, meinen Mägdlein, wie ihr wißt, in den Spiegel des Lichtsees, um den Ruß und Ölgeruch von mir abzuwaschen und dann wieder blank und klar zu dem undankbaren Damon zurückzukehren. Ihr wißt, wer in dem Lichtsee badet, sieht alles, was auf Erden geschieht, und wer in den Lichtsee sieht, sieht sich auch selbst und erscheint sich dem Einfluß des Mondes unterworfen.

„Damon sah mich im Bad, und ich sah ihn, als gucke er neugierig durch eine Hecke. Da schrie ich und ihr alle über den frechen Sterblichen, und ich schleuderte Wasser nach ihm; da fühlte er sich allem tierischen Einfluß des Mondes unterworfen: er glaubte, daß er Hörner kriegte wie die Hirsche, er glaubte, daß meine

Hunde ihn jagten, und erwachend eilte er unter heftigen Schmähungen gegen mich von dem Turm herab in den Wald. Aber ihn verfolgten keine Hunde, ihn verfolgte das böse Gewissen.

„Schon war er fliehend an einen Eingang der Wohnung der Frau Erde gekommen, als er mich Ärmste bleich und schwach von Anstrengung und Schrecken vor sich stehen sah; ich wollte ihn, wie sonst immer, freundlich in meine Arme schließen und ihn dann mit einer ruhigen Ermahnung verlassen, aber der Unglückliche stieß mich zurück und rief aus:

„‚Weiche von mir, du heuchlerische Zauberin, Nachtjägerin, Waldbuhlerin! Ich glaubte, einer Hirtin und keiner Waldteufelin vermählt zu sein!‘

„Da rief ich aus: ‚Weh, mein Sohn, mein Sohn Johannes! Ich scheide ewig von dir, treuloser Damon! Gehe hin zur Erde; dein Bart halte dich dort fest, bis ich ihn dir wieder löse!‘ Da stürzte Damon, die Springwurzel gegen den Felsen stoßend, so heftig in den Berg, und der Affe warf ein großes Faß voll Schatten gegen mich um, das dastand, damit ich nicht hereinkommen sollte, und es entstand eine Mondfinsternis; sie ergoß sich über das Antlitz meines Vaters, des Mondmanns, der, mit Schrecken erwacht, seine zerstreute Herde zusammensuchte.

„Verwundert und bestürzt lief Damon hinab zur Frau Erde, um sie um Rat zu fragen. Sie schwatzte ihm allerlei vor, und indes er ihr zuhörte, wuchs ihm der Bart durch den goldnen Tisch, und er konnte nicht mehr herauf. Da er immer lamentierte und klagte und weinte und Frau Erde ihn nicht losmachen konnte, verließ sie ihre Kammer und ließ ihn allein sitzen, und hat ihn nachmals sein Sohn Johannes nur dann und wann besucht. Ihr habt den Treulosen selbst heute nach vierhundert Jahren dasitzen sehen, ihr habet gesehn, wie ich ihm neulich den Bart gelöst und ihn begraben.

„Weinend durchirrte ich noch einmal alle Gemächer der Starenburg und zog mich in tiefer Betrübnis hier auf die Insel in die Höhle zurück, wo ich den Bund mit Damon geschworen hatte. Als ich an den Stein trat, worauf er das wunderbare Starenei zerschlagen, trat der Geist der Frau Aglaster als dieselbe weiße Frau mir entgegen, die ich an der Wiege meines kleinen Jo-

hannes hatte singen hören. Sie hatte die Schalen des Schicksalseies in der Hand und sagte mit traurigem Ernst zu mir:

„Er bleibt vom Mondenschein behext,
Daß durch den Tisch der Bart ihm wächst.
Hört meinen letzten Spruch:
Mondschäfer, euren Stamm
Ich jetzt mit ernstem Fluch
Zur Starenart verdamm',
Bis einst ein später Erbe
Als Star, wie ich, freiwillig sterbe!'

„Hierauf seufzte sie und verschwand.

„Diese Worte machten mich schaudern, und ich wollte eben aus der Höhle fliehen, als ich ein unheimliches Schnurren hörte. Ich sah mich um, da sah ich den großen Kater, in welchen ich Cisio Janus verwandelt hatte, mich mit glühenden Augen anblicken und einen großen Buckel gegen mich machen. ‚Hinweg!' schrie ich, ‚auch du willst mein Leid verhöhnen' — und eilte bestürzt zu meinem Vater, dem Mondmann; der tröstete mich und söhnte mich auch mit seiner Frau Mutter aus, welche mir hierauf euch, liebe Fräulein, zu Gespielen gab. Nun wißt ihr, warum ich damals immer so traurig war."

Die Gespielinnen der Frau Mondenschein hörten dieser Erzählung ihrer lieben Herrin ganz stille zu, und auch ich verlor kein Wörtchen. Nun aber begannen sie wieder zu tanzen und zu reihen, und da ich mich weit vorlehnte, um den schönen Tanz der Stammutter meines Hauses besser zu betrachten, lastete ich zu sehr auf die Schwäche des Astes, der mich trug, und er brach samt mir mit großem Geräusche herab, worüber die Elfen erschrocken die Flucht nahmen. Schüchtern ging ich an die Stelle, wo sie getanzt hatten, und nahm den Schleier, den Altweibersommer gewebt hatte, zu mir; denn die Frau Mondenschein hatte ihn in eiliger Flucht liegengelassen, und er soll nun der Hochzeitsschleier meiner lieben Ameley werden, wenn ich sie erst wiederhabe.

So erfuhr ich den ersten Ursprung meines Stammhauses und die Geschichte des Mondenhirten Damon, den ich am Tische mit dem Bart angewachsen und nachmals in seinem schönen Grabe gesehen.

Aber schon graute der Tag, die Schwalbe streifte mit ihrer silberweißen Brust über den Spiegel des Sees, der Morgenstern funkelte fröhlich über den Hügel, und meine Rosse begrüßten ihn wiehernd am jenseitigen Ufer. Ich wickelte den Schleier dicht zusammen, band mir ihn auf den Kopf in meine Locken fest, damit er nicht naß werden möge, und stürzte mich mit ausgebreiteten Armen in den See, dessen jenseitiges Ufer ich bald erreichte. Schnell kleidete ich mich an, schwang mich auf mein Roß, so taten auch meine zwölf Begleiter, und sinnend über alles, was ich gesehen, legten wir in mäßigem Schritt eine Tagreise zurück. Am Abend gelangten wir in eine wilde Gebirgsgegend, und ich gebot meinen Begleitern, auf einem schönen, grünen Eichenplatz unser Nachtlager aufzuschlagen.

Während sie damit beschäftigt waren, schritt ich in Gedanken etwas höher im Gebüsch, um in die dämmernde Landschaft zurückzuschauen, als mir plötzlich in einem Hohlweg ein feiner, ehrbarer, alter Bauersmann entgegenschritt. Er war mit einem grauen Rock bekleidet, auf dem Hut hatte er eine schwarze Binde, am Hals ein weißes Feldzeichen[1], einen gelben Riemen um den Leib geschnallt und rote Stiefel an seinen Füßen. In seiner Hand trug er zwei Lilienblumen, auf einem Stiele gewachsen, die er sehr ernsthaft betrachtete; denn sie waren sehr schön und glänzend, die eine rot, die andre weiß, und gaben einen süßen Geruch von sich. In der andern Hand aber trug er eine Haselrute.

Als ich ihm nahe gekommen war, stand er plötzlich still. Ich sah, daß die beiden Blumen ihre Kelche auftaten und sich gegen mich wendeten und die Haselrute sich zuckend bewegte. „Guten Abend, Vater!“ sagte ich; er aber sprach hastig zu mir: „Willkommen, willkommen, vieltausendmal willkommen! Endlich habe ich dich gefunden; jetzt mußt du mir gleich den gelben Riemen aufschnallen und den grauen Rock ausziehen, und die roten Stiefel, der graue Hut, alles muß herunter, du bist es, du kannst es!“

Ich war höchlich erschrocken über den Alten und glaubte, er sei wahnsinnig und könne mir Leids antun, darum wollte ich fliehen, er aber trat mir in den Weg und sagte: „So haben wir

[1] Binde oder Schleife als Kennzeichen.

nicht gewettet, nur munter, schnalle den Riemen auf!" Dazu hatte ich nun keine Lust und zog mein Schwert gegen ihn. Er berührte dieses aber mit der roten Lilie, und sieh, es schmolz mir glühend nieder bis ans Heft, worüber ich sehr erschrak. „Sieh", sagte er, „das hättest du dir ersparen können; ich habe nicht umsonst so lang auf dich gewartet; munter, den Riemen aufgeschnallt!" — „Kannst du denn das nicht selbst?" sagte ich. „Nein", sprach er, „sonst brauchte ich dich nicht dazu." Ich mochte nun wollen oder nicht, ich mußte mich dranmachen, ihn auszuziehen; mit leichter Mühe schnallte ich den Riemen auf, zog ihm den Kittel aus.

Aber wie erstaunte ich nicht, da ich ihn darunter ganz mit Gold und Edelsteinen geharnischt sah. Die roten Stiefel mußten auch herunter, der graue Hut, alles lag am Boden, und er stand vor mir wie ein funkelnder Götze. Sein ganzes Wesen war prächtig und herrisch. Eitel trat er etwas höher auf einen Stein und sprach: „Nun, mein Vortrefflichster, wie gefalle ich dir? Hier, nimm den Haselstecken zum Lohn, er öffnet dir alle Felsen und geheimen Schätze; ich brauche die sauere Arbeit nun nicht mehr, denn hier ruht der Stein der Weisen; Gold kann ich machen, ewiges Leben kann ich geben", und mit diesen Worten schlug er mit geballter Faust wider seinen Brustharnisch, daß es rasselte. „Lebe wohl, du hast das Glück gesehen!" Und somit wendete er sich und ging eilends den Berg hinan. Aber wie ward mir angst und bange, als ich sah, daß ihm der graue Rock, der grüne Hut und die roten Stiefel eiligst nachliefen!

Der ganze Kerl hatte mir etwas Schreckliches, Fatales, und doch wieder Lächerliches. Froh, so leicht davongekommen zu sein, nahm ich auch meinen Weg zurück. Aber ich mochte gehen, wie ich wollte, ich konnte mich in den wilden Wegen nicht mehr zurechtfinden und entschloß mich endlich, da ich einen heimlichen Waldwinkel fand, hier den Tag abzuwarten. Ich setzte mich nieder, und um mein Haupt bequemer an einen Fels anzulegen, wollte ich einige Kräuter, die auf ihm wuchsen, mit der Haselrute des Alten, die ich noch immer in Händen trug, herunterschlagen; kaum aber berührte ich den Stein mit der Haselrute, als er sich auftat und mir ein wunderbares Schauspiel zeigte.

Ich sah tief hinab, wie in einen Keller; da liefen eine Menge graue Männchen und Weibchen herum und schleppten allerlei Kisten und Kasten und Körbe und stellten sie in Ordnung, grad als wenn man in eine neue Wohnung gezogen ist und nun einräumt. Was sie aber trugen, war lauter Silber und Gold und Edelsteine, und schien das da unten gemeiner als bei uns die irdenen Töpfe; wenn sie ein wenig langsamer gingen, kam gleich ein alter Mann in einem blauen Rock und schrie:

„Eilet, eilet, nicht verweilet,
Alles reinlich eingeteilet!
Hübsch nach dem Gewicht geleget,
Daß sich ja nichts wegbeweget!
Schweres unten, Leichtes oben,
Daß die Ordnung sei zu loben!
Wert nach innen, Glanz nach außen,
Machet nicht so lange Pausen!"

Auf die Worte liefen sie viel schneller und hatten bald alles in der schönsten Ordnung; nun aber sagte der Alte:

„Und jetzt hauet eine Stufe,
Daß sich bildet eine Kufe,
Wo die Fräulein Edelstein
Mit den sieben Jungferlein
Sich bequemlich können pflegen,
Wenn sie in das Bad sich legen!"

Darauf ging es an ein Gepicke und Gehacke und Gebohre mit Meißeln, Schlägeln, Keilen und Bohrern, aber alles im Takte, daß es eine artige Musik war. In wenigen Minuten hatten sie ein tiefes Bad mit mehreren Stufen abwärts rein und glatt in den Boden des Gewölbes gehauen.

Als sie fertig waren, rafften sie ihr Arbeitsgeräte zusammen und verschwanden mit dem Alten in der Wand des Felsens.

Nach einer kleinen Weile trat Frau Edelstein mit ihren sieben Fräulein ein, wie ich sie gesehen hatte in jenem Gewölbe hinter dem Stuhle des Grubenveitels stehen. Sie sah sehr betrübt aus und sprach:

Frau Edelstein.

Mägdlein, lasset mir zum Bade
Nur die frische Quelle los,

Daß ich mich des Staubs entlade
In der neuen Heimat Schoß!

Eine kämmet mir die Haare,
Eine salbt und eine schminkt,
Bis der Schmerz so vieler Jahre
In dem guten Bad ertrinkt.

Eine soll den Spiegel halten,
Eine trocknet mir den Leib;
Jede muß ihr Amt verwalten,
Singt dazu zum Zeitvertreib.

Kobold.

Aber was soll ich denn machen?
Ha! ha! ha!

Frau Edelstein.

Was du immer tuest: lachen!

Kobold.

Ha! ha! ha! Ich lache ja.

Nun öffnete Fräulein Quecksilber eine Röhre, und es stürzte ein heller Strom von Quecksilber in die Kufe bis zum Rand, wozu sie sang:

Quecksilber.

Rüstig, lustig stürze nieder,
Ohne Ruhe, ohne Rast,
Um der Herrin helle Glieder
Schmiege dich, du blanke Last!

Kecke Quelle, kalt und helle,
Feuerflüchtig, undurchsichtig,
Schwer und schnelle, feste Welle,
Nun ist's richtig, 's Bad ist tüchtig.

Kobold.

Potz Mercurius, wie lustig!
Ja, das wußt' ich,
Und ich lache
Zu der Sache
Ha! ha! ha!

Frau Edelstein wälzte sich in dem Bad hin und her, und als sie glaubte, daß es genug sei, kam Fräulein Asbest und trocknete sie ab mit folgenden Worten:

Asbest.

Mit dem Tüchlein, klar gesponnen,
Fein gewebt in Starenberg,
Weiß gebleicht an Phosphorsonnen
Von dem klugen Meister Zwerg, 5

Ich dich reibe, daß dir bleibe
Auch kein Schmitzchen oder Ritzchen
Dir am Leibe, ich vertreibe
Jedes Spitzchen, jedes Kritzchen.

Kobold. 10

Ei potz Blitzchen!
Wer gern tanzt, dem ist gut geigen,
Und was weiß, ist leicht zu bleichen,
Leicht zu trocknen, was nicht naß ist,
Leicht zu lachen, was ein Spaß ist. 15
Ha! ha! ha!

Als Frau Edelstein abgetrocknet war, stellte sie sich auf einen goldnen Stuhl, und Fräulein Naphtha salbte sie über und über, wozu sie sang:

Naphtha. 20

In der heimlichsten der Grüfte
Kocht die Salb' ein Feuergeist,
Und ich salb' dir Fuß und Hüfte,
Daß dich heiße Glut durchreißt.

Wie es feuert, rasch gescheuert! 25
Mich entzückst du, Blitze schickst du,
Sei beteuert, glanzerneuert,
Funklend blickst du, dich erquickst du.

Kobold.

Mich erquickst du, 30
Denn zu deinen Heucheleien
Und zu deinen Schmeicheleien,
Die den Demant nicht polieren,
Ihn mit Eitelkeit foliieren,
Muß ich lachen, ha! ha! ha! 35

Frau Edelstein schimmerte nun sehr schön, sie setzte sich auf den goldnen Schemel, und Fräulein Spießglanz kämmte ihr die Locken mit ihren spitzigen, glänzenden Fingern, wozu sie sang:

Spießglanz.

Deine Locken ich durchstreife
Mit der Link' und Rechten hier,
Glänzend wie Kometenschweife
Drehe ich die Flechten dir.

Sieh, ich schlinge helle Ringe,
Goldne Flöckchen, lichte Löckchen,
Und nun springe, lustig klinge
Wie ein Glöckchen, schönes Döckchen!

Kobold.

Ei, du Geckchen!
Ei, du zierlich Spinneröckchen!
Schlittenpferd und Kinderrassel
Machen immer solch Geprassel
Als du mit der Schellenkappe;
Daß dich nur kein Narr ertappe!
Ich muß lachen, ha! ha! ha!

Wenngleich Fräulein Kobold ein wenig anzügliche, giftige Bemerkungen machte, so hatte sie doch nicht ganz unrecht mit ihrem Lachen; denn Spießglanz hatte die Goldhaare der Frau Edelstein in tausend Schneckenhäuser, Korkzieher, Hobelspäne, Schlangen, Haken und Spirallinien gedreht, und wenn sie sich bewegte, gab ihr Haupt ein wunderbares Geräusch von sich. Nun aber trat Fräulein Zinnober herbei und schminkte die Frau Edelstein.

Zinnober.

Wie die Purpurrosen prangen
Neben weißer Lilien Schnee,
Schminke ich dir deine Wangen,
Die gebleicht von tiefem Weh.

Wie die spröden, scheuen, blöden,
Keuschen Frauen niederschauen
Mit Erröten, wenn's vonnöten,
Kannst du schauen voll Vertrauen.

Kobold.

Selbst die schlauen,
Scham und Zucht entwöhnten Frauen,
Die es zahlen, kannst du malen,
Daß sie mit der Unschuld prahlen;

Leicht ist's, einen rot zu machen!
Ich muß lachen, ha! ha! ha!

Nun wollte Frau Edelstein aber auch sehen, wie sie aussehe, und Fräulein Marienglas hielt ihr den Spiegel vor, daß sie sich von oben bis unten betrachten könne; Fräulein Marienglas sang dazu:

„Spiegle dich, du liebe Holde,
Wie der Schwan zum blanken See
Niederschaut im Abendgolde,
Ob er nicht sein Sternbild seh'!

„Schöne Frauen im Beschauen
Sich erquicken mit Entzücken,
Wie die Pfauen auf den Auen,
Sich erblicken, schöner schmücken."

Kobold.

O ihr Pfauen!
Glanzgerüstet, goldgebrüstet,
Wollt auf eure Füße schauen —
Pfui der rauhen, schwarzen Klauen!
Garst'ge Stimme, o wie schlimme!
Ich lob' mir die Nachtigall:
Schlechtes Röcklein, süßer Schall,
Guter Name, Ehrendame —
Ich muß lachen über all dies Schönermachen,
Ha! ha! ha!

„Du hast wohl recht, Koboldchen", sagte Frau Edelstein, „all dieser Putz ist leerer Tand; aber ich mußte doch nun einmal dran denken, mich wieder zu erneuren, und es ist mehr aus tiefer Traurigkeit als aus Freude, daß ich mich so schmücke; denn wisset, vor mehreren hundert Jahren habe ich in ähnlichem Schmucke hier gesessen, und ich beziehe dieses Haus zur Erinnerung. Kommt, setzet euch, daß ich euch erzähle, was mir hier geschehen ist!" Nun setzten sich die Jungfräulein rings um das spieglende Bad auf die Stufen, und Frau Edelstein erzählte, wie folgt:

„Als ich noch ein kleines Mägdlein war, lag ich nachts im Starenberg in einer kristallnen Wiege, die, abgesondert von der Wohnung der Frau Erde, meiner Mutter, in einem einsamen Gewölbe stand. Einstens um Mitternacht, als ich über einem

Märchen meiner Wärterinnen entschlafen war, tat es einen gewaltigen Krach, als wenn das Gewölbe einstürzte; zugleich wehte mich kalte Luft an, und da ich hievon erwachte, sahe ich die Wand des Felsens niedergestürzt und hatte den wunderbaren Anblick des gestirnten Himmels. Meine Wärterinnen waren entflohen, und erschreckt von dem nie gesehenen Glanz der Sterne, wollte ich eben anfangen zu weinen, als ein schöner blonder Knabe an meine Wiege trat, mich liebkoste und wieder einwiegen wollte. Sein Anblick machte mir unbeschreibliche Freude; denn ich hatte bisher kein anderes Kind gesehen, und wie schrie und weinte ich, als meine Wärterinnen nun zurückkehrten und mich mit der Wiege nach der Stube meiner Mutter trugen. Aber bald war ich getröstet, als ich sah, daß der Knabe auch in die Stube trat. Er sagte meiner Mutter auf ihre Frage, daß er Johannes, des Fürsten von Starenberg Söhnlein, sei, und sie gewann ihn lieb, schenkte ihm Edelsteine und lud ihn ein, uns alle Nacht zu besuchen, wenn seine Mutter abwesend sei und sein Vater schlafe. Dies geschah alle Monate einige Nächte lang, und er stellte sich immer richtig ein; denn die Mutter hatte ihm eine Springwurzel geschenkt, mit der er alle Felsen öffnen konnte.

„So wuchsen wir wie Geschwister miteinander heran; Johannes war wie ein Kind in unserm Berg, er sah alle Arbeiten der Berggeister mit an und hatte eine besondere Liebe zu dem Geschäft. Vor allem aber hatte er eine große Freude an den Possen eines Affen, den meine Mutter hatte, und der gewöhnlich mit ihr Schach spielte. Er hieß Trismegistus und war ein tiefsinniger, wunderlicher Gesell. Er machte alles nach, was er die Berggeister machen sah, und war dann sehr verdrießlich, wenn wir ihn alle auslachten, daß er immer verkehrtes Zeug herauskriegte. Dieser Affe war anfangs sehr neidisch auf den kleinen Johannes, weil er sah, daß ich lieber mit diesem spielte als mit ihm; nachher aber ging er meinem jungen Freunde überall nach und schmeichelte ihm und diente ihm mit allerlei Handreichung, wenn der kleine Johannes spielend mit den Berggeistern arbeitete.

„So lebte ich in kindlicher Lust wohl sechszehn Jahre mit Johannes, als er plötzlich ausblieb. Ich konnte mir die Ursache nicht denken und war in größter Angst; ich zog durch alle Gegen-

den unter der Oberfläche des Berges hin und rief ihm mit den zärtlichsten Namen; er kam nicht. Die folgende Nacht ging mir es ebenso; in der dritten endlich gelang es mir, die Gegend des Berges zu finden, über der sein Schlafgemach war.

„Er hörte mein Weinen und Klagen; die Decke öffnete sich, und er eilte in meine Arme. Indem wir nach der Kammer meiner Mutter liefen, so erzählte er mir, daß sein Vater die vielen Edelsteine, die er von uns erhalten, gefunden und ihn sehr gedrängt habe, zu sagen, wie er zu solchen Schätzen gelangt sei, und daß er ihn, da er es seinem Versprechen gemäß verschwiegen, nachts auf den Rat seiner Mutter in sein Bett genommen und mit einem seidnen Faden an seinen Arm gebunden habe, den er aber auf mein Angstgeschrei zerrissen und so zu mir gelangt sei.

„Kaum waren wir nun in die Kammer meiner Mutter gelangt, so trat sein Vater auch hinter uns ein und wollte ihn eben tüchtig auszanken; aber meine Mutter fiel ihm in die Rede, der Affe Trismegistus machte ihm tausend Kratzfüße, und er fand sich durch den Glanz der Edelsteine und besonders durch das Schachbrett meiner Mutter, worauf alle Figuren lebendig waren, so zerstreut und hingerissen, daß er dem kleinen Johannes nicht nur verzieh, sondern sich auch bei uns sehr wohl gefiel. Er unterhielt sich die ganze Nacht mit meiner Mutter und Trismegistus und verließ uns erst am Morgen. Die folgende Nacht kam er wieder, und so öfters.

„Einstens, da meine Mutter krank war, unterhielt er sich mit dem Affen allein; der setzte ihm allerlei böse Grillen in den Kopf über die Gewohnheit der Frau Mondenschein, ihn monatlich einige Zeit zu verlassen, und gab ihm ein wunderliches Glas, wodurch er sie belauschen könne; er ging mit dem Glase unruhig früher als gewöhnlich von uns. Nun erwartete ich in der folgenden Nacht ihn und Johannes nicht; der Mond schien wieder, und dann kamen sie nie. Aber sieh da, sie kamen beide, und der Vater war in großer Unruhe; er setzte sich zu meiner Mutter an den Tisch und klagte ihr sein Unglück, daß ihn seine Gattin seiner verbotenen Neugierde wegen verlassen und verflucht habe. Der Besuch war meiner Mutter nicht ganz gelegen, denn

sie war eben mit ihren geheimsten Arbeiten beschäftigt; sie ließ einen goldnen Tisch wachsen. Nun bat sie zwar den unglücklichen Herrn, sich nicht drauf zu legen, aber in seinem großen Kummer vergaß er es, und sein Bart streifte auf den Tisch und wuchs ihm hinein, so daß er nicht mehr aufstehen konnte.

„Meine Mutter verwies ihm nun ernstlich seine Neugierde und sagte ihm, daß es außer ihrer Macht stehe, ihm zu helfen; sie legte ihm ein Buch vor, in dem er las und heftig dabei weinte; endlich brach er in folgende Worte aus: ‚Frau Erde, ich fühle wohl, Ihr könnt mir nicht helfen; ich muß hier sitzen, bis der Fluch der Frau Aglaster und der Großmutter meiner Frau erfüllt ist. Nun aber rufet mir meinen Sohn Johannes, daß ich ihm die Regierung meines Volkes übergebe!‘ Johannes ward gerufen, er hörte das Unglück seines Vaters, er übernahm die Regierung; meine Mutter nahm ihm die Springwurzel ab; sie sagte ihm, nie mehr solle er uns sehen, denn sie sehe wohl, daß aus der Gemeinschaft der Geister mit den Menschen nur Treulosigkeit und Unglück erfolgte. Meine und seine Bitten halfen nichts, ich mußte ihn lassen; eine Menge unbarmherzige Kobolde faßten ihn und führten ihn mit Gewalt an die Oberfläche der Erde.

„Meine Trauer, meine Weheklagen halfen nichts, meine Mutter war unerbittlich und nahm sich vor, diesen Aufenthalt ganz zu verlassen. Ehe wir aber abreisten, wollte sie den vorwitzigen Affen Trismegistus noch bestrafen; man suchte ihn überall und konnte ihn lange nicht finden. Endlich, da meine Mutter in der geheimsten Kammer aufräumen wollte, wo sie das Gold machte und den Stein der Weisen liegen hatte, fand sie den Schelm ganz von oben bis unten vergoldet; er war über die Tiegel geraten und hatte sich so mit der Tinktur angestrichen. Erzürnt über ihn, sprach sie: ‚Warte, du sollst deines falschen Schimmers niemals genießen, du Unglück stiftender Verräter!‘ und somit zog sie ihm einen grauen Rock an, schnallte ihm einen gelben Riemen um, setzte ihm einen grünen Hut auf, zog ihm rote Stiefel an und sagte: ‚So sollst du nun den gefangenen Mondenhirt bedienen, den du durch deine Schwätzerei ins Unglück gebracht, bis er einstens auf der Erde in schönem Grabe ruht. Keiner soll dir den Gürtel lösen können als der, der alle

diese Schicksale löst, und ewig sollst du grübeln, forschen und nachäffen und nie das Gold sehen, das dir noch näher ist als das Hemd!' Somit schleppte sie ihn zu dem festgewachsenen Mondenschäfer, legte ihn an eine Kette, setzte das Schachbrett zwischen beide, schloß den Berg zu und zog mit mir und allen den Ihrigen hierher in diesen Berg.

„Johannes, der nun die Starenberger regierte, hatte mich so wenig vergessen, als ich ihn. Das erste, was er tat, war, daß er sein ganzes Volk nach und nach zu Bergleuten verwandelte. Er hatte vieles bei uns gelernt, und nun zog er Schachten und Gruben, wohl an die neun Jahre lang, in dem Berg hin und her, aber alles war fruchtlos, da wir nicht mehr da wohnten. Endlich wollten seine Leute nicht mehr arbeiten, denn der Berg war schon so untergraben, daß sie fürchteten, er möge einstürzen. Zornig verließen sie ihn mit der Versicherung, nicht mehr zu arbeiten, an einem Abend, und er blieb mit seinem Grubenlicht, seinem Fäustel und Schlegel allein in den Stollen.

„Ängstlich durchirrte er alle die vielen Gänge, die er seit zehn Jahren hatte hauen lassen, und legte sich eben traurig an eine Felswand nieder, um zu schlafen.

„Kaum war er entschlummert, als er ein Kettengerassel hörte; er wachte auf und lauschte. Sieh, da klang es hinter ihm an der Wand; mutig fing er nun an zu arbeiten, und je tiefer er drang, je lauter rasselte es. Laut schrie er den Bergmannsruf aus: ‚Glückauf! Glückauf!' und ‚Glückauf!' antwortete es ihm. Noch wenige Minuten gearbeitet, und er stand in dem Gewölbe bei seinem Vater. Aber der sah ihn mit großen Augen an und lachte nicht und sagte kein Wort, wie ein lebendig Begrabener. Johannes gab sich alle Mühe, ihn mit seinen Liebkosungen zu ermuntern, aber er blieb stille und erstarrt und sah immer auf das Schachbrett, als sinne er über einen Zug.

„Vor ihm saß Trismegistus und hatte die größte Freude über die Erscheinung des Johannes. ‚Geschwind', sagte er, ‚mache mir meine Kette los und lasse mich aus diesem langweiligen Loch heraus! Der alte Herr spielt so langsam, er tut alle Jahre einen Zug, helfen kannst du ihm nicht; wenn ich übers Jahr wiederkomme und ihm einen andern Zug tue, ist es grad hin-

reichend Gesellschaft für ihn. Schnell, führe mich hinweg, ich will dir auch bald auskundschaften, wo Fräulein Edelstein, deine Liebste, ist.' Johannes ließ sich von ihm verführen, er machte die Kette des Affen los, küßte seinen Vater, der es aber gar nicht zu bemerken schien, und verließ mit Trismegistus, der immer noch das graue Habit anhatte, die Gruft.

„Als sie in der Stube des Johannes angekommen waren, sagte dieser: ‚Nun, Trismegistus, halte Wort und sage mir, wie ich zu meiner Liebsten, der Fräulein Edelstein, komme!' — ‚Ja', sagte Trismegistus, ‚aber du mußt mir vorher noch versprechen, mich hier auf deinem Schloß sicher und verborgen zu halten und mich zu ernähren, und daß du mir niemals zumutest, einen Schritt tiefer als die Oberfläche der Erde zu gehen, damit mir die Mutter deiner Liebsten nichts anhaben kann; denn hier oben kann sie mir nichts tun. Lasse mir daher einen Turm bauen, auf dem oben ein Gewölbe und ein guter Rauchfang ist, da will ich für mich und dich die Planeten observieren und allerlei chemische Laborationen vornehmen und mir die Zeit damit vertreiben. Wenn ich es nun so weit bringe, den grauen Rock loszuwerden, so solltest du sehen, daß ich leuchte wie Gold; die Frau Erde ist nicht umsonst so zornig auf mich, ich habe ihr die besten Stückchen abgelernt.'

„Schnell ließ nun Johannes, der wegen seinem vielen Graben von seinem Volke der Grubenhansel genannt wurde, auf einem abgelegenen hohen Wartturm des Schlosses einen Rauchfang bauen und ihm alles einrichten, wie er es wollte, und als Trismegistus schon oben wohnte, drang er nun in ihn, ihm die Mittel zu lehren, wie er zu mir gelangen könne. Worauf ihm der Affe sagte: ‚Bester Grubenhansel, heute will ich es dir sagen, früher hätte es dich nichts genutzt. Denn heute nacht um zwölf Uhr muß die Wünschelrute geschnitten werden; gehe hinab an den See, dort wirst du eine Weide finden, von welcher du dir eine kleine Rute schneidest; diese Rute in der Hand, gehe so lang nach Norden, bis die Rute niederschlägt, dann wirst du nicht lange ohne dein Liebchen sein.'

„Johannes tat nach seinen Worten, er schnitt die Rute, er hielt sie vor sich und reiste bis hierher. Da schlug die Rute nieder,

der Fels öffnete sich, und er sah mich hier, auf dieser Stelle, so sitzen und weinen, wie ich jetzt hier sitze. Er rief meinen Namen aus; ich sah ihn, und wir umarmten uns mit unendlicher Freude. Nun war es grad um Weihnachten, wo meine Mutter die Wache bei dem Stein der Weisen hielt, weil um diese Zeit alle goldgierigen Menschen nach diesem Schatze trachten. Wir waren also sicher, nicht überrascht zu werden. Aber der Morgen brach an, und wir hatten in der Dunkelheit der Grube ihn nicht bemerkt; meine Mutter trat herein und fand uns beisammen.

„Anfangs war sie heftig erzürnt, aber unsre Bitten versöhnten sie, und sie gab mich endlich dem Grubenhansel zur Gemahlin, mit der Bedingung, daß ich immer den siebenten Tag der Woche zu ihr kommen sollte, und daß er mir dann niemals folgen sollte, noch mich fragen, was ich zu verrichten hätte. Er versprach es, und ich folgte ihm in den Starenberg zurück, wo ich ihn immer am Sonnabend verließ und zu meiner Mutter ging, Sonntags aber wiederkam.

„So lebten wir einige Jahre, und ich gebar ihm einen Sohn, den wir Veit nannten. Trismegistus ließ sich nicht vor mir sehen, er saß immer auf seinem Turm und destillierte. Mein Gemahl verriet ihn auch nicht, und wenn ich ihn fragte, was denn das für ein immerwährender Rauch sei, der oben aus dem Turm herausstieg, sagte er mir: ‚Dieser Turm ist's, von welchem mein Vater nach meiner Mutter, Frau Mondenschein, geschaut hat, und weil ich in meiner heimlichen Liebe zu dir die erste Ursache seines Verbrechens war, so lasse ich jetzt einen ewigen Rauch auf dem Turm aufsteigen, ein Opfer, um meine Frau Mutter zu versöhnen; ich räuchere mit lauter Edelsteinen, denselben, die du mir früher geschenkt.'

„Aber Johannes betrog mich, denn in den Nächten, da ich abwesend war, ging er immer selbst auf den Turm hinauf, mit dem Affen zu laborieren; sie suchten den Stein der Weisen, welcher ewiges Leben gibt und alles in Gold verwandelt. Der Affe hatte meiner Mutter allerlei Kunstgriffe abgelernt, die er nun ohne Verstand und Zusammenhang auf alle mögliche Weise hintereinander folgen ließ, nur nie auf die rechte. Seine Hauptbemühung war immer, den grauen Rock und die Stiefel herunter-

zukriegen, aber er konnte es nie zustande bringen. Er versuchte es wohl hundertmal, sein Habit zu vergolden; kaum hatte er sich mit dem Metall überzogen, als alles wieder wie vorher grau und trüb wurde. Schon war alles Gold des Schlosses zum Schornstein hinausgeflogen, und so viel ich dessen auch brachte, nie reichte es hin, und doch erfuhr ich nie, wo es hinkam.

„Mein Sohn Veit, der seinen Vater immer um Gold fragen hörte, schleppte nun alles an, was blinkte, aber immer lachte ihn der Vater aus. Doch ließ sich der Knabe nicht irremachen und hatte eine große Leidenschaft, zu wissen, was der Vater mit alle dem Gold anfange. ‚Vater', sprach er, ‚was ist denn Gold?' — ‚Es ist ein köstliches Metall', sagte Grubenhansel; in demselben Augenblick fuhr der kleine Veit, der sehr naschhaft war, mit einigen Goldkörnern, die auf dem Tische lagen, in den Mund. Grubenhansel, in der Angst, er möge dran ersticken, öffnete ihm den Mund mit Gewalt und erblickte zu seiner größten Verwunderung einen goldnen, blinkenden Zahn in seines Söhnleins Mund.

„Es war grade zur Zeit meiner Abwesenheit; Grubenhansel entdeckte seinen wunderbaren Fund dem Affen Trismegistus, und dieser geriet darüber in die ausgelassenste Freude. ‚Geschwind, bringet Euren Veit herauf!' sagte er, ‚er hat, was ich ewig suche, was uns allen hilft: animalisches Gold.'

„Veit war eben einem schönen Pfau nachgeklettert, der ihn mit seinem goldschimmernden Hals reizte, und da die Sonne unterging, war dieser Vogel nach seiner Gewohnheit auf ein Dach geflogen, um ihr nachzuschreien. Eine kühle Luft erhob sich und spielte in den Federn des Vogels; schimmernde Tauben durchschnitten die Luft, und goldne Fische sprangen aus dem See, dem kühlen Abendwinde entgegen. Ganz ungemein glückselig fühlte sich der kleine Veit neben seinem Pfau auf dem Dache, aber sooft er die Hand ausstreckte, dem Vogel eine Feder zu entreißen, flog dieser auf einen höheren Punkt, und Veit folgte immer weiter, bis endlich der Vogel in den Wald flog und seinen gierigen Blicken entschwand. Veit saß nun so hoch oben, daß er schwer herunterkonnte, aber es war ihm ganz wohl, und er hatte die größte Lust, oben zu bleiben, als er die Stimme seines Vaters im Hofe nach ihm rufen hörte. Er besann sich nicht lang,

rutschte auf den Dächern nieder, lief wie eine Katze in den Dachrinnen, schwang sich von Giebel zu Giebel und sprang endlich heil und gesund vor den Füßen seines erschrockenen Vaters zum Boden.

„Dieser nahm ihn, verwundert über seine Geschicklichkeit, mit sich auf den Turm, wohin ihm der Knabe gern folgte, weil er die Höhen liebte. Kaum hatte ihn der Affe erblickt, als er ihm auch den Mund mit einem silbernen Löffel aufmachte und ihm, noch ehe der Vater eine Einrede dagegen machen konnte, den goldnen Zahn unter heftigem Geschrei ausriß. ‚Nun ist uns geholfen‘, sagte der Affe, ‚mit diesem Zahn führe ich dich, Grubenhansel, in die Kammer, wo deine Frau jetzt den Stein der Weisen bereitet; wir überraschen sie, sie muß uns alles herausgeben, und wir sind die Herrn der Erde und leben ewig.‘

„Grubenhansel ließ sich betören, er schlich mit dem zitternden, weinenden Veit und Trismegistus herab. Den Knaben brachte er zu Bett und versprach ihm so viele Pfauen und Tauben, als er nur wollte, wenn er schweige, und der Knabe gab sich zur Ruhe.

„Als meinem Söhnlein der Zahn ausgerissen ward, empfand ich denselben heftigen Schmerz in meiner Kinnlade und hörte sein Geschrei bis in die Tiefen der Erde. ‚Ach‘, sagte ich, ‚meinem Kinde geschieht Weh‘, und ängstlich erwartete ich den Anbruch des Tags, um nach Hause zu kehren, als plötzlich Grubenhansel und Trismegistus vor mir standen und letzterer heftig nach dem Stein der Weisen griff, der vor mir zwischen drei Lilien lag, einer blauen, einer roten und einer weißen. Aber ich stellte meinen Fuß auf den Stein, der sogleich in der Erde versank, und der gierige Affe riß nur die weiße und rote Lilie ab und entfloh wie ein Pfeil aus der Grube, weil er den Schritt meiner Mutter hörte.

„Schon hatte ich meinen Gatten mit den bittersten Vorwürfen überhäuft, daß er seinen Schwur gebrochen, als meine Mutter, die Frau Erde, eintrat und mit ungemeinem Zorn den Johannes bei mir fand. ‚Deine Herrlichkeit ist aus‘, sagte sie, ‚du hast mit dem goldnen Zahn dem Glück die Wurzel ausgerissen, gehe und lebe, bis dein Vater stirbt, den auch der Affe ver-

führt hat!' Nach diesen Worten rührte sie ihn mit der Hand an die Stirn, und er vergaß alles, was ihm geschehen war, und schlief ein.

„Nun ließen wir ihn durch die Berggeister in einen der Stollen, die er gegraben hatte, zutage legen, wo er nachmals in einer Höhle bis vorgestern als ein Quacksalber und Laborant gelebt hat. Seinen Vater, der im Berg am Tische angewachsen, besuchte er dann und wann und spielte Schach mit ihm, wußte aber gar nicht anders, als er sei immer in der Grube gesessen und habe laboriert. Als er heute gestorben, habe ich ihn zu Grabe gebracht, ihr wart alle mit dabei. Gott gebe seiner armen Seele Ruhe!

„Der Affe Trismegistus begab sich schnell nach seinem Turm zurück und stellte sich, als wenn er von gar nichts wüßte; er begann nun mit Hülfe der roten und weißen Lilien zu laborieren, kriegte aber nie etwas heraus. Noch mehrere Jahre lebte er auf der Burg, wurde aber endlich von meinem Sohn Veit, der ihn, seit er ihm den Zahn ausgerissen, tödlich haßte, vertrieben. Nun irrt er ewig in der Welt herum und sieht, wo er einen Narren findet, der mit ihm Gold macht, das heißt zum Schornstein hinaus treibt. Seine Anstalten und Rezepte haben sich unendlich vermehrt. Zum Unglück kann er nicht sagen, was er will; er weiß es wohl, aber er nimmt immer ein Wort für das andere, und so kömmt nie was zustande, und seinen grauen Rock kriegt er nie herunter, denn er lauft ihm immer wieder nach."

„Hätte ich ihn hier im Bad", sagte Fräulein Quecksilber, „ich wollte ihn zwagen[1]." — „Wie wollte ich ihn auslachen!" sagte Koboldchen. Kaum aber hatten sie dies gesagt, als ich ein Gerassel in den Büschen hörte; ich sah den goldnen Affen in größter Angst daherlaufen, und Rock, Hut und Stiefel hinterdrein. Jetzt holte ihn der Hut ein und sprang ihm auf den Kopf, jetzt hängte sich ihm der Mantel über die Schultern; er lief in Todesangst immer in engeren Kreisen um mich und die Grube. Jetzt waren ihm die roten Stiefel auf den Fersen, er warf die beiden Lilien in der Angst weg, um auf einen Baum zu klettern, der grade über

[1] Im Bayrischen noch heute gebräuchlich für: waschen.

der Grube wuchs, in die ich schaute. Nun fuhren ihm die Stiefel an die Beine, der Gürtel sprang um ihn und schloß ihn mit dem Baume zusammen. Er lamentierte ganz erbärmlich, ich sollte ihn ablösen. Ich schnallte ihm den Riemen ab, und er plumpte in das Quecksilberbad hinab; da fielen die Jungfrauen über ihn her, rieben und walkten ihn, wie die Hutmacher den Hutfilz, bis er wieder ein ordinärer Affe war, und ich sah, wie sie ihn an einer Kette fortführten und die Grube verließen.

Nun entschlummerte ich, und als ich erwachte, stand die Sonne schon am Himmel; ich nahm die Weidenrute und die beiden Lilien, die neben mir lagen, um meine Gesellen zu suchen, welche ich in kleiner Entfernung von mir schon zu Pferde fand. Schnell warf ich mich auf mein Roß und setzte meine Reise ruhig fort.

---

**Wie Radlof die Verjüngung der Frau Phönix Federschein ansieht und diese ihre Geschichte mit dem Kauzenveitel erzählt.**

Schon kletterte die Sonne an den Baumstämmen hervor, ein kühler Wind spielte in dem Laub, die Vögel sangen ihr Morgenlied, und ich dachte an die arme, geliebte Ameley. Als wir aber an den Mainstrom kamen, der den Wald durchschnitt, und keine Brücke vorhanden war, ließ ich meine Begleiter mit den Rossen den Fluß hinauf reiten, um eine Fährte zu suchen, ich selbst aber erreichte das andere Ufer schwimmend. Von dem Strom durchnäßt, erstieg ich einen Fels, um mich der Sonne auszusetzen, und ward so der Zuschauer eines wunderbaren Schauspiels.

Auf der andern Seite des Felsens lag in einem Bergkessel ein Hügel, in dessen Mitte die höchste und mächtigste Eiche, die ich je gesehen, ihr Laubgewölbe ausbreitete. Im Kreise um sie, am Fuße des Hügels, wie Diener um eine Königin, standen eine Ulme, eine Linde, ein Nußbaum, eine Birke, eine Esche, eine Erle und eine Weide. Zu Füßen der Eiche entsprang eine Quelle, die, von Felsen unterbrochen, in zwei Arme geteilt von dem Hügel herabstürzte; der eine Arm bildete auf der rechten Seite des Bergkessels einen klaren Spiegelsee, der andre Arm

durchschlängelte zur Linken den Rasengrund, der mehr einem Garten von wohlriechenden Gewürzkräutern, Blumen und Rosenbüschen als einem wilden Waldtale glich.

Ich saß auf einer hohen Felswand hinter Wacholdersträuchern und übersah den heimlichen, schönen Waldgrund, ohne von dort aus bemerkt werden zu können. Jetzt aber erhob sich ein Lüftlein und regte die Gipfel des Hains auf, und eine Menge Vögel aller Art flogen hin und her und trugen allerlei Kräuter und Reiser in Klauen und Schnäbeln auf den Gipfel der Eiche und schienen beschäftiget, ein großes Nest von den mannigfaltigsten wohlriechenden Hölzern und Kräutern zu erbauen.

Der Mond lief noch nackt am Himmel herum, und der junge Tag, der auferstehen sollte, schämte sich vor ihm und errötete. Nun aber zog der Mond ein weißes Hemd an und trat mit den Sternen hinter den himmelblauen Vorhang. Da machte sich die Sonne auf und hob ihr strahlendes Haupt über den Bergen empor, und wie sie den Rand der Wälder vergoldete, begann in der Linde die Nachtigall zu singen, und eine Weile drauf trat Frau Phönix Federschein, meine dritte Ahnfrau, unter der Eiche hervor und sang:

„Der Mai will sich so günstig
Inbrünstig beweisen,
Ich hör's an aller Vögelein Gesang.
Der Sommer kömmt, vor nicht gar lang
Hört' ich Frau Nachtigall singen.
Sie sang recht wie ein Saitenspiel.
Der Mai bald will
Den lichten Sommer bringen und zwingen
Die Jungfräulein, zu singen und springen.

„Jedoch so sind die Kleider
Mir leider zerrissen,
Ich schäme mich vor andrer Mägdlein Schar,
Mit meinen Füßen geh' ich bar,
Als wann ich baden wollte;
Der Reif und auch der kalte Schnee
Tat mir wohl weh,
Ich will als Badgesellen bestellen
Die Jungfraun an den hellen Waldquellen.

„Komm, komm, lieb, lieb Agneta,
Margareta, Sophia,
Elisabetha, Ameleya traut,
Sibylla, Lilla, Frau Gertraut,
Kommt bald, ihr Mägdlein schöne, 5
Kommt, mich zu baden säuberlich,
Und schmücket mich!
O kommet! Die Jungfrauen im Tauen
Sich baden und beschauen, ja schauen."

Kaum hatte sie dies Lied nach der Melodie der Nachtigall 10 gesungen, als ihre sieben Fräulein aus den umstehenden Bäumen zu ihr auf den blumichten Rasengrund traten: Pfauenaug aus der Ulme, Nachtigall aus der Linde, Reiherbusch aus der Kastanie, Turtel aus dem Nußbaum, Flaum aus der Birke, Schwanenlied aus der Erle und Schwalbenwitzchen aus der Weide. Sie hatten 15 alle ihre Röcklein aufgeschürzt und trippelten um Frau Phönix, die in dem Quell stand, herum und wuschen ihr die Füße und schmückten sie. Als sie aber fertig war, sagte Frau Phönix:

„Ich bin Frau Phönix Federschein,
Begraben hab' ich den Liebsten mein; 20
Mein Hals war goldgelb, licht und klar,
Mein Leib und Flügel purpurn war —
Der goldnen Kron' auf meinem Haupt
Hat Trauer Licht und Glanz geraubt.
Nun sammlen mir die Vögelein 25
Weihrauch und Myrrhen und Spezerein,
Von edlem Holz wohlriechende Ästlein;
Sie bauen mir daraus ein Nestlein,
Darüber schwing' ich mein Gefieder
Am Sonnenlichte auf und nieder, 30
Bis daß das Rauchwerk sich entzündet,
Die Flamme sich zur Höhe windet,
Dann lass' ich mich herab zur Glut,
Verbrenne willig, wohlgemut.
Aus meiner Asche wird entstehn 35
Ein Würmlein, leuchtend anzusehn,
Woraus ich wieder rein und pur
Mich neu erschwinge zur Natur.
Nun saget mir, ihr Fräulein all',
Was euer Amt in diesem Fall!" 40

Fräulein Pfauenaug sang nun, indem sie der Frau Phönix ihr Gewand ordnete:

„Mit dem Tausend-Augen-Kranze
Ich auf deine Reize schau';
Mit der Federn Purpurglanze
Schmück' ich dich, du holde Frau!

„Ich erweck' dir nach der Sonne
In dem Herzen die Begierde,
Denn so heller Farben Wonne
Leiht ihr Schein erst rechte Zierde."

Fräulein Nachtigall sprach zu ihr:

„Ich, Frau Phönix, lehr' dich singen;
Wenn dir will das Herz zerspringen,
Lehret dich Frau Nachtigall,
Gott zu grüßen tausendmal.

„Auf der Eichen in der Spitzen,
Wenn die Flammen dich umblitzen,
Lehret dich Frau Nachtigall,
Gott zu loben tausendmal."

Fräulein Schwanensang, welche ein Lorbeerkrönchen trug, sagte ihr hierauf:

„Säng'rin ist sie, ich bin Dichter,
Dichte nur ein einzig Lied;
Mich begeistern Himmelslichter,
Wenn der Mond ins Wasser sieht.

„Und ich will dies Lied dir sagen,
Das ich sterbend pfleg' zu singen,
Wenn die Flammen um dich schlagen,
Dich im Feuer zu verjüngen."

Fräulein Fläumchen aber brachte eine Menge leichte Federkissen herbei und sprach:

„Allen Vöglein ihre Wiege
Füttre ich recht weich und zart,
Daß die junge Brut nicht liege
In den Reisern rauh und hart.

„Als Bettmeisterin die Kissen
Trag' ich dir zum Feuerneste;
Leid wär' mir's, wenn dir die Äste
Nur ein Federlein zerrissen."

Fräulein Schwalbenwitz nahte nun in ihrem grauen Sibyllenmantel und sagte:

„Wenn die andern schlafend nicken,
Les' ich auf des Tages Stirn
Das Geschick, mit leisen Blicken 5
Winket mir das Nachtgestirn.

„Traumausdeuter, weiser Meister,
Sing' ich dir die künft'gen Zeiten,
Wenn die wilden Feuergeister
In dem Neste um dich streiten." 10

Fräulein Turtel trat nun freundlich herzu und sagte zu ihrer Gebieterin:

„Einst sang ich dir unverdrossen,
Wie der Pelikan[1] sein Blut
Kinderliebend hat vergossen, 15
Zu erquicken seine Brut.

„Nun reich' ich, du Holde, Treue,
Dir den dunklen Witwenschleier,
Daß die Flamme dich erneue
In der glühen Totenfeier." 20

Fräulein Reiherbusch nahte zuletzt und sang:

„Ich will dir die Flamme fachen
Mit der Flügel regem Schlag,
Daß sie freudig um dich lachen
Lichter als der junge Tag. 25

„Wenn du schöner und belebter
Triumphierst in Jugendwonne,
Schwing' ich dann den Federzepter
Vor dir hin durch Luft und Sonne."

Frau Phönix dankte ihnen allen und sagte: „Bis mein 30 Scheiterhaufen bereitet ist, will ich euch noch erzählen, wer der Vogelsteller Veit war, den wir heute begraben haben, oder vielmehr, wie ich den jungen Fürsten Veit von Starenberg kennenlernte, sein Weib ward, und wie er mich betrogen hat.

---

[1] Die uralte Meinung, der Pelikan nähre seine Brut mit eigenem Blute, läßt diesen Vogel noch heute als Sinnbild aufopfernder Mutterliebe gelten.

„Herr Johannes, der zweite Fürst von Starenberg, der ein leidenschaftlicher Bergmann war, blieb einst ungewöhnlich lange aus. In den ersten Tagen glaubte sein Volk, daß er in irgendeiner Grube reiche Ausbeute müsse gefunden haben; denn sie wußten wohl, daß er in solchem Falle oft mehrere Tage ausblieb. Als aber endlich eine ganze Woche herumging und er noch nicht wiederkehrte, besorgte man, es möge ihn irgendein Unglück in dem Bergwerke getroffen haben, und suchte ihn vergebens allerorten. Schon war Schloß und Land mit Trauer über seinen Tod erfüllt, als unter die Klagenden, die sich im Hofe versammelt hatten, ein seltsam gekleideter häßlicher Mann trat. Er trug einen grünen Hut, einen grauen, gelbgegürteten Rock und rote Stiefeln und kam einen Turm herabgestiegen, auf den der Fürst immer allein zu gehen pflegte. Seine Erscheinung machte jedermann aufmerksam, weil ihn nie jemand gesehen hatte, und weil er aus dem geheimnisvollen Turme kam. Er sagte hierauf: ‚Ihr Männer von Starenberg, euer Herr und Fürst, mein großer Gönner und Freund, ist nicht mehr; ich war sein Astronom, heut nacht habe ich die Sterne beschaut und daraus gesehen, daß er nie wiederkehren wird. Nun aber ist euer künftiger Herrscher, der Erbprinz Veit, noch unmündig; wer aber kann besser Vormund sein als ich, der der vertrauteste Freund seines Vaters war? Wollet ihr nun mir dieses Amt anvertrauen, so will ich eure Bergwerke bauen, besser noch als vorher, ich will eure Livereien mit Gold und Silber bedecken, Lust und Herrlichkeit soll überall verbreitet sein; denn ich kenne alle Würzlein und Kräuter, alle Steine und Metalle, die Elemente sind mir untertan, und die Planeten habe ich alle an einem Fädchen.‘

„Während er so sprach und dabei die seltsamsten Grimassen machte, nahte sich der kleine Veit, an der Hand eines alten Vogelstellers, mit dem er sich viel abzugeben pflegte; er hatte einen schönen Distelfink auf der Hand und war guter Dinge. Die Starenberger empfingen ihren kleinen Fürsten mit aller Liebe eines treuen Volks, und als sie ihm sagten, daß sein Vater gestorben sei, ließ er den Finken fliegen und begann heftig zu weinen, mehr aber aus Schrecken über den Trismegistus, den er, seit

er ihm einen goldnen Zahn ausgebrochen hatte, tödlich haßte, als über den Tod seines Vaters; denn er war noch zu jung, um zu wissen, daß der Tod schrecklicher sei als der Zahnbrecher.

„Von neuem erhub der graue Mann wieder seine Stimme und pries seine Kenntnisse und seine Gelehrsamkeit, und als er wieder sagte: ‚Ich kenne alle Wurzeln und Kräuter‘, unterbrach ihn der alte Vogelsteller: ‚Woran kennt Ihr sie dann?‘ Stolz erwiderte der Affe Trismegistus: ‚Zeigt es mir nicht das Gesicht, so zeigt es mir der Geruch, [zeigt es mir nicht der Geruch,] so zeigt es mir der Geschmack.‘ Nun bückte sich der Vogelfänger zur Erde und sprach, indem er dem Affen etwas reichte, was er aufgehoben hatte: ‚Was ist dann dies für eine Wurzel, Herr Doktor?‘ — ‚Erstens muß es mir das Gesicht zeigen‘, erwiderte der Affe, indem er das Dargereichte von allen Seiten betrachtete. ‚Das Gesicht zeigt es mir nicht; so muß es mir der Geruch zeigen.‘ Nun roch er daran und fuhr fort: ‚Der Geruch zeigt es mir auch nicht, so muß es mir dann der Geschmack endlich zeigen.‘ Und nun biß er hinein und reichte mit Stolz das Dargereichte dem Vogelsteller zurück, indem er hoffärtig sagte: ‚Nehmet hin, mein lieber Mann! Ihr seid betrogen, denn dies ist keine Wurzel, es ist getrockneter Affenmist.‘

„Kaum aber hatte er diese Worte gesagt, als man ihn allgemein auslachte, weil er den Kot so hoffärtig versucht hatte, und da der Vogelsteller sagte: ‚Hat man mich mit dem Affenkot betrogen, so laßt euch, ihr Männer von Starenberg, nicht von dem Affen selbst betriegen!‘ Und als der kleine Veit noch dazu schrie: ‚Ja, der Spitzbub hat mir meinen goldnen Zahn ausgebrochen‘ und ihm darauf einen Stein an den Kopf warf, gab er damit die Losung zu einem allgemeinen Steinhagel, mit welchem man den betrügerischen Affen Trismegistus dem Schloß hinaus verfolgte.

„Als die Starenberger sich nach dieser Verrichtung wieder um den kleinen Veit versammelt hatten, sagte dieser sehr verständig: ‚Ich will mir meinen Vormund selbst aussuchen, und das soll niemand sein als mein lieber Vogelsteller hier, den ich am liebsten unter allen Leuten habe.‘

„Einstimmig ward der Vogelsteller nun als Vormund Veits

und Landesverweser anerkannt und verwaltete dies Amt auch mehrere Jahre zur allgemeinen Zufriedenheit. Der kleine Veit hatte bei ihm die glücklichsten Tage; er beschäftigte sich mit nichts als dem Vogelfang und mit Erziehung mancherlei Vögel. Bald aber war ihm dies nicht genug, er wünschte selbst zu fliegen. Anfangs machte er allerlei kindische Versuche, indem er sich seine Kleider mit Federn benähte und sich mancherlei Flügel an die Arme band; bald aber stiegen seine Versuche immer höher, und seine Einrichtungen wurden künstlicher. Endlich, in seinem sechzehnten Jahr, hatte er mit vieler Mühe ein paar Flügel zustande gebracht, von denen er sich ungemein viel versprach, und er war fest entschlossen, sie in der folgenden Nacht zu probieren; denn bei Tag wagte er es nicht, da ihn sein Vormund schon mehrmal wegen seinen lebensgefährlichen Versuchen gestraft hatte. Aber an demselben Morgen geschah ihm etwas, was seinen Versuch auf mehrere Tage verschob.

„Ihr wißt, meine lieben Gespielen, daß ich und ihr durch den Willen des Geschicks alle vier Wochen die Gestalt von verschiedenen Vögeln während vier Tagen annehmen müssen und dann allen Schicksalen dieser Tiere unterworfen sind. Ihr wißt auch, daß wir dann keine größeren Feinde haben als die großen Raubvögel und besonders die Eule, die uns zur Nachtzeit nachstellt. Nun war ich zwar von meiner Mutter, Frau Luft, hinreichend gewarnt, mich in acht zu nehmen, aber die Jugend ist unvorsichtig.

„Es war in einer mondhellen Nacht, und da Frau Eule das Licht scheut, dachte ich nicht, daß es so gefährlich sei, ein wenig spazierenzufliegen; denn wenn ich gleich ein Vogel war, so war ich doch nie als ein solcher geflogen, sondern mußte in diesem Zustand immer einsitzen. Meine Frau Mutter, die Luft, regte sich nicht und schlummerte ruhig; ich hatte eine unendliche Begierde, einmal den Himmel zu durchschweifen, besonders weil ein großer Komet am Himmel leuchtete und meine Mutter mir auf meine Frage, was das sei, gesagt hatte, es sei mein Bruder im Himmel.

„Leise schlich ich mich aus meiner Kammer hier in die Eiche, breitete die Flügel aus und schwebte selig durch die Luft; ich

kann auch mein Entzücken nicht beschreiben, wie ich so das schlummernde Antlitz der Erde mondbeleuchtet unter mir sah, wie mich die mondlächelnden Flüsse und Seen wie glänzende Augen anschauten, aller Duft der Wälder und Gärten mir ans Herz stieg, und wie die Nacht ihre blaue Sterndecke wie einen wunderbaren Traum über mich gespannt hatte. Jetzt schwebte ich über den glänzenden Türmen des Starenberger Schlosses und wollte mich eben, durch Ungewohnheit des Flugs ermüdet, auf den höchsten dieser Türme niederlassen, als mich die Frau Eule, die auf ihm wohnte, bemerkte, mich mit ihren großen, feurigen Augen ansah und mit dem Schnabel knappte. Da ergriff mich eine unbeschreibliche Todesangst, und wie ein Pfeil stürzte ich in einen nahe liegenden Wald nieder. Aber hier überraschte mich eine neue Gefahr: ich stürzte in die Netze eines Vogelstellers, die mit Schellengerassel über mir zusammenschlugen.

„Nicht lange sträubte und wehrte ich mich, als schon Veit von Starenberg, ein schöner blonder Jüngling, sich nahte und mich mit ungemeiner Freude aus dem Netze hervornahm. Er war ganz entzückt über meine Schönheit; nie hatte er so etwas gesehn; er liebkoste mich, gab mir Zuckerbrot und eilte noch in der Nacht mit mir nach dem Schlosse in sein Gemach. Sogleich ließ er seinen Vormund rufen und zeigte mich ihm, und auch dieser war ungemein erstaunt bei meinem Anblick; er konnte mich nicht nennen, er hatte nie geglaubt, daß ein Vogel von solcher Schönheit existiere.

„Als der Alte nach seiner Kammer zurückgegangen war, legte mich Veit auf sein Kopfkissen, liebkoste mich und entschlummerte. Als der Tag anbrach, begann er seine Liebe und Freude mir von neuem zu bezeugen; er breitete meine Flügel aus, fütterte mich aus seinem Mund, und seine Freundlichkeit rührte mich so, daß ich ihn liebgewann und ganz zahm und vertraulich gegen ihn ward.

„Drei Tage war ich so bei ihm, und schon nahte der vierte Tag, an dem ich wieder meine Gestalt annehmen sollte. Unbeschreiblich wuchs meine Angst, mich dann nicht zu Haus zu befinden; aber abends am vierten Tag wehklagte meine Mutter, die Frau Luft, durch alle Säle des Schlosses, und ich zeigte, mit

den Flüglen schlagend, eine ungemeine Begierde, zu fliegen. Dies erweckte dem jungen Fürsten auch seine alte Sehnsucht wieder; er sagte zu mir: ‚Ja, fliegen, fliegen, mein schöner Vogel, fliegen ist eine Seligkeit! Gestern habe ich geträumt, ich flög' an deiner Seite durch die Luft; und sobald ich es kann, wollen wir selig miteinander fliegen.'

„Hierauf nahm er seine künstliche Flügel, begab sich auf die Terrasse des Schlosses, befestigte sich die Maschine an die Schultern und stürzte jubelnd in die himmlische Freiheit. Ich blieb in der Stube versperrt und sah ihm durch die Fenster nach. Kaum aber bemerkte ihn Frau Luft, als sie gewaltig zu stürmen begann; die Fenster des Schlosses zitterten, die Rauchfänge fielen herunter, Hagel und Schloßen schlugen die Fenster ein, es donnerte und blitzte, und da die Sternenherde des Mondes scheu wurde, warf er mit Steinen nach ihnen, davon einer das Fenster meines Gemaches zerschlug und mir so die Freiheit gab.

„Die Luft, meine Mutter, empfing mich zürnend und trieb mich nach Haus zurück in schnellem Flug; aber ich war mehr um das Schicksal des armen Veits in dieser Nacht besorgt als um den Zorn meiner Mutter. Ich erzählte ihr viel von dem jungen Veit, und wie zärtlich er gewesen, und daß ich ihn liebe. Als ich aber meine Angst aussprach, wie es ihm auf seinem Flug möge ergangen sein, hörten wir ein Wehgeschrei und Geflatter in der Luft. Wir schauten auf, und es war Veit, auf dem Punkt, niederzustürzen; ängstlich flog ich ihm entgegen, er rief: ‚Hilf, hilf, mein Vogel!' Aber meine Mutter riß mich zurück, und der gute Veit fiel hier in diesen Teich.

„Es war grade um die zwölfte Stunde der Nacht, wo ich wieder menschliche Gestalt annahm. Ich eilte nach dem Teich und reichte ihm die Hand. Als er zum Lande gestiegen, war seine erste Frage, ob ich nicht den wunderschönen Vogel gesehen, dem er soeben begegnet sei, und in dessen Lobeserhebungen er kein Ende fand. Meine Mutter, die Luft, trocknete ihn, und wir lösten ihm seine zerrissenen Flügel ab. Er blieb einige Tage bei uns; meine Liebe war ungemein, und auch er liebte mich sehr. Meine Mutter willigte in unsre Verbindung, und ich zog mit ihm als seine Braut nach Starenberg zur Hochzeit, bei

welcher er schwören mußte, mich immer in der vierten Woche des Monats an einem einsamen Platze im Walde zu verlassen und, ohne mir nachzuforschen, mich nach vier Tagen wiederzuerwarten. Zugleich mußte er versprechen, dem Vogelfang und dem Fliegen gänzlich zu entsagen, welches er leichter schwur, als er es nachmals hielt.

„Meine Mutter wollte die Hochzeit sehr feierlich haben; sie begleitete mich daher mit ihrem ganzen Hofstaat in Menschengestalt, und bei diesem Feste verrichteten folgende die Ämter:

Der Adelar, der führte mich zum Altar,
Der Dompfaff, der traute uns als Schloßpfaff,
Der Emmerling gab mir und ihm den Fingerring,
Der Rabe gab mir die Hochzeitgabe,
Der Vogel Strauß führt' wieder mich zur Kirche raus,
Der Goldfasan, der führte mich zum Tanzplan,
Der Auerhahn gab da alle Tänze an,
Der Reiher und der Geier, die spielten da die Leier,
Die Wachtel, die schlug den Takt drei Achtel,
Der Fliegenstecher kredenzte da den Hochzeitbecher,
Die Meise, die brachte manche Speise,
Der Stiegelitz führt' nach dem Tanze mich zum Sitz,
Die Goldammer, die führte uns in die Brautkammer,
Der Habicht ging vor uns mit dem Nachtlicht,
Die Amsel gab mir das Nachtwamsel,
Die Taube, die reichte mir die Haube,
Der Grünspecht gab meinem Veit den Stiefelknecht,
Der Wiederhopf, der brachte uns den Nachttopf,
Die Schnepfe brach vor der Tür die Töpfe,
Und nach ihr sang Frau Nachtigall die ganze Nacht
mit süßem Schall.

„Mein lieber Veit aber war nicht recht fröhlich, und immer stak ihm noch der schöne Vogel im Kopf, den er gehabt hatte. Ich durfte ihm nicht sagen, daß ich es selbst war, und suchte seine Sehnsucht durch meine Liebe zu zerstreuen.

„Am folgenden Morgen setzte er seinen Vormund, den alten Vogelfänger, ab, weil er ihm, wie er sagte, nicht acht auf den schönen Vogel gegeben hatte, und setzte hohe Preise aus, wer ihm den Vogel wiederbrächte. Nach drei Wochen verließ ich ihn

mit meinem ganzen Hofstaat; wir zogen an einen einsamen Ort im Wald, er verließ uns, und wir kehrten, in Vögel verwandelt, hierher zurück. Nach vier Tagen kam ich allein wieder zu ihm, und wir lebten glücklich.

„Nach einem Jahr brachte ich ihm einen Sohn, namens Jakob, den wir sehr liebten und wohl erzogen. Nur hatte er eine Eigenschaft, die uns oft beunruhigte, nämlich eine große Freude am Feuer; vielleicht, daß meine Eigenschaft, mich im Feuer zu erneuen, ihm diesen Trieb in seine Natur gebracht. Als Kind von wenigen Monaten schon lachte er immer beim Anblick des Lichts und griff mit seinen Händchen nach der Flamme. Später steckte er jeden Span an, den er erwischen konnte, und mit dem Ofenheizer des Schlosses lief er von einem Kamin zum andern. Als Knabe war er nicht aus der Schmiede zu bringen, und auf einsamen Spaziergängen im Wald machte er sich immer ein Feuer an und sprang drüber und jauchzte beim Anblick der Flamme, so daß er, weil er oft berußt war, von uns den Spottnamen Kohlenjockel erhielt.

„So lebten wir lange glücklich, aber alles hat sein Ende, und so endete auch unser Glück. Die Eule und der Kuckuck waren meine Feinde, um so mehr, da sie nicht waren zur Hochzeit geladen worden; der Kuckuck aber besonders; denn dieser freche Stutzer hatte sich immer vergeblich um meine Liebe beworben. Als ich nun einst in Vogelgestalt hier im Baum saß, lud meine Mutter, mich zu zerstreuen, eine große Gesellschaft von Vögeln zusammen und erklärte ihnen, daß nun fünfundzwanzig Jahre seit meiner Hochzeit verflossen seien, und daß sie sich nächstens einstellen sollten, das Fest meiner Vermählung auf dem Starenberg abermals zu feiern.

„Da drängte sich der Kuckuck plötzlich in die Gesellschaft, sprach allerlei Ungezogenheiten und erklärte, daß er auch dabei sein wollte, aber er ward einstimmig abgewiesen, und ich verbat mir seine Annäherung vor immer, worauf er drohend und erzürnt die Gesellschaft verließ. Er begab sich nun zu der bösen alten Frau, der Frau Eule, und machte mit ihr den Plan, mein Glück zu vernichten, welches ihnen auch gelang.

„Den ganzen Tag flog der Kuckuck um meinen Gemahl

herum; er mochte gehn und stehn, wo er wollte, so schrie er ihm zu: ‚Guckuck, Guckuck!‘ und ebenso saß er des Nachts vor seinem Fenster und schrie: ‚Guckuck! Guckuck!‘ Veit wußte gar nicht, was dies bedeuten sollte, und wurde, da dies den zweiten Tag ebenso fortwährte, endlich ganz unruhig darüber.

„Am folgenden Abend ließ sich Frau Eule bei ihm anmelden als eine alte Anverwandte seiner Frau, von der sie ihm Nachrichten zu bringen habe. Begierig ließ sie Veit zu sich herein; sie hatte eine tiefe Perücke aufgesetzt und hatte eine Pelzjacke an und bat ihn, das Licht auszulöschen, weil sie kranke Augen habe und den Schein nicht vertragen könne. Veit tat nach ihrem Willen.

„Nun sagte die Lügnerin folgendes: ‚Lieber Herr Veit, Ihr dauert mich. Seht, ich bin die Amme Eurer Frau, sie hat mich aber mit Undank verstoßen, und ich muß mich nun kümmerlich mit Spinnen und Wahrsagen ernähren; und so komme ich, um Euch meine Kunst anzubieten und Euch zu fragen, ob Ihr denn gar nichts auf dem Herzen habt, was Ihr gern wissen wollt.‘

„‚Ach‘, sagte Veit, ‚wissen möchte ich, was der Guckuck will, der seit mehreren Tagen mir unaufhörlich zuruft.‘ Darauf erwiderte ihm Frau Eule: ‚Mein lieber Veit, das ist ein böser Ruf, er sagt Euch, daß Eure Gattin Euch nicht liebt und in der Zeit ihrer Abwesenheit gar nicht an Euch gedenkt.‘

„Veit wurde darüber sehr bestürzt und fragte die Frau Eule, wer dann der sei, über dem er vergessen werde. Da sagte Frau Eule: ‚Es ist jemand, den Ihr in Eurem Busen getragen, aus Euren Händen ernährt habt; es ist der, der Euch seit Eurer Hochzeit verlassen hat, es ist der schöne, bunte Vogel, nach dem Ihr Euch so sehr sehnt; dieser ist ein Zauberer, den Ihr in dieser Gestalt gefangen; ach, hättet Ihr ihn doch damals gleich erwürgt und ausgestopft, es wäre Euer Glück gewesen.‘

„‚Wie kann ich ihn denn wieder habhaft werden, den Bösewicht?‘ fragte Veit, worauf ihm die böse Frau Eule folgenden Anschlag gab: ‚Ihr wißt, daß Eure Gemahlin in der dritten Woche, wenn sie morgen zu Euch kömmt, ihre silberne Hochzeit mit Euch feiern will, und daß sie deswegen ihren ganzen Hofstaat mitbringen wird; Ihr müßt daher, ehe sie Euch wieder verläßt, auf dem Platz im Walde, wo sie von Euch geht, alles mit Netzen

und Schlingen umgeben. Ich weiß, daß ihr Freund sie dort immer im Gebüsche erwartet; ich will da lauren und ihn schon in die Schlingen treiben, und dann mögt Ihr tun, was recht ist.' So sagte die böse Frau Eule und verließ meinen Gatten.

„Am folgenden Tag kam ich wieder zu ihm mit allen meinen Hochzeitgästen. Veit war ungewöhnlich heiter; die Feier der silbernen Hochzeit wurde veranstaltet; alles war voll Freude und Vergnügen. Wir tanzten die letzte Nacht noch im Freien, als ich plötzlich den Ruf des fatalen Guckucks wieder hörte. Erbittert bat ich meinen Gatten, er möchte mir den widerlichen Vogel fangen und braten. ‚Nein', sagte Veit, ‚ich habe dir bei meiner Hochzeit geschworen, keinen Vogel mehr zu fangen, und nun will ich diesen meinen Schwur auch nicht verletzen; denn er ist ein Wahrsager.' Hierauf ward Veit ganz blaß und wieder rot vor Zorn, doch verstellte er sich wieder bald und ward ausnehmend vergnügt.

„Als nun die Stunde herannahte, daß ich ihn verlassen sollte, sagte er mir spöttisch: ‚Lebe wohl, wir werden bald hören, was der Guckuck wollte.' Ich weinte über sein wunderliches Wesen und verließ ihn. Kaum aber hatte ich im Gebüsche meine Vogelgestalt wieder angenommen und wollte nach Hause eilen, als ich mich in Netzen, die über mir und meiner Gesellschaft zusammenschlugen, gefangen sah, wozu der Guckuck gewaltig lachte.

„Veit stürzte herein in das Dickicht, nahm mich aus den Netzen und sagte: ‚Ha, verräterischer Vogel, nun sollst du mir nicht wieder entgehen; du bist es, der meine Gattin zum Unrecht verführt, du mußt sterben!' Und somit eilte er durch den Wald zum Schlosse zurück, indem er mich unter dem Arm hatte und mich kniff und rupfte, daß ich laut jammerte. Frau Eule aber zerriß indessen mit ihren Krallen alle meine kleineren Hochzeitgäste, außer den Adeler, der sie fest packte und aus den Netzen, die der Vogel Strauß zerbrach, fortschleppte.

„Mein Sohn Jockel hatte, seiner Gewohnheit nach, bei dem Tanz die Beleuchtung und alles Feuerwerk besorgt, und da er eben einen Scheiterhaufen von allerlei wohlriechendem Holz, um einen angenehmen Rauch zu machen, angesteckt hatte, fand ihn sein Vater, der mich unter dem Arm trug. Er warf mich im

Zorn in die Flammen, immer in dem Gedanken, ich sei sein Feind. Meine Mutter, die Frau Luft, tobte auf mein Angstgeschrei durch den Wald, das Feuer schlug hell auf, und ich verbrannte. Wie erstaunte mein Gemahl, als ich mich aus der Asche schöner als vorher erhub und zu ihm sagte: ‚Treuloser Veit, du hast deinen Schwur gebrochen, du hast dein eignes Weib, dein Glück, ermordet, ich verlasse dich auf ewig.‘

„Nun kam meine Mutter, der Adeler brachte auch die Eule herangeschleppt. Meine Mutter befahl ihm, der Eule das Fell abzuziehen; er tat es, und nun hängte sie es meinem Gatten um und blies ihm dabei so heftig den Rauch ins Gesicht, daß er das Gedächtnis verlor, worauf sie ihm zuschrie: ‚Nun gehe zum Kuckuck! Kauzenveitel sollst du heißen und ein Vogelsteller sein in Ewigkeit, bis dein Vater und Urgroßvater mit dir zur Erde gebracht sind.‘

„Veit lief nun bewußtlos in den tiefen Wald zum Kuckuck, ward ein Vogelsteller und wußte nichts anders, als daß er von jeher einer gewesen sei. Sein Vater Grubenhansel, der in der Nähe wohnte, nahm ihn in strenge Zucht, und hat er da wohl hundert Jahre gesessen, bis wir ihn heute begraben haben, wobei ihr alle zugegen wart.“

So beschloß Frau Phönix ihre Geschichte, und nachdem sie eine kleine Weile geschwiegen hatte, sagte sie: „Wohlan, so der Scheiterhaufen fertig ist und die Sonne stark genug, ihn zu entzünden, will ich mich hinaufbegeben.“ Nun eilte Fräulein Flaum als Bettmeisterin zu dem Nest in der Krone der Eiche, mit dem die Vögel schon fertig waren, legte die Kräuterkissen hinein und ordnete es bequem. Fräulein Pfauenaug aber sah in die Sonne und kündigte an, daß sie kräftig genug sei, den Scheiterhaufen zu entzünden, worauf Fräulein Turtel der Frau Phönix das Antlitz verschleierte. Fräulein Paradies flog voran, ihr folgte Dichterin Schwanenlied und die Sängerin Nachtigall, der dann Sibylle Schwalbenwitz folgte, Frau Phönix Federschein und hinter ihr Fräulein Turtel, Fräulein Flaum und Pfauenaug. Erst umkreiste der Zug das Nest, dann ließ sich Frau Phönix drin nieder, die Jungfrauen aber setzten sich rings, jede auf ihre Baumspitze. Fräulein Paradies fing an, gegen das Nest zu wehen, das

bald vom Glanz der Sonne entbrannte; dann ließ sie sich auf ihren Baum nieder. Nun strömte eine wohlriechende Luft durch die Gipfel der Bäume, Frau Phönix schwang sich nochmals empor, die Flamme des Nestes schlug hoch auf, sie stürzte sich hinein, und es ertönte folgender Gesang:

Frau Phönix.

In der Flamme wildem Streite
Atme ich nur milde Ruh';
Daß die Flamme züchtig mich entkleide,
Decken mich die linden, lieben blauen Lüfte zu.

Chor der sieben Fräulein.

Lasse, o Sonne,
Das Opfer gelingen!
Flammen der Wonne,
Durch schimmernde Schwingen
Zucket ihr trunken,
Hebet in Funken
Lachende Farben,
Die in dem seligen Tode erstarben,
Der sie durchglühte
Jetzt wie die Blüte,
Um sie zu zeitigen
Schnell zu dem freudigen,
Göttlich-mitleidigen
Lichte empor.

Frau Phönix.

Mich durchglühen süße Flammen,
Mich durchkühlet milde Luft,
Mir im Herzen dringen sie zusammen,
Wie versöhnte Feinde sich umarmen in der Gruft.

Chor der sieben Fräulein.

Lasse, o Luft, dir
Das Opfer gefallen!
Sieh, wie voll Duft hier
Die Wolken aufwallen!
Weiherauch trinkst du,
Rauschend aufschwingst du
Flammenpaniere,
Daß hoch die Jugend im Tod triumphiere.

## Frau Phönix.

O, wie selig sind die Wunden,
Die das Wiedersehn erschließt!
Das Verlorne, alles ist gefunden,
Und das liebe ewige Leben mir das Herz durchfließt. 5

## Schwanenlied.

Wenn die Augen brechen,
Wenn die Lippen nicht mehr sprechen,
Wenn das pochende Herz sich stillet
Und der warme Blutstrom nicht mehr quillet, 10
O, dann sinkt der Traum zum Spiegel nieder,
Und ich hör' der Engel Lieder wieder,
Die das Leben mir vorübertrugen,
Die so selig mit den Flügeln schlugen
Ans Geläut der keuschen Maies-Glocken, 15
Daß sie all' die Vöglein in den Tempel locken,
Die so süße, wildentbrannte Psalmen sangen,
Daß die Liebe und die Lust so brünstig rangen,
Bis das Leben war gefangen und empfangen;
Bis die Blumen blühten, 20
Bis die Früchte glühten
Und gereifet zum Schoß der Erde fielen,
Rund und bunt zum Spielen;
Bis die goldnen Blätter an der Erde rauschten,
Und die Wintersterne sinnend lauschten, 25
Wo der stürmende Säemann hin sie säet,
Daß ein neuer Frühling schön erstehet.
Stille wird's, es glänzt der Schnee am Hügel,
Und ich kühle im Silberreif den schwülen Flügel,
Möcht' ihn hin nach neuem Frühling zücken, 30
Da erstarret mich ein kalt Entzücken —
Es erfriert mein Herz, ein See voll Wonne,
Auf ihm gleitet still der Mond und sanft die Sonne,
Unter den sinnenden Denkern, den klugen Sternen,
Schau' ich mein Sternbild an in Himmelsfernen; 35
Alle Leiden sind Freuden, alle Schmerzen scherzen,
Und das ganze Leben singt aus meinem Herzen:
„Süßer Tod, süßer Tod
Zwischen dem Morgen- und Abendrot!"

### Schwalbenwitz.

Wahrlich, wahrlich, ich sage euch,
Himmel und Erde sind sich gleich.
Spricht der Himmel „Werde!"
5 Da grünt und blühet die Erde.
Spricht die Erde „Sterbe!"
Da wird der Himmel ein lachender Erbe.
Sterne sah ich blinken und sinken,
Den Mond in der Sonne ertrinken,
10 Die Sonne stieg in die Meere,
Ohn' daß sich ein Fünklein verlöre.
Feuer und Wasser hassen sich,
Erde und Wasser umfassen sich,
Luft und Feuer entzünden sich,
15 Erde und Feuer umwinden sich,
Erde und Luft umkühlen sich,
Luft und Wasser umspielen sich.
Aber alles ist Liebe, Liebe, Liebe,
Und wenn sich alles empörte, verzehrte, verschlänge,
20 Daß gar nichts bliebe, bliebe doch Liebe
Die Hülle, die Fülle, die Menge!

### Nachtigall.

Sehnsucht, Schwermut, Wehmut,
O, wie schwüle Gefühle fühle
25 Ich im kleinen Herzen,
Daß ich, stolz in Demut,
Recht im Glutgewühle
Mir den Mut erkühle
Und in bittern Schmerzen
30 Süß kann scherzen!
O du Liebeswiderspruch!
Stummes Echo, segensvoller Fluch,
Feuer, das erquicket, Luft, die ersticket,
Wasser, das dürstend flehet,
35 Erde, die wie Luft und Feuer wehet!
O, wie ist der Streit so geschwinde und gelinde,
Daß die Lust die Liebe finde, binde, überwinde
Mit dem blinden Kinde Amor, der die Binde
Seiner Augen niederreißt im Siege,
40 Um zu schauen, wie die Liebe der Lust erliege,

Daß das Leben sich zu beiden schmiege,
Und er sieht, der Kampf ist nur die Wiege,
Daß die weinende Sehnsucht schwiege
Und das neue Leben schaukelnd, gaukelnd
Zu den Sternen fliege!

Während die Dichterin Schwanenlied, die Sibylle Schwalbenwitz und die Sängerin Nachtigall so sangen, hatte sich der Leib der Frau Phönix in den Flammen verzehrt; nur ein kleines, schimmerndes Würmlein lag, wie ein Rubin glänzend, in der dunklen Asche, und in dem Augenblick, als Frau Nachtigall verstummte, verwandelte es sich von neuem in die Frau Phönix, die jubelnd, glänzender und schöner zum Glanz der Sonne emporstieg. Alle die sieben Jungfrauen umkreisten sie mit Gesang, und dann eilten sie freudig über den Berg hin und verschwanden meinen Augen.

Da ich aber bemerkte, daß der Weihrauch von dem verbrannten Neste an den Zweigen der Eiche herabgetröpfelt war, stieg ich zu dem Tale herab und sammelte dessen eine Menge, um doch auch ein Andenken von meiner Urgroßmutter, Frau Phönix Federschein, zu haben.

Kaum hatte ich dessen eine hinreichende Menge gesammelt, als mich das Wiehern der Rosse, das durch die Felsen schallte, überzeugte, meine Gefährten müßten in der Nähe sein. Ich folgte dem Bächlein, das unter der Eiche entsprang, und fand bei dessen Ausfluß in den Main meine Gefährten versammelt; ich bestieg mein Roß, und wir zogen durch das Gebirg weiter.

---

### Wie Radlof die Frau Feuerschein von ihrer Verbindung mit dem Kohlenjockel erzählen hört und nach Haus kömmt.

Es war, als habe sich an dem Feuer, worin sich Frau Phönix geopfert hatte, die Sonne selbst erhitzt; ihre Strahlen fielen ungemein heiß auf uns hernieder, die Luft war dick und schwül, Gewitter zogen sich rings zusammen; wir waren in einem wilden Waldgebirge, und ich ließ meine Gefährten in einer kühlen Felsenhöhle ihre Rosse einstellen und sich erholen. Mich selbst trieb die Sehnsucht, den Berg höher hinanzusteigen, ob ich vielleicht

nicht die Gebirge meiner Heimat erblicken könne, die das Bett meines geliebten Rheins begleiten; denn das Land gewann mir ein heimisches Aussehen, Efeu und Reben kletterten an den Felsen hinan, und ich glaubte nicht fern vom Altare des Bacchus zu sein. Mühsam erstieg ich den Gipfel des eichenbewachsenen Berges, und als ich, mich seiner Spitze nähernd, aus den Stämmen hervortrat, sah ich einen Rauch aus seiner Mitte aufsteigen. Aussicht aber hatte ich keine, weil der Wald rings hoch war.

Ich nahte mich der Stelle des Rauchs und erblickte eine Öffnung gleich einem Kessel und hörte in der Tiefe ein Murren und Sausen; der Himmel aber verfinsterte sich, die Gewitter zogen eine finstere Wagenburg um mich her, und indem sie tiefer sanken, als ich stand, und ihren Donner um mich rollen ließen, schien es mir, als sei ich allein auf einer Feste, die belagert würde.

Da nun der Rauch des Gipfels stärker wurde, auch dann und wann Flammen emporzuckten und glühende Steine emporflogen, so ward ich beunruhigt und wollte meinen Weg wieder hinab nehmen. Ich war zu diesem Ende kaum hundert Schritte durch den Eichenwald zurückgegangen, als ich auf eine Höhle traf, deren Eingang ganz aus Schlacken und verglasten Steinen bestand, die künstlich auch ineinander verschmolzen schienen. Ich würde vorübergegangen sein, hätte ich nicht mehrere Stimmen darin flüstern hören. Neugierde und die Gewohnheit, seltsame Dinge zu sehen, lockten mich einige Schritte tiefer in die Höhle; bald fand ich ihre Wände von zuckenden Flammen angeschimmert, ich schlich leise vorwärts und erblickte Frau Phosphor Feuerschein, meine Großmutter, und ihre sieben Glutfräulein in einem runden Saale sitzen, der die Gestalt eines Backofens hatte. Sie saßen ringsherum, eine jede hatte eine andre Arbeit vor. Frau Phosphor Feuerschein aber unterbrach plötzlich die Stille mit folgenden Worten:

„Lange war mit stummem Grimme
Hier im Haus mein Herz verschlossen,
Aber da die Zeit verflossen,
Hört, Gespielen, meine Stimme!

„Schon erschallt ein dumpfes Lachen
In des alten Berges Bauch,

Und es speien hagre Drachen
Aus dem Gipfel Glut und Rauch.

„In der Tiefe Eingeweiden
Wütet schon mein eigner Schmerz,
Meine Leiden all' zerschneiden 5
Jetzt des Berges kaltes Herz.

„Schwefel, Kalk und Kohle schwitzet,
Eingeengt, in banger Wut,
In den Adern sich erhitzet
Der Metalle starres Blut. 10

„Die verschiednen Geister drängen
Sich in banger Angst nach Luft,
Bald wird die Gewalt zersprengen
Dieses Trauerkerkers Gruft.

„Wo der edle Wald jetzt kühlet, 15
Tobt dann Feuers Raserei,
Das schon summend aufwärts wühlet,
Und macht meine Seele frei.

„Hört, wie rings die Felsenknochen
Krachen in dem alten Berg, 20
Hört, wie heult erhitzt im Kochen
Laut der faule Heinz, der Zwerg!

„Und es werden glühe Felsen
Fliegen aus des Berges Schlund,
Die sich donnernd niederwälzen 25
In den sanften Wiesengrund.

„Wo jetzt still die Hirsche grasen
An der kühlen Efeuwand,
Werden Lavaquellen rasen
Nieder in das rhein'sche Land. 30

„Wenn die Zornflut wird erkalten,
Klagen noch der fernen Zeit
Ihre schroffen Schreckgestalten
Meines Schmerzens Grimmigkeit.

„Doch ich will hinab jetzt sinken 35
In der Nymphen Quellenhaus —
Und den Schwefelbecher trinken
Die versöhnten Quellen aus.

„Ich versöhne meine Tränen
Meine Glut und meine Wut,
All mein Stöhnen, all mein Sehnen
Mischend ihrem kühlen Blut.

„Wenn ich mich mit ihr geselle
In des Berges tiefstem Schlund,
Sprudlen wir als Schwefelquelle
Heilend auf im Wiesengrund.

„Krankes Weh soll dann genesen
In dem Feuer- und Wasserbund;
Die so lang getrennt gewesen,
Tuen so den Frieden kund.

„Und dann eile ich zum Rheine,
Wo der Biber hat gebaut,
Daß ich liebend mich vereine
Wieder mit des Sohnes Braut."

Über diese Worte waren die Glutfräulein höchlich erfreut, und jede erzählte mit fröhlichem Ungestüm, was sie alles bei dem verheerenden Feuer tun wolle; zuerst tanzte und gaukelte Fräulein Flämmchen hin und her und ward bald lang, bald breit, wie eine mutwillige Zunge; sie sang:

Flämmchen.

Vor dir will den Weg ich bahnen;
Denn ich werde von den Hecken
Auf die Bäume deine Fahnen
Glühend in den Wind aufstecken.

Wie ein feurig Eichhorn klettern
Will ich durch die grünen Hasseln,
Lass' die Nüsse niederschmettern,
Daß sie glühend am Fels zerprasseln.

Zu den Fichten will ich klimmen,
In den Eichen will ich stürmen,
Daß sie schrei'nd die Äste krümmen
Gleich verbrennenden Gewürmen.

Auf die hohen Zedertürme
Stecke ich den roten Hahn,
Und er schreit die wilden Stürme
Als Gehülfen bald heran.

Nun unterbrach Fräulein Fünklein das Lied der Fräulein Flämmchen, und indem sie aus ihrem Winkelchen hervorsprang und in tausenderlei schön verschlungenen Linien an der Erde hinlief, sang sie also:

Fünklein.

Auf dem Schlachtfeld lauf' ich Fünklein,
Um die Toten zu begraben
Und mit einem Feuertrünklein
Die Ermatteten zu laben.

Wenn du, Flämmchen, ausgelecket,
Satt in durstigem Ungestüme,
Wird dein Mut oft neu gewecket,
Wo ich emsig suchend glimme.

In dem dürren Laube irrend,
Sammle ich der Zerstreuten Chor —
Am Wacholderbusch aufschwirrend
Zuckst du, Flämmlein, neu empor.

Auch bin ich der rasche Flieger;
Auf des Windes leichtem Flügel
Trag' ich, Flamme, dich als Sieger
Über Tal und über Hügel.

Nun unterbrach aber Fräulein Hitze das Fünklein mit Ungestüm und machte sich so breit und dick, daß allen ringsum die Schweißtropfen auf die Stirne traten, indem sie sang:

Hitze.

Flämmlein, Fünklein, zu geschäftig
Preiset ihr hier eure Werke.
Sagt, was ist in euch dann kräftig
Als allein nur meine Stärke?

Ich kann ohne euch bestehen,
Ohne euch bleib' ich doch heiß;
Aber ohne mich euch sehen
Laßt ihr nicht, ihr Naseweis'.

Ich bin eures Schwerdes Schneide,
Und wenn ihr so triumphieret,
Euch mit meinen Federn zieret,
Ist es nur, weil ich es leide.

Hierauf trat auch Fräulein Lichterloh auf und warf den beiden ersten ihre Eitelkeit mit folgenden Worten vor:

Lichterloh.

Ich bin es, die euch gestaltet,
Ei, ihr macht euch gar zu kraus;
Wenn ihr freudig euch entfaltet,
Sprecht ihr nur mein Wesen aus.

Häßlich wäre euer Treiben,
Nur ein Werk der Dunkelheit,
Nur ein schmutziges Zerreiben,
Gäb' ich euch nicht Heiterkeit.

Was ist edel an dem Feuer,
Als daß es die Nacht zerbricht?
Dieses alte Ungeheuer
Unterliegt allein dem Licht.

Fräulein Rauch begann nun ihre Rede und ringelte und schlängelte sich durch das Gewölbe mit folgenden Worten:

Rauch.

Ich gleiche einer Riesenschlange,
Ringe über eurem Funklen
Mich empor in schwarzem Drange,
Daß die Sterne sich verdunklen.

Ist der Streit erst recht begonnen,
Wölb' ich überm Glutgetümmel,
Wo ihr kämpft gleich wilden Sonnen,
Euch den eignen Wolkenhimmel.

Wie sich meine Fahnen schwenken,
Muß sich eure Wut auch drehen;
Flamme, willst du recht einlenken,
Nur auf mich, auf mich gesehen!

Als diese fertig war, traten ganz bescheiden die zwei übrigen Fräulein, Kohlenschwärzchen und Äscherling, auf, die eine in Schwarz traurend, die andre im grauen Bußröcklein; sie sangen, wie folgt:

Kohlenschwärzchen.

Um euch trage ich noch die Trauer;
Kehren einst die scheuen Hirsche,

Fliehen sie in bangem Schauer,
Wenn ich unter ihnen knirsche.

Wenn der Wald hier ist verschwunden,
Dien' ich zu willkommnem Troste
Armen, die mich aufgefunden, 5
In des Winters hartem Froste.

Einsam bleibe ich zurücke,
Ringsum öd' und ausgestorben,
Gleich' ich noch der Ehrenkrücke,
Die im Kriege wird erworben. 10

Ascherling.

„Asche warst du, und zur Asche
Sollst du einstens wieder werden,
Wenn ich naschend dich erhasche",
Sprach der Herr zum Sohn der Erden. 15

Wenn in eitlem Triumphieren
Eure Schimmer all' verglühten,
Werde ich allein regieren,
Einsam hier die Walstatt hüten.

Traure, Kohle! Ich will büßen, 20
Und der Erde nacktem Haupt,
Dem ihr allen Schmuck geraubt,
Will ich seinen Schmerz versüßen.

Denn mit meinen scharfen Laugen
Will ich hier den Grund ausscheuren, 25
Daß zur süßen Lust der Augen
Sich die Wiesen schön erneuren.

Also rufe ich zurücke,
Was die blinde Wut verheerte;
Über meine graue Brücke 30
Treibt der Frühlingshirt die Herde.

Nun aber sagte Frau Feuerschein: „Gebet euch zur Ruhe, keiner hat Ursache, sich zu brüsten, eine kann ohne die andere nicht bestehen, und mich verherrlichet ihr alle. Zum Lohn eures Diensteifers aber will ich meine traurige Geschichte erzählen, die 35 einen so grimmigen Zorn in mir erregt hat, daß ich zu einem ewigen Angedenken dieses alte Felsenschloß zerstören und mich

den Quellen, die in seinen Kellern hausen, vereinigen will. Setzet euch ruhig um mich her, jede nehme ihre Arbeit vor!" Jetzt setzten sich die Fräulein still und aufmerksam um Frau Feuerschein herum und verfertigten Irrwische, Feuerkugeln, feurige Drachen und allerlei solche leuchtende Sachen, sie aber erzählte, wie folgt:

„Jakob von Starenberg hatte eine besondere Leidenschaft von Jugend auf, mit dem Feuer zu spielen, was er vielleicht von der Gewohnheit seiner Mutter, sich in den Flammen zu erneuren, mochte geerbt haben. Als sein Vater von dem Starenberg vertrieben, war Jakob bereits in einem Alter von 25 Jahren und hatte den Beinamen des Kohlenjockels. Seinen Regierungsantritt feierte er mit unendlichen Illuminationen, die so herrlich von den Bergen in den See schimmerten, daß die Fische an der Oberfläche tanzten. Solang er regierte, mußten rings auf den Bergen ewige Feuer erhalten werden; er brannte sich zur Augenlust ganze Wälder an, und oft machte er sich ein Vergnügen draus, abends in die Spinnstuben der Mägdlein zu gehn und mit einer Fackel ihnen den Rocken zu verbrennen. Als er einstens in der Nacht mit einer Fackel durch einen Wald lief und ihn mutwillig entzündete, ward die Hitze so groß, daß er fliehen mußte und nicht zurückkonnte. Seine Fackel erlosch ihm, und er sah bald einige Irrwische vor sich, denen er, als ihm ganz neuen Erscheinungen, begierig nachfolgte.

„Unbekümmert, was seine Untertanen über seine Abwesenheit denken möchten, ruhte er bei Tag in der Wildnis und setzte seine Verfolgung der Irrwische bei Nacht fort, bis er endlich hieher in diese Burg gelangte, die mir von meiner Mutter damals angewiesen wurde, als mich ein kühner Sterblicher, Prometheus genannt, ihr raubte und mich zum Erdfeuer machte. Hier saß ich einsam und trauerte über das Schicksal meines geliebten Entführers, den die Götter als einen Jungfrauenrauber an einen Felsen geschmiedet, als Jakob zu mir, ermüdet und ächzend, eintrat. Er war ein schöner Jüngling, und ich knüpfte mein Schicksal an das seine. Er bat mich, ihm als seine Gattin nach Starenberg zu folgen; ich wollte dies aber nicht, um meine Freiheit nicht gänzlich aufzuheben, und machte den Bund mit ihm, daß

er mich nie anders sehen solle als in mondlosen, dunklen Nächten. Hierzu gab ich ihm einen Stein, mit dem er nur an den Stahl seines Brustharnisches zu schlagen brauche, so werde ich seinen Ruf hören und ihm erscheinen, und zugleich mußte er mir schwören, mich nie auf eine andere gewaltsamere Art zu rufen. 5

„Jakob ging den Bund ein, und wir lebten glücklich mehrere Jahre. Auch gebar ich ihm einen Sohn, Christel genannt, und eine Tochter, Margareta. Diese zwei Kinder spielten wie ihr Vater gern mit dem Feuer.

„Ihr wißt, daß mein Liebling ein roter Hahn ist, der die 10 Gabe hat, wo er hingesteckt wird, alles zu entflammen; diesen hatte Jakob durch vieles Bitten von mir erlangt, und er konnte sich bald mit seiner Lust, die Eigenschaft dieses seltsamen Tieres zu versuchen, nicht mehr bändigen.

„Nun hatten die Kinder, während der Vater schlief, diesen 15 Hahn heimlich in seinem eisernen Käficht an das Ufer des Sees genommen, in dem Gedanken, ihn zu waschen und zu baden, womit sie dem Vater eine große Freude zu machen hofften; denn seine Federn waren voll Ruß. Als aber der unvorsichtige Christel ihn auf den Schoß nehmen wollte, entbrannten seine Kleider, 20 und er stürzte, Hülfe suchend, in den See.

„Der kleinen Margarete verbrannte das Tier die blonden Locken, und sie floh geängstigt in den Wald, und indem sie sich im Laube wehklagend wälzte, um das grimmige Tier loszuwerden, fand sie der Einsiedler Bertold Schwarz, nahm sie zu 25 sich, fing den roten Hahn ein und war ungemein erfreut über seine Beute. Dieser Einsiedler war mein Feind, er beschäftigte sich mit allen geheimen Künsten, um das Feuer zu bannen und zu besprechen, und die Einwohner des Landes umher suchten oft Hülfe bei ihm. Wenn mein Gemahl ihnen mit seinen aus- 30 schweifenden Feuerbelustigungen das Dach über dem Kopfe ansteckte, dann wußte er mit wenigen Zaubersprüchen den Flammen bald Einhalt zu tun. Ihr könnt euch denken, wie froh der alte Feuerkünstler war, als er mein Kind und meinen roten Hahn in seiner Gewalt sah, die er beide sorgsam versteckte. 35

„Als der Mond sich verfinstert hatte und Jakob mich durch das Anschlagen des Steines an seinen stählernen Harnisch zurück-

rief, wollte ich meine Kinder und meinen roten Hahn sehen, aber beide waren verschwunden. Über die Nachlässigkeit Jakobs ergrimmt, raubte ich ihm den Stein und verließ ihn mit der Drohung, ihn nicht wiederzusehen, bis er mir meine Kinder und meinen Vogel wieder verschafft. Jakob, über diesen meinen Ernst erbittert, bedachte, daß, da ich ihm verbeten hatte, mich auf eine andere Art zu rufen als die gewöhnliche mit Stahl und Stein, es doch noch ein anderes Mittel geben müsse. Er forschte Tag und Nacht dem Geheimnisse nach und ward endlich auch mit meinem Feinde Bertold bekannt, der ebenfalls keine andre Absicht hatte, als mir zu schaden und auch dem Jakob, der das ganze Land mit seinen Feuerwerkereien verwüstete, das Handwerk zu legen. Jakob eröffnete ihm seine Verbindung mit mir und sagte ihm, wie ich ihm das Mittel geraubt, mich zu sehen.

„‚Es gibt allerdings Mittel, sie wieder zu Euch zu zwingen‘, sagte Bertold, ‚aber sie hat sie Euch entrissen, weil sie dadurch überrascht werden könnte; denn Ihr müßt wissen, wenn sie gleich sich mit Euch verbunden, so hängt sie doch mehr an ihrem früheren Freunde Prometheus, der, weil er sie geraubt, an einem Felsen geschmiedet seufzet, und wenn sie nicht bei Euch ist, sitzt sie bei jenem und tröstet ihn.‘ Der Zorn meines törichten Gemahls ward dadurch auf das höchste getrieben, und er verlangte von Bertold, er solle mich herbannen, es koste, was es wolle.

„Bertold gab nun meinem Gemahl den roten Hahn und meine Tochter Margarete zurück und forderte ihn auf, mit ihm zu arbeiten. Die kleine Margarete mußte Kohlenpulver reiben, Jakob Schwefel drunter mengen, und Bertold mischte Salpeter dazu. Als sie aber in der besten Arbeit waren, flog der gierige Vogel, der lange gefastet hatte, auf das Gemenge, das er für sein Futter hielt; die Masse entzündete sich plötzlich, warf den Kohlenjockel und meine Margarete weit zurück und schleuderte den bösen Bertold hoch in die Luft, daß er tot niederschmetterte. Die Berge bebten, Türme stürzten ein, und der See trat aus seinen Ufern. Kaum hatte Jakob sich aus seiner Betäubung etwas erholt, als ich vor ihm stand und ihm zornig sagte: ‚Du hast deinen Schwur gebrochen, du hast mich gewaltsam hergezwungen, so hast du mich dann in meiner ganzen Schreckens-

gestalt gesehen; gehe hin in den Wald mit deiner Tochter Margarete, die mitgeholfen hat, mich zu betrügen, und sei, was dein Beiname dich nennt, der Kohlenjockel!'

„So zog er dann in den Wald, nicht weit von seinem Vater, dem Kauzenveitel, und war ein Köhler, bis das Schicksal dieses Stammes vor einigen Tagen durch meinen Enkel Radlof den Zweiten entschieden ward.

„Als ich nun meinen roten Hahn wieder eingefangen hatte und meinen Rückweg hieher nehmen wollte, sah ich meinen Sohn[1] Radlof am Ufer des Sees ohnmächtig liegen. Frau Lureley, eine Nymphe, saß bei ihm und suchte ihn ins Leben zu erwecken. Ihr wißt, daß ich in Feindschaft mit dem Wasserfräulein lebte; wir kamen in einen Streit um meinen Sohn, in dem sie mich heftig bedrängte, und der sich nur dadurch entschied, daß sie meinen Sohn zurück ins Wasser riß, wohin er ihr auch willig mit dem Ausruf folgte: ‚Ein gebranntes Kind scheut das Feuer.' Traurig, von meinem Gemahl und meinen Kindern verlassen zu sein, zog ich mich hieher in mein Schloß zurück und trauerte lange. Nun aber, da das Schicksal zu Ende gelaufen, da ich den Kohlenjockel begraben, will ich mich mit der Nymphe versöhnen und, nachdem ich dieses Haus der Trauer zerstört habe, als heiße Schwefelquelle auf ewige Zeiten in diesen Tälern Gesundheit und Wohlsein aussprudeln.

„Nun rüstet euch, machet ein Geräusch, alle Tiere und Menschen zu verscheuchen, die in der Nähe sind; denn ich will keinen verletzen. Heiß ist der Tag; meine Mutter, das Sonnenfeuer, hat große Gewitter um dieses Felsenhaus gelagert, bald wird der Donner uns begrüßen, die Blitze werden mich suchen und küssen. Lasset die Felsen erbeben und murrend den Berg Feuer ausspeien, um meiner Mutter zu antworten!"

Dieses sagte Frau Erdfeuerschein mit solchem finstern Ernst, und ihre Gespielinnen traten so ungestüm auf, ihr Werk zu beginnen, daß ich eilends die Flucht ergriff. Unter mir bebte der Boden, Bäume schlugen um mich nieder, rollende Felsen verfolgten mich, ich erreichte mein Roß mit Mühe, das ängstlich

[1] Also den bisher und künftig weiter so genannten Christel, den Vater des Titelhelden unseres Märchens.

wieherte und unter mir wie ein Pfeil dahinflog. Bald hatte ich meine Gefährten erreicht, welche die Erschütterung des Berges auch bereits aus ihrem Schutzwinkel aufgeschreckt hatte, und wir eilten nun eine Strecke vorwärts, wo wir sicher die schreckliche Zornäußerungen der Frau Feuerschein anschauen konnten. Donner und Blitz wechselte mit dem Geprassel des brennenden Waldes; eine heulende Feuersäule schlug aus dem Gipfel des Berges empor und stürzte dann wie eine Fontäne an allen Seiten des Abhangs in glühenden Strömen nieder, die alles entflammten, was sie berührten. Zugleich bebte die Erde, ein dunkler Rauch bedeckte den Himmel, und der Sturm trieb Wirbel von glühender Asche vor sich her; der Anblick war entsetzlich und auch in einiger Ferne unbequem; drum führte ich meine Schar wieder in ein geschütztes Tal. Sieh, da trat mein Roß mit dem Huf auf die Wiese und sprang erschreckt beiseite. Ich sah Dampf an der Stelle aufsteigen und sich eine siedende Quelle ergießen. Es war also geschehen, was Frau Feuerschein versprochen, sie hatte sich mit den Nymphen vereinigt. Ich folgte der Quelle bis zum Rhein, in den sie sich ergoß. Einige Biber, die da ihre Wohnung hatten, verwunderten sich sehr, als sie das Wasser schmeckten, und entflohen. Ich aber ließ meine Gefährten in einem Busche haltmachen, entkleidete mich und stieg in den Rhein, wo die heiße Quelle, sich der kalten Flut mischend, angenehm erwärmt war, um der erste zu sein, der durch ihre Heilkraft gestärkt wurde. Sodann nahm ich meinen Zug eilend den geliebten Strom abwärts nach meiner Mühle.

---

**Wie Radlof seine Mutter, Frau Lureley, auf dem Mühlenrad sitzen sieht, wie sie ihm die Geschichte seines Vaters erzählt, wie er nach Mainz kömmt und seine Ameley erlöst.**

Schon sah ich den Rochusberg und die dunkle Bergwand, wo der Rhein dem Anblick verschwindet, aber die Sonne sank, und ich suchte meine Mühle vergebens. Ich ging auf dem wohlbekannten Pfade über die Wiese und fand meine Mühle nicht mehr; der Mausturm ragte mir gegenüber, den ich auch nie gesehen hatte. Da ich aber noch einen Rest meines Mühlendamms

erblickte, schwamm ich hinüber und setzte mich drauf. Ich schaute tief gerührt in den geliebten, teuren Fluß und sang:

„Weiß ich gleich nicht mehr, wo hausen,
Find' ich gleich die Mühle nicht,
Seh' ich dich doch wieder brausen, 5
Heiliger Strom, im Mondenlicht.
O willkomm, willkomm, willkommen!
Wer einmal in dir geschwommen,
Wer einmal aus dir getrunken,
Der ist Vaterlandes trunken. 10

„Wo ich Sonnen niedersenken
Sich zum Wellenspiegel sah
Oder Sterne ruhig denken
Überm See, warst du mir nah.
O willkomm, willkomm, willkommen! 15
Wen du einmal aufgenommen,
Wen du gastfrei angeschauet,
Keiner Fremde mehr vertrauet.

„Strom und Fluß hab' ich gesehen,
Reißend, schleichend durch den Sand, 20
Aber keiner weiß zu gehen
Herrlich so durchs Vaterland.
O willkomm, willkomm, willkommen,
Schild der Starken, Trost der Frommen,
Gastherr aller Lebensgeister, 25
Erzmundschenk und Küchenmeister!

„Ordensband der deutschen Erde,
Das der Weinstock um sie schlingt,
Wo an gastfrei deutschem Herde
Sie der Helden Wohlsein trinkt, 30
O willkomm, willkomm, willkommen!
Andre Flut kann mir nicht frommen;
Denn an deinem Ufer lauschen
Wein und Liebe, die berauschen.

„Weines Feuer, Liebestreue, 35
Männerkraft und Jungfrauzucht,
Daß mein Herz sich recht erneue,
Hab' ich wieder euch besucht.

O willkomm, willkomm, willkommen!
Echo, schlag die Freudentrommen,
Daß der Vater Rhein auch höret,
Wie ich bin zurückgekehret!

„Laut ich durch die Felsen schreie:
Tauche, alter Flußgott, auf,
Sage, ist lieb Ameleye
Noch getreu und recht wohlauf?
Daß willkomm, willkomm, willkommen
Sie nun, die mein Herz beklommen,
Mich in ihre Arme schließe,
Wie einst hier auf dieser Wiese.

„Sag', wer hat den Turm gebauet,
Der so finster aus dem Duft
Von der kleinen Insel schauet
Auf des Rattenkahles Gruft?
Nicht willkomm, willkomm, willkommen
Scheint er mir dahin gekommen;
Wie ein finstrer, böser Riese
Steht er in dem Paradiese.

„Wer hat mir so bös zerbrochen
Hier mein gutes Mühlenhaus,
Daß mein Rad nicht mehr kann pochen
In des Stromes Lustgebraus?
Nicht willkomm, willkomm, willkommen
Schein' ich mir hier aufgenommen:
Seit ich bin ein Fürst geworden,
Stößt mich aus der Müllerorden!"

Ich mochte aber singen und rufen, der alte Rhein hörte mich nicht. Als ich mich nun traurig umwendete und nach dem Platze sah, wo ehedem meine Mühle gestanden, sahe ich dort meine Mutter, die schöne Lureley, mit ihren sieben Jungfrauen auf meinem umgestürzten Mühlrad sitzen. Meine freundliche blonde Mutter saß auf der Mitte des Rades, die sieben Jungfräulein aber auf den sieben Speichen. Anfangs war ich scheu, heranzutreten, aber sie sah nach mir und winkte mir mit ihrem Schleier. Da trat ich zu ihr in den Kreis und setzte mich zu ihren Füßen. Sie sang hierauf mit ungemein freundlicher Stimme zu ihren Jungfräulein:

Lureley.

Singet leise, leise, leise,
Singt ein flüsternd Wiegenlied,
Von dem Monde lernt die Weise,
Der so still am Himmel zieht! 5

Denn es schlummern in dem Rheine
Jetzt die lieben Kindlein klein,
Ameleya wacht alleine
Weinend in dem Mondenschein.

Singt ein Lied so süß gelinde, 10
Wie die Quellen auf den Kieseln,
Wie die Bienen um die Linde
Summen, murmeln, flüstern, rieseln.

Herzeleid.

Wer nie sein Brot in Tränen aß, 15
Wer nie die kummervollen Nächte
Weinend auf seinem Bette saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.

Wer einsam nie am Strome ging,
Wer nie wie die traurende Weide 20
Sein Haupt zum Spiegel niederhing,
Der weiß noch nichts von schwerem Herzenleide.

Chor.

Sieh, wie wandelt der Mond so helle,
Horch', wie eilet die Quelle so schnelle, 25
Summ, summ, summ,
Kein Tröpflein kommt um.

Liebesleid.

Wer vor dem Fels die Hände ringt
Und eines Hirtenliedes fluchet, 30
Am Brunn des Mondes nicht mehr trinkt,
Den hat das bittere Elend heimgesuchet.

Wer keine Blume brechen mag
Sie lieber mitleidslos vernichte
Mit seines Pilgerstabes Schlag, 35
Den hat der Liebe Leid wohl hingerichtet.

Chor.

Sieh, wie schlummern die Blumen so leise,
Horch' auf der Nachtigall klagende Weise,

Summ, summ, summ,
Der Schmerz geht herum.

Liebeseid.

Wer glaubt, daß der Treue Schwur,
Den leicht die Lippe spricht in trunknen Stunden,
Ein leerer Schall des Rausches nur,
Des Ehre ist an einem Frauenhaar gebunden.

Und wer die Götter lachen hört,
Als er den Liebesmeineid ausgesprochen,
Von dem hat sich der gute Geist gekehrt,
Sein Herz wird mit dem Glückesrad gebrochen.

Chor.

Sieh, wie das Auge der Eule glüht,
Horch', wie die Fledermaus rauschend zieht,
Summ, summ, summ,
Der Meineid geht um.

Liebesneid.

Wer Steine wirft ins grüne Haus,
Wo treue Turteltauben girren,
Und falsche Lichter stellet aus,
Den Schwimmer auf der Liebesfahrt zu irren;

Wer in dem Taue auf der Flur,
Um einer Hirtin Tugend anzuschwärzen,
Verrät der nächtigen Liebe Spur,
Der nährt den Wurm des Neids im bösen Herzen.

Chor.

Sieh, wie ringelt zwischen Blumen die Schlange,
Horch', wie seufzet die Nachtigall bange,
Summ, summ, summ,
Der Neid geht herum.

Reu' und Leid.

Wer vor der Sündenstrafe bebt
Und nicht vor ihrem Tod erschrecket,
Noch fremde Schuld in seine webt,
In dem ist noch die Buße nicht erwecket.

Wer seine Zeit und die Gebrechlichkeit
In seiner eignen Schuld wagt anzuklagen,
Dem hat die Reue und das bittre Leid
Noch nicht so recht ans kranke Herz geschlagen.

Chor.

Horch', wie der Wurm im Holze dort naget,
Horch', wie die Unke im Teiche klaget,
Summ, summ, summ,
Die Reue geht um. 5

Mildigkeit.

Wer nie der Vöglein Brut gestört,
Wer auf der Schwalbe frühen Morgensegen
Mit süß erquickter Seele hört,
Der geht der Armut mildreich auch entgegen. 10

Wer die zerknickte Ähre gerne hebt
Und gern die Mücke aus dem Netz befreit,
Der Spinne schonend, die es sinnreich webt,
Des Herz ist voll von göttlichem Mitleid.

Chor. 15

Sieh, an den Dorn hängt das Lamm die Wolle,
Daß sich das Vöglein weich betten solle,
Summ, summ, summ,
Das Mitleid geht um.

Liebesfreud'. 20

Wer lachend früh die Sonne grüßt
Und heiter an den Mittag blicket
Und fromm im Abendsterne liest,
Zufrieden, wie die Nacht ihr Haus beschicket,

Der wird auch froh in Liebesaugen sehn, 25
Er greifet in das falsche Rad dem Glücke;
Es muß vor seinem Frieden stillestehn,
Daß Liebesfreude gründlich ihn entzücke.

Chor.

Sieh, wie lächelt gen Morgen die Ferne, 30
Horch', wie grüßet die Lerche die Sterne,
Tireli, Tireli,
Der treue Müller ist hie!

Als die Jungfrauen so gesungen hatten, sprach meine Mutter, Frau Lureley: „Lieber Sohn Radlof, du hast auf deiner 35 Rückreise hieher die ganze Geschichte deines Stammes gehört; du hast die Erzählung der Frau Mondenschein, der Frau Edelstein, der Frau Federschein, der Frau Feuerschein belauscht; nun

will ich dir die Geschichte deines Vaters und deiner Mutter erzählen. Wir haben noch eine Stunde bis Mitternacht; dann, wenn ich fertig bin, ziehst du nach Mainz.

„Als der kleine Christel von Starenberg mit seiner Schwester Margarete den roten Hahn, während ihr Vater schlief, an den See getragen hatten, in der Idee, ihn dort zu baden, ward der Feuervogel, der das Wasser haßt, sehr ergrimmt; er entzündete dem Christel seine blonden Locken, der vor Angst in den See sprang, und Margarete nahm aus Furcht, ohne ihren Bruder nach Hause zu gehen, und weil der rote Hahn nach dem Walde flog, auch ihren Weg dahin zu dem Einsiedler Bertolden; Christel aber brachte seine Zeit in dem Starenberger See recht angenehm zu. Ich wurde damals bei der Starenberger Wasserfrau erzogen, und wir wohnten in einem schönen gläsernen Schlosse; meine Neigung zu ihm war täglich größer; denn er war sanft und bescheiden.

„So lebte er beinahe ein Jahr mit uns, als ich einst gegen Abend Arm in Arm mit ihm auf den Stufen des gläsernen Wasserschlosses saß, um zu erwarten, daß der Mond und die Sterne durch das Wasser schimmern sollten. Da zuckte ein plötzlicher Feuerstrahl durch die Luft, von einem solchen heftigen Donnerschlag begleitet, daß der See bis auf den Grund erschüttert wurde und sich hoch aufbäumte; zugleich ergriff mich und den kleinen Christel eine Welle und warf uns beide an das Ufer. Christel war ohnmächtig, ich gab mir alle Mühe, ihn zu ermuntern, aber plötzlich kam Frau Feuerschein, seine Mutter, und wollte ihn mir entreißen. Ich stritt lange mit ihr und siegte allein dadurch, daß ich meinen lieben Christel wieder ins Wasser zog.

„Am andren Morgen saß ich wieder mit ihm auf der Schwelle des Wasserschlosses, da sahen wir ein paar Fischer auf dem See hinfahren, die laut klagten, daß Herr Jakob von Starenberg verschwunden sei und der Erbprinz und die Prinzessin auch, und daß nun kein Mensch wisse, wer das Land regieren solle. Christel, der diese Worte hörte, war sehr betrübt und sagte zu mir: ‚Liebe Lureley, ich wollte, ich wäre wieder auf dem Schloß!‘ und begann heftig zu weinen. ‚Lieber Christel‘, erwiderte ich ihm, ‚nach Haus kannst du leicht kommen; wenn die Fischer das Netz aus-

werfen, darfst du nur hineinspringen, so ziehen sie dich hinauf; aber wird es dir nicht leid tun, mich zu verlassen?' — ‚Ach, freilich wird es mir leid tun', sagte Christel, ‚und drum sollst du mitkommen und immer bei mir bleiben.' — ‚Das kann ich nicht, lieber Christel', sagte ich, ‚so gern ich auch wollte; aber wenn du dir eine Mühle dort an den See bauen läßt und manchmal hineingehst, so will ich dich dort besuchen.' Christel versprach mir das, wir umarmten uns, das Netz der Fischer war nah, Christel sprang hinein, und als die Fischer es aufzogen, begleitete ich ihn noch bis an die Oberfläche des Wassers. Die Freude der beiden Fischer beim Anblick ihres jungen Fürsten war ungemein, und als sie sahen, daß er noch lebte, hätten sie bald vor überraschender Freude das Netz wieder fallen lassen. Aber Christel faßte schnell den Rand des Kahns und sprang heil und gesund zu ihnen hinein. Nun knieten die Fischer vor ihm nieder und baten ihn, er möge ihrer in Gnaden gedenken. Er versprach ihnen alles Gutes, sie führten ihn zurück und brachten ihn unter dem Jubelgeschrei aller Starenberger auf das Schloß.

„Da er noch sehr jung war, so wurde ihm der Vorschlag gemacht, einen Vormund zu wählen, und er wählte, ohne sich lang zu besinnen, den ältesten der beiden Fischer, die ihn errettet hatten. Das erste, warum er seinen Vormund bat, war die Erbauung einer Mühle am See, zum Andenken seiner Rettung. Die Mühle ward bald aufs allerzierlichste erbaut, und er besuchte sie häufig; auch wurden ihm zwölf schöne junge Knaben, als Mühlknappen gekleidet, zugesellt, die ihm in allem gehorchen mußten. In der Kammer der Mühle aber war ein Loch im Boden, das man auf- und zumachen konnte, und da kam er, wenn er sich in der Kammer eingeschlossen hatte, bald zu mir, bald ich zu ihm.

„So lebten wir wie Gespielen und Geschwister wohl zehn Jahre lang, als unser Glück unterbrochen zu werden drohte. Meine Mutter kam, mich aus dem Starenberger See abzuholen; sie sagte mir: ‚Du bist groß genug, jetzt selbst einem See vorzustehen, und ich will dich nach Laach, wo ein schöner See[1] in der Nachbarschaft des alten Rheins entstanden ist, bringen; da

[1] Der bekannte Eifelsee, an dessen Westseite sich die schönen Gebäude der ehemaligen Benediktinerabtei Laach erheben.

kannst du zeigen, was du hier gelernt hast; es ist dort sehr still und fromm, die heilige Genoveva[1] liegt nicht weit von dort begraben, auch wird dort am See jetzt ein prächtiges Kloster erbaut, und ist ein recht schicklicher stiller Ort für dich.' Die Worte meiner Mutter machten mich sehr betrübt; ich bat sie, mich hier zu lassen, aber sie wollte nicht einwilligen, und als sie einen goldnen Ring an meinem Finger sah, schöpfte sie einen Verdacht, den sie aber verschwieg.

„Als die Nacht herankam, schlich ich mich von meinem Lager und eilte zu Christel in die Mühle, dem ich unter Tränen erzählte, daß ich ihn verlassen müßte. Er weinte auch sehr, und ich schwur ihm, so bald wiederzukehren, als möglich, und sein Weib zu werden.

„Gegen Morgen verließen wir uns, aber meine Mutter war mir gefolgt und hatte uns belauscht. Sie schmähte mich aus und sagte mir: ‚Lureley, du wirst sehr unglücklich sein, du hast dich einem Starenberger verbunden, und er wird dich verraten, wie alle seine Vorfahren ihre Frauen verraten haben. Lasse von ihm ab!' Da weinte ich heftig und sagte ihr, daß ich das nicht könne. ‚Wohlan', sagte meine Mutter, ‚du solist deinen Willen haben; die Bedingung aber sei, daß du sein Weib wirst, ohne daß er weiß, wer du bist, und daß du ihn nie ganz für seine Verräterei verlassen darfst.' Ich mußte mich ihrem Willen fügen, und sie brachte mich den andern Morgen in den Laacher See. Hier war ich einsam und traurig; meine Ufer waren mit alten Eichen bedeckt; nur der Glockenklang und Chorgesang der Kirche unterbrach die Stille, und ich hatte alle Zeit, meiner Sehnsucht zu meinem lieben Christel nachzuhängen.

„Ein Jahr war herum, und da meine Mutter sah, wie ich mich kümmerte, sagte sie mir: ‚Lureley, gehe hin, wohin dein Herz dich treibt, aber gebe dich nicht zu erkennen!' Ich verließ also beim Anbruch des Frühlings meinen Aufenthalt und begab mich in der Gestalt, wie du mich siehst, nach Starenberg. Diese Kleidung, dieses Aussehen habe ich von einem hessischen Bauernmädchen entliehen, die ich auf meiner Reise im Wald Erdbeeren

[1] Nicht die heilige Patronin von Paris, sondern die brabantische Dulderin, deren Legende mit einem Laacher Mönch des 14. Jahrhunderts in Verbindung gebracht wird.

suchen sah, und die an einem Brunnen, in dem ich übernachtete, heftig über ihre böse Stiefmutter weinte. Sie war so wunderschön und lieblich, daß ich sie der Brunnenfrau herzlich empfahl und mich ganz so gestaltete wie sie, und wenngleich meine eigene Gestalt glänzender und reizender ist als diese, so hat doch niemals ein so edles und fromm-schönes Menschenbild gelebt als dieses.

„So kam ich nach Starenberg und setzte mich in den Wald, nicht weit von der Mühle, und hatte ein Körbchen voll Erdbeeren im Schoß. Es war am Morgen; Christel kam von der Mühle her, und es freute mich, zu sehen, daß er die Mühle noch besuchte. Er schien mir sehr traurig; als er mich aber sah, erheiterte sich sein Antlitz, er war durch meinen Anblick gerührt. Er setzte sich zu mir ins Gras, er aß von meinen Erdbeeren und gewann mich so lieb, so lieb, daß er mich bat, seine Ehegattin zu werden. Traurig willigte ich ein, weil ich sah, daß er mich nicht kannte, und daß er mich vergessen habe; doch machte ich ihm die Bedingung, mich unter harter Strafe am siebenten Tag in der Woche in der Mühle allein zu lassen und nie nachzuforschen, was ich dann mache. Er versprach mir alles heilig und brachte mich nach Starenberg. Wir hielten Hochzeit und lebten glücklich.

„Nach einem Jahre gebar ich ihm zwei Söhnlein, schön und lieblich, wie die Engel. Ich erzog die Kinder, und sie waren schon ziemlich herangewachsen und begleiteten mich immer Freitags abends, wenn ich nach der Mühle ging, bis an die Türe. Christel aber wollte nie mitgehen nach der Mühle, denn er dachte heimlich, was er mir dort einst unter anderer Gestalt geschworen hatte, und hatte drum kein gutes Gewissen.

„Nun hatten meine beiden Söhnlein einen Lehrer, der sehr weit gereist war; es war ein ernsthafter, wunderlicher Mensch, trug immer rote Strümpfe und weiße Hosen und Rock; er war sehr pathetisch und melancholisch und führte die Kinder zurück von der Mühle. Christel brachte, während ich abwesend war, immer seine Zeit mit ihm zu, und dieser verdrießlicher Mann erregte zuerst die Neugierde in ihm, zu wissen, wer ich sei, und was ich in der Mühle den Sonnabend mache. Christel ließ sich von ihm verführen, doch wagte er es nicht, selbst zu lauren, weil ich es ihm zu streng verboten hatte; der Hofmeister aber übernahm

es, meine beiden Söhnlein dazu abzurichten, und die armen Kinder ließen sich von dem Schelm verführen.

„Am folgenden Morgen schlichen sie sich in die Mühle mit dem Schulmeister; ich saß in dem offnen Boden der Kammer, wo ich sonst Christel besucht hatte, in meiner Wasserjungfergestalt mit meiner Mutter, die mir die Haare kämmte, da traten der Schulmeister und meine zwei Kinder herein. Ich erschrak, daß ich ohnmächtig wurde, meine Mutter aber sagte: ‚Sieh, liebe Lureley, daß ich recht prophezeiet; man verrät dich.‘ Und somit verwandelte sie meinen Sohn Georg in eine weiße Maus, den Philipp aber in einen Goldfisch und den Schulmeister in einen Storch und sprach: ‚Ziehe fort mit ihnen, Verräter, und lasse dich nicht wieder sehen, bis die Kleinen durch ihre Treue und Tugend wieder gutgemacht haben, was sie jetzt verderben wollten!‘ Sogleich nahm der Storch die weiße Maus und den Goldfisch in den Schnabel und flog eilends davon. Ich war sehr traurig über den Verlust meiner Kinder, aber meine Mutter sagte mir: ‚Sei ruhig, sie sind gut aufgehoben, du wirst sie einst in Ehren wiedersehen.‘

„Als ich nach Starenberg zurückkehrte, fragte mich Christel nach den Kindern, und ich sagte ihm, die Wasserfrau habe sie vor meinen Augen geraubt. Da ward Christel sehr traurig und dachte, es müsse eine Strafe der Wasserfrau sein, weil er sie verlassen und mich geheuratet.

„Als ich aber am nächsten Sonnabend wieder in der Mühle war, ließ sich Christel von den zwölf Knappen verführen, mich zu überfallen, als ich im Bade saß, und Christel sah, daß ich von der Brust hinab die Gestalt eines Fisches hatte. Erzürnt sprach ich zu ihm: ‚Du verrätst mich zum zweitenmal, dafür bestrafe ich dich und nehme dir das Gedächtnis‘, und somit besprützte ich ihn und die Knappen mit Wasser und verschwand. Christel wußte nun nichts mehr davon, daß er Fürst von Starenberg gewesen, daß ich sein Weib war; er und seine Knappen hielten sich für Müller von jeher und trieben es, wie es andre Müller auch treiben, und da die Einwohner von Starenberg sahen, daß ihm auf keine Weise einzureden sei, daß er jemals ihr Herr gewesen, ließen sie ihn bleiben, was er wollte, und brachten ihm ihr Korn zu mahlen.

„Da ich ihn nach dem Schwur meiner Mutter nicht verlassen konnte und ihn auch immer noch liebte, besuchte ich ihn wieder in dieser meiner Verkleidung und brachte ihm Getreide zu mahlen. Er liebte mich von neuem; ich machte von neuem den Bund mit ihm, daß er mich am siebenten Tag in einem Erlenwäldchen verlassen mußte. Ich begab mich dann immer nach jener Insel, wo du die Frau Mondenschein gesehen, und wo in der Höhle die Frau Aglaster begraben liegt. In dieser Höhle erwachte ich in der Sonntagnacht und sah wieder zwei schöne Knäblein bei mir liegen, die ich dem Christel bringen wollte. Das eine hatte Frau Mondenschein im Arm, das andre der Geist der Frau Aglaster. Frau Mondenschein sagte: ‚Der Knabe soll Radlof heißen und sein Geschlecht in die Höhe bringen'; Frau Aglaster sagte: ‚Der Knabe soll Hans heißen, und wenn er durch Schwätzerei ein Star geworden, sollen alle Starenberger wieder Staren werden, bis er so freiwillig stirbt wie ich.'

„Erschrocken über den Anblick der zwei Frauen und ihre Reden, sprang ich auf und nahm der Frau Aglaster das Kind mit Gewalt; sie lachte und verschwand. Frau Mondenschein aber gab mir das Kind freundlich lächlend und sagte mir: ‚Dieser dein Sohn Radlof wird ein König werden und dir Freude machen'; dann verließ sie mich. Ich kehrte zu Christel zurück, er freute sich über die Kinder, und wir erzogen sie mit vieler Liebe und Sorgfalt.

„Als aber Hans vier Jahre alt war, begann er bereits seinen geschwätzigen Charakter zu zeigen; alles, was er hörte, plauderte er nach und ängstigte mich nicht wenig mit seinem Vorwitz. Ich begab mich seit der Geburt meiner Kinder nicht mehr nach der Insel, weil ich mich vor Frau Aglaster fürchtete, und ging statt dessen in ein nahes Erlenwäldchen, wo eine schöne Quelle floß, und kam dort mit meiner Mutter zusammen. Die frechen Mühlknappen führten allerlei Reden über meine Abwesenheit, Hans schnappte sie auf und ging vorwitzig, gegen das strenge Verbot, abends in den Erlenwald, mich zu belauschen. Meine Mutter erblickte ihn, ergriff ihn und wollte ihn soeben in einen Staren verwandeln, aber ich bat sehr für ihn und sagte ihr die Drohung

der Frau Aglaster. Da ließ sich meine Mutter rühren und sagte: ‚Wohlan, ich überlasse es der Frau Aglaster, ihn einst selbst zu strafen; aber hier muß er weg, er verrät dich sonst spät oder früh, ich nehme ihn mit an den Rhein und lege ihn zu Mainz dem König vor die Schwelle, der mag ihn erziehen.‘ Sie nahm ihn und verschwand.

„Als ich in die Mühle zurückkehrte, lagen die Knappen noch alle schlafend; sie waren abends vorher auf einer Kirchweih gewesen, jeder hatte noch ein Stück Kirmskuchen neben sich, und ich sagte ihnen zur Strafe: ‚Schlafet so lange, bis mein armer Hans begraben ist!‘ Nun ging ich zu Christel und sagte ihm: ‚Deinen Sohn Hans wirst du nicht wiedersehen, seine Neugierde ist bestraft worden. Ich selbst verlasse diese Gegend und ziehe an den Rhein, wo ich her bin; verlassen werde ich dich nicht, wenn du mir getreu bleibst‘; und nach diesen Worten verschwand ich vor seinen Augen. Christel blieb nun keine Stunde mehr im Land, er nahm dich, lieber Radlof, an der Hand und zog an den Rhein und baute hier diese Mühle. Hier lebte er anfangs still und ruhig und studierte viel; ich kam oft zu ihm und schenkte ihm Gold- und Silbersand und Perlen, und er ward sehr reich; du wardst ein guter, frommer Jüngling.

„Ich baute mir damals ein Schloß und wohnte zugleich mit der Frau Echo drin; es ist der Lureleyfelsen bei St. Goar. Während ich da arbeitete, zog die Königin von Trier durchs Land und übernachtete bei Christel auf der Mühle. Er bewirtete sie so herrlich und zeigte ihr so viel Silber und Gold, daß sie eine große Liebe zu ihm gewann und ihn beredete, seine Mühle zu verlassen und ihr zu folgen. Christel besann sich nicht lang, er packte seine Schätze auf ein Schiff und zog mit ihr nach Trier; dich ließ er zurück, du warst damals sechs Jahre alt, und so verlassen fand ich dich einst morgens in der Mühle. Nun war mein Unwill gegen deinen Vater sehr groß; ich stand am Rhein und klagte, da stieg der alte Rhein aus seinen Wellen hervor und sagte: ‚Geh nach Haus, Frau Lureley, in den Echofels, und lebe für dich einsam, ich will mich deines Kindes annehmen.‘ Ich folgte seinem Rat, küßte dich und zog in mein neues Schloß. Der alte Rhein gab dir einen Wassermann zum Erzieher; es war

jener alte Knappe, den du für deinen Vater hieltst, und der dich in deinem sechzehnten Jahr, als du ein vollkommener Müller warst, verließ. Du glaubtest, er sei ertrunken, da du ihn vor deinen Augen in den Fluß stürzen sahst. Aber er lebt noch und ist der Wächter in dem Wasserschloß des alten Rheins.

„So lebtest du nun ruhig und fromm eine lange Zeit und fingst einst einen Staren, den du sehr liebgewannst; dieser war niemand anders als dein Bruder Hans, an dem der Fluch der Frau Aglaster wahr geworden ist. Hans war vor der Schloßtüre des Königs von Mainz, wo ihn meine Mutter hingelegt hatte, gefunden worden, und zwar von der kleinen Prinzessin Ameley, deiner Braut; er wurde mit ihr erzogen, und als er heranwuchs, liebte er sie sehr, und sie war ihm auch gut, aber seine außerordentliche Schwätzerei war ihr zuwider. Als sie ihm dieselbe vorwarf, versprach er ihr hoch und teuer, zu schweigen; sie sollte ihn auf irgendeine Probe stellen. Sie willigte ein und schenkte ihm ihre goldne Haarnadel, mit dem Verbot, sie nie zu zeigen und nie davon zu reden, daß sie sie ihm gegeben habe. Aber Hans konnte der Versuchung nicht widerstehen, als die andern Pagen mit ihm zusammenkamen, mit seiner Nadel zu prahlen; sieh, da verwandelte er sich plötzlich in einen Staren und flog davon. Zugleich kam er ganz wieder zu Sinnen, er wußte, wer er war, er wußte, daß er ein Fürst von Starenberg sei, und flog nach Starenberg aufs Schloß; kaum war er dort angekommen und hatte sich auf dem Turmknopf niedergelassen, als sich alle Starenberger wieder in Staren verwandelten. Frau Aglaster erschien ihm und erzählte ihm die ganze Geschichte seines Stammes. Er besuchte den Grubenhansel, den Kauzenveitel, den Kohlenjockel und sah sie alle mit stummer Traurigkeit an und flog dann hierher zu dir in die Mühle, wo er saß, bis er sich vor den Augen der Prinzessin Ameley aus Liebe mit der Nadel ermordete. Dein Vater lebte nun als König von Trier mit der Königin, der er gefolgt war, und sie schenkte ihm einen Sohn, den Rattenkahl. In der Nacht nach seiner Geburt erschien ich ihm im Traum und warf ihm seine Treulosigkeit vor und bat ihn, in sich zu gehn. Er versprach es mir heilig, aber er hielt es nicht, und da ihm nach mehreren Jahren die Königin den

kleinen Mauseohr schenkte, verwandelte ich ihn zur Strafe seiner Falschheit in den Rattenkönig. — So ist meine und deine Geschichte, das übrige ist dir bekannt."

„Ach", unterbrach ich hier die liebe Frau Lureley, „so ist dann der gute Rattenkönig mein Vater? O liebe Mutter, helfet ihm, verzeihet ihm! Und wo sind meine Brüder, Weißmaus und Goldfisch, hingekommen? Ach, werde ich sie alle nicht wiedersehen?"

„Mein Sohn", sagte sie, „jetzt breche auf und ziehe nach Mainz wie ein Fürst und Herr ein, dort wird sich alles entwickeln; erzähle alles, was du erfahren hast, und es wird dir deine Braut werden."

Nach diesen Worten umarmte sie mich, ihre Gespielinnen sprangen auf und riefen alle: „Heil dir, König von Mainz!" Und so stürzten sie in den Rhein, und ich hörte das Echo noch lange rufen: „Heil dir, König von Mainz!"

Kaum hatte Radlof so weit erzählt, als alle Bürger auch laut riefen: „Heil dir, König von Mainz!" und es auf dem Rhein erschallte: „Heil dir, König von Mainz!" Ein goldnes Schiff, mit Schwanen bespannt, schwamm ans Ufer, daraus stieg ein würdiger alter Herr mit grauem Bart und einer Fürstenkrone, daraus stieg die schöne Ameley, wie eine Braut geschmückt, daraus stiegen zwei wunderschöne Prinzen, der eine ganz in Silber, der andre ganz in Gold gekleidet, daraus stieg ein ehrbarer alter Schulmeister mit roten Strümpfen.

Es war der Rattenkönig, Weißmäuschen und Goldfischchen und der Storch, die wieder ihre Gestalt angenommen. Der Jubel des Wiedersehens war allgemein.

Christel ward von den zwölf Knappen empfangen und zog bald mit ihnen nach Starenberg als Fürst zurück. Prinz Georg und Prinz Philipp blieben noch bei Radlof, der Ameley heuratete; Mauseohr kam auch auf die Hochzeit, der Schullehrer Storch ward oberster Präzeptor im ganzen Land.

Kaum war die erste Freude etwas vorüber, als sich die Mainzer Bürger an ihre neue Königin Ameley herandrängten und nach ihren Kindern im Rhein fragten. „Sie befinden sich

alle recht wohl", sagte Frau Ameley, „und besinnt euch nur auf hübsche Märchen, so werden sie, wie ich, bald befreit werden; von nun an sollen alle Morgen hier Märchen erzählt werden, und morgen früh wird der Anfang gemacht. Wer heute erzählt, muß immer den ernennen, der morgen erzählen soll, und so ist von meinem lieben Radlof die gute Fischerin, Frau Marzibille, auf morgen ernannt, und wenn sie hübsch erzählt, wird ihr liebes Töchterchen, mein Taufpatchen Ameley, wieder zu ihr kommen; das liebe Kind läßt sie hübsch grüßen, es war das artigste Kind, das der alte Rhein bei sich hatte."

Frau Marzibille weinte vor Freuden, daß sie morgen ihr Kind wiederhaben sollte, und als sie nach Tisch saß und nachdachte, was sie doch morgen für einen Rock anziehen sollte, wenn sie vor allen Leuten dasitzen und erzählen würde, kam eine alte Judenfrau zu ihr und sagte: „Gottes Wunder, Frau Marzibille, wie wird Sie sich morgen ankleiden, um in der Gesellschaft zu erzählen? Hör' Sie, ich will Ihr leihen ein seidnes Kleid, garniert mit goldnen Blumen, es ist ganz neu, ich hab' es gekauft von dem Schloß; es war ein Vorhang von dem königlichen Bett, da kann Sie Staat mit machen wie eine Prinzessin." Und somit legte sie das wunderliche alte Kleid vor der armen Frau auseinander und begehrte davor, daß sie ihr nach ihrer Erzählung die Stimme zum folgenden Märchen geben sollte. Frau Marzibille aber jagte sie fort und sagte: „Ich werde in meinen ehrlichen Bürgerskleidern erzählen, hänge Sie Ihren alten Vorhang selbst um! Wenn Sie mir aber hier für mein Muttergottesbildchen über meinem Betstuhl einen neuen schönen Rock schenken will, so soll Sie nach mir erzählen!" Das wollte die alte Jüdin nicht und ging fort.

Viele Leute kamen noch und baten um ihre Stimme, aber sie sagte es keinem zu und sagte, wenn sie erst ihre Ameley habe, werde sie es schon sagen.

Der Morgen kam, Radlof und Ameley saßen auf dem Thron am Rhein; auf Radlofs Seite standen seine Brüder, Philipp und Georg, die Fischerin saß auf der unteren Staffel des Throns; ein Zeichen zum Stillschweigen ward gegeben, und Marzibille erzählte folgendes:

## Zweiter Morgen am Rhein.

# Märchen vom Murmeltier.

Frau Lureley, die gute und schöne Wasserfrau, reiste über Land, und als sie in Hessen ins Gebirg und in den wilden Wald kam, neigte sich die Sonne schon zu ihrem Untergang, und immer hatte sie noch keinen Brunnen gefunden, in dem sie übernachten konnte; sie war daher etwas besorgt und legte sich dann und wann an die Erde, um zu lauschen, ob sie nicht einen Brunnen murmeln höre.

Als sie auch einmal so lauschte, hörte sie das Getrappel von einer Herde Schafe und eilte nun nach der Gegend zu, wo das Geräusch erschallte, weil sie wohl wußte, daß die Hirten sich in der Nähe der Brunnen gern aufhalten. Nicht lange ging sie noch durch den Wald, als eine schöne Wiese vor ihr lag, worauf eine kleine Herde weidete; da sie aber hervortrat, stürzten die Schafe, durch ihre Erscheinung erschreckt, nach der andern Seite der Wiese dem Walde zu, und zugleich sah sie ein junges Hirtenmädchen der Herde nacheilen, um sie zurückzuhalten. Die Hirtin hatte ein schwarzes Röckchen an, ihr Mieder war rot, ihre Haube auch schwarz, und ihre Haare hingen ihr in zwei langen blonden Zöpfen die Schultern herab, und während sie lief, spann sie ängstlich an einem Rocken. Endlich hatte sie die Herde wieder gesammelt, und da sie nun die schöne Wasserfrau erblickte, welche einen blauen, mit Silber durchwürkten Rock anhatte, stand sie erschrocken still und warf sich dann demütig auf die Kniee. Frau Lureley aber nahte sich ihr und hob sie auf und sprach ganz freundlich zu ihr: „Mein Kind, fürchte dich nicht, ich bin ein reisendes Wasserfräulein und suche einen Brunnen, in dem ich heute übernachten kann; willst du mir einen Brunnen zeigen,

so will ich dich belohnen." — „Recht gerne, mein schönes Fräulein!" sagte die Hirtin. „Ich muß nur noch meinen Rocken abspinnen und mein Körbchen voll Erdbeeren lesen, dann treibe ich die Herde an einen recht schönen Brunnen, der nicht weit von hier ist, um sie zu tränken, und wasche auch meine Erdbeeren dort." — „Komm, gib mir deinen Rocken", sagte das freundliche Wasserfräulein, „ich will ein Weilchen spinnen, so sammle deine Erdbeeren geschwind, damit wir eher an den Brunnen kommen."

Die Hirtin gab ihr den Rocken und suchte Erdbeeren, die sie plötzlich in solcher Menge fand, daß ihr Körbchen schnell gehäuft voll war. „Ich bin recht glücklich", sagte sie, „mein Körbchen ist schon voll, jetzt will ich Euch zum Brunnen führen." — „Gut", sagte die freundliche Wasserfräulein. Die Hirtin trieb nun ihre Herde voran und folgte ihr an der Seite des Wasserfräuleins durch den schönen, stillen Abend.

„Wie heißt du, mein liebes Kind?" sagte Lureley. Die Hirtin erwiderte: „Ich heiße Murmeltier." — „Murmeltier?" sagte Lureley erstaunt, „Murmeltier? Wer hat dir diesen häßlichen Namen gegeben; du bist ja so freundlich, hast hübsche rote Wangen und ein Paar helle blaue Augen; so sieht ja kein Murmeltier aus?" Als Lureley so gesprochen hatte, sah sie, daß die Hirtin weinte, und bat sie nun sehr, nicht zu weinen und ihr zu erzählen, was für ein Kummer sie betrübe.

„Ach, liebes Wasserfräulein", sagte die Hirtin, „ich weine oft hier auf der Wiese; denn es geht mir recht übel. Nicht weit von hier im wilden Wald wohnt meine Mutter und meine Schwester; sie lieben mich nicht, nichts kann ich recht machen; sie geben mir so viele Arbeit, daß ich sie nie ganz verrichten kann; ich soll alles tun, was zu Haus zu tun ist, waschen, Feuer machen, Stube und Stall kehren, und doch auch wieder die Herde führen und pflegen und alle Abend den abgesponnenen Rocken und einen ganzen Korb voll Erdbeeren nach Haus bringen; und fehlt nur das mindeste an diesen Aufgaben, so geben sie mir das Stückchen Brot nicht, wovon ich lebe, oder nehmen mir das Stroh, worauf ich schlafe, daß ich auf der harten Erde hungernd schlafen muß; ich sage zu allem dem auch kein Sterbenswörtchen

und leide alles mit Geduld; wenn meine Schwester aber mich schlägt und ich weine still, so nennen sie dies Murren, und so haben sie mir den Namen Murmeltier gegeben. Ach, wenn die Sonne untergeht, werde ich immer gar traurig; denn nun muß ich nach Haus, und da geht mein Kummer und Leiden an. Wenn ich so den Tag über hier im Walde bin, da habe ich doch Ruhe, da ist mir's wohl; alle Vögel kennen mich und grüßen mich und hüpfen um mich herum, wenn ich Erdbeeren lese, und sitzen auf meinen Rocken, wenn ich spinne, und so bringe ich den Tag mit einiger Ruhe zu; doch sehe ich immer mit Angst nach der Sonne und zittre, wenn ich sehe, daß sie sich nach den Bäumen senkt; denn dann kommt der Abend, und ich muß nach Haus, wo mich Not und Elend erwarten."

Während dieser Erzählung hatten sie sich dem Brunnen genähert. „Mein liebes Murmeltier", sagte Lureley, „nun müssen wir scheiden. Ich werde heute nacht hier bei der Brunnenfrau dieses Quells wohnen und morgen mit Tages Anbruch weiterreisen; nun hätte ich doch gern ein Andenken von dir und möchte auch dir etwas geben, denn ich bin dir sehr gut, mein liebes Kind." — „Ach", sagte Murmeltier, „was habe ich armes Mägdlein, das ich Euch geben könnte?" — „Ich will dir sagen", erwiderte Lureley, „wie wir's machen; gib du mir deine Kleider, ich gebe dir meine; denn es ist mir der silberne lange Rock doch hinderlich auf der Reise, und ich werde in deinem kurzen Röckchen viel schneller gehen können." Murmeltierchen mußte nun mit Frau Lureley die Kleider wechseln und ihr dann die Haare kämmen und flechten, wie sie es selbst trug. Aber wie wunderte sie sich, als ihr aus den Haaren der Frau Lureley lauter Perlen und Edelsteine in den Schoß fielen! „Die schenke ich dir alle", sagte Frau Lureley; „jetzt will ich aber mich in dem Brunnen betrachten, wie mir deine Kleidung steht", und indem sie in den Brunnen sah, sagte sie: „Ei, allerliebst!" und sprang in den Brunnen hinab.

Murmeltier trat nun an den Brunnen und sagte: „Lebt wohl, lebt wohl, lieb Wasserfräulein, vergeßt das arme Murmeltier nicht!" Da tauchte Frau Lureley noch einmal hervor und sprach: „Mein liebes Kind, ertrage alles mit Geduld, bleibe

fromm, fleißig und demütig, und wann du in großer Not bist, so stürze dich in diesen Brunnen; ich will der Brunnenfrau, die drin wohnt, sagen, daß sie sich deiner annehmen soll. Nun leb' wohl!" Da verschwand sie.

Murmeltier sah noch hinab, und da sie ihr eignes Bild so schön geschmückt im Wasserspiegel sah, dachte sie nicht, daß sie es selbst sei, und sagte nur immer: „Ei, du schöne, liebe Lureley!" Nun wusch sie ihre Erdbeeren in dem Wasser und ließ dann ihre Herde trinken, nahm den Rocken und das Erdbeerkörbchen und zog nach Haus, mehr an die liebe Frau denkend als an die harte Begegnung, die sie erleiden würde.

Als sie aber den Mond über den Bäumen heraufsteigen sah, ergriff sie eine große Angst, daß es schon so spät sei, und sie eilte furchtsam in ihre Hütte, trieb die Schafe in den Stall, nahm ihren Rocken und ihre Erdbeeren und trat an die Türe. Da hörte sie schon drin ihre Schwester zanken: „Das faule Murmeltier ist schon wieder zu spät nach Haus gekommen, Mutter", sagte sie, „und wenn sie nicht alles fertig hat, so will ich sie recht anfahren und ihr das Brot nehmen." — „Ja", sagte die Mutter, „das häßliche, freche Mädchen weiß gar nicht mehr, was sie vor Übermut treiben soll; hat sie nicht gestern gar einen Kranz von Rosen auf dem Kopf gehabt, als sie aus dem Wald kam? Es wundert mich nicht, daß sie nie mit ihrer Arbeit fertig wird, wenn sie solche Eitelkeit treibt." — „Ich habe ihr aber den Kranz heruntergerissen und mit Füßen getreten", sagte die böse Schwester, „und ihr einen Strohkranz gegeben. Wo sie nur so lange bleibt, ich habe doch die Schafe schon blöken hören? Sie hat gewiß wieder etwas angestellt und fürchtet sich, hereinzugehn, aber ich will sie schon bei den Ohren hereinziehen." Nach diesen Worten riß Murxa (so hieß die böse Schwester) die Türe auf, um das Murmeltier zu holen; aber wie erstaunte sie und die Mutter, als sie die glänzende, von Silber schimmernde Jungfrau auf der Schwelle stehen sah! Die Frau Wierx (so hieß die alte Frau) und Murxa erkannten sie nicht und warfen sich vor ihr auf die Kniee, denn sie hielten sie für eine Königin. Murmeltier aber sagte: „Liebe Mutter, liebe Schwester, ach, kennt ihr mich dann nicht mehr? Ich bin ja Murmeltier, eure Tochter."

Nun erkannten sie das arme Kind an der Stimme und kamen auch gleich in den größten Zorn. „Ei, sieh da! Das garstige Murmeltier läßt sich auf den Knien verehren", schrie Murxa. „Wo hast du die prächtigen Kleider gestohlen?" sagte Wierx. „Herunter mit den Kleidern", schrie die Schwester, „ich will sie anziehen!" Und so ging es in einem Zanken fort.

Murmeltier ließ sich ruhig die Kleider ausziehen, gab der Mutter die Erdbeeren. Die waren aber lauter Goldkörner, und dabei lagen die Perlen, die sie der Lureley aus den Haaren gekämmt hatte. Darüber war die Mutter von neuem erstaunt, und als sie ihr den Rocken gab, war das Gespinst reines Silber. Aber alles war nicht recht, bei allem wurde sie gezankt, und da sie von Frau Lureley erzählte, sagte Murxa: „Morgen werde ich hingehen und werde ganz anders beschenkt werden; die Frau Lureley muß nicht recht gescheit sein, daß sie sich so lange mit dir häßlichem Murmeltier abgegeben." Und nun kniff sie dem armen Mädchen aus Bosheit in den Arm, daß sie laut weinte. „Fort auf dein Stroh, Murmeltier", sagte Frau Wierx, „schreie uns hier die Ohren nicht voll!" Und Murmeltier wünschte freundlich gute Nacht und ging auf ihr dürftiges Lager.

Aber sie konnte vor Traurigkeit nicht schlafen und weinte immerfort und sagte: „Ach, so ist dann, solange ich lebe, noch kein Mensch freundlich mit mir gewesen als die gute Frau Lureley, und alles, was sie mir geschenkt, habe ich hingegeben, und doch werde ich geschimpft und geschlagen; gibt es ein größer Leid als meines? Nein, ich will nicht schlafen heute nacht, ich will zum Brunnen laufen, ehe die Frau Lureley abreist, und ihr mein Elend klagen; vielleicht gibt sie mir Trost und Rat." Geschwind stand sie auf und lief in den Wald an den Brunnen. Sie hatte nichts an als ihren Unterrock und ihr Hemd von grober Leinwand; denn die Schwester, die ihr das Kleid genommen, hatte ihr kein andres dafür gegeben.

Es war heller Mondschein, und sie lief in Angst an den Brunnen und kniete weinend dabei nieder. Anfangs scheute sie sich, der Frau Lureley zu rufen, weil sie fürchtete, sie möge sie aus dem Schlafe erwecken; da aber die Nachtigall sie sah, die sie gar wohl kannte, flog sie nieder zu ihr und setzte sich bei

sie auf den Rand des Brunnens und mischte ihren Gesang mit ihren Klagen. Die Nachtigall aber sang:

„Viele, viele liebe, süße
Mägdlein kenne ich, nenne ich,
Wann ich sehe gehen 5
Im Taue auf der Aue, ich sie anschaue
Und sie freundlich begrüße,
Wann sie sich bücken und pflücken, sich zu schmücken,
Und drücken mit Entzücken
Die lieben Blumen ans kindische Herz 10
Und sehen in die stillen blauen Augen,
Mit denen der schüchterne März
Die junge Wärme der Sonne
In sich will saugen,
In die kleinen blauen Violen. 15
Wann sie auf leichten Sohlen
Bisweilen eilen zum Strauche
Und im duftenden Hauche
Des Sommers abbrechen
Die Rosen und sich stechen, 20
Dann rufe ich: ‚Weh, weh, weh!
Auf die Dornen seh'!‘
Und sie setzen sich nieder
Beim duftenden, berauschenden Flieder,
Singen Lieder und schmücken das Mieder 25
Mit süßen Primeln, Aurikeln, Lilien, Basilien,
Hyazinthen und winden sich Kränze,
Daß ihr Haupt glänze im Lenze.
Dann send' ich süße Grüße, über die Wiese
Weiß ich zu locken die blumengeschmückten, entzückten Docken, 30
Die Frühlingsgesellen, zu hellen Waldquellen,
Wo in die Wellen sie stellen
Die rosichten Füße, zu kühlen im Schwülen.
Da grüß' ich sie alle mit ihres Namens Schalle:
Grüß' dich Gott, lieb, lieb Ludmilla, 35
Lilla, Sibylla, Kamilla,
‚Grüß' dich Gott, lieb, lieb Agneta,
Margareta, Elisabetha, Ameleya,
Sopheia, Dore, Leonore,
Rieke, Fieke, Anna, Johanna, 40
Marianna, Susanna,

Grüß' dich Gott und das Himmelblau,
Süße Jungfrau!' Aber alle, alle,
Wie auch ihr Name süß schalle,
Sind mir nicht so lieb, lieb, lieb, lieb
5 Als du lieb, du süß, du zart, mild Bild,
Du still, fromm, blond, lind Kind,
Du schön, gut, treugemut
Murmeltierchen!"

Murmeltierchen hörte zu, aber sie verstand nicht, was die
10 liebe Frau Nachtigall sang, und sang ihr ganz leise wider:

„Schweige, liebe Nachtigall,
Daß der laute Widerhall
Nicht Frau Lureley erwecke,
Die hier im Brunnen ruht.
15 Ach, sie ist so lieb, so gut,
Laß sie schlummern und verstecke
Dich hier in der Rosenhecke,
Still, still, still, schweige, schweige!
Rauscht nicht so, ihr Eichenzweige!
20 Morgenwind, zieh still vorbei,
Wecke nicht Frau Lureley!
Sieh, wie ich so stille weine
Hier im lieben Mondenscheine;
Lasse mich alleine, alleine!"

25 Als aber Frau Nachtigall den Namen Lureley hörte, gefiel er ihr so gut, daß sie laut zu singen begann:

„Lureley, Lureley —
Klingt süß wie Ameley —
Alle Töne geb' ich frei,
30 Lureley, Lureley —
Komm herbei, herbei, herbei!
Daß das Kind getröstet sei,
Ruf' ich immer einerlei:
Lureley, Lureley!"

35 Nun erschallte aus dem Brunnen eine Stimme:

„Wer wecket mich,
Der ist nicht fein.
Noch decket mich
Der Mondenschein;

Ich strecke mich
Und schlafe ein." —

„Da hast du's gehört, Frau Nachtigall, jetzt sei still und verstecke dich!" Frau Nachtigall begab sich hinweg in die Rosenhecke und war ganz mäuschenstille. 5

Auch Murmeltier regte sich nicht, und mit dem Haupt an den Brunnen gelehnt, sah das arme Mägdlein in den Mond, bis es entschlummerte und nicht eher erwachte, bis die Schwalbe über den Brunnen am Fels ihr graues Köpfchen zum Nest herausstreckte und dem Morgenstern allerlei vorschwätzte: 10

„I, wie ziehn die Winde
So geschwind durch Linde!
Was die Blätter zwitschern
Und die Grasspitzen glitzern
Vom Tau! Schau, 15
Da ruht die Jungfrau —
Sie ist gewiß von der Schwester
Gestern wieder geschimpft und gezwickt,
Aus dem Zimmer vertrieben; immer
Ist sie in Zwist, die List 20
Der bösen Frau Wierz
Quält sie, o, die verschiednen Geschwister!
Die Schwester lästert und hetzet
Und schwätzet, bis sie das liebe Herz
Mit Schmerz verletzet. 25
Ach, hätte ich Kisten und Kasten voll
Silber, Perlen und Edelstein,
Dir, Murmeltier, wär' alles allein;
Aber ich bin arm, daß Gott erbarm',
Alles ist lee, lee, leer, leer." 30

Über diesem Geschwätz der Schwalbe erwachte Murmeltier, und da sie in der kühlen Morgenluft fror, weil ihr die böse Schwester ihr Kleid genommen hatte, ward sie sehr traurig und sah in den Brunnen und konnte nicht widerstehen, sie stürzte sich hinab. Sie sank leise hinunter in eine Kammer, ganz von reinem 35 Glas, wo Frau Lureley und Frau Else, die Bewohnerin dieses Brunnens, auf dem Bette saßen.

Murmeltier umarmte weinend die Füße der Frau Lureley

und küßte der Frau Else den Rock. Diese aber hoben sie auf und setzten sie neben sich, und Frau Else sagte zu ihr: „Mein liebes Mägdlein, soeben hat mir Frau Lureley viel Gutes von dir erzählt, und da sie jetzt abreist, will ich, die hier immer im Brunnen wohnt, deine Freundin sein." Dann sprach Lureley: „Warum hast du denn kein Kleid an?" — „Ach", klagte Murmeltier, „alles hat mir die Mutter und die Schwester genommen, was Ihr mir geschenkt habt, und hat mich noch dazu in den Arm gezwickt, daß ich habe weinen müssen. Da bin ich dann in meiner Angst hieher geflohen." — „Wohlan, mein Kind", sagte Frau Else, „ich will dir ein andres Röckchen geben", und nun gab sie ihr ein schönes, einfaches grünes Kleid. Dann schenkte sie ihr einen Spinnrocken, der immer von selbst spann, wenn sie allein war, und einen Schäferstab, der alle Wölfe verscheuchte, wenn sie ihn auf der Wiese aufsteckte. Nachdem Murmeltier herzlich für diese Geschenke gedankt hatte, sagte Frau Else: „Nun, mein Kind, kämme mir und Frau Lureley die Haare, wir wollen die deinigen dann auch kämmen." Dann gab sie ihr einen goldnen Kamm, und Murmeltier kämmte beiden die Haare und flocht sie so schön, daß die Wasserfrauen sehr zufrieden mit ihr waren.

Frau Else kämmte ihr hierauf ihre Haare auch und sagte zu ihr: „Mein Kind, sooft du nun deine Haare schüttelst und kämmst, sollen dir die schönsten und glänzendsten Blumen herausfallen. Nun aber gehe nach Haus, besorge alles und führe dann deine Herde auf die Weide, damit die böse Frau Wierx und die Murxa dich nicht zanken."

Frau Lureley machte sich nun auch auf die Reise und stieg, nachdem sie von ihrer Wirtin, der Frau Else, Abschied genommen, mit dem Murmeltier aus dem Brunnen. „Liebes Murmeltier", sagte sie, „jetzt führe mich noch den rechten Weg, es soll dich nicht gereuen." Murmeltier tat es von Herzen. Sie ging mit ihr, bis wo das Bächlein einen Teich bildete; da sah sie einen Biber, der sich in einer Falle gefangen hatte, und schnell machte sie ihn frei, wofür ihr der Biber die Füße küßte und freundlich murrte. Da sprach Frau Lureley zu dem Biber:

„Lieber Biber,
Kannst nicht sagen,
Wie du möchtest dankbar sein.
Weil die Falle sie zerschlagen,
Sollst du ihr das Wasser tragen, 5
Sollst ihr Stall und Stub' ausfegen
Und ihr dienen allerwegen.
Lieber Biber,
Kannst nicht sagen,
Wie du möchtest dankbar sein." 10

Nach diesen Worten umarmte Frau Lureley das gute Murmeltier und trennte sich von ihr. Murmeltier aber eilte nach Haus, und der Biber hinter ihr her, und während sie die Schafe schnell aus dem Stall trieb, hatte er ihr schon das nötige Wasser getragen und mit seinem Schwanze alles rein und sauber ge- 15 kehrt, worauf er sich nach seiner Wohnung zurückbegab.

Als Frau Wierx und Murxa die Schafe blöken hörten, standen sie auf und traten an die Türe. „Wer hat dir gesagt, die Schafe auszutreiben?" schrie Frau Wierx. „Hast du nicht gehört, daß Murxa heut auf die Wiese will?" — „Die Schafe mag sie 20 immer treiben", sagte Murxa, „aber nicht nach der Wiese, da gehe ich allein hin; aber wo hat sie das grüne Kleid schon wieder her? Sie muß gewiß stehlen." Nun näherte sich Murmeltier und erzählte alles, was ihr im Brunnen begegnet. „Sieh", schrie die Murxa, „wie sie sich die Haare in so zierliche Flechten gelegt!" 25 und stieß ihr die Zöpfe herunter. Da schüttelte Murmeltier ihre Locken, und es fielen die schönsten Blumen heraus, worüber Frau Wierx und Murxa sehr erstaunten, und letztere sagte: „Gleich will ich zum Brunnen laufen und mit ebensolchen Gaben zurückkehren." 30

Frau Wierx befahl nun dem Murmeltier, ihre Herde nach der andern Seite des Waldes zu treiben und zugleich einen Korb voll Birnen am Abend mitzubringen von dem Baum, der dort stand. Murxa aber ging ganz hoffärtig in dem schönen Kleide der Frau Lureley nach dem Brunnen. Als Murmeltier mit der 35 Herde zum Birnbaum gekommen war, steckte sie ihren Schäferstab in die Erde, zierte ihn mit Blumen und sprach:

„Hüte, frommer Hirtenstab,
Den die gute Else gab,
Meine Herde,
Halte mir die Wölfe ab,
Laß die Lämmer nicht verlaufen,
Laß sie all' auf einem Haufen
Hier im Gras beisammenbleiben,
Bis ich sie nach Haus will treiben!
In die Erde
Hab' ich dich darum gestecket
Und mit Blumen dich geziert,
Wie's gebührt."

Dann stellte sie ihren Rocken neben den Birnbaum und sprach:

„Spinne, lieber Rocken, spinne
Fein und klar nach meinem Sinne,
Daß ich Faden viel' gewinne
Fein und klar, wie das Haar
Der Frau Else im Brunnen war."

Und sieh da, der Stab hütete die Lämmer, sie verließen ihn nicht, und der Rocken spann den klarsten und reinsten Faden, wie das goldne Haar der Brunnenfrau. Traurig aber sah Murmeltier den Birnbaum an, er war hoch und steil; sie hatten ihr zwar eine Leiter mitgegeben, aber sie war viel zu kurz, und indem Murmeltier mit Sehnsucht hinauf nach den gelben Birnen sah, sprach sie:

„Lieber Birnbaum auf der Wiesen,
Kann ich dein gleich nicht genießen,
Will ich dich doch frisch begießen
Aus den Quellen, die hier fließen."

Und nun grub sie mit einem spitzen Stein eine Rinne aus dem Quell bis zu dem Birnbaum, so daß das Wasser an seiner Wurzel floß und den Baum erquickte. Als sie freudig so zusah, wie die durstige Erde rund um den Baum das Wasser einschluckte, fühlte der alte Birnbaum seine Wurzel erfrischt, er sah mit freudigem Gerausch nieder zu dem Kind und sprach, indem er die Äste niederbeugte, mit seiner Stimme, die wie eine Säge zischte:

„Quellen führst du mir zum Herzen,
Linderst mir des Durstes Schmerzen,
Meine Blätter nicht mehr ächzen,
Zungen, die nach Wasser lechzen;
Und ich senke meine Äste
Niederschwenkend, meine besten
Birnen kannst du so erreichen,
Ohne erst heraufzusteigen."

Murmeltier dankte dem Birnbaum und brach ganz leise, um ihm nicht weh zu tun, die schönsten gelben Birnen ab und legte sie schonend in ihren Korb. Worauf der Baum seine Zweige wieder emporhob und freundlich über ihr rauschte.

Als der Abend kam, nahm sie den Schäferstab und den Rocken in die Hand, hob sich den Korb voll Birnen auf den Kopf und zog hinter ihrer Herde nach Haus. Unterwegs begegnete ihr ein schöner Jäger zu Pferd; er sah die schönen Birnen in ihrem Korb und kaufte sie ihr alle um mehrere Goldstücke ab, so daß sie ganz vergnügt nach Hause kam. Aber da erwartete sie wieder Zank und Verdruß, wenn sie gleich alles, was ihr aufgetragen war, wohl verrichtet hatte.

Murxa war an dem Brunnen gewesen und hatte der Frau Else grob und unhöflich gerufen. Da sie darauf nicht hören wollte, hatte sie einen schweren Stein hinabgeworfen und war selbst hinterdreingefallen. Da fand sie dann keine gläserne Kammer, sondern ein trübes, sumpfiges Wasser, und Frau Else erschien ihr und sprach: „Du böse, neidische Schwester, sooft du deine roten Haare schüttelst, soll lauter faules Schilf und Stroh herausfallen." Wütend vor Zorn fiel sie daher das arme Murmeltier an, die sich kaum vor ihren Mißhandlungen retten konnte. Da Murxa, vor Zorn und Zank müde, sich in eine Ecke setzte und weinte, legte Murmeltier der Mutter das Geld auf den Tisch und erzählte, wie es ihr mit dem Birnbaum und dem Jäger gegangen war; aber sie hatte schlechten Dank, und wurde ihr gesagt: „Daß du mir nur heute nacht das Haus noch kehrst und den Stall reinigest und Wasser zuträgst, sonst gibt's Schläge; denn morgen früh mußt du den Esel mit einem Sack Korn in die Unglücksmühle treiben. Geschwind, packe dich, Faulenzerin, und arbeite!"

Ruhig ging Murmeltier nach dem Hof, um zu kehren; aber da schlupfte ihr Freund, der Biber, aus der Hecke hervor und fegte alles rein und trug ihr das Wasser, und gerührt nahm sie ihn in die Arme und gab ihm einen Kuß und sprach: „Lieber Biber, du bist mein einziger Trost, ohne deine Hülfe müßte ich vor Kummer und Not sterben."

Da konnte der Biber auf einmal reden und sprach: „Sei zufrieden, mein gutes Kind, und lege dich zu Bett und schlafe ruhig; ich verdanke dir das Leben und nun auch die Sprache, weil du mich geküßt hast. Wenn du morgen an meinem Bau am Teiche vorüberziehst, so will ich dir wegen der Unglücksmühle guten Rat geben. Gute Nacht, lieb Murmeltier!" sprach er und ging fort. „Gute Nacht, lieber Biber!" sagte sie und ging, sich aufs Stroh zu legen.

Kaum daß der Tag graute, stand sie wieder auf, legte den Sack mit Korn auf den Esel und zog nach dem Teiche hin. Es war ihr angst und bang, nach der Mühle zu gehen; denn wenngleich der Müller das feinste Mehl mahlte, so waren doch wenige Menschen wieder aus seiner Mühle herausgekommen, und wußte niemand, was aus ihnen dort geworden. Da sie nun an dem Teiche bei ihrem Freund Biber angekommen, rief sie ihn:

„Lieber Biber,
Komm heraus
Aus dem Haus!"

Der Biber ließ sie nicht lange warten, kam hervor, grüßte sie und setzte sich neben sie ins Gras, wo er also zu ihr sprach:

„Liebes Murmeltier, sie haben dich nach der Unglücksmühle geschickt, damit du zugrunde gehst; kein Mensch geht mehr in die Mühle, ohne umzukommen, aber ich will dir raten, wie du sicher hingelangen kannst." — „Ach, ist denn der Müller ein gar so grausamer Mann", sagte Murmeltierchen, „daß er mich umbringen wird?" — „Das eben nicht", sagte der Biber, „aber er ist ein sehr wunderlicher Mensch und gerät leicht in den bittersten Zorn; ich selbst habe es erfahren, laß dir erzählen. Sein Vater, der alte Kampe, bemerkt plötzlich ein wunderbares Glück in seinem Haus, Gold, Silber, Getreide, Mehl, Gut und Geld mehrte sich unbegreiflich unter seinen Händen, und er wußte gar nicht, wo ihm

all der Segen herwuchs. Als er nun einmal mit seiner Hacke im Garten stand und den vollen Segen seines Feldes und der Bäume anschaute, sprach er traurig: ‚Lieber Himmel, was soll mir all das Glück, da ich den nicht kenne, der mir es geschenkt, um ihm zu danken? Lieber wollte ich arm sein und den Freund umarmen, der mir diesen Segen bringt, als so allein hier in Hülle und Fülle sitzen.‘ Kaum hatte er diese Worte von ganzer Seele gesagt, als die Erde vor ihm erwühlt wurde und er, der einen Maulwurf zu sehen erwartete, schon die Hacke aufhob, um ihn zu erschlagen; aber sieh da, es war kein Maulwurf, es war ein kleines, braunes freundliches Erdfräulein, das ihm die Arme entgegenstreckte und zu ihm sagte: ‚Ich halte dich beim Wort, mein lieber Kampe, umarme mich, ich bin das deutsche Erdfräulein und heiße Wurzelwörtchen; immer hab' ich dich geliebet wegen dem schönen, reinen und richtigen Deutsch, das du sprichst, und habe dich deswegen mit Segen überschüttet. Werde mein Gemahl, so soll dein Glück sich immer mehren.‘ Meister Kampe zögerte nicht lange, er schlug ein, und sie heurateten sich. Nach einem Jahr schenkte Wurzelwörtchen dem guten Müller Kampe einen Sohn, der Voß hieß und sehr bald sprechen, aber wie sprechen lernte: so schön, so richtig, so rein, daß auch kaum ein Härchen fehlte, daß man ihn gar nicht verstanden hätte.

„Dieser Sohn wuchs heran; er war ungemein tiefsinnig und still, er spintisierte bald alles aus und richtete die Mühle besser ein, daß die Räder auch so richtig klapperten, daß nicht eine Sekunde am Schlag fehlte. Sein Vater wollte, er sollte sich ganz allein mit der Mühle abgeben, damit er selbst studieren könne, aber das ging nicht; Voß hatte einen viel größeren Trieb zum Studieren als sein Vater und wartete nur eine Gelegenheit ab, diesem zu zeigen, daß er gegen seinen Sohn doch nur ein dummer Müller sei.

„Als nun Kampe mit seiner Frau Wurzelwörtchen einstens im Garten saß und neue Worte machte, trat Voßchen auf einmal hervor und las ihnen dreimalhunderttausend neue deutsche Wörter vor, an die der gute Meister Kampe nie gedacht hatte, und der Vater ward durch diese Gelehrsamkeit seines Sohnes so bestürzt, daß er in den Armen der Frau Wurzelwörtchen auf

der Stelle verblich. ‚Lebe wohl, mein Sohn‘, sagte nun die Erdfrau, ‚dein Vater ist durch dich gestorben, drum muß ich von dir scheiden; aber weil du unschuldig daran bist, so sollen dir meine Geister doch immer dienen.‘ Somit nahm sie ihren Gatten in die Arme und sank mit ihm in die Erde.

„Voß machte sich nicht viel daraus; er arbeitete immer drauflos und ward täglich finsterer und menschenscheuer, ja, je weiter er in der Sprache kam, je mehr hütete er sich, sie zu sprechen, um sie nicht zu verderben oder zu beschmutzen. Nun wurde ihm der große Zulauf zu seiner Mühle immer lästiger, weil der Mehlstaub ihm alle die schönen neuen Wörter und Redensarten bestaubte, die er täglich ausdachte, und er machte sich dran, den Zugang zu seiner Mühle auf alle mögliche Weise zu erschweren, was er auch mit Hülfe seiner Erdgeister so zustande brachte, daß fast niemand mehr zu ihm gelangt. Ich selbst habe seinen Zorn bitter erfahren, denn er ist es, der mich in einen Biber verwandelt hat.“

„Ach, was warst du dann, lieber Biber?“ fragte Murmeltier neugierig.

„Ich war ein Fischer und hieß Biber“, sagte der Erzähler, „und lebte still hier am Teiche. Da nun einstens der Müller Voß eine Menge neue Wörter und Redensarten, die ihm unter die Kleie gekommen waren, hier am Teiche waschen wollte, schnappten sie ihm meine Hechte und Karpfen weg, und so kamen alle diese wunderlichen Worte mit den Fischen nach und nach in meinen Netzen zu mir. Ich aber trieb einen frommen Handel damit; denn da ich wußte, daß der Müller alle Leute in Kornsäcke steckte und so in den Rauch hängte, die zu seiner Mühle kamen, ohne ein neues Wort zu haben, so warnte ich hier die Vorübergehenden und gab ihnen für kleine Münze neue Wörter, womit sie den Müller bezahlen konnten. Endlich merkte der Müller ihre Quelle; zornig kam er zu mir, nahm meinen ganzen Vorrat als sein Eigentum in Besitz und verwandelte mich zur Strafe in das, was mein Name bedeutete, in einen Biber, und nahm mir die Sprache; denn umbringen durfte er mich nicht, weil seine Mutter mir wohlwollte. Als er mich so verwandelt hatte, sagte er: ‚So lange sollst du die Sprache verlieren, bis

ein Murmeltier dich umarmt und zu dir spricht: Lieber Biber!' Daß du es sein könntest, wußte er nicht. So hast du mir die Sprache wiedergegeben und mir früher das Leben gerettet aus der Falle, die er mir gestellt, und nun will ich dir sagen, wie du zu der Mühle kommen kannst, und wie du dich bei ihm benehmen mußt.

„Nehme hier nicht den kurzen Weg, sondern gehe dort drüben auf dem Umweg durch die Felsen. Mische dich in keinen Streit, keinen Handel, der dir auf dem Weg aufstoßen könnte; stellen sich dir wilde Tiere entgegen, so berühre sie nur mit deinem Schäferstab; triffst du jemand in Not, so helfe von ganzem Herzen; fährt dich jemand grob an, so antworte ihm höflich; des Müllers bösen Hunden gebe ein Brot. An die Türe klopfe nicht, sondern sage nur: ‚Ins Heu, ins Heu, ins Heuderlei'; erlaubt er dir, einen Strauß zu binden, so breche die Blumen nicht selber, sondern gehe lieber ohne Strauß heim; vor allem hüte dich, ein undeutsches Wort zu sagen, und statt Sack sage Beutel. — Nun gehe in Gottes Namen, ich will dir immer in der Nähe sein."

Murmeltier dankte dem Biber und trat nun ihre Reise an. Das erste, was ihr begegnete, war ein sehr lächerlicher Zank jenseits des Zaunes, der ihren schmalen Fußsteg begleitete. Zwei Männer stritten sich, ob die Luise oder die Dorothea schöner sei. Der eine schrie: „Luise hat schönere Füße!" Der andere sagte: „Dorothea hat eine schönere Seele." Dann schrie der erste: „Aber man geht nicht auf der Seele, man geht auf den Füßen", und darauf sagte der zweite: „Man denkt auch nicht mit den Füßen, man denkt mit der Seele." — „Luise hat immer mit den Hühnern zu tun." — „Und Dorothea läuft immer an den Brunnen." So zankten sie lange, und Murmeltier wollte eben durch den Busch gucken, als der Biber vor die Lücke trat und sie warnte.

Als sie weiterkam, stellte sich ihr ein Wolf entgegen; er hatte sich eine Schafshaut umgehängt und Kamaschen angezogen und stellte sich ganz galant. Aber Murmeltier kannte ihn gleich, sie zeigte ihm nur den Schäferstab, und er zog sich zurück. So machte sie es auch mit einem Bär und einem Auerochsen;

schon sah sie die Mühle am Ende einer Wiese liegen, als sie plötzlich neben sich an einem Brunnen eine weinende Stimme hörte. Sie eilte hinzu und sieht ein wunderschönes Kind in dem Brunnen liegen, das sich kaum mehr über dem Wasser erhalten kann. Ohne sich zu besinnen, springt Murmeltier hinab und wirft das Kind heraus ins weiche Gras. Als sie sich aber kaum selbst wieder auf den Rand der Brunnens geschwungen hatte, erblickt sie einen närrischen Affen in einer bunten Jacke, der das Kind aufpacken und davonlaufen will. Schnell springt nun Murmeltier herzu, rührt den Affen mit dem Schäferstab an, und er fällt auf den Rücken tot nieder. Nun naht sie sich, das Kind auf den Armen, der Türe der Mühle. Große Hunde nahen sich ihr; sie bellten nicht, denn der Müller, der das Hundegebell nicht leiden konnte, hatte ihnen die Zungen ausgeschnitten; aber grimmig fletschten sie die Zähne. Da gab ihnen Murmeltier ihr Brot, und sie legten sich ruhig, wie Lämmer, nieder und fraßen. Nun war zwar ein schöner brillantener Klopfer an der Türe, aber Murmeltier rührte ihn nicht an und sagte nur: „Ins Heu, ins Heu, ins Heuderlei", da sprang die Türe vor ihr auf, und sie ging mit dem Kinde hinein.

„Wer hat dich gelehrt, unangemeldet zu treten ins gastfreie Haus; glänzt der Hammer doch blank gescheuert am reinlichen Tore!" schrie der Müller ihr entgegen. Murmeltier erwiderte: „Ich wollte nicht stören dies Haus des heiligen Denkers mit lautem Gepoche." Da sagte der Müller: „Immer wißt Ihr mit eklen Entschuldigung zu mehren die Schuld; schweiget und tretet herzu, weil Ihr nun einmal listig gelangt in das Haus."

Nun eilte Murmeltier mit dem Kind ans Kaminfeuer, um es zu trocknen, und da sah der Müller, daß es Abraham, sein Söhnchen, war, dem sie das Leben gerettet. Er brachte es gleich seiner Frau, die auch erfreut war. Als er aber hörte, daß Murmeltier auch den Affen totgeschlagen, ging er ganz froh hinaus und holte ihn herein und sagte ihr: „Herrlichen Dank verdienst du, o Freundin! Du schlugst meinen Feind, den Affen Sonetto, den lumpengeflickten, und ich nagle den Schelm nun an den Baum des Gartens, daß er mir scheuche die Vögel, die Diebe der lachenden Kirschen."

Nun nahm er Murmeltier mit in den Garten und nagelte den Affen an den Baum unter den bittersten Verwünschungen. Es war nicht zu sagen, wie schön der Garten war; da standen nichts als Lorbeer- und Olivenbäume und Rosen und Weinreben und eine Menge der schönsten Blumen. Der Müller sagte ihr, sie möge sich einen Strauß brechen, aber sie dankte. Da brach er ihr selbst einen und einen für ihre Mutter und sprach dann zu ihr: „Nehme den Strauß, o Mägdlein, bewahr' ihn, beschaue ihn täglich, und bemerkest du traurig, daß er verlieret den Glanz und den Duft der schimmernden Blätter, dann besorge Gefahr und lege die zierlichen Blumen in Milch, so senket der Schlaf sich bleiern hernieder, und Wierx, die Mutter, wird schlummern mit Murxa, der zänkischen Schwester. Dann aber schreite und suche in Kisten und Kasten der Mutter, du findest ein Lichtlein, der Docht ist gewunden aus schwarzer und rötlicher Wolle. Dies aber nimm und lege an dessen Stelle dies ähnliche Kerzlein, das ich dir gebe, mein Kind, zum Danke der Rettung."

Murmeltier dankte dem Müller herzlich, und schon wollte sie scheiden, als er ihr sagte: „Aber wo hast du das Korn, das zu mahlen du brachtest auf rüstigem Esel?" Da erwiderte Murmeltier: „Draußen im leinenen Beutel träget es fest gefüllet das Tier und seufzt der Entladung." — „Gut ist die Sprache, mein Kind!" versetzte der Müller. „Doch sage, wer lehrt dich zu meiden ausländisches Wort und den Sack nicht zu nennen, dem doch die sprechenden Völker alle gegeben das Recht der Heimat bei sich?" — „Ach", sagte Murmeltier ängstlich und kniete nieder, „ach, teurer, bester Herr, verzeiht mir, ich habe einen Freund, einen guten, braven Mann, den Biber, der hat es mich gelehrt. Ach, wenn Ihr mir eine Liebe antun wolltet und wolltet ihn wieder zum Menschen machen, sprechen kann er schon; er hat mir sein Unglück, Euch zu mißfallen, erzählt, ich bin ihm viel Dank schuldig." — „Wohlan", versetzte gerührt der Müller, „die Bitte gewähr' ich; Murmeltier heißt du, so ward denn mein Fluch erfüllet, und gehe, berühr' mit den Blumen den Freund, so wird ihm geholfen. Aber er meide das Land und ziehe hinab an den Rheinstrom, nicht mehr sich mengend in sprachliche Forschung!" Nun gab er dem Murmeltier einen Sack voll Mehl statt dem

Korn und entließ sie, die voll Freuden nach dem Teiche zog, um den guten Biber zu erlösen.

Als Murmeltier bei dem Biberbau anlangte, kam ihr der gute Biber mit den Worten entgegen: „Nun, mein liebes Kind, wie ist es dir ergangen?“ — „Über alle Erwartung gut“, sagte Murmeltier, „und dir selbst, lieber Biber, bringe ich die freudigste Botschaft: Wenn du an den Rhein ziehen und dich gar nicht mehr mit neuen Wörtern abgeben willst, so darf ich dich nur mit diesem Blumenstrauß berühren, und du bist wieder der Fischer, der du warst!“ — „Mein Kind“, sagte Biber, „das ist ein hoher Preis. Ich soll dich verlassen, ich soll dir die Stube nicht mehr auskehren, das Wasser nicht mehr tragen, ich soll dich in Kummer und Not wissen und dafür nur ein Mensch sein? Nein, mein liebes Murmeltier, mute mir das nicht zu; lieber bleibe ich bei dir und ein ehrlicher Biber, als daß ich dich verlasse und wieder ein Mensch werde.“ Murmeltier war über die große Güte des Bibers tief gerührt und sprach zu ihm, indem sie ihn zärtlich an ihr Herz drückte: „Lieber Biber, du bist das edelste, liebste Wesen auf Erden, das ich kenne, und es verdient meine innigste Liebe, daß du mir ein so großes Gut aufopferst; aber ich will es dir ewig gedenken, und es steht von nun an in deiner Gewalt, ein Mensch zu werden, wenn du es begehrst.“ Da sprach der Biber: „Nie werde ich es begehren, wenn ich dich darum verlassen soll.“ In solchen Gesprächen nun zogen sie miteinander nach Haus.

Der Biber schlich in den Hof und den Stall und brachte alles in Ordnung. Murmeltier aber lud ihren Esel ab, stellte den Mehlsack in die Küche und trat freundlich mit ihren zwei Blumensträußern in die Stube zur Mutter; doch verbarg sie den ihrigen auf ihrer Brust, weil sie fürchtete, er möge ihr von Murxa genommen werden. „Seht, da hat sie der Guckuck schon wieder“, schrie Murxa, „wir dachten schon, wir wären sie los.“ — „Unkraut verdirbt nicht!“ schrie Frau Wierx. „Wo hast du das Mehl? Du warst gewiß nicht in der Mühle.“ — „Liebe Frau Mutter“, sprach Murmeltier, „in der Küche steht ein großer Sack des feinsten Mehls, und hier habt Ihr einen Strauß von lauter Edelsteinen, den mir der gütige Müller für Euch gegeben.“ Und

nun erzählte sie von der Schönheit der Mühle und der Freundlichkeit des Müllers. Aber Murxa sagte: „Es ist gewiß alles erlogen, wie von dem abscheulichen Birnbaum; ich war dort, er hat mir die Zweige nicht niedergesenkt; ich habe ihn geschüttelt, er hat sich nicht gerührt; ich habe mit Prügeln nach ihm geworfen, da hat der boshafte Baum einen solchen Regen von Birnen auf mich herabfallen lassen, daß sie mich voller Beulen geschlagen, und als ich sie sammelte, waren sie alle voller Flecken. Dein schöner Herr Jäger, der mir begegnete, wollte sie nicht kaufen; da sagte ich ihm, er sei ein Schlingel, da gab er mir eine Ohrfeige, und die sollst du nun wiederhaben, du Falsche, du Lügnerin, die mich in den Verdruß gebracht" — und nun schlug sie der armen Murmeltier ins Gesicht, die weinend entfliehen wollte, aber Murxa, die häßliche, böse, hielt sie zurück und sprach: „So kömmst du nicht davon, erst kämme mir die Haare, und wenn nur ein bißchen Stroh oder Schilf herausfällt, so ermorde ich dich."

Weinend nahm Murmeltier ihren eignen Kamm und kämmte der bösen Murxa die Haare, und sieh da, der Kamm hatte die glückliche Wirkung, daß die roten Haare sich wie gewöhnliche Haare kämmen ließen. „Nun sage mir nochmals alles von dem Müller", sprach Murxa, „und lüge nicht, sonst soll es dir übel gehn; denn morgen in aller Frühe will ich auch zu dem Narren, dem Müller, gehn und mir Edelsteinblumen holen." Nun sagte ihr Murmeltier nochmals alles, was nötig sei, glücklich in die Mühle zu kommen, und ging dann ruhig mit einem Stückchen Brot auf ihr Stroh, das ihr der gute Biber recht reinlich aufgeschüttelt und mit Blumen bestreut hatte. Sie sagte ihm freundlichen Dank und gute Nacht, und dann trennten sie sich.

Am folgenden Morgen ging sie zur Mutter und fragte, ob sie vielleicht heute backen solle, weil sie das Mehl gebracht. „Ist das eine Frage, dummes Murmeltier!" schrie Frau Wierx. „Wozu habe ich dann das Mehl holen lassen? Ich dachte, du hättest den Teig schon fertig geknetet, den Ofen schon geheizt; fort, du Faule, an die Arbeit, und lasse mich schlafen!" Nun eilte Murmeltier an den Backtrog, da war aber Freund Biber schon da und hatte

Wasser hineingetan. „Heize den Ofen nur geschwind", sagte er, „ich will den Teig währenddem kneten", und beide arbeiteten so schnell, daß das Brot schon im Ofen war, eh Frau Wierx aufstand, wo sich der Biber geschwind zurückzog, um nicht von ihr gesehn zu werden. Nun mußte Murmeltier der Murxa den Esel zäumen und beladen. Nun stand Frau Wierx auf und sah nach dem edelsteinenen Blumenstrauß, den ihr Murmeltier mitgebracht; aber er war in der Nacht an ihrer Brust schwarz wie Kohlen geworden. Zornig eilte sie auf Murmeltier zu, die vor dem glühenden Backofen stand, und wollte sie hineinwerfen; aber der gute Biber sah sie kommen und schlug ihr mit dem Schwanz, der vom Kneten noch voll Mehlbrei war, ins Gesicht, daß sie nichts sehen konnte, worauf er wieder davonlief. Frau Wierx wurde nun bitterböse und warf den Strauß auf die Erde; aber kaum hatte ihn Murmeltier, die ihn aufhob, berührt, so war er so glänzend als vorher. „Liebe Mutter", sagte sie, „steckt den Strauß ins Wasser, bis Ihr ihn verkauft, so wird er immer schön bleiben." Frau Wierx wurde durch den erneuten Strauß wieder etwas zufrieden und ging nach ihrer Stube zurück. Nun mußte Murmeltier der Murxa den Esel zäumen und ihm den Kornsack aufladen, dann gab sie ihrer Schwester einen frisch gebackenen schönen Kuchen für die Hunde des Müllers, und die faule Murxa setzte sich noch zu dem schweren Sacke auf den Esel, so daß das arme Tier kaum fortkonnte.

Das erste, was sie unterwegs tat, war, daß sie den Kuchen rein aufaß, den sie den Hunden hatte mitbringen sollen. Als sie auf die Wiese kam, sah sie einen Hirten schlummern, der sich das Gesicht gegen die Fliegen zugedeckt hatte, und eben raubte ihm der Wolf einige Schafe. Sie weckte ihn nicht und hatte ihre Freude dran, und als der Wolf mit den Schafen weg war, nahm sie ihm leise das Tuch vom Gesicht, daß die Fliegen ihn recht stechen sollten. Sodann kam sie in ein Wäldchen, da saß eine Jungfer bei einem Feuer und einem schönen Quell und wollte Kaffee kochen; schnell sprang Murxa vom Esel und trank ihr den ganzen Topf aus und schlug ihr den blinkenden Kessel am Baume voll Beulen und trieb ihren Esel in die Quelle, der sie mit seinen schmutzigen Füßen verunreinigte. Das Flehen der

reinlichen Jungfrau machte sie nur lachen. Sie zog nun weiter; da sah sie eine große buntscheckichte Katze sitzen, die, mit dem Schwanze in einen Baum eingeklemmt, gewaltig lamentierte und zu ihr schrie: „Murxa, mache mich los, der vermaledeite Müller hat mich hier eingeklemmt, weil er meinen schönen Gesang nicht leiden kann; ich heiße Kanzone und bin eine italienische Katze und fresse nichts als süße Orangen, und er möchte sie gern allein essen. Mache mich los, ich helfe dir auch in die Mühle!" Sogleich machte Murxa die Katze los, die nun hinter sie auf den Esel sprang.

Als sie zur Mühle kam, kamen die Hunde auf sie los und würden sie gewiß zerrissen haben, wenn die Katze nicht von dem Esel herabgesprungen und, von ihnen verfolgt, über die Hecke in des Müllers Garten gesprungen wäre. Währenddem schlug Murxa mit dem Hammer an die Türe, aber sie verbrannte sich die Finger; denn der Müller hielt ihn immer sehr heiß, damit sich die Fliegen nicht drauf setzen sollten, die er nicht leiden konnte. Die Mühle ging auf, Murxa schrie den Müller, der an einem Pulte stand und mit den Fingern die Schläge seiner Mühle mit den Worten „Dalderal, daldalderal, dalderal" nachtrommelte, an: „Was klappert Ihr da? Ich will Euch besser sagen, wie es lautet: ‚Es ist ein Dieb da, es ist ein Dieb da. Wer ist er? wer ist er? Der Müller, der Mahler, der Dieb.'" Höflich fragte sie der Müller: „Schelmisches Mädchen, du scherzest! Sage, was führt dich her auf beschwerlichem Wege zur klappernden Mühle?" — „Was mich herführt? Das ist kurios gefragt. Mehl will ich haben, ennuyanter Kleienfresser! Ihr gebt Euch ein so druses Air und wollt immer die Miene eines honnête homme annehmen, und dahinter steckt nichts als Intrigue und Filouterie." — „Komm, mein Töchterlein!" sagte geduldig der gütige Müller, „komm, ich tausche dein Korn dir mit zartem wohlschmeckenden Mehle und geleite zum Garten dich, Jungfrau, daß du dir brechest ein Sträußlein von edlem Gesteine, zu Haus die freundliche Mutter mit köstlicher Gab' zu erfreuen." — „Allons, fortgemacht!" sagte Murxa und folgte ihm in den Garten. Aber kaum war der Müller drin, als er die Katze sah, die auf dem Baum saß und einen zahmen Vogel fraß, den er sehr liebte.

Zürnend lief er der Katze nach, die von Baum zu Baum sprang, wozu Murxa nur immer lachte und währenddem sich alle Taschen voll Edelsteinblumen brach und die übrigen mit ihren plumpen Füßen zertrat und verwüstete. Endlich war die Katze entflohen, und als der Müller seinen Vogel beklagte und über den fluchte, der die Katze befreit, lachte ihn Murxa aus und sagte ihm, daß sie es getan, worüber der Müller sehr erbittert wurde. Nun trat auch der Hirte mit ganz zerstochenem Gesicht auf und klagte über sein Leid und das geraubte Vieh. Es war des Müllers Sohn. Auch Luise, seine Tochter, kam weinend und klagte, daß Murxa ihren Kessel verdorben, den Kaffee getrunken, die Quelle getrübt habe, und da Murxa sie zu allem diesem auslachte, wurde der Müller erzürnt und warf sie zur Mühle hinaus. Sie kümmerte sich aber um nichts; das Mehl war schon auf den Esel geladen, mit Edelsteinen war sie bepackt, und hohnlachend ritt sie nach Haus. Am Ende der Mühle sah sie zwei Männer, die sich um einen gefundenen Ring schlugen. Da der Ring an der Erde lag, stieg sie ab und wollte ihn für sich stehlen, aber die zwei Männer fielen nun über sie her und prügelten sie braun und blau, legten sie dann ohnmächtig auf den Esel, der seinen Weg nach Haus verfolgte.

Indessen war Murmeltier mit ihrer Herde schon nach Hause gekommen und stand mit ihrem Spinnrocken unter der Türe im Abendschein. Da kam der Jäger, der ihr die Birnen abgekauft, zu Pferde angeritten, stieg ab und band sein Pferd an das Fenstergitter. Geschwind lief Murmeltier hinein und sagte der Frau Wierx, wer da sei. Sie kam mürrisch heraus, aber der Gedanke, daß der Mann, der die Birnen so gut bezahlt, viel Geld haben müßte, machte sie kriechend und freundlich. „Was verlangt der gnädige Herr Ritter?“ sagte sie. „Wer ist Er? Womit kann ich dienen?“ Er sprach:

„Ich bin Konrad, der müde Mann,
Und sprech' Euch um Nachtherberg' an.“

Da sagte Frau Wierx:

„Um Silber und Gold
Könnt Ihr haben, was Ihr wollt.“

Da stieg der Jäger ab und sprach zu Murmeltier:

„Nun, Jungfrau, liebste Jungfrau mein,
Schenkt mir einen Becher kühlen Wein ein!"

Da jagte Frau Wierx das Murmeltier zankend in den Keller nach Wein, den sie bald brachte und dem Jäger mit den Worten darreichte:

„Ach, Ritter, liebster Ritter mein,
Hier nehmet von mir den kühlen Wein!"

Der Ritter wollte nicht zuerst trinken und reichte ihr den Becher mit den Worten zurück:

„Trink erstlich ab, du roter Mund!
Dann leer' ich 's Glas bis auf den Grund."

Murmeltier trank ein wenig ab und gab ihm den Becher freundlich wieder, den er austrank. Die Frau Wierx aber jagte sie in die Küche und sagte, sie solle nicht so frech sein. Als der Ritter mit ihr allein war, sprach er zu Frau Wierx:

„Frau Wirtin, liebe Frau Wirtin mein,
Ist dies fürwahr Euer Töchterlein?"

Sie sagte:

„Es ist nicht sowohl mein Töchterlein
Als mein Küchensudel, mein schmutzig Schwein."

„Nun", sagte der Ritter, „wollt Ihr sie mir heut nacht auf meine Kammer geben, so sollt Ihr Geld und Gut haben, soviel Ihr wollt." — „Ihr könnt tun, was Ihr wollt", sagte die böse Frau Wierx. „Nun, so laßt sie mir ein Fußbad machen und heraufbringen", sprach der Ritter Konrad und ging nach seiner Stube.

Frau Wierx nahm nun eine hübsche kleine Badwanne aus dem Schrank und gab sie dem Murmeltier mit dem Befehl, sogleich ein Fußbad mit Kräutern für den Ritter zu machen und ihm zu bringen. Als sie nun in den Garten ging, Majoran zu brechen, setzte sich auf einmal eine Amsel, die zahm im Haus herumzufliegen pflegte, vor sie auf einen Baum und sang:

„In dem Badwännlein bist du hergetragen,
Darin mußt du ihm die Füße zwagen[1];
Dein Vater starb in Leid und Not,
Deine Mutter grämet sich zu Tod.

[1] Im Bayrischen noch heute gebräuchlich für: waschen.

O weh, du armes Findelkind,
Weißt nicht, wer Vater und Mutter sind!"

Aber sie verstand seine Sprache nicht und wunderte sich nur, daß der Vogel, der sonst immer geschwiegen hatte, so gesprächig geworden war; denn er wiederholte ohne Unterlaß die nämliche Weise. Nun kam der gute Biber und sagte ihr, was die Amsel gesungen, und sie verwunderten sich beide drüber, denn sie verstanden es nicht. Murmeltier aber ward sehr traurig über den Gesang und machte sich allerlei wunderliche Gedanken.

Als sie nun das heiße Wasser über die Kräuter in der Küche ins Badewännlein goß, kam die Mutter Wierx und sagte ihr: „Marsch, packe dich hinauf zu dem Gast, und daß du mir nicht wieder herunterkömmst! Du mußt mir heute nacht bei ihm bleiben, er will es haben und gibt mir hundert Goldstücke davor." — „Ach", weinte Murmeltier, „er wird mich doch nicht kränken und beleidigen, er war so freundlich gegen mich!" Da flog die Amsel wieder her und sang ihr Lied, worüber sie in groß Sorge geriet und nach ihrem Strauß sah, den ihr der Müller gegeben, ob er ihr irgendeine Gefahr andeute; aber der Strauß war frisch und blühend, und sie fürchtete sich nun nicht mehr; aber weinen mußte sie doch, aus einer geheimen inneren Schwermut.

Als sie das Bad hinauftragen wollte, zupfte sie der Biber nochmals am Rock und sprach: „Liebes Murmeltier, vergiß mich nicht, vergiß mich nicht, es steht etwas Großes bevor, denn die Amsel singt noch immer." Sie nahm Abschied von ihm und trug nun das Badewännlein

Wohl in des Herrn Kämmerlein;
Sie fühlt hinein, ob's nicht zu warm,
Und weint dazu, daß Gott erbarm'.
Der Ritter sprach: „Warum weinst du dann,
Schein' ich dir nicht ein guter Mann?"
Sie sprach: „Ihr scheint ein frommer Mann,
Ich wein' über unserer Amsel Sang;
Ich war im Garten und brach das Kraut,
Da sang die Amsel hell und laut:

‚In dem Badwännlein ist sie hergetragen,
Darin muß sie ihm die Füße zwagen;
Der Vater starb in Leid und Not,
Die Mutter grämet sich schier zu Tod.
Weh, Murmeltier, du Findelkind, 5
Weißt nicht, wer Vater und Mutter sind!'"

Da sah der Ritter das Badwännlein an
Und sah das burgundische Wappen dran.
Er sprach: „Das ist mein Wappen allein,
Wie kommt die Wanne ins Wirtshaus herein?" 10
Da sang die Amsel am Fensterladen:
„In dem Wännelein ist sie hergetragen,
Weh, Murmeltier, du Findelkind,
Weißt nicht, wer Vater und Mutter sind!"
Da sah Herr Konrad ihr an den Hals 15
Und sah da wohl ein Muttermal.
„Grüß' Gott", sprach er, „du roter Mund!
Dein Vater war König von Burgund,
Christina heißt deine treue Mutter,
Ich, Konrad, bin dein Zwillingsbruder." 20
Nun knieten sie beide auf ihre Knie
Und dankten Gott bis morgens früh.
Und als nun morgens kräht der Hahn,
Fängt schon Frau Wierx zu rufen an:
„Steh auf, steh auf, du faule Haut, 25
Kehr' deiner Mutter die Stube aus!"
Da schrie Herr Konrad überlaut:
„Sie kehrt nicht, ist keine faule Haut,
Herein, Frau Wierx, kommt nur herein
Und bringt mir meinen Morgenwein!" 30
Und als Frau Wierx herein nun trat,
Herr Konrad sie gefraget hat:
„Woher habt Ihr das Jungfraulein,
Des Königs Tochter, mein Schwesterlein?"
Frau Wierx ward bleich gleich wie die Wand, 35
Die Amsel verriet da ihre Schand':

„In dem Lustgarten, im grünen Gras
Das Kind in dem Badwännlein saß,
Auf einem grünen Rainelein,
Spielt' mit den bunten Steinelein;
Da kam die böse Wierx ins Land
Und warf ihr hin ein seidnes Band;
So hat die böse Zigeunerin
Gestohlen das zarte Kindelin."

Herr Konrad ward da hoch entrüst't,
Sein Schwert er durch der Frau Wierx Ohrläppchen stieß
Und spießte sie fest da an die Wand
Und nahm die Schwester an der Hand
Und nahm sie an dem Gürtelschloß
Und schwang sie auf sein hohes Roß.
Das Badwännlein hing am Sattelknopf,
Die Amsel saß auf des Rosses Kopf.
So ritten sie wohl manche Stund'
Bis in das Schloß ins Land Burgund,
Und als er in das Tor einritt,
Die Mutter ihm entgegenschritt:
„Konrad, lieber Konrad mein,
Was bringst du mir für eine Braut herein?" —
„Ich bringe keine Braut herein,
Ich bringe Euch Euer Töchterlein."
Die Tochter da vom Rosse sprang,
Die Mutter in eine Ohnmacht sank;
Und als sie wieder zu sich kam,
Ihr Kind sie in die Arme nahm.
„O laßt mir das eine Freude sein,
Ich bin Euer armes Töchterlein.
Heut sind es fürwahr achtzehn Jahr',
Daß ich der Frau Mutter gestohlen war;
Frau Wierx, die Zigeunerin,
Trug mich in dem Badwännlein hin."
Und als sie sprach, die Amsel sang,
Daß laut die Stimm' im Schloß erklang:

„Frau Wierz schreit jetzt: ‚Mein Ohr tut weh!‘
Sie will keine Kinder stehlen mehr.
Nun laßt vom Goldschmidt klar und rein
Mir schmieden ein goldnes Gitterlein,
Wohl schmieden vor das Badwännlein, 5
Es soll der Amsel Wohnung sein!“

So schnell und wunderbar hatte sich das Unglück der armen Murmeltier gewendet. Sie war nun eine Prinzessin von Burgund und hatte alles vollauf; die Amsel saß in der kleinen Badwanne, die ihr der Goldschmied in einen Vogelbauer verwandelt 10 hatte. Aber Murmeltier war doch nicht ganz glücklich. Immer dachte sie an die letzten Worte des guten Bibers: „Vergiß mich nicht, vergiß mich nicht!“ Und wenn sie nun gedachte, daß er aus Liebe zu ihr ein Biber geblieben war, so weinte sie oft im stillen, daß sie seinen Bitten nachgegeben und ihn nicht zum 15 Menschen verwandelt hatte. Hierauf kam noch ein trauriger Fall: ihre Mutter, die Königin von Burgund, war durch die plötzliche Freude des Wiedersehens so erschüttert worden, daß sie krank ward und nach wenigen Wochen starb. Ihr Bruder Konrad, der nun der Herr des Landes war, fragte sie oft um ihren 20 Kummer; sie sagte ihm endlich die Geschichte des Bibers, und er machte sich nun auf den Weg, den Biber zu suchen, und tat einen Eid, nicht eher zurückzukommen, bis er den Biber gefunden. So war sie nun allein und betrübt auf dem Schlosse und sah alle Augenblick zum Fenster hinaus, ob ihr Bruder nicht bald 25 zurückkommen würde.

Ich will nun erzählen, wie es unterdessen der bösen Frau Wierz und der Murza gegangen.

Murza lag, wie ihr euch erinnern werdet, tüchtig abgeprügelt über dem Mehlsack auf dem Esel, der so langsam unter seiner 30 Last nach Haus schritt, daß er erst vor der Hütte ankam, als Frau Wierz schon mit dem Ohrläppchen an die Wand gespießt und Ritter Konrad mit Murmeltier davongeritten war. Dem Meister Langohr ward es zu lang, bis das Tor aufgemacht und ihm seine Last abgenommen wurde, er schüttelte sich da- 35 her aus Leibeskräften und warf die ohnmächtige Murza mitsamt dem Mehlsack nieder. Da diese in die Brennesseln fiel,

kam sie wieder zu sich und hörte nun ihre Mutter lamentieren. So schnell sie konnte, lief sie nun die Treppe hinauf und zog den Degen heraus, womit die Mutter angespießt war. Nun erzählten sie sich beide ihr Unglück unter beständigem Schimpfen auf Murmeltier.

Nun will sie der Mutter das schöne Mehl zeigen, aber kaum hat sie den Sack geöffnet, als lauter häßliche Stechfliegen heraussummen und sich ihr und der Mutter ins Gesicht setzen und sie zerstechen. Nun konnten sie sie nicht wieder loswerden, bis sie sich beide in ein Faß Wasser setzten und die Fliegen ersäuften. Nun wollte sich Murxa mit ihren Edelsteinen trösten und schmückte sich mit ihnen von oben bis unten und legte sich so, auszuruhen, ins Bett. Kaum aber war sie eingeschlummert, als sich alle die Edelsteine in Hornissen und Wespen verwandelten und sie so zerstachen, daß sie das eine Auge drüber verlor. Die Mutter kam auf ihr entsetzliches Geschrei und wußte sich keine andere Hülfe, da die Wespen sie auch zerstachen, als daß sie ein großes Feuer auf dem Herd machte und sich beide auf den Schornstein in dem Rauch setzten, wodurch sie, nachdem sie ganz schwarz geräuchert waren, endlich die beschwerlichen Tiere loswurden. Da oben im Rauchfang sagte nun Frau Wierx: „Warte, mein Kind, jetzt fällt mir ein Mittel ein, wie wir uns an der falschen Murmeltier rächen. Laß uns unser Haus hier verbrennen und zu ihr nach Burgund ziehen. Wir erzählen ihr unser Unglück und flehen sie höflich an; sie ist eine so dumme Gans, sie kann keinem Menschen etwas abschlagen." Nun begab sich Frau Wierx und Murxa herab und verbrannten das Haus, machten ihre besten Sachen zusammen, nahmen den Rocken und den Schäferstab der Murmeltier und das seidne Kleid, das ihr Frau Lureley gegeben, und schlugen den Weg nach Burgund ein.

Unterwegs kamen sie abends zu einer alten Base der Frau Wierx, die in einem abgebrannten Dorf auf dem Kirchhof wohnte; bei der übernachteten sie und erzählten ihr ihr Vorhaben. Da schenkte ihnen die Alte eine Wachskerze von Menschenfett mit einem roten und einem weißen Docht und sagte ihnen, wenn sie die anstecken würden, so müsse Murmeltier sterben. Vergnügt über dies Geschenk setzten sie ihren Weg fort und kamen,

nachdem sie bei drei Monaten unterwegs gewesen, endlich nach Burgund vors Schloß.

Es war grade der Ort im Lustgarten, wo Frau Wierx vor achtzehn Jahren die Prinzessin geraubt hatte, und war grade der Tag und die Stunde. „Hier", sagte Frau Wierx, „laß uns unsere Heuchelei anfangen" — und nun setzten sie sich beide in das Gras und weinten. Murmeltier wollte zum Andenken den Ort besuchen und ihr trauriges Geschick beweinen; denn immer war ihr Bruder mit dem Biber noch nicht zurückgekehrt. Als sie nun zu der Stelle im Garten kam, sah sie Frau Wierx und Murxa an der Erde liegen und weinen. Sie stellten sich, als wenn sie Murmeltier nicht bemerkten, und schrien immerfort: „Ach, wir Unglückliche! Ach, daß wir die arme Prinzessin so gekränkt! Gott hat uns gestraft, wir sind um alles gekommen, das Feuer hat uns alles geraubt." Murmeltier konnte sich der Tränen nicht enthalten; die Frau und die Tochter, die sie so lange für Schwester und Mutter gehalten, rührten sie. „Stehet auf", sprach sie, „ich verzeihe euch von Herzen." — „Ach", schrie Frau Wierx, „ist es möglich? Sieh, hier haben wir dir auch deinen Hirtenstab und Spinnrocken und dein schönes Kleid mitgebracht, alles andere ist uns verbrannt, das haben wir allein gerettet." Murmeltier dankte herzlich, umarmte beide und nahm sie in das Schloß, kleidete sie neu an, machte sie zur obersten Hofmeisterin und Murxa zur ersten Hofdame.

Da die zwei bösen Weiber allein in ihrer Stube waren, lachten sie herzlich über die Dummheit des guten Murmeltiers (so nannten sie ihre Güte), und Frau Wierx sagte: „Nur nichts merken lassen, Murxa, wir wollen unser Glück hier noch aufs höchste treiben!" So mißbrauchten sie heuchlend und schmeichlend mehrere Wochen die Güte der frommen Murmeltier.

Eines Abends ging diese allein am Rhein spazieren und spann an ihrem Rocken und dachte an ihren Bruder, als sich auf einmal auf der entgegengesetzten Seite ein Reiter auf einem weißen Rosse ins Wasser stürzte. Murmeltier eilte mit ausgebreiteten Armen gegen den Strom und schrie: „Ach Konrad, Konrad, bringst du meinen Biber mit?" Aber der Biber konnte den langsamen Schritt des Rosses nicht abwarten und schwamm ihm

voraus und lag zu den Füßen der jubelnden Prinzessin, die nicht länger zögern wollte und ihn mit ihrem Strauße berührte, worauf er sogleich als ein schöner junger Fischer zu ihren Füßen lag. „Gnädige Prinzessin", rief er aus, „ach, hättet Ihr mich einen Biber bleiben lassen! Ein Biber darf wohl um Euch sein, ein armer, niedriger Fischer ist zu geringen Standes für Eure Würde." — „Ei was, Würde", sagte Murmeltier, „du bist mir der liebste auf der Welt!" und umarmte ihn. Nun kam auch Konrad auf seinem Rosse ans Land, umarmte seine Schwester und fragte: „Ei, wo ist dann der Biber?" — „Hier ist er", sagte Murmeltier, „hier dieser Fischer, ich habe ihn gleich wieder zum Menschen gemacht." Konrad ließ sich alles erzählen und erzählte auch, wie er den Biber in der ganzen Welt gesucht und ihn endlich bei Biberich am Rhein gefunden. „Ja", sagte Biber, „als Murmeltier fort war, wollte ich auch nicht mehr in jenem Lande bleiben und zog, nachdem ich lange vergebens sie suchend herumgeirrt war, endlich in die Gegend von Mainz und legte mir dort einen Bau an, wo er mich vor drei Tagen gefunden hat."

Nun begaben sie sich in das Schloß, denn Konrad klagte über Frost und Nässe, weil er über den Rhein geschwommen. Sie brachten ihn auf seine Stube und pflegten ihn, der Fischer Biber blieb bei ihm. Auf einmal, in der Nacht, pochte etwas an Murmeltiers Stube: „Wer ist drauß?" rief sie. „Geschwind, geschwind, liebe Prinzessin", rief der Biber, „kommt zu Eurem Bruder!" Murmeltier warf schnell einen goldnen Schlafrock um und eilte in Konrads Kammer, aber der war dem Tode schon nah. „Ach", sagte er, „liebe Schwester, ich habe mich gestern im Rhein erkältet nach dem heftigen Ritt und muß nun sterben." Murmeltier weinte sehr, aber Konrad nahm ihre Hand und legte sie in des Fischers Hand und sprach: „Ich gebe euch einander, seid glücklich und regieret das Land!" und somit starb er in ihren Armen. Man begrub ihn zu der Mutter; beide hatte die Freude sie getötet.

Murmeltier ließ am folgenden Morgen dem Fischer prächtige Kleider anlegen, versammelte das Volk und kündete ihnen ihr Glück und Unglück an. Alles brachte seine Glückwünsche und

Beileidsbezeugungen, auch Frau Wierx und Murxa heuchlen und bringen ihre Wünsche dar.

Nun war die Trauerzeit verflossen, man machte Anstalt zur Hochzeit, und als der Hochzeitsabend kam, sagte Murmeltier zum Fischer: „Lieber Biber, wir wollen heute nacht nicht in die Brautkammer gehen, wir wollen jeder in seiner Stube beten." — „Ja", sagte der Biber, und beide gingen nach ihrer Kammer.

Frau Wierx hatte indes die garstige Murxa angeputzt und verschleiert und legte sie heimlich ins Hochzeitsbett, mit der Absicht, das arme Murmeltier nachher mit ihrem Zauberlichte zu töten und so ihre häßliche Tochter zur Königin zu machen. Während sie dies aber tat, sah Murmeltier, an ihrem Betstuhl kniend, ihren Edelsteinstrauß welk und blaß werden. Schnell fielen ihr die Worte des Müllers ein, sie lief und holte das Licht, das er ihr gegeben, und ging damit nach der Frau Wierx Kammer, wo sie das ähnliche Licht schon auf dem Leuchter stecken sah. Sie verwechselte nun die beiden Lichter und kehrte nach ihrem Betstuhl zurück. Da sah sie ihre Blumen wieder frisch und gesund, wofür sie Gott dankte.

Kaum hatte Frau Wierx die häßliche Murxa in das Brautbett gelegt, als sie nun das Zauberlicht ansteckte und sich zu Bette legte. Auf einmal hörte sie im Schlafe eine Stimme:

„Weh! Weh! ich vergeh',
Weh! ich sterbe,
Ich verderbe;
Ganz in Schmerzen
Brenne ich gleich einer Kerzen."

Da wachte Frau Wierx auf; als sie aber das Zauberlicht noch brennen sah, sagte sie: „Schon gut, schon gut, bald wird es aus mit dem Murmeltier sein." Dann schlief sie wieder ein, und nach einer Stunde hörte sie wieder:

„Weh! Weh! ich vergeh'!
Weh! ich sterbe,
Ich verderbe;
Schon am Herze
Zehret mir die Zauberkerze."

Da wachte sie wieder auf, und als sie das Zauberlicht bis auf den letzten Docht herabgebrannt sah, sprang sie auf, warf es an die Erde und trat das Licht aus, mit den Worten:

„Sterbe, Licht,
Das Herz bricht
Zu dieser Frist,
Wider das du gemacht bist."

Nun war sie versichert, daß Murmeltier tot sei, und schlief ruhig, wie eine Ratze schnarchend.

Am Morgen war große Versammlung am Hofe angesagt, das Ehepaar zu begrüßen. Sie als Oberhofmeisterin mußte die Herrschaften empfangen. Sie legte sich in den größten Staat und trat mit der hoffärtigsten Miene in den Audienzsaal, fest versichert, nun ihre Tochter als Königin hereintreten zu sehen. Alles war versammelt, die Türe öffnete sich, Biber führte nach der Sitte des Landes seine Frau verschleiert herein; die Oberhofmeisterin Wierx mußte ihr den Schleier abnehmen. Sie ging triumphierend auf sie los, und fest überzeugt, ihre Tochter als Königin zu präsentieren, hob sie den Schleier weg — und tat einen lauten Schrei, als sie Murmeltier heil und gesund fand. Wütend lief sie nach der Brautkammer, riß die Vorhänge des Brautbetts auseinander, und als sie ihre Tochter zu Kohlen verbrannt sah, gestand sie ihre gräßliche Tat der ganzen Versammlung, die ihr gefolgt war, und sprang rasend, ehe man sie halten konnte, dem Schloßfenster hinab in den Rhein.

Nun ging der König und die Königin und der ganze Hofstaat in die Kirche, Gott für die abgewandte Gefahr zu danken, und regierten ein Jahr lang ihr Volk ruhig.

Doch währte das nicht lang. Ein benachbarter König wollte den Biber nicht als Regenten über Burgund anerkennen und zog mit einem großen Kriegsheer ins Land, wo er eine große Partei unter dem Adel hatte. Der Aufstand war allgemein, der Biber sagte da zu Murmeltier: „Wenn du nicht wärst, so wüßte ich wohl, was ich täte." — „Was würdest du denn tun?" — „Ei, ich würde", erwiderte Biber, „zu dem närrischen Volke sagen:

‚Laßt euch regieren, von wem ihr Lust habt‘, und würde ein Fischer sein nach wie vor.“ — „Von Herzen bin ich das zufrieden“, sagte Murmeltier und umarmte ihn und nahm ihre Spindel und ihren Schäferstab und die Amsel in dem Badwännlein, und was sie sonst hatte, und trat mit ihrem Fischer vor das Volk und sagte: „Lebt wohl, allerliebste Untertanen! Laßt euch regieren, von wem ihr wollt!“ und verließ mit ihm das Land.

Anfangs bauten sie ihre Fischerhütte, wo der Biber am Rhein war wiedergefunden worden; sie nannten den Ort Biberich; dann zogen sie hierher nach Mainz und lebten glücklich; der Himmel schenkte ihnen ein Töchterlein, das hieß Ameleychen.

So weit hatte Frau Marzibille erzählt, als alles schrie: „Ameleychen! Ameleychen!“ und siehe da, das liebe Kind schwamm eben auf dem Kahne, von Schwänen gezogen, heran und eilte seiner Mutter in den Schoß, die vor Freude nicht wußte, was sie machen sollte.

Auch der Fischer Peter umarmte sein Kind zärtlich und dann die Königin Ameley, der das Mägdlein, wie auch dem Radlof, viele Grüße vom Vater Rhein mitbrachte.

Als sich die freudigen Herzen wieder ein wenig beruhigt hatten, besah Frau Marzibille ihr Kindlein von oben bis unten und sagte: „Gott sei Dank, Herzkind! Es fehlt dir nichts, du bist so frisch und gesund.“ — „Ja, das bin ich“, sagte Ameleychen, „aber was macht denn Weißmäuschen und Goldfischchen?“ Auf diese Worte des Kindes nahten sich Prinz Philipp und Prinz Georg und umarmten das Kind mit den Worten: „Liebes Ameleychen, sieh, wir sind nun Prinzen geworden, aber wir wollen dich immer lieben und dir Gutes tun.“ Ameleychen sah sie verwundert an und küßte ihnen die Hände, worauf es zu seiner Mutter zurücklief.

„Lieber Fischer Petrus“, sagte nun der König Radlof, „Ihr seid also der treue Biber, und Ihr, Frau Marzibille, seid das treue Murmeltier?“ — „Ja“, sagten beide, „das sind wir.“ Da erwiderte Radlof: „Nun wohlan; so will ich euch euer Königreich Burgund wieder erobern, so ihr es wollt.“ — „Nein, nein!“ schrien beide. „Wir wollen lieber hier bleiben bei Euch.“

Da sagte der König: „So schenke ich euch das Land zu Biberich, wo ihr zuerst gewohnt, und ich will euch ein Schloß hinbauen, aus dessen Fenstern ihr fischen könnt.“ Dafür dankten sie nun beide schönstens, und Radlof sagte: „Ehe wir heute morgen auseinander gehen, bestimmet mir, Frau Marzibille, wer nach Euch erzählen soll.“ Da schrie ein feines Stimmchen aus der Menge: „Wartet noch ein bißchen, ich will erst dem Ameleychen sein neu Kleidchen anprobieren!“ Und siehe da, ein kleines Männchen, nicht viel länger als ein Daumen, führte einen schönen Geißbock heran, auf dessen Rücken ein allerliebstes rotes Röckchen lag. Er nahte sich der Frau Marzibille und sprach: „Liebe Frau Nachbarin, da ich Euch immer liebgehabt und Ihr mir manches Fischchen in der Hungersnot geschenkt habt, so habe ich in den letzten Tagen Eurem Ameleychen dieses artige Kleid gemacht, daß es doch bei seiner Rückkunft eine Freude habe.“ Herzlich dankte Frau Marzibille dem guten Schneiderlein Meckerling. Sie zog ihrem Kinde das neue Röckchen an und sprach: „Zum Dank für Eure Freundschaft sollt Ihr morgen Euer Märchen erzählen und dadurch Euer Söhnlein Garnwichserchen wiederhaben.“

Vor Freude sprang nun Meister Meckerling auf seine Ziege und galoppierte freudig nach Haus, daß auch das ganze versammelte Volk über das kleine, närrische Kerlchen lachen mußte.

Am folgenden Morgen versammelte sich wieder alles, um den Schneider erzählen zu hören; denn alles war doch äußerst begierig, was das kleine, flinke Kerlchen vorbringen würde. Alles hatte sich bereits gesetzt, als der Schneider auf der Ziege geritten kam. Er steckte seine Elle, die gegen ihn ein ziemlicher Balken schien, in die Erde und band die Ziege, die gegen ihn so groß wie ein Elefant war, daran fest und setzte sich hierauf wieder auf das Tier, auf dessen Rücken er, um besser gesehen zu werden, als Kissen ein schön gepläckeltes[1] Nadelkissen gelegt hatte. Nun stach er die Ziege mit einer Nadel ins Ohr, daß sie meckerte, worauf alles still wurde, und er hub an zu erzählen:

---

[1] Wohl von Plack = Fleck, Flicken abzuleiten; also ein aus Flicken schön zusammengesetztes Kissen.

## Dritter Morgen am Rhein.

# Märchen vom Schneider Siebenkol auf einen Schlag.

Eines Morgens wollte es in Amsterdam gar nicht Tag werden. Die Heringsfischer guckten alle Augenblick zum Fenster hinaus, ob die Sonne bald aufgehe, daß sie auf den Fang fahren könnten. Die Seelenverkäufer[1] machten wohl zwanzigmal den Laden auf, um nach der Morgensonne zu sehen, weil sie die Seelen heraus zum Verkauf hängen wollten; denn sie nehmen sich in der Morgensonne sehr schön aus und singen dann: „Wach' auf, mein' Seel', und singe!" wodurch sie Käufer herbeilocken; aber immer blieb es dunkel. Die Käshändler liefen auf der Straße und guckten nach dem Himmel; aber dunkel war es, dunkel blieb es, und kein Mensch wußte, wo er dran war.

Nun war grade blauer Montag, an dem die Schneider sich zu belustigen pflegen; aber sieh da, es wollte der Tag nicht blau werden, und die edlen Gesellen krochen unzähligmal an die Dachfenster und sahen, ob der liebe blaue Montag anbrechen wollte. Da aber doch alle Uhren schon auf eilf Uhr mittags standen, wurden die Leute fast rasend vor Angst; sie liefen auf den Gassen hin und her und stießen mit den Köpfen gegeneinander, daß es puffte. Nun war da auch ein Zahnarzt und Hühneraugenschneider, der wollte von der Versammlung der Menschen seinen Vorteil ziehn. Er spannte seinen Schimmel in seine rote Kalesche, hängte einige Laternen dran, legte seine Gerätschaften vor sich und fuhr auf den Buttermarkt, mitten unter das wehklagende

[1] In Holland Bezeichnung für das unsaubere Gewerbe des Ankaufs und Verkaufs von Menschenmaterial für Schiffs- und Kolonialdienst. „Seelen" sind die Personalzettel.

Volk. Ebenso machten es die Seelenverkäufer; sie machten ihre Butiken auf, hängten ihre Seelen an Nägel heraus, stellten Laternen dazu und verkauften da manche Seele, die schon sehr abgetragen oder schmutzig war oder ein garstiges Loch hatte, in der Dunkelheit für eine noch ganz gute, saubere Seele. Andere Seelenverkäufer aber hielten es für besser, im Dunkel einzukaufen; sie liefen auf dem Buttermarkt herum und schrien: „Keine Seelen, keine Seelen zu verhandlen? Lustig, lustig! Wer sich noch einen Spaß machen will, der verkaufe seine Seele um ein paar gute Stüber[1] und gehe ins Wirtshaus und trinke sich eine Courage, denn die Welt geht unter; die Sonne ist gestern abgereist und kommt nicht wieder. Lustig, lustig die Seelen verkauft, alle Stund werden sie wohlfeiler werden; denn wenn nun die Welt zusammenfällt, sind sie doch verloren, und mancher gäbe sie dann gern gratis weg, wenn sie nur einer wollte." Dazwischen schrie der Zahnbrecher wieder: „Wer noch sein Zahnweh, seine Hühneraugen loswerden will, der komme heran! Stück für Stück ein Stüber! Jetzt geht die Welt unter, und da kommt Heulen und Zähnklappern, da sind gute Zähne nötig; munter, munter heran, in einer halben Stunde fahre ich weg, da geht die Welt unter, da machen wir alle die Butiken zu."

Durch das Geschrei der Seelenverkäufer und des Zahnbrechers stieg die Angst des Volks aufs höchste. Einige ließen sich die Zähne ausbrechen, eine unzählige Menge verkauften ihre Seelen um ein Spottgeld und liefen wieder zu den Buden und hofften, sich bessere einzuhandlen, aber da bekamen sie immer noch schlechtere.

Da ritten endlich die Generalstaaten[2] auf den Markt und befahlen, von jeder Seele, die verkauft würde, müßte ein Stüber abgezahlt werden fürs Armen- und Narrenhaus, und befahlen zugleich, man solle die Judenseelen billiger geben, weil sie erst müßten eingeweicht[3] werden. Sodann fügten sie hinzu: „Getreue Bürger der guten Stadt Amsterdam! Wir waren soeben in der

---

[1] Holländisch Stuiver; 1/20 Gulden der alten holländischen Währung; etwa 8 1/3 Pfennig. — [2] Die zur Regierung der ehemaligen Niederländischen Republik von deren sieben Provinzialstaaten bestellten Abgeordneten; ihr Titel war: „Hochmögende Herren". — [3] Soviel wie: geweiht.

Judenstadt und haben ihren Rabbinern befohlen, gegen die Erlaubnis, an dem Rathause vorüberzugehn, die wir ihnen bewilligen wollen, zum allgemeinen Besten und zur Vernichtung der nun bereits um zehn Stunden zu langen Nacht, ihren langen Tag der guten Stadt Amsterdam zum Geschenk zu machen, aber das hartnäckige Volk will nicht zu unsrer Stadt Bestem tun, so daß wir uns gezwungen sehn, gewaltsame Mittel anzuwenden und ihnen den langen Tag mit gewaffneter Hand abzunehmen. Wir fordern also eine werte Bürgerschaft auf, eine Partie tapferer Leute zu diesem Zwecke abzusenden, die Judenschule zu erbrechen, den langen Tag bei den Ohren zu erwischen und zu uns auf das Rathaus zu führen."

Kaum hatten die Hochmögenden Generalstaaten[1] dies gesagt, als ein wackrer Schneidermeister, Meckerling genannt, — es war mein Vater, liebe Mitbürger, — hervortrat und die Schneider aufrief, sich diese Gelegenheit, auf ewig berühmt zu werden, nicht rauben zu lassen. Gleich versammelten sich viele um ihn, sie setzten sich auf ihre Böcke und galoppierten durch die Straßen und schrien: „Heraus, Brüder, heraus! Auf, auf, ihr edlen Schneiderlein, auf! Es geht fürs Vaterland und den blauen Montag!" Dazu klapperten sie mit Scheren, und die Böcke meckerten dazwischen, daß es eine Lust war. Aus Türen und Fenstern hüpften sie heraus, und immer größer ward ihre Menge; es war, als wenn es Schneider regnete.

Als sie nun hörten, daß sie die Judengasse stürmen sollten, hielten sie einen Rat miteinander, wie sie zu rechter Courage kommen sollten. Da schlug mein Vater vor, sie sollten sich bessere Seelen kaufen. Nun wurden die feigherzigsten Schneiderseelen zusammengesucht und zu den Seelenverkäufern gebracht; es waren an die neunhundert. Der Seelenverkäufer legte sie auf eine Wage und wog nun alte Matrosen- und Soldatenseelen dagegen, und sie bekamen nicht mehr als neunzig für neunmal neunundneunzig. Die schönen Seelen verfälschten sie nun im Hinterteil und wußten sie so zu zerren und zu drehen und vorteilhaft einzuteilen, daß sie vollkommen hinreichten, das

[1] Vgl. vorige Seite, Anm. 2.

ganze erste Glied mit Courage unterm linken Knopfloch zu versehen.

Mein Vater, Meister Meckerling, führte nun den Kern der Schneider gegen die Judengasse; es waren lauter freiwillige Volontärs. Sie steckten ihr Wachsstumpfen auf die Ellen und klappten mit den Scheren, den Juden die Bärte abzuschneiden. Die Juden ihrerseits hatten ihre Gasse verrammelt mit allerlei altem Hausgeräte, altem Zinn und altem Kupfer, und als sie hörten, daß es die Schneider waren, hatten sie spöttisch ihren großen alten Sündenbock aus dem Kirchhof genommen und den Schneidern hinter die Wagenburg von altem Hausrat spöttisch gegenübergestellt, sich selbst aber alle in die Judenschule gesetzt, wo sie den langen Tag eingesperrt hatten und beteten.

Mutig stürzten die edlen Krieger in die Gefahr, sie durchbrachen den jüdischen Trödelverhack; aber hier empfing sie der grausame Sündenbock, der sie als ein unvernünftiges Vieh, da sie nur einzeln herüberkonnten, niederstieß. Viele Brave verloren durch diese Bestie ihr Leben, und als der Bock endlich über die Barriere hinübersetzte und auf das ganze Chor der Edlen losging, ergriffen die Schneider die Flucht und wurden bis in ihre Herberge verfolgt, wo sie sich wieder setzten und sammelten. Hier erfand mein Vater eine Kriegslist. Der Bock stand noch immer vor der Türe und bohrte mit seinen Hörnern dran, daß es entsetzlich anzusehen war. Nun ließ mein Vater die Kellertüre öffnen und dann die Haustüre; der Bock, der eben stark drückte, fiel, als die Türe plötzlich aufging, zum Haus hinein und die Kellertreppe hinab, welche gleich hinter ihm verschlossen wurde.

„Nun", sprach er, „wollen wir die listigen Hebräer wieder mit Tieren bekriegen". Er ließ alle Schweine, die er haben konnte, vor seinen Braven hertreiben. Die Juden, die, ihres Sieges gewiß, schon wieder aus der Schule heraus waren und ihren alten Trödelmarkt, unter heftigem Gezänke, wem jedes Stück zugehöre, auseinander suchten, schwärmten wie die Ameisen auf der Gasse herum, als plötzlich die Schweine, von den Nadelstichen der Schneider gereizt, in die Gasse einbrachen und alles niederrannten. Die Rache der Schneider war vollkommen, die Juden

wurden gänzlich in die Flucht geschlagen; sie flohen alle nach ihrem Kirchhof, den sie verschlossen.

Nun erbrachen die Schneider die Judenschule, in der es zu ihrem Erstaunen ganz hell war; denn da saß der lange Tag, so lang als er war, mit Zopfband an einen Pfeiler angebunden, und hatte ein großes Stück Matzekuchen in den Händen, an dem er aß, und sang mit vollem Munde ein hebräisch Lied. Er hatte einen himmelblauen Rock an, unten herum mit lauter Zimpeln[1] behängt, und sang wie eine Nachtigall.

Die Schneider zögerten nicht lang, nähten ihm Hände und Füße zusammen, banden ihm Stricke an die Beine und schleiften ihn, indem sie sich alle vorspannten, nach ihrer Herberge. Als sie durch die Straßen von Amsterdam den himmelblauen Labelang schleppten, ward es helle, und die Mittagssonne trat plötzlich über dem Rathaus hervor.

Der Jubel des Volks war allgemein; aber die Generalstaaten nahmen es den Schneidern sehr übel, daß sie den langen Tag auf die Herberge und nicht auf das Rathaus gebracht hatten. Sie kamen vor die Herberge geritten und forderten die Schneider auf, den langen Tag herauszugeben zum allgemeinen Besten der Republik. Aber die Schneider sagten: „Haben wir die Gefahr gehabt, so wollen wir auch den Genuß haben", welches ihnen endlich auf unbestimmte Zeit zugestanden ward.

Nun waren die neunmal neunundneunzig Schneider gar nicht mehr zu bändigen vor Hoffart und Tapferkeit. Sie putzten sich den langen Tag mit tausend bunten Lappen und besetzten ihn mit Borten und gesponnenen Knöpfen, benähten ihn mit Steifleinwand und Kamelhaar. Hierauf machten sie ein großes Netz und stellten es vor die Kellertür; wütend stürzte der Bock herauf und verfing sich in dem Netze. Da warfen sie ihn an die Erde und vernähten ihm alle Luftlöcher des Leibes, daß er kaum atmen konnte. Nun banden sie ihn an eine Menge Stricke, setzten den langen Tag auf ihn und führten ihn mit Triumph durch die Straßen von Amsterdam, unter dem lauten Jubel der Menge. Da fiel plötzlich ein großer Schnee, und weil die Schneider gut

[1] Soviel wie: Zimbeln, Glöckchen.

getrunken hatten, glitten sie hie und da aus, der Bock gewann dadurch Freiheit, nahm sich zusammen und begann in Karriere nach der Judengasse zu rennen. Viele der Schneider, die nicht loslassen wollten, wurden erbärmlich geschleift. Mein Vater aber, der ein Stück Tuchende an der Schwanz des Bocks gebunden hatte, woran er ihn führte, wollte wenigstens seinen Teil nicht losgeben. Schnell zog er seine Schere, und schon stürzte der Bock mit den Vorderfüßen durch das Tor der Judenstraße, als er ihm glücklich den Schwanz noch abschnitt und diesen, wenn er gleich darüber tüchtig auf den Hintern fiel, wenigstens doch rettete. Der lange Tag aber war verloren, der Bock riß ihn mit durch das Pförtchen des Judentors; abstreifen konnte er ihn nicht, denn die Schneider hatten ihn an den Bock festgenäht.

Da es aber trotz seines Verlustes hell blieb und die Finsternis sich ganz verloren hatte, wollten sie es nicht noch einmal wagen, ihn zu erobern, und zogen, von den undankbaren Amsterdamern verspottet und verlacht, nach ihrer Herberge zurück. Um hier nicht den Anschein zu haben, als hätte sie der kleine Unfall gebeugt, veranlaßten sie eine Gasterei und eine Schlittenfahrt, wobei an deren Folgen die meisten der edlen Helden zugrunde gingen. Dieses ganze Fest habe ich in Reime gebracht und will es euch singen, liebe Mitbürger:

„Als nun die Schneider zur Herberge kamen,
Da konnten sie nicht hinein;
Da krochen ihrer neunzig,
Neunmal neunundneunzig
Zum Schlüsselloch hinein.

„Und da sie nun versammelt waren,
Da hielten sie einen Rat,
Da saßen ihrer neunzig,
Neunmal neunundneunzig
Auf einem Kartenblatt.

„Und weil sie alle hungrig waren,
So hielten sie einen Schmaus,
Da fraßen ihrer neunzig,
Neunmal neunundneunzig
An einer gebackenen Maus.

„Und weil sie alle durstig waren,
So faßten sie einen Mut
Und soffen alle neunzig,
Neunmal neunundneunzig
Aus einem Fingerhut. 5

„Und weil der Schnee gefallen war,
So hielten sie Schlittenfahrt
Und fuhren ihrer neunzig,
Neunmal neunundneunzig
Auf einem Geißenbart. 10

„Und als sie wieder zur Herberg' kamen,
So hielten sie einen Tanz,
Da tanzten ihrer neunzig,
Neunmal neunundneunzig
Auf einem Geißenschwanz. 15

„Und als sie alle besoffen waren,
So sahen sie nichts mehr
Und krochen ihrer neunzig,
Neunmal neunundneunzig
In eine Lichtputzscher'. 20

„Und als sie ausgeschlafen hatten,
Da konnten sie nicht heraus,
Da warf sie alle neunzig,
Neunmal neunundneunzig
Der Wirt zum Fenster hinaus. 25

„Und als sie vor das Fenster kamen,
Da fielen sie um und um;
Da kamen ihrer neunzig,
Neunmal neunundneunzig
In einer Gosse um." 30

So war das unglückliche Ende dieser neunmal neunundneunzig Braven; sie, die nicht der grausame Sündenbock der alttestamentarischen Glaubensgenossen hatte besiegen können, unterlagen den Sünden des jugendlichen Übermuts, die schon manchen Helden den Helmbusch geknickt haben; sie, die den langen 35 Tag der Juden bezwungen hatten, wurden von einem kurzen Freudentage erdrückt und erblickten das Licht nicht wieder, welches ihnen mit der Lichtputze ausgelöscht worden war.

Mein Vater allein, weil er zuerst in die Lichtputze gekrochen war, fiel lebend auf die andern und machte sich nach Haus; es war morgens gegen drei Uhr, und der Tag begann zu dämmern; er schlich nach seiner Werkstatt. Aber hier hatte er noch einen schweren Kampf zu bestehen. Er hatte für einen durchreisenden König von Polen ein Kleid zu verändern, und da es morgen fertig sein sollte und der heutige Tag im Kriegsgetümmel verloren gegangen war, so machte er sich selbst dran, es aufzutrennen; denn seine Gesellen waren alle unter den Helden umgekommen. Da er nun im besten Trennen war, kam ihm plötzlich aus einer Naht des Rocks ein schreckliches Ungeheuer entgegen, eine Laus. Sie protestierte dagegen, daß er den Rock auftrennte. Der Schneider, dem aus Schrecken die Schere unter den Tisch gefallen war, erholte sich bald wieder und sagte zu ihr: „Ich muß Sie bitten, meine Stube zu verlassen und nicht viel Aufhebens zu machen, sonst werde ich grob." — „Elender Ziegenschwanz!" sagte die Laus hohnlächelnd, „wäre ich nicht von königlichem Geblüt, ich wollte dir für deine Insolenz Nasenstüber geben."

Das Wort Ziegenschwanz, als eine Stichelei auf das unglückliche Bocksgefecht der Schneider, nahm mein Vater krumm und erwischte die Elle und schlug nach der Laus, die er aber verfehlte, worauf sie, höchlich ergrimmt, zu ihm sprach: „Notwehr hebt allen Stand und Rang auf, und lasse ich mein königliches Geblüt herab und fordere dich auf Tod und Leben heraus", worauf sie meinen Vater auf die grimmigste Weise anfiel. Er wehrte sich wie ein Held, aber ermattet vom Kampf, ward sie Meister über ihn und warf ihn unter die Bank. Doch diente ihm dies zum großen Glücke, indem er unten seine Schere wiederfand und sie so vortrefflich gegen das Ungeheuer gebrauchte, daß er ihr den Kopf damit abschnitt. Aber ermattet lag er nun unter der Bank und hatte die Kräfte nicht, sich wieder herauszuwinden, bis ihm glücklicherweise ein Floh zur Ader ließ, was ihm so wohl anschlug, daß er sich erholte und unter der Bank hervorkroch. Nun weckte er seine Frau und mich und erzählte ihnen seine Heldentat. Diese, als ein kluges Weib, sagte: „Da die Laus von königlichem Geblüt ist, so dürfen wir die schöne

Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, und somit will ich sie uns zum Frühstück zubereiten, und wenn wir sie verzehren, sind wir dann alle auch von königlichem Geblüt." Meinem Vater und mir, der immer viel Ehrgefühl hatte, war dieser Gedanke sehr willkommen. Schnell ward das Ungeheuer an einer Nadel gebraten und auf einer Knopfform aufgetragen, und bald war sie verzehrt, und so waren wir von königlichem Geblüt. Ich aber machte folgendes Gedicht:

„Der Schneider trennt des Königs Rock,
Da findet er die Laus —
Sie macht sich batzig, nennt ihn Bock
Und fordert ihn heraus.

„Dem Schneider fiel vor Schreck die Scher',
Er faßt sich einen Mut,
Er greift nach seiner Elle schwer,
Setzt auf den Fingerhut.

„Sie sprach: ‚Ich bin von Königsblut,
Du bist ein Ziegenschwanz!'
Und packt ihn an mit grimmer Wut,
Das ward ein böser Tanz.

„Die Laus gewann die Oberhand,
Sie stellt dem Schneider ein Bein,
Sie drückt den Schneider an die Wand,
Wirft ihn zur Hölle hinein.

„Da war's für ihn ein großes Glück,
Daß er die Scher' ertappt;
Da hat der Held ihr am Genick
Den Kopf schnell abgeknappt.

„Doch lag er da ermüdet sehr,
Vom Kampf ganz matt und blaß,
Zum Glück hüpft da der Floh daher,
Hilft ihm mit Aderlaß.

„Er weckt den Sohn, er weckt das Weib,
Erzählt die Heldentat;
Sie sprach: ‚Ich schnell des Toten Leib
An einer Nadel brat'.'

„Dem Schneider, seinem Weib und Kind
Bekam das Frühstück gut;
Sie schwuren nun: ‚Wir dreie sind
Von königlichem Blut.‘“

Kaum hatte sich nun der Tag über den Türmen von Amsterdam wieder sehen lassen, als man eine neue, viel schrecklichere Not als gestern bemerkte. Alle Kanäle und Zisternen waren ausgetrocknet, kein Tropfen Wasser war in der Stadt. Tee und Kaffee konnte nicht gekocht werden, und es wußten sich die Mägde, die sonst immer die Häuser von oben bis unten mit Wasser abzuwaschen pflegten, nicht zu helfen und zu raten. Alle Schiffe, die auf den Kanälen nach Amsterdam zu kommen pflegen, saßen auf dem Grund; die Reisenden stiegen aus und kamen zu Fuß herein in die Stadt und vermehrten mit ihren Erzählungen den Jammer. Niemand wußte den Grund, wenngleich alle Leute auf den Grund der ausgetrockneten Quellen sehen konnten. Nun war diesmal bei den Juden keine Rettung zu holen. Sie waren selbst übel dran und konnten sich nach ihrer Gewohnheit nicht baden und waschen, was sie doch so sehr bedurften, weil sie sich gestern in der Schlacht mannigfach besudelt hatten.

Als nun die Brunnenmeister überall herumliefen und nach Wasser bohrten und immer auf dem trocknen blieben, kam endlich ein wandernder Schneidergesell auf die Herberge, ganz blaß und erschrocken; er zitterte wie ein Espenlaub, und da die andern Gesellen ihn zu ermuntern suchten und ihm ihre gestrigen Heldentaten erzählten, sagte er: „Ihr habt gut schwätzen; aber ich habe etwas erlebt, worüber alle andern Schneider der Welt vor Schrecken gestorben wären. Ich habe zwei Meilen von der Stadt gestern einen Kerl stehen sehen, höher wie der höchste Berg; er warf einen Schatten über das Land, pechschwarz. Nun hatte ich mich niedergelegt in einem Schotenfeld, um nicht von ihm bemerkt zu werden; aber wer konnte da ruhen? Eine gewaltige Erschütterung der Erde jagte mich auf, ich sah den Riesen niedergekniet und in der Amstel[1] trinken, er machte dabei ein Ge-

[1] Der die holländische Hauptstadt durchquerende Fluß.

schlürfe, als wenn er die Welt verschlingen wollte, und stellt euch vor, ein ganzes Marktschiff mit Mann und Maus, voll Bauern und Weibern und Tabak rauchenden Soldaten, schluckte er mit hinunter und verzog keine Miene dazu. Da überfiel mich aber auch ein solcher Schauder, daß ich mich abermals in eine Schote verkroch. Nach einer Weile guckte ich wieder hervor und sah, daß er sich niedergelegt hatte, und daß sein Kopf gar nicht weit von mir entfernt lag. Aus Angst ließ ich meinen Bündel und mein Bügeleisen liegen, um desto schneller davonzulaufen. Als ich aber an seinem Nasloch vorüberzog und er grade den Atem ausstieß, ergriff mich der Sturm und wehte mich bis vor die Tore der Stadt. Nun, meine Freunde", sagte er, „Gott behüte jeden Menschen vor solchem Schreck!" Und nach diesen Worten redete er keine Silbe mehr; er sank von der Bank und war maustot.

Die Schneider waren höchlich über diese Nachricht erschreckt und liefen auf das Rathaus und erzählten sie den Generalstaaten; die merkten dann gleich, wieviel Uhr es geschlagen hatte. Sie sahen leicht ein, daß die gestrige Dunkelheit nichts als der Schatten des unvernünftigen Riesen gewesen sei, der über Amsterdam hin fiel, und daß der Wassermangel durch nichts veranlaßt worden wäre als durch das Trinken des großen Schlingels an der Amstel.

„Es ist keine Zeit zu verlieren", schrie da der Gescheideste von allen Generalstaaten; „jetzt, da der Riese sich niedergelegt hat, ist er gewiß am ersten zu bezwingen; man rüste sich und ziehe ihm entgegen und suche ihn durch die Menge zu besiegen! Die edlen Schneider, die gestern sich schon mit Ruhm bedeckt haben, werden die Republik Holland heute auch nicht im Stiche lassen." Da sagten mehrere Schneider: „Ja, wir wollen gewiß das Unsrige tun; wenn wir nur einen Anführer von königlichem Geblüte hätten!" Kaum hatten sie dies gesagt, als die Amsterdamer Zeitung hereinkam; das ist aber nichts anders als ein altes Heringsweib mit einer Violine, die die neusten Neuigkeiten in Reimen absingt und dazu geigt. Sie sang nicht nur die Schrecknisse des gestrigen Tages ab, sondern auch die herrliche Standeserhebung meines Vaters, der von königlichem Geblüt geworden war. Erstaunt hörten die Generalstaaten zu; gleich

machten sie sich auf, meinen Vater zu besuchen. Sie stellten ihm Wachen vor die Türe und ließen, indem sie ihm den größten Respekt bezeigten, die Aufforderung an ihn ergehn, das Vaterland zu retten.

Mein Vater ließ sich das nicht zweimal sagen, um so mehr, da der Zeitpunkt günstig war; denn soeben hörte man den Riesen schnarchen, und alle Türme zitterten so, daß die Glocken von selbst zu läuten begannen. Eiligst begab er sich auf die Herberg, versammelte alle Schneider, die sich ihm in Leben und Tod zu folgen verschworen. Nun ordnete er den Heerzug folgendermaßen: vor der ganzen Schar wurde der eroberte Ziegenschwanz an einer Elle als Ehrenfahne und Feldzeichen hergetragen; dann folgten die Schleuderer, Wachsknollen und Knopfformen in Schleudern von Tuchenden schwingend; dann folgten die leichten Truppen, mit Nähnadeln und Scheren bewaffnet; dann die schwere Garde, mit Stopfnadeln, Ellen und Bügeleisen und Fingerhüten gerüstet. Mir selbst hatte mein Vater das Siegeszeichen, den Geißenschwanz, zu tragen anvertraut, weil ich auch von königlichem Geblüt war. Unser Schlachtgesang waren die Reime, die ich auf meines Vaters Heldentat gemacht. Nicht darf ich vergessen, daß unter dem Geißenschwanz das blutige Hemd, worin sich mein Vater gegen die Laus geschlagen, als Fahne befestigt war mit der Inschrift: Laus Deo Soli atque Sartori, Gloria Victoria Sartoria. So zogen wir unter den Glückwünschen der Amsterdamer aus der Stadt dem Riesen entgegen.

Als wir aber kaum eine kleine Meile über den Damm hin gezogen waren, ließen wir rekognoszieren, und es ward gemeldet, daß ein entsetzliches Ungeheuer mit einem beinernen Haus auf dem Buckel quer über dem Damm liege. Als drei kühne Helden mit Nadeln nach ihm gestochen, habe es plötzlich ein paar ungeheure Hörner herausgestreckt, daß die drei Braven vor Schrekken niedergefallen; die andern seien sogleich zurück, um es zu melden. Nun sendete mein Vater einhundert Freiwillige voraus, um den Weg von dem Ungeheuer zu befreien, und zog ihnen dicht auf den Füßen nach. Als wir auf die Stelle kamen, war die Schnecke bereits quer über den Damm weg gekrochen. Wir sahen sie unten im Grund und ließen sie ruhig ihren Weg fort-

setzen, weil man dem fliehenden Feind goldne Brücken bauen soll. Die drei Braven retteten wir; sie klebten auf dem Wege fest in zähem Schleim, mit welchem das Ungeheuer seinen Weg bezeichnet hatte. Da sie zurück in das Hospital gebracht waren, schlug man eine Brücke mit Ellen, die auf Bügeleisen ruhten, und kam glücklich über den Morast.

Nun hörte man den Riesen immer lauter schnarchen, und mein Vater hielt Kriegsrat, in dem beschlossen wurde, daß das ganze Heer sich die Ohren mit Baumwolle zustopfen solle, um den Mut nicht zu verlieren, und dann wollten sie dem schlummernden Riesen die Naslöcher und den Mund zunähen, daß er ersticken müßte. Aber der Himmel hatte es anders verfügt. Die treulosen Juden, um sich für ihre gestrige Niederlage zu rächen, hatten dem Riesen den verhaßten Sündenbock zum Sukkurs geschickt. Plötzlich trat uns der Schelm am Wege meckernd entgegen, und ergrimmt, seinen Schwanz an unsrer Fahne zu sehen, stellte er sich in Positur. Das ganze Heer der Schneider ergriff die Flucht und eilte in eine tiefe Höhle, die sich ihnen glücklicherweise am Wege gegenüber darbot, mich aber nahm der Bock auf seine Hörner und schleuderte mich hoch durch die Luft, daß mir Sehen und Hören verging. Ich fiel glücklicherweise in des Riesen Bart nieder und litt keinen Schaden; aber als ich drin zappelte, mich loszumachen, erwachte der Bursche, richtete sich auf, nahm sein Schwert, das wie ein Strom von blankem Stahl neben ihm im Grase lag, griff dann nach der Scheide, die auf der andern Seite lag, und stieß es hinein, wobei der Degen etwas knirschte. Da er dies bemerkte, sagte er: „Was Guckuck! Da ist mir Dreck in die Scheide gekommen" und zog den Degen wieder heraus. Aber, Himmel! welch jämmerlichen Anblick hatte ich da! Die beiden Seiten des verfluchten Schwerdes hingen voll Blut und zerquetschten Leichnamen; es war die Scheide jene unglückliche Höhle gewesen, in die das tapfere Heer der Schneider sich gerettet hatte, welches Blut nun aber, durch das Riesenschwert jämmerlich vergossen, um Rache schrie. „Hum", sagte der Riese, „das ist eine kuriose Schmiere", und da der Bock dastand, ließ er ihn den Säbel ablecken. Mir tat dieser Anblick so jämmerlich weh im Herzen, daß ich laut aufschrie: „O

barmherziger Himmel, welches gräßliche Schauspiel!" Der Riese bemerkte mich und sagte: „Ei, du kurioses kleines Kerlchen, wie kömmst du in meinen Bart?" Worauf ich niederkniete in sein Ohr und ihm alles erzählte, was gestern und heute in Amsterdam vorgefallen sei, und wie er das unüberwindliche Heer der Schneider zerquetscht. Als er mich vom langen Tag erzählen hörte, fing er heftig an zu weinen, und wäre ich nicht in seinem Ohr gesessen, so wäre ich verloren gewesen; denn die Tränen liefen ihm in zwei ungeheuren Wasserströmen aus den Augen nieder. „Ach", sagte er, „so habe ich denn meinen lieben Bräutigam gefunden! Nun rate mir, mein teurer, einziger Freund, wie kriege ich ihn am schnellsten, ohne noch ferner Menschenblut zu vergießen, was meinem zärtlichen, liebenden Herzen ungemein schwer fällt, aus den Händen der Juden? Denn du mußt wissen, daß ich ein zärtlich liebendes Jungfräulein bin, welches seinen Bräutigam, als Mann verkleidet, sucht; ich bin die lange Nacht, und der berühmte Zauberer Rabbi Süß Oppenheimer Meyer Löb Rothschild Schnapper Robert hat mir ihn durch seine Beschwörungen am Hochzeitabend aus den Armen entführt, weil er aus den Sternen gelesen, daß aus der Ehe der langen Nacht und des langen Tags der Jüngste Tag sollte geboren werden. Er senkte mich in einen tausendjährigen Schlaf, aus dem ich vor hundert Jahren erwacht bin, seit welchen ich nun schon nach meinem lieben Bräutigam suche. O, wie traurig bin ich, daß ihn die Juden gefangenhalten; sie haben mir aus meinem süßen Bräutigam gewiß auch einen Juden gemacht; überhaupt sind die Schelmen meinem Geschlechte blutfeind; sie haben mir meine Brüder Goliath und Holofernes vernichtet und wollen auch mich ruinieren." Nun antwortete ich der Jungfrau folgendermaßen: „Verehrte Demoiselle, mein Rat wäre dieser, daß Ihr den Sündenbock hier festhieltet und mich nach Amsterdam als einen Gesandten zurück ließet, von den Juden den langen Tag dagegen zur Auswechselung zu fordern." Dieser Rat gefiel der Dame ungemein; sogleich nahm sie den Sündenbock und steckte ihn in den Busen und blies mich, mit vollkommner Vollmacht versehen, von ihrem Finger sanft auf einen Heuwagen in Amsterdam vor das Rathaus nieder.

Als mich das Volk erblickte, zerrissen sie mich beinah um Neuigkeiten von der Armee; aber ich eilte erst zu den Generalstaaten, meine Gesandtschaft auszurichten. So groß die Trauer der Hochmögenden über den schrecklichen Untergang so vieler Helden, so groß war auch die allgemeine Wut gegen die Juden, welche durch ihr Gefangenhalten des langen Tags die zärtliche Riesenbraut ins Land gelockt und durch ihren Sündenbock die Schneider ins Verderben gestürzt hatten.

Nach langem Überlegen ergriffen die Generalstaaten folgenden Entschluß: die Riesin muß aufs schleunigste befriedigt werden, damit sie sich aus dem Lande begibt; die Juden sind daher durch die schnellsten Maßreglen zur Freilassung des langen Tags anzuhalten, welchen sie wohlgekleidet und geschmückt ausliefern sollen, wofür ihnen ihr Bock bis auf weitere Untersuchung zurückgegeben wird. Der Riesin aber wird allein unter der Bedingung ihr Bräutigam zurückgegeben, daß sie als Jungfrau die Vereinigten Niederlande verlasse und erst über der Grenze ihre Hochzeit feire, weil allerdings zu befürchten wäre, daß, sollte sie auf diesem meerentrissenen Land, das auf Dämmen und Pfählen ruht, ihren Brauttag halten, sie einige Provinzen als Löcher in den Grund des Meeres treten könnte. Mit diesen Vorschlägen ward ich zurückgesendet.

Ich stellte der Riesin, die noch immer an der Erde lag, diese Wünsche der Generalstaaten vor, und sie, als eine sehr gutmütige Person, willigte ein und blies mich mit diesem Auftrag wieder in die Stadt. Nun hatte man währenddem sich des langen Tags bemächtigt, ihn schön ausgeschmückt und auf einem Floß, das auf sechzig Schiffen erbaut war, eingeschifft und ihn so ins weite Meer gefahren. Der langen Nacht ward nun angezeigt, ihr Bräutigam sei bereits unterwegs und erwarte sie zwischen Dover und Calais. Schnell warf sie den Sündenbock nieder, der in die Stadt auf den Judenkirchhof zurückgaloppierte, und begab sich mit Riesenschritten hin, wo ihr Bräutigam eben ans Land stieg.

Ich hatte ihn auf der Flotte begleitet, um alles mit anzusehen, aber es bekam uns schlecht. Der Fleck Landes, wo der lange Tag die lange Nacht zum erstenmal wieder umarmte,

war eine Landenge, welche Frankreich und England vereinigte. Soeben war das englische Einhorn und der französische Hahn dort in einem Streit begriffen. Als die Riesenjungfrau aber zwischen sie trat, machten sie Waffenstillstand miteinander, um ihr Artigkeiten zu machen. Der Hahn lief um sie herum, krähte, schlug mit den Flügeln und kokettierte; das englische Einhorn aber legte ihr sein Haupt in den Schoß. Als der Bräutigam ans Land stieg, war er über diesen Handel sehr erfreut, weil er wußte, daß das Einhorn die Gewohnheit hat, sich nur vor tugendhaften Jungfrauen zu demütigen[1]. Er umarmte nun seine Braut im Angesicht der holländischen Flotte, und beide luden den Hahn und das Einhorn zu Zeugen ihrer Verbindung ein. Die Braut nannte sich mit ihrem Taufnamen Kontinent, der Bräutigam aber Marinus. Sie überhäuften sich mit Liebkosungen; nun gaben sie den beiden Zeugen folgende Geschenke: Kontinent sagte dem Hahn: „Du sollst mächtig sein auf Erden", und Marinus sagte zu dem Einhorn: „Du sollst mächtig sein auf dem Wasser und den Inseln." Hierüber wurden beide eifersüchtig und begannen wieder zu streiten. Aber die Brautleute hießen sie nach Haus gehen und begannen so heftig zu tanzen, daß die Landenge zu reißen begann. Als aber bei der einen Seite der Hahn eine Menuett krähte und das Einhorn auf der andren Seite einen englischen Tanz sang, kamen sie aus dem Takt und zerrten sich so herum, daß Marinus seiner Braut einen Ärmel ausriß; zu gleicher Zeit brach die Landenge entzwei, das Meer strömte zwischen England und Frankreich durch und trennte den Hahn und das Einhorn auf ewige Zeit. Was aus den Brautleuten geworden, weiß ich nicht, da das Wasser, das durch das zerrissene Land durchströmte, unsre Flotte mit solcher Geschwindigkeit zurücktrieb, daß wir, eh wir es uns versahen, wieder in Amsterdam waren. Der neuentstandene Kanal wurde, weil er entstanden, als der Ärmel der Braut ausgerissen wurde, Canal de la manche, Ärmelkanal, genannt, und der Ärmel, welchen die Flut des Meers weit, weit hinweggeschwemmt, heißt seitdem Ermeland.

[1] Das Einhorn war einst Sinnbild der Jungfräulichkeit; alte Abbildungen zeigen es in den Schoß der Jungfrau Maria geschmiegt.

Als wir unsere Nachrichten den Generalstaaten hinterbrachten, dankte alles dem Himmel, daß die Hochzeit auf unserm Grund und Boden war vermieden worden, und dachte nun daran, wie man die Juden bei der ersten Gelegenheit für ihren mannigfach bewiesenen Starrsinn bestrafen sollte. Diese Gelegenheit ereignete sich bald.

Die Kirchhofmauer der Juden war, als sie sich alle hineingeflüchtet vor den Schneidern, beschädigt worden, und sie hatten sie einem Maurer wiederherzustellen verakkordieret. Als dieser eines Mittags von seinem Gerüste herunterstieg und, auf einem Grabstein sitzend, seinen Käs und Hering als Mittagsbrot aß, kam der vorwitzige Sündenbock, dem, wegen dem vielen geleckten Schneiderblut, das Fell juckte, und scheuerte sich so stark an einem Pfahle des Gerüstes, daß es über ihm zusammenstürzte und ihn maustot schlug. Die Juden, von dem Getöse herbeigelockt, begannen ein großes Geschrei und fingen den Maurer, schleppten ihn auf das Rathaus und wollten ihren Bock, den sie auf zweihundert Taler schätzten, von ihm bezahlt haben. Das Recht ward ihnen zugesprochen; der Maurer müßte die zweihundert Taler bezahlen. Weil er aber das Geld nicht hatte, fragten ihn die Generalstaaten, ob er ihnen alle seine Rechte abtreten wolle. „Von Herzen gern", sagte der Maurer und begab sich weg.

Die Generalstaaten zahlten den Juden nun die zweihundert Taler, und sie gingen zufrieden nach ihrer Gasse zurück. Wie erstaunten sie aber, als nach einer Stunde der Scharfrichter der Stadt Amsterdam in ihre Gasse mit seinem Karren kam und den Bock im Namen der Generalstaaten mit Gewalt als ihr erkauftes Eigentum abholte. Sie waren in Verzweiflung, ihr geheiligtes Tier in so unehrlichen Händen zu sehen, und bezahlten nun den Generalstaaten eine ungeheure Summe, um ihn wiederzuerhalten und zu begraben. Aber dies war noch nicht genug. Man hatte erfahren, daß sie von dem langen Tag ein Stück abgeschnitten und es als ihren langen Tag zurückbehalten hatten. Dies mußten sie nun mit dem Magistrat teilen, welcher es in der Schneiderherberge aufhängen ließ zu einem ewigen Gedächtnis, wie herrlich sich die Schneider um den Staat verdient gemacht. Auf Ansuchen der vielen zurückgelassenen traurigen

Schneiderwitwen wurde es blau gefärbt und der blaue Montag, der Schneider ewiger Feier- und Spieltag, genannt.

Dieser Tag, als ein Ehrentag der Schneider, ward nun durch die ganze Welt ausgerufen und lockte eine große Menge von Gesellen nach Amsterdam, welche, die Witwen heuratend, Meister wurden und die große Schneiderlücke, welche der Bock gerissen hatte, bald wieder ausfüllten. Ich aber, der so früh schon so gewaltige Taten getan, und der das adlig Blut in allen seinen Adern fühlte, wollte nicht mehr in Amsterdam, welches mir nach meinen Vaters Tod ein Ort der Trauer war, bleiben und machte mich fort auf die Wanderschaft.

Nachdem ich viele Städte durchzogen, gefiel es mir hier in Mainz ziemlich wohl; doch wurde ich immer wegen meiner kleinen Figur geneckt, weil hier die Schneider viel größer waren, und überhaupt war die kleine Rasse meiner Handwerksbrüder in Amsterdam ziemlich ausgestorben. Erzählte ich nun meine Heldentaten, so lachte mich meine hiesige Meisterin aus. Das zog ich mir, der von königlichem Geblüt war, sehr zu Herzen und wünschte herzlich, daß meine Zeit um sein möchte, und daß ich weiterwandern könnte, die Erstaunung der Welt durch meine Heldentaten zu erregen.

Nun gab uns der Meister alle Tage, die der liebe Gott gab, zweimal Kraut zu essen, welches mich sehr erbitterte. Ich machte ihm daher Vorstellungen, aber er ließ mit seinem Kraut nicht nach, welches mich sehr melancholisch machte. Als ich nun eines Tags am Fenster saß und nähte, ging eine hübsche Jungfer vorbei. Sie trug einen Korb voll rotbackichter Äpfel; ich winkte ihr, und sie schenkte mir einen, und ich schenkte ihr dafür ein Nadelkissen in Gestalt eines Herzens, das ihr viel Vergnügen machte. Der Apfel stand nun neben mir, und ich sah ihn mit unbeschreiblicher Freude an; denn er erinnerte mich immer an das schöne Kind, das ihn mir gegeben hatte. Ich fühlte durch seinen Anblick mein königliches Geblüt von neuem erwachen, welches durch das ewige Krautessen ganz matt geworden war, und nahm mir nun vor, mich heftig gegen das Kraut zu empören. Als nun der Meister mittags wieder Kraut auftrug, sang ich ihm folgendes Lied vor:

„Ich habe mein Vertrauen
Auf Fleisch und Wurst gebaut
Und soll schon wieder hauen
Ins Kraut, ins ewige Kraut.
Ach, Kraut, vor dem mir graut, 5
Soll zweimal Tags ich kauen
In meine zarte Haut!

„Du, Meister, bist ein Krauter,
Der leicht das Kraut verdaut;
Mich überläuft ein Schauder, 10
Wenn mich das Kraut anschaut.
Ach, alle Tag' zwei Kraut
Macht jährlich zu verdauen
Siebenhundertdreißig Kraut."

Als ich dies laut sang, wurde der Meister zornig und schlug 15 mit der Elle nach mir, aber ich schlupfte unter den Fingerhut. Er suchte mich überall, und ich entwischte ihm immer. Bald war ich in einer Ritze, bald in einem Knopfloch, bald unter den Lappen, und er konnte mich nie erwischen, bis er sich endlich niedersetzte, aus Furcht, sein Kraut möchte kalt werden, und es zornig 20 in sich hinein aß, worüber er gewaltige Leibschmerzen bekam und sich nun niederlegte, um sich den Leib mit einem warmen Bügeleisen plätten zu lassen. Kaum war er zur Türe hinaus, als ich meinen Entschluß faßte, ihn zu verlassen. Ich sah meinen geliebten roten Apfel an und bemerkte zu meinem großen Ver- 25 druß, daß sieben Fliegen darauf saßen. Schnell nahm ich eine Fliegenklappe und schlug sie glücklich auf einen Schlag tot. Nach diesem gewaltigen Sieg erwachte mein Heldengefühl in seinem ganzen Umfang, und ich entschloß mich, als ein Ritter auf Abenteuer auszugehen. Ich sang das Kriegslied, das ich auf meinen 30 Vater gemacht, ohn' Unterlaß, wobei ich mir auf einen roten Lappen mit schwarzer Seide die Worte nähte: „Sieben auf einen Schlag." Dann packte ich meinen Bündel zusammen und schrieb mit Kreide dem fatalen Krauter an die Tür:

„Kraut und Rüben 35
Haben mich vertrieben;
Hättst du, Krauter, Fleisch gekocht,
So wär' ich länger blieben."

Und nun nahm ich meinen Apfel und ging zum Haus hinaus in die Fremde, immer auf Paris los.

Als ich einstens abends in einen Wald kam und nicht wußte, wo ich mich hin verkriechen sollte, damit nicht etwa ein wildes Eichhorn mich fressen möchte, sah ich plötzlich einige Schritte von mir im Grase etwas glänzen. Ich nahte mich, und sieh da, es war ein ganzer schöner Harnisch. Ich ging erstens in einiger Entfernung rund um ihn herum, dann warf ich mit kleinen Steinen nach ihm, und als sie in ihn rasselten, bemerkte ich, daß er hohl sei und leer. Nun war ich vergnügt; denn wenn ich in den Harnisch hineinstieg, hatte ich ja das schönste stählerne Haus auf diese Nacht, und daß tat ich auch ohne alle Umstände. Ich stieg durch das Visier hinein, das ich hinter mir zuschloß, spazierte vom Kopf bis zu den Füßen drin herum und fand ihn überall schön ausgepolstert und legte mich ruhig drin zu Bette, nachdem ich erst meinen Lappen mit den Worten „Sieben auf einen Schlag" zu dem Visier herausgehängt hatte. Kaum hatte ich mich aber ein wenig bequem gemacht, so sah ich einen Mann im Hemde ankommen; er sagte „Das Bad war angenehm" und griff mit der rechten Hand in das Visier des Helms, um ihn aufzuheben, aber ich klappte es mit solcher Gewalt zu, daß ich ihm die Finger einklemmte. Und als er schrie:

„Wer, Guckuck, ist in meinem Helm?"

schrie ich wieder:

„Ich beiß' die Hand dir ab, du Schelm;
Ich bin der Ritter Siebentot,
Freß' sieben auf ein Abendbrot."

Er sprach:

„O teuer-lieber Held,
Erbarmt Euch mein und laßt mich los!
Ich zahle Euch ein Lösegeld,
Soviel Ihr wollt, war's noch so groß."

Ich sprach:

„Erst sagt mir, wer Ihr seid,
Und ob es nach Paris noch weit."

Er sprach:

„Ich bin der Prinz Burgund,
Der hier auf Königs Wache stund,

In einem Schloß, nicht weit von hier,
Ist jetzt des Königs Hofquartier;
Das englisch' Einhorn tobt im Land,
Drum hat der Hof sich hergewandt;
Ich muß hier auf der Wache stehn 5
Und wollt' ein wenig baden gehn;
Nun komme ich wieder in dem Hemd,
Da habt Ihr mich so eingeklemmt."

Ich sprach:

„Ihr haltet schlechte Wacht, 10
Nehmt Euren Posten schlecht in acht,
Doch tut mir einen Schwur und Eid,
So helf' ich Euch aus Eurem Leid.
Geht, sagt dem König: im Walde ruht
Ein Held von königlichem Blut; 15
Er tötet meistens alle Tag
Wohl sieben Helden auf einen Schlag.
Er heißt der Ritter Siebentot;
Sein Wappen ist ein Apfel rot.
Er bietet seinen Feinden Trutz 20
Und nimmt den König in den Schutz;
Er will vom Renntier ihn befrein,
Wenn er ihm gibt sein Töchterlein.
Und daß die Jungfrau nicht erschrickt,
Wenn sie den großen Held erblickt, 25
Will er in zierlichster Gestalt
Sich geben ganz in ihre Gewalt;
Er will, wie eine Puppe fein,
Ihr Freund und artig Spielwerk sein."

Kaum hatte der Prinz diese Worte gehört, als er hoch und 30 teuer schwur, alles zu tun, was ich befehle, wenn ich ihm die Hand nicht abbeißen wollte. Ich sagte ihm: „Wohlan, mein teurer Prinz von Burgund, so ziehet Eure Hand zurück; ich will, weil Ihr Euch billig finden lasset, Euch auch nicht entehren, ich will gleich meine artige, kleine Gestalt annehmen und vor Euch 35 hintreten, wie ich die Rettung von Frankreich vornehmen will. Ziehet Euren Harnisch wieder an und gehet an den Hof und saget, daß ich Euch besiegt, daß ich aber, weil Ihr Euch so brav gehalten, Euch freigelassen und zu meinem Abgesandten zum König ge-

macht, dem ich meine Hülfe durch Euch anbiete." Nun ließ ich seine Hand los und sprang mit gleichen Beinen aus dem Harnische heraus, wo er sich dann überaus über meine kleine, artige Gestalt erfreute und mir sagte, daß ich ihn hier wiedererwarten sollte, worauf er sich an Hof begab.

Ich saß nun im Gras und dankte Gott, daß er mir so herrliche Gesinnungen eingeflößt. „Mit meinen Verheißungen wird es sich auch schon finden", dachte ich und sah mir immer meinen lieben roten Apfel recht an, welcher meinen Mut ungemein stärkte. Sieh, da kam alsbald eine schöne Gesandtschaft von vornehmen Hofkavalieren, den Prinzen von Burgund an ihrer Spitze, zu mir her und luden mich von seiten Ihrer Majestät sehr höflich ein, in das Schloß zu kommen. Sie hatten einen goldnen Sessel bei sich, ich sprang sogleich mit meinem Apfel drauf und ließ mich an Hof tragen. Noch am Abend ward ich dem König und der Prinzessin vorgestellt, die sich sehr über meine Gestalt wunderte und ein Mal über das andere Mal sagte: „O le petit drôle, qu'il est joli, qu'il est petit maître!" Das schmeichelte mir sehr, und der König versprach mir noch am Abend seine Tochter, wenn ich das Renntier erlegen würde. „Ich kenne das Einhorn, Euer Majestät", sprach ich; „ich habe es gesehen, als ich auf der Hochzeit der langen Nacht und des langen Tags war, welche zwischen Calais und Dover gefeiert wurde, wo jetzt der Canal de la Manche ist. Saget mir doch, wodurch hat sich dann der Streit mit ihm entsponnen?" — „Das ist ein sehr kritischer Fall", sagte der König, „den alle Juristen nicht entscheiden könnten. Das Einhorn hatte einen schönen Garten auf seiner Seite, Bretagne genannt; als nun plötzlich die Erde zwischen den zwei Ländern brach und das Meer sich durchstürzte, riß das Meer jenen Garten hinweg und führte ihn herüber auf meine Seite, wo mein Hahn seine Wohnung hatte, und so ist das Einhorn morgens auf dieser Seite erwacht in seinem Garten. Da aber mein Hahn morgens in seinen Garten gehen wollte, fand er ihn nicht mehr. Das Land hatte sich verwandelt, der Garten des Einhorns lag auf seinem Garten. Nun begann ein Streit, wer hier der Herr sei. Der Hahn sagte: ‚Hier habe ich immer gewohnt, hier ist meine Grenze, hier ist mein Himmel.'

Das Einhorn sagte: ‚Dieser Garten ist mein, diese Bäume habe ich gepflanzt, diese Felder hab' ich gesäet.' Der Hahn sagte: ‚Trage deinen Garten hinweg!' Das Einhorn sagte: ‚Ich habe ihn nicht hergetragen und brauche ihn auch nicht wegzutragen.' Nun entstanden Prozesse, die kein End' nehmen, und endlich Krieg. Das Einhorn wütet durch das ganze Gallien und hat mich schon bis hieher vertrieben. Täglich erwarte ich die traurige Nachricht, daß es sich meinem Hoflager nähert und ich mich von neuem zurückziehen müsse."

Kaum hatte der König diese Worte erzählt, als ein Kurier hereintrat und die Nachricht brachte, daß das Einhorn sich nahen müsse, denn schon nahe sich das ungeheure Wildschwein, welches immer vor ihm herlaufe und das Land verwüste. „Ach", sprach der König, „wenn wir das abscheuliche Wildschwein nur los wären; mit ihm muß der Anfang gemacht werden, es ist der stärkste Bundesgenosse des Einhorns." Worauf ich ihm erwiderte: „Ihro Majestät, ich habe mich zwar allein anheischig gemacht, das Einhorn für die Hand Eurer reizenden Tochter zu bezwingen; so aber Ihro Majestät mir versprechen, mir Prinzessin Lilie morgen abend zur Frau zu geben, so will ich morgen schon diesen Eber zu Ihren Füßen legen." Der König lächelte und sagte: „Mein teurer Ritter Siebentot, ohne einen Zweifel in Eure Tapferkeit zu setzen, kömmt es mir doch immer sehr kurios vor, wenn Ihr von solchen Heldentaten sprecht; doch sei Euer Begehren bewilligt! So Ihr das Schwein tötet, soll Euch die Prinzessin gegeben werden."

Dies war unsre Unterredung am ersten Abend, worauf ich zu Bette ging und vortrefflich schlief. Am folgenden Morgen machte ich mich auf, um mein Heil mit dem Wildschwein zu versuchen. Kaum war ich eine Stunde weit in den Wald gegangen, als ich das Grunzen des Schweins hörte. Mich ergriff eine unbeschreibliche Angst, als es im Gebüsch hinter mir rasselte. Schnell lief ich in eine Kapelle, die im Wald stand, und machte die Türe zu; aber sieh, das entsetzliche Schwein sprang zu mir durch das Fenster herein. Als ich es ankommen sah, sprang ich zur Türe hinaus und hielt sie zu; da sprang das Schwein wieder zum Fenster heraus gegen mich, und ich sprang

wieder der Türe hinein. Kaum fand das Schwein die Türe abermals verschlossen, als es wieder zum Fenster hereinsprang und ich wieder zur Türe hinaus, und so ging dies Raus und Rein und Rein und Raus über sechs Stunden lang, bis das Schwein, welches immer den schweren Sprung über das Fenster machen mußte, so müde ward, daß es in der Kapelle beinahe tot an die Erde fiel. Nun warf ich mit Steinen nach ihm, und als ich sah, daß es sich kaum mehr regen konnte, nähte ich ihm die Nasenlöcher und das Maul zu und schnitt ihm den Schwanz ab, worauf ich die Kapelle verschloß und mit meinem Schweineschwanz nach Hof zurückeilte.

Ich legte ihn dem König zu Füßen und begehrte Ketten und Jäger, um das Schwein abzuholen. Dies ward mir sogleich bewilligt. Ich zog, mit allem versehen, hinaus, wir fanden das Schwein bereits erstickt und schleiften es, an einer Kette gebunden, nach Hof vor den König. Der Prinz von Burgund ward bleich vor Verdruß, mich als Held zu sehen; denn er hätte die Prinzessin Lilie selbst gern geheuratet. Auch die Prinzessin wollte nicht dran, ein so kleines Herrchen zu heuraten; aber der König, der ein Mann von Wort war, ließ sich nichts einreden, und ich wurde sogleich mit Lilie zusammengetraut und saß beim Abendschmaus zwischen ihr und dem König. Da gab mir der Prinz von Burgund einen Trunk, der ein wenig stark war, und ich ward so berauscht, daß ich den andern Morgen auf meinem Hochzeitsbett erwachte. Die Prinzessin Lilie saß auf einem Lehnstuhl neben mir und sprach, als ich die Augen öffnete: „Gott sei Dank! Ihr lebt noch, mein Herr und Gemahl, ich zitterte schon für Euch. Was habt Ihr denn nur gehabt? Die ganze Nacht sagtet Ihr: ‚Wichst mir das Garn‘, oder ‚Manchester‘, oder ‚Kamelhaar‘, und dabei fuhrt Ihr mit den Händen aus wie ein Schneider, der näht.“ — „Ei!“ sagte ich, „geliebte Prinzessin, ich träumte, daß ich in Manchester in Großbritannien ein Kamel in einem Garn gefangen hätte.“ Damit ließ sie sich zufriedenstellen, und wir begaben uns zum König.

Aber der war schon wieder in großer Not. Ein Kurier hatte ihm gemeldet, daß das Einhorn Paris eingenommen und auf die Nachricht von dem Tod des Schweines einen Riesen ab-

geschickt habe, den König tot oder lebendig zu fangen. Nun hetzte alles an mir, und die Prinzessin sagte, ich müsse den Riesen besiegen, oder sie hielte mich nach meinen Träumen für einen lenden Schneider. Alles lachte laut, als sie dies sagte, und ich mußte, da ich mich einmal in die Händel eingelassen, meinen zweiten Heldengang tun. Ich zog an drei Stunden durch den Wald; da hörte ich einen gewaltigen Tritt, daß die Erde zitterte, und kletterte in meiner Herzensangst auf einen hohen Kirschenbaum, welcher vor einem kleinen Försterhaus stand. Aber wie erschrak ich, als der Riese an den Baum trat, dessen Kirschen ganz bequem hingen; er aß bald hier, bald dort, und als er mich sah, sagte er: „Ei, du garstige Spinne auf den schönen Kirschen!" und nun gab er mir einen Schneller mit dem Finger, daß ich in den Rauchfang des Förstershauses flog und in einen großen Topf voll Buttermilch fiel, der auf dem Herde stand. Kaum war ich drin, als der Riese auch das Dach des Hauses abhob, nach der Milch griff und sie mitsamt dem Topf herunterschluckte. Aber ich stemmte mich in seiner Kehle, daß er mich nicht herauf- und herunterbringen konnte, und fing an, ihm mit meiner Schere von innen den Hals aufzuschneiden, daß er wie ein Löwe brüllte und endlich tot niederfiel.

Da spazierte ich dem Loche heraus und lief eilends, blutig, wie ich war, nach Hof. Der König und meine Prinzessin waren nicht wenig erschrocken, mich so wiederzusehen, aber ich schrie „Viktoria!" und legte ihnen den Schnurrbart des Riesen, den ich mit vieler Mühe mitgeschleift hatte, zu Füßen. Nun zogen gleich die Stallknechte mit zwanzig Pferden mit mir zurück, und wir schleiften den Riesen vor das Schloß. Abermal hielt man da eine große Gasterei und trank meine Gesundheit mit Pauken und Trompeten, und ich ward abermals so sehr berauscht, daß ich, ohne zu wissen, wie ich hineingekommen war, morgens in der Brautkammer erwachte. Prinzessin Lilie saß wieder auf dem Lehnstuhl und begrüßte mich mit bittern Tränen. „O mein teuerster Gemahl und Held Siebentot", sagte sie, „wie war mir wieder angst um Euch, Ihr schriet wieder im Traum: ‚Was Kraut und immer Kraut!' und dann sagtet Ihr: ‚Zwei Ellen Futterbarchent 1 fl. 30 kr., für Fasson 3 fl. 45 kr., für Steif-

leinwand in den Kragen 1 fl. 12 kr., für Nähseide und Kamelhaar 3 fl. 26 kr.', und so immer fort, eine ganze Schneiderrechnung; auch habe ich Eure Finger besehen und finde sie so gewaltig verstochen, daß ich in großer Angst bin, daß Ihr ein Schneider seid."
5 Ich sagte ihr, sie solle sich dergleichen aus dem Sinne schlagen, ein Traum sei ein Schaum. Aber sie weinte immer fort und wollte mir keinen Kuß geben, bis ich das englische Einhorn gefangen hätte. Verdrießlich über ihren Eigensinn stand ich auf und sagte ihr, daß ich ihr das Einhorn bringen wollte.

10 So marschierte ich wieder in den Wald, wo mir bald allerlei flüchtige Leute begegneten, die mir sagten, das Einhorn sei in vollem Anmarsch. Ich ließ mich nicht stören und vertraute auf gut Glück. Bald hörte ich es heranrasseln durch das Gebüsch. Ich aber trat mitten vor es hin, und wenn es mich mit seinem
15 Horn spießen wollte, sprang ich immer hinter einen Baum, und so neckte ich es lang, bis es ganz toll und blind mit seinem Horn dermaßen in das Astloch einer Eiche rannte, daß es sich selbst fing und nicht rückwärts noch vorwärts konnte. Nun war ich gleich bei der Hand und vernähte ihm dermaßen die Nasen-
20 löcher und das Maul mit einer Kettennaht, daß es kaum Atem holen konnte, worauf es demütig ward wie ein Lamm und sich von mir an einer Halfter von Tuchenden ruhig in das Schloß führen ließ.

Als ich ankam, wollte der König eben mit Sack und Pack
25 flüchten; aber wie war die Verwunderung groß, mich mit dem Einhorn zu sehen! Es neigte sich vor dem Könige und seufzte; dann führte ich es zu der Prinzessin, daß es ihr das Haupt in den Schoß legen sollte, aber es schüttelte den Kopf und wollte nicht. Nun ward es gefesselt und in einen Turm gesperrt. Der
30 König konnte mir nicht genug danken, daß ich ihm seinen Feind gefangen; aber die Prinzeß war sehr verdrießlich, daß sich das Einhorn nicht vor ihr geneigt, und als der König sie bei Tisch fragte, warum sie traure, sagte sie: „Was helfen mich alle die Siege des Helden Siebentot? Ich werde ihn doch immer für
35 einen Schneider halten, der mein Gemahl nicht sein kann, bis er öffentlich, vor meinen Augen, einen Kampf mit einem Geißbock besteht." Dieser boshafte Vorschlag ärgerte mich tief in der

Seele, und ich erwiderte ihr: „Und ich werde Euch so lange für keine tugendhafte Jungfrau halten, als Euch das Einhorn den Kopf nicht in den Schoß legt.“ Sie wurde rasend darüber und warf mir ihren Handschuh hin; da er aber von Ziegenleder war, sprang ein Geißbock, welcher Schloßgärtner war, hervor und hob ihn auf. „Wohlan“, sagte der König, „Ihr, der Sieger über das Wildschwein, den Riesen und das Einhorn, werdet bald mit dem Geißbock fertig sein; beginnt den Kampf auf Leben und Tod!“ Aber, du mein Gott, wie schlimm stand es mit mir! Denn kaum hatte der König ausgeredet, als mich der Geißbock auch schon mit den Hörnern im Hosenbund ergriff, mich ein paarmal hin und her schwenkte und mich dann mit unbeschreiblicher Gewalt über die Bäume hinaus in den wilden Wald schleuderte.

Ich fiel ganz sanft auf einen Bund Heu nieder, an dem einige Esel fraßen, und da sie mit ihren Mäulern noch ziemlich weit von mir entfernt waren, hatte ich noch keine Sorge und überlegte mein trauriges Geschick. Der Undank des Königs und der Prinzessin kränkte mich tief; aber indem ich meinen roten Apfel ansah, dachte ich wieder: „Es geschah dir doch recht! Warum konntest du das schöne Mägdlein vergessen, das dir mit diesem Apfel allein deinen Mut eingeflößt?“ Nun sah ich mich um und bemerkte, daß ich unter einer Schar von Räubern war, die soeben überlegten, wie sie des Königs Schatzkammer bestehlen wollten. „Potz Bügeleisen!“ dachte ich, „da kannst du dich für den Undank rächen“, und als mir nun die Esel mit ihren Mäulern zu nahe kamen, stach ich sie mit meiner großen Stopfnadel tüchtig in die Nase, worüber sie laut schrien und davonliefen. Nun sprangen die Räuber auf und fingen sie ein, und als sie wieder nachsahen, was die Esel von dem Heu verjagt hatte, sahen sie mich kleinen Helden auf dem Heu sitzen, der sie folgendermaßen anredete: „Meine Herrn und Freunde! Ich bin der Held Siebentot, ich habe dem König das Wildschwein, den Riesen, das Einhorn besiegt; er hat mich mit Undank belohnt, ich will mich an ihm rächen. Ich habe gehört, daß ihr seine Schatzkammer berauben wollt, laßt mich euer Bruder und Gehülfe sein, ich weiß alle Schliche und Wege im Schloß. Stellt euch nur unter die Fenster der Schatzkammer in der Nacht, und wenn ihr gut

fangen könnt, will ich euch Taler genug herauswerfen." Die Diebe willigten ein.

Mit der Abenddämmerung stellten sie sich unter die Fenster der Schatzkammer; ich nahm ein grünes Krautblatt auf den Rücken und hüpfte wie ein Frosch zwischen den Wachen in das Schloß hinein. Die eine Schildwache wollte nach mir stechen, die andere sagte aber: „Laß den Grünhösler hüpfen, er zeigt uns gut Wetter auf morgen an." So entkam ich glücklich dem Tod und schlich nun nach der Türe der Schatzkammer, wo ich wußte, daß alle Abend der Schatzmeister hineinging und Geld auf morgen holte. Er kam auch bald, und ich schlupfte mit ihm hinein; da er wieder fort war, begann ich meinen Kameraden einen Taler nach dem andern hinabzuwerfen, und so arbeiteten wir die ganze Nacht.

Den folgenden Abend kam der Schatzmeister wieder und wunderte sich, daß der Haufen Taler so abgenommen. Doch ging er wieder fort, nachdem er alle Schlösser und Fenster noch wohlverwahrt gefunden. Nun warf ich wieder die ganze Nacht die Taler einzeln hinunter, und als der Schatzmeister sah, daß fast alles Geld verschwunden war, so begann er überall zu suchen. Nun versteckte ich mich unter einen Taler und rief ihm zu: „Hier bin ich!" Wenn er aber hergelaufen kam, saß ich schon wieder unter einem andern Taler und schrie: „Hier bin ich!" So neckte ich den Schatzmeister so lange herum, bis ihm das Licht ausging. Da fing ich nun wieder an, Taler hinunterzuwerfen, und er suchte die Türe, um davonzulaufen. Als er aber mit dem König und mehreren Menschen wiederkam, saß ich eben auf dem letzten Taler und hüpfte mit den Worten „Adieu, Herr Schwiegervater, ich habe mir meine Bezahlung geholt" zum Fenster hinunter. Schnell eilte ich nun mit meinen Kameraden in den Wald, wo wir unsere Beute teilten, wobei ich aber nur einen Kreuzer kriegte, weil ich schon an meinem Apfel genug zu schleppen hatte.

Ich steckte den Kreuzer in den Apfel, und sie ernannten mich zu ihrem Hauptmann; ich nannte mich Rinaldo Rinaldini und tat viele große Taten, von welchen ein ganzes Buch geschrieben ist[1].

[1] Der berühmte Räuberroman „Rinoldo Rinaldini" von Christian August Vulpius (Leipzig 1798).

Was half mich aber alles? Als ich einstens, auf einer Wiese spazierend, mich in edlen Gedanken von meinen Kameraden entfernt hatte, wurde grade Gras gemäht von einer dicken, starken Bauermagd. Ich sah nach ihren roten Strümpfen und dachte an die Jungfrau in Mainz, die auch rote Strümpfe angehabt. In solchen schönen Jugenderinnerungen blieb ich wie versteinert stehn. Da faßte mich die Bauermagd mitsamt dem Gras, in dem ich stand, und schnitt es mir unter den Füßen weg und steckte mich in ihre Schürze. Die Überraschung, die Macht der Erinnerung und der betäubende Heuduft hatten mich berauscht; ich entschlummerte, und sie warf mich ihrer Geiß vor, welche mich mitsamt dem Heu gierig hinunterfraß. Da ich erwachte, war ich in dem Bauch der Geiß, wo mir es gewaltig widerwärtig zumute war; ich kniff die Geiß und quälte sie so, daß die Bäurin, der sie gehörte, glaubte, die Geiß wolle toll werden, und sich entschloß, sie zu schlachten. Als sie in den Stall kam und die Geiß schlachten wollte, schrie ich immer: „Hier bin ich! Hier bin ich!" Aber sie hörte mich nicht, schlachtete die Geiß und hackte eine Wurst aus ihr. Unter dem Hacken war ich in Todesangst und schrie immer: „Ich bin hier! Ich bin hier! Hackt nicht zu tief!" Aber sie hörte mich während dem Geklapper der Hackmesser nicht und füllte mich in die Wurst und hängte mich in den Rauch. Da kam aber eine Eule nach einiger Zeit und stahl die Wurst, und als sie dran fraß, bekam ich Luft und lief von neuem fort auf die Wanderschaft.

Vor allem lief ich auf die Wiese, wo ich meinen Apfel hatte liegenlassen, und fand ihn auch wieder gesund und rot, was mir ein gutes Zeichen schien für das Wohlsein meiner Liebsten. Da ich aber bereits mit meinem Apfel wieder in der Nähe von Mainz war, erwischte mich ein Fuchs und fraß mich mitsamt dem Apfel in einem Schluck hinunter. Nun rief ich immer: „Herr Fuchs, ich bin hier!" Er fragte: „Wo?" Ich sagte: „In Eurem Bauch. O laßt mich frei!" — „Ja", sagte er, „wenn du mich in einen guten Hühnerhof bringen willst." — „Ja!" sagte ich; und nun sagte ich ihm den Weg nach meiner Liebsten Wohnung. Er schlich sich nachts in ihren Hühnerstall; da sie aber grade drin war, mit einer Mistgabel den Stall zu reinigen,

stach sie ihn damit in den Hals, und als der Fuchs tot war, schrie ich immer:

„Liebstes Röschen, ich bin hier,
Ich bin hier!
Ich bringe dir den Apfel rot;
Ach, helfe mir aus meiner Not!"

Da schnitt sie den Fuchs auf, und ich fiel ihr zu Füßen, und sie heuratete mich, und ich ward Meister hier in Mainz, und sie gebar mir ein Söhnlein Garnwichserchen.

---

# Gockel und Hinkel.

In Deutschland in einem wilden Wald lebte ein altes Männchen, und das hieß Gockel. Gockel hatte ein Weib, und das hieß Hinkel. Gockel und Hinkel hatten ein Töchterchen, und das hieß Gackeleia. 5

Ihre Wohnung war in einem alten Schloß, woran nichts auszusetzen war, denn es war nichts darin, aber viel einzusetzen, nämlich Tür und Tor und Fenster. Mit frischer Luft und Sonnenschein und allerlei Wetter war es wohl ausgerüstet, denn das Dach war eingestürzt und die Treppen und Decken und Böden 10 auch. Gras und Kraut wuchs überall, aus allen Winkeln, und Vögel vom Zaunkönig bis zum Storch nisteten in dem wüsten Haus. Es versuchten zwar einigemal auch Geier, Habichte, Weihen, Falken, Eulen, Raben und solche vornehme Vögel, sich da anzusiedeln, aber Gockel schlug es ihnen rund ab, wenn sie ihm 15 gleich allerlei Braten und Fische als Miete bezahlen wollten. Da ihm nun auch sein Weib Hinkel sagte: „Mein lieber Gockel, es geht uns sehr knapp, warum willst du die vornehmen Vögel nicht hier wohnen lassen? Wir könnten die Miete doch wohl brauchen; du läßt ja das ganze Schloß von allen möglichen Vögeln bewoh- 20 nen, welche dir gar nichts dafür geben!" antwortete Gockel: „O du unvernünftiges Hinkel, vergißt du denn ganz und gar, wer wir sind? Schickt es sich auch wohl für Leute unsrer Herkunft, von der Miete solches Raubgesindels zu leben? Und gesetzt auch, Gott suchte uns mit solchem Elend heim, daß uns die Ver- 25 zweiflung zu so unwürdigen Hilfsmitteln triebe — was doch nie geschehen wird, denn eher wollte ich Hungers sterben —: womit würden die räuberischen Einwohner uns vor allem die Miete bezahlen? Gewiß würden sie uns alle unsre lieben Gastfreunde erwürgt in die Küche werfen, und zwar auf ihre mörderische Art 30

zerrupft und zerfleischt. Die freundlichen Singvögel, welche uns mit ihrem lieblichen Gezwitscher unsre wüste Wohnung zu einem anmutigen, herzerfreuenden Aufenthalt machen, willst du doch wohl lieber singen hören, als sie gebraten essen? Würde dir das Herz nicht brechen, eine liebe Nachtigall, eine treuliche Grasmücke, einen fröhlichen Distelfink oder gar das liebe, treue Rotkehlchen in der Pfanne zu rösten oder am Spieße zu braten, und denn zuletzt, wenn sie alle die Miete bezahlt hätten, nichts als das Geschrei und Geächze der greulichen Raubtiere zu hören? Aber wenn auch alles dieses zu überwinden wäre, bedenkst du dann in deiner Blindheit nicht, daß diese Spitzbuben allein so gerne hier wohnen möchten, weil sie wissen, daß wir uns von der Hühnerzucht nähren wollen? Haben wir nicht die schöne alte Glucke jetzt über dreißig Eiern sitzen, werden diese nicht dreißig Hühner werden, und kann nicht jedes wieder dreißig Eier legen, welche es wieder ausbrütet zu dreißig Hühnern? Macht schon dreißigmal dreißig, also neunhundert Hühner, welchen wir entgegensehen, o du unvernünftiges Hinkel, und zu diesen willst du dir Geier und Habichte ins Schloß ziehen! Hast du denn gänzlich vergessen, daß du ein Nachkömmling aus dem hohen Stamme der Grafen von Hennegau bist, und kannst du solche Vorschläge einem gebornen, leider armen, leider verkannten Rauhgrafen von Hanau machen? Ich kenne dich nicht mehr! O du entsetzliche Armut, ist es dann also wahr, daß du auch die edelsten Herzen endlich mit der Last deines leeren und doch so schweren Sackes zum Staube niederdrückest?" Also redete der arme alte Rauhgraf Gockel von Hanau in edlem, hohem Zorne zu Hinkel von Hennegau, seiner Gattin, welche so betrübt und beschämt und kümmerlich vor ihm stand, als ob sie den Pips hätte.

Hinkel sammelte sich und wollte eben sagen: „Die Raubvögel bringen aber wohl manchmal junge Hasen —", aber es krähte der alte schwarze, ungemein große Haushahn ihres Mannes, der über ihr auf einem Mauerrande saß, in demselben Augenblick so hell und scharf, daß er ihr das Wort wie mit einer Sichel vor dem Munde wegschnitt, und als er dabei mit den Flügeln schlug und Gockel von Hanau sein zerrissenes Mäntelchen auch auf der Schulter hin und her warf, so sagte die Frau Hinkel von

Hennegau auch kein Pipswörtchen mehr; denn sie wußte den Hahn und den Gockel zu ehren.

Sie wollte eben umwenden und weggehen, da sagte Gockel: „O Hinkel, ich brauche dir nichts mehr zu sagen, der ritterliche Alektryo[1], der Herold, Wappenprüfer und Kreiswärter, Notarius publicus und Kaiserlich gekrönte Poet meiner Altvordern, hat meine Rede unterkrähet und somit protestiert, daß seinen Junghinteren, den zu erwartenden Hühnchen, die gefährlichen Raubvögel zugesellt würden."

Bei diesen letzten Worten bückte sich Frau Hinkel bereits unter der niedrigen Türe und verschwand mit einem tiefen Seufzer im Hühnerstall. Im Hühnerstall? Ja — denn im Hühnerstall wohnte Gockel von Hanau, Hinkel von Hennegau und Gackeleia, ihre Fräulein Tochter, und in der Ecke lag ein altes Schild voll Stroh, worauf die Glucke über den dreißig Eiern brütete, und von einer Wand zur andern ruhte eine alte Lanze in zwei Mauerlöchern, auf welcher sitzend der große schwarze Hahn nachts zu schlafen pflegte. Der Hühnerstall war der einzige Raum in dem alten Schlosse, der noch bewohnbar unter Dach und Fach stand.

Vor alten Zeiten war dieses Schloß eines der herrlichsten in ganz Deutschland, aber die Franzosen, welche es so zu machen pflegen, zerstörten es ganz und gar, als es der Urgroßvater Gockels von Hanau bewohnte, und weil sie außerordentlich gern Hühnerfleisch essen, verzehrten sie ihm alle sein herrliches Federvieh. Dem alten Herrn blieb nichts als sein schönster Hahn und seine beste Henne, mit welchen er sich im Wald versteckt hatte, und von diesen stammt der Hahn und die Henne Gockels ab.

Nach jenem Unfall haben die Vorfahren Gockels sich nie wieder erholt und waren meistens Fasanen- und Hühnerminister bei den benachbarten Königen von Gelnhausen gewesen. Gockel hatte nach dem Tode seines Vaters diese Stelle auch gehabt; weil aber der letzte König ein übermäßiger Liebhaber von Eiern war und keine Brut von Hühnern aufkommen ließ, sondern sie alle als Eier verzehrte, so widersetzte sich Gockel diesem Miß-

[1] Dem griechischen Wort für „Hahn" nachgebildet.

brauch so lebhaft, daß der erbitterte König ihm seine Stelle als Fasanen- und Hühnerminister nahm und ihm befahl, den Hof zu verlassen.

In den elendesten Umständen kam der alte Gockel von Hanau mit seiner Frau Hinkel von Hennegau und Gackeleia, seiner Tochter, auf dem zerstörten Schlosse seiner Vorfahren an, und sein einziger Reichtum war sein Stammhahn Alektryo und sein Stammhuhn Gallina, welche er von seinem Vater ererbt hatte, und die ihn nie verließen; aber er hatte, was mehr wert war als der Hahn und das Huhn, ein edles, stolzes Herz in seiner Brust und eine freies, schuldloses Gewissen dazu.

Frau Hinkel von Hennegau folgte zwar ihrem lieben Manne gern in das Elend, aber sie seufzte doch oft unterwegs in dem wilden Wald, wenn sie an die Herrlichkeit der Stadt Gelnhausen gedachte, wo immer ein Haus um das andre ein Bäcker- oder Fleischerladen ist. Traurig dachte sie an die fetten aufgehängten Kälber, Hämmel und Schweine, in deren aufgeschlitzten Leibern dort weiße, reinliche Tücher ausgespannt zu sein pflegten, und an die schön in Reih' und Glied auf weißen Bänken aufgestellten braunglänzenden Brode und gelben Semmeln und schön lackierten Eierwecke, Bubenschenkel genannt.

Gackeleia, ihr Töchterchen, das sie an der Hand führte, fragte ein um das andre Mal: „Mutter, gibt es auch Brezeln, wo wir hingehen?" Da seufzte die Frau Hinkel; Gockel aber, der ernsthaft und freudig mit seinem Stabe voranschritt und auf der einen Schulter Alektryo, den Stammhahn, auf der andern Gallina, das Stammhuhn, sitzen hatte, sagte: „Nein, mein Kind Gackeleia, Brezeln gibt es nicht, sie sind auch nicht gesund und verderben den Magen; aber Erdbeeren, schöne rote Walderdbeeren gibt es die Menge", und somit zeigte er mit seinem Stocke auf einige, die am Wege standen, welche Gackeleia mit vielem Vergnügen verzehrte.

Als Gackeleia diese gegessen hatte, fragte sie wieder: „Mutter, gibt es so schöne braune Kuchenhäschen, wo wir hingehen?" Da seufzte Frau Hinkel wieder, und die Tränen kamen ihr in die Augen, Gockel aber sagte freundlich zu dem Kinde: „Nein, mein Kind Gackeleia, Kuchenhäschen gibt es da nicht, sie sind auch

nicht gesund und verderben den Magen; aber es gibt da lebendige Seidenhäschen und weiße Kaninchen, aus deren Wolle du der Mutter auf ihren Geburtstag ein Paar Strümpfe stricken kannst, wenn du fleißig bist. Sieh, sieh, da läuft eines!" Und somit zeigte er mit seinem Stock auf ein vorüberlaufendes Kaninchen. Da riß sich Gackeleia von der Mutter los und sprang dem Hasen nach mit dem Geschrei: „Gib mir die Strümpfe, gib mir die Strümpfe!" — aber fort war er, und sie fiel über eine Baumwurzel und weinte sehr. Der Vater verwies ihr ihre Heftigkeit und tröstete sie mit Himbeeren, welche neben der Stelle wuchsen, wo sie gefallen war.

Nach einiger Zeit fragte Gackeleia wieder: „Liebe Mutter, gibt es denn auch da, wo wir hingehen, so schöne gebackne Männer von Kuchenteig mit Augen von Wacholderbeer und einer Nase von Mandelkern und einem Mund von einer Rosine?" Da konnte die Mutter ihre Tränen nicht zurückhalten und weinte; Gockel aber sagte: „Nein, mein Kind Gackeleia, solche Kuchenmänner gibt es da nicht, die sind auch gar nicht gesund und verderben den Magen; aber es gibt da schöne bunte Vögel die Menge, welche allerliebst singen und Nestchen bauen und Eier legen und ihre Jungen füttern. Die kannst du sehen und lieben und ihnen zuschauen und die süßen wilden Kirschen mit ihnen teilen." Da brach er ihr ein Zweiglein voll Kirschen von einem Baum, und das Kind ward ruhig.

Als Gackeleia aber nach einer Weile wieder fragte: „Liebe Mutter, gibt es dann dort, wo wir hingehen, auch so wunderschöne Pfefferkuchen wie in Gelnhausen?" und die Frau Hinkel immer mehr weinte, ward der alte Gockel von Hanau unwillig, drehte sich um, stellte sich breit hin und sprach: „O mein Hinkel von Hennegau, du hast wohl Ursache, zu weinen, daß unser Kind Gackeleia ein so naschhafter Freßsack ist und an nichts als an Brezeln, Kuchenhasen, Buttermänner und Pfefferkuchen denkt! Was soll daraus werden? ‚Not bricht Eisen, Hunger lehrt beißen.' Sei vernünftig, weine nicht, Gott, der die Raben füttert, welche nicht säen, wird einen Gockel nicht verderben lassen, der säen kann; Gott, der die Lilien erhält, die nicht spinnen, wird die Frau Hinkel von Hennegau nicht umkommen lassen,

welche sehr schön spinnen kann, und auch das Kind Gackeleia nicht, wenn es das Spinnen von seiner Mutter lernt." Diese Rede Gockels ward von einem gewaltigen Geklapper unterbrochen, und sie sahen alle einen großen Klapperstorch, der aus dem Gebüsche ihnen entgegentrat, sie sehr ernsthaft und ehrbar anschaute, nochmals klapperte und dann hinwegflog.

„Wohlan", sagte Gockel, „dieser Hausfreund hat uns willkommen geheißen; er wohnt auf dem obersten Giebel meines Schlosses, gleich werden wir da sein; damit wir aber nicht lange zu wählen brauchen, in welchem von den weitläufigen Gemächern des Schlosses wir wohnen wollen, so will ich unsre höchste Dienerschaft voraussenden, damit sie uns die Wohnungen aussuchen."

Nun nahm er den großen Stammhahn von der Schulter auf die rechte Hand und die Stammhenne auf die linke und redete sie mit ehrbarem Ernste folgendermaßen an: „Alektryo und Gallina! Ihr stehet im Begriff wie wir, in das Stammhaus eurer Voreltern einzuziehen, und ich sehe es an euern ernsthaften Mienen, daß ihr so gerührt seid als wir. Damit nun dieses Ereignis nicht ohne Feierlichkeit sei, so ernenne ich dich, Alektryo, edler Stammhahn, zu meinem Schloßhauptmann, Haushofmeister, Hofmarschall, Astronomen, Propheten, Nachtwächter und hoffe, du wirst unbeschadet deiner eignen Familienverhältnisse als Gatte und Vater diesen Ämtern gut vorstehn. Das nämliche erwarte ich von dir, Gallina, edles Stammhuhn. Indem ich dich hiermit zur Schlüsseldame und Oberbettmeisterin des Schlosses ernenne, zweifle ich nicht, daß du diesen Ämtern trefflich vorstehn wirst, ohne deswegen deine Pflichten als Gattin und Mutter zu vernachlässigen. Ist dies euer Wille, so bestätigt mir es feierlich!"

Da erhob Alektryo seinen Hals, blickte gegen Himmel, riß den Schnabel weit auf und krähete feierlichst, und auch Gallina legte ihre Versicherung mit einem lauten, aber rührenden Gegacke von sich; worauf sie Gockel beide an die Erde setzte und sprach: „Nun, Herr Schloßhauptmann und Frau Schlüsseldame, eilet voraus, suchet eine Wohnung für uns aus und empfangt uns bei unserm Eintritt!" Da eilte der Hahn und die Henne, in

vollem Laufe, was gibst du, was hast du, in den Wald hinein, nach dem Schlosse zu.

Nun ermahnte Gockel auch noch die Frau Hinkel und das Kind Gackeleia zur Zufriedenheit, zum Vertrauen auf Gott und zu Fleiß und Ordnung in dem neu bevorstehenden Aufenthalt auf eine so liebreiche Art, daß Frau Hinkel und das Kind Gackeleia den guten Vater herzlich umarmten und ihm alles Gutes und Liebes versprachen.

Nun zogen sie alle froh und heiter durch den schönen Wald, die Sonne sank hinter die Bäume, es ward so recht stille und vertraulich, ein kühles Lüftlein spielte mit den Blättern, und Frau Hinkel von Hennegau sang folgendes Liedchen mit freundlicher Stimme, wozu Gockel und Gackeleia leise mitsangen:

„Wie so leis die Blätter wehn
In dem lieben, stillen Hain!
Sonne will schon schlafen gehn,
Läßt ihr goldnes Hemdelein
Sinken auf den grünen Rasen,
Wo die schlanken Hirsche grasen
In dem roten Abendschein.
Gute Nacht! Heiapopeia
Singt Gockel, Hinkel und Gackeleia.

„In der Quellen klarer Flut
Treibt kein Fischlein mehr sein Spiel;
Jedes sucht, wo es ruht,
Sein gewöhnlich Ort und Ziel
Und entschlummert überm Lauschen
Auf der Wellen leises Rauschen
Zwischen bunten Kieseln kühl.
Gute Nacht! Heiapopeia
Singt Gockel, Hinkel und Gackeleia.

„Schlau schaut auf der Felsenwand
Sich die Glockenblume um;
Denn verspätet über Land
Will ein Bienchen mit Gebrumm
Sich zur Nachtherberge melden
In den zarten blauen Zelten,
Schlüpft hinein und wird ganz stumm.

Gute Nacht! Heiapopeia
Singt Gockel, Hinkel und Gackeleia.

„Vöglein, euer schwaches Nest,
Ist dies Abendlied vollbracht,
Wird wie eine Burg so fest;
Fromme Vöglein schützt zur Nacht
Gegen Katz' und Marderkrallen,
Die im Schlaf sie überfallen,
Gott, der über alle wacht.
Gute Nacht! Heiapopeia
Singt Gockel, Hinkel und Gackeleia.

„Treuer Gott, du bist nicht weit,
Und so ziehen wir ohne Harm
In die wilde Einsamkeit,
Aus des Hofes eitelm Schwarm.
Du wirst uns die Hütte bauen,
Daß wir fromm und voll Vertrauen
Sicher ruhn in deinem Arm.
Gute Nacht! Heiapopeia
Singt Gockel, Hinkel und Gackeleia."

Als dies Lied zu Ende war, ward der Wald etwas lichter, und sie sahen den feurigen Abendhimmel durch die leeren Fensterbogen des Schlosses schimmern, an dessen offnem Tore sie standen. Ihr Empfang war feierlich: der Hahn Alektryo saß auf dem steinernen Wappen über dem Tore, schüttelte sich, schlug mit den Flügeln und krähte als ein rechtschaffener Schloßtrompeter dreimal lustig in die Luft, und alle Vöglein, die in dem verlassenen, baumdurchwachsenen Baue wohnten, und welchen der Hahn die Ankunft der gnädigen Herrschaft verkündigt hatte, waren aus ihren Nestern herausgeschlüpft und schmetterten lustige Lieder in die Luft, indem sie sich auf den blühenden Holunderbäumen und wilden Rosenhecken schaukelten, welche ihre Blüten vor den Eintretenden niederstreuten. Der Storch auf dem Schloßgiebel klapperte dazu mit seiner ganzen Familie, daß es schier wie eine große Musik mit Pauken und Trompeten klang.

Gockel, Hinkel und Gackeleia hießen alle willkommen und traten in die alte, zerfallene Kapelle, wo sie sich an dem Altar

neben die wilden Waldblumen niederknieten, ganz nahe dem Grabstein des alten Urgockels von Hanau, und Gott für ihre glückliche Reise dankten und ihn um Schutz und Hülfe anflehten.

Während ihrem Gebet waren alle Vögel ganz stille, und da sie sich von den Knien erhoben, lockten Alektryo und Gallina, als Schloßhauptmann und Schlüsseldame, an der Türe, sie sollten ihnen nach dem ausgesuchten Gemache folgen. Sie taten dies, und der Hahn und die Henne schritten gackernd und majestätisch über den Schloßhof auf den wohlerbauten, ganz erhaltenen Hühnerstall zu, der eine große Türe hatte; als Alektryo über die Schwelle schritt, bückte er sich tief mit dem Kopf, als befürchte er, mit seinem hohen roten Kamme oben anzustoßen, da die Türe doch für einen starken Mann hoch genung war; aber dieses war im Gefühle seines Adels, denn alle hohen Adeligen und alle gekrönte Häupter pflegen es so zu machen.

In diesem Hühnerstalle nun, dessen Fenster in ein kleines Gärtchen gingen, richteten sie sich ein, so gut sie konnten. Gockel machte von grünen Zweigen einen Besen und fegte mit Hinkel den Boden rein; dann machten sie ein Lager von Moos und dürren Blättern, worüber Gockel seinen Mantel und Hinkel ihre Schürze breitete und sich darauf schlafen legten, Gockel rechts, Hinkel links, das Töchterlein Gackeleia in der Mitte zwischen beiden. Der Hahn und die Henne nahmen auch ihren Platz ein, und von der Reise ermüdet, schliefen sie alle bald.

Gegen Mitternacht rührte sich Alektryo auf seiner Stange, und Gockel, der vor allerlei Gedanken, was er alles vornehmen wolle, seine Familie zu ernähren, nicht fest schlief, ward munter und sah umher, was vorging. Da bemerkte er an der Türe, durch welche der Mond schien, eine lauernde große Katze, die tat auf einmal einen Sprung herein, und in demselben Augenblick hörte Gockel ein Gepfeife und fühlte, daß ihm etwas in den weiten Ärmel seiner Jacke lief. Der Hahn und die Henne flatterten schreiend wegen der Katze herum, Gockel sprang auf und trieb die Katze hinaus, trat an die Türe und zog die Tierchen, die ihm in den Ärmel geschlüpft waren, hervor. Da erkannte er zwei weiße Mäuschen von außerordentlicher Schönheit. Sie waren nicht scheu vor ihm, sondern setzten sich auf die Hinterbeine und

zappelten mit den Vorderpfötchen, wie ein Hündchen, das bittet, was dem alten Herrn sehr wohl gefiel. Er setzte sie in seine Pudelmütze, legte sich wieder nieder und diese neben sich, mit dem Gedanken, die guten Tierchen am folgenden Morgen seinem Töchterchen Gackeleia zu schenken, welche, sehr ermüdet wie ihre Mutter, nicht erwacht war.

Als Gockel wieder eingeschlafen war, machten sich die zwei Mäuschen aus der Pudelmütze heraus und unterhielten sich miteinander. Die eine sprach: „Ach, Sissi, meine geliebte Braut, da hast du es nun selbst erlebet, was dabei herauskömmt, wenn man des Nachts so lange im Mondschein herumgeht. Habe ich dich nicht gewarnt?" Da antwortete Sissi: „O Pfiffi, mein werter Bräutigam, mache mir keine Vorwürfe, ich zittere noch am ganzen Leibe vor der schrecklichen Katze, und wenn sich ein Blatt regt, fahre ich zusammen und meine, ich sehe ihre feurigen Augen." Da sagte Pfiffi wieder: „Du brauchst dich nicht weiter zu ängstigen, der gute Mann hier hat der Katze einen so großen Stein nachgeworfen, daß sie vor Angst schier in den Bach hineingesprungen ist." — „Ach", sagte Sissi, „ich fürchte mich nur auf unsre weitere Reise; wir müssen wohl noch acht Tage laufen, bis wir zu deinem Königlichen Herrn Vater kommen, und da jetzt einmal eine Katze uns ausgekundschaftet hat, werden sie an allen Ecken auf uns lauern." Da erwiderte Pfiffi: „Wenn nur eine Brücke über den Fluß wäre, der eine halbe Tagereise von hier durch den Wald zieht, so wären wir bald zu Haus; aber nun müssen wir die Quelle des Flusses umgehn."

Als sie so sprachen, hörten sie eine Eule drauß schreien und krochen bang tiefer in die Mütze. „Auch noch eine Eule!" flüsterte Sissi. „O, wäre ich doch nie aus der Residenz meiner Mutter gewichen!" Und nun weinte sie. Der Mäusebräutigam war hierüber sehr traurig und überlegte her und hin, wie er seine Braut ermutigen und vor Gefahren schützen soll. Endlich sprach er: „Geliebte Sissi, mir fällt etwas ein; der gute Mann, der uns in seine Pudelmütze gebettet hat, würde uns vielleicht sicher nach Haus helfen, wenn er unsere Not nur wüßte. Lasse uns leise an seine Ohren kriechen und ihm recht flehentlich unsre Sorgen vorstellen; rede in deinen süßesten Tönen zu ihm, dann kann er

nicht widerstehen, aber ja recht leise, damit er nicht aufwacht, denn nur im Schlafe verstehen die Menschen die Sprache der Tiere."

Sissi war sogleich bereit und kroch an das linke Ohr Gockels, und Pfiffi an das rechte, und zischelten ihm mit ihren feinsten Stimmchen zu. Pfiffi sang, nachdem er sich auf die Hinterbeine gesetzt und seinen Schweif quer durch das Maul gezogen hatte, um eine rührendere Stimme zu bekommen:

„Ich bin der Prinz von Speckelfleck
Und führe heim die schönste Braut;
Die Katze bracht' ihr großen Schreck,
Sie bangt um ihre Sammethaut.
Ach, Gockel, bring' uns bis zum Fluß
Und bau' uns drüber einen Steg,
Daß ich mit meiner Braut nicht muß
Den Quell umgehn auf weitem Weg!
Gedenken wird dir's immerdar
Ich und der hohe Vater mein;
Ist's auch nicht gleich, vielleicht aufs Jahr,
Stellt Zeit zu Dank und Lohn sich ein.
Doch was braucht's da viel' Worte noch?
Hart wird es mir, der edlen Maus,
Vor deinem großen Ohrenloch
Zu betteln, mir, die stets zu Haus
Als erstgeborner Königssohn
Gefürchtet und befehlend sitzt
Auf einem Parmesankästhron,
Der stolze Butterträne schwitzt.
Sag' dir hiermit, erwähl' dein Teil,
Nimm mich und meine Braut in Schutz,
Schaff' uns nach Haus gesund und heil,
Sonst biete ich dir Fehd' und Trutz!
Wenn uns die Katze auch nicht beißt,
Maulleckend nur die Zähne bleckt,
Miauend meine Braut erschreckt,
Woran viel liegt, was du nicht weißt,
Krümmt sie uns nur ein einziges Haar,
Faßt uns ein wenig nur am Schopf,
Vielmehr, frißt sie uns ganz und gar,
So kömmt die Tat auf deinen Kopf.

Wornach du dich zu achten hast.
Gegeben vor dem Ohrenloch
Des Wirtes, auf der dritten Rast
Von unsrer Brautfahrt, da ich kroch
In seinen Ärmel vor der Katz'
Nebst meiner Braut aus großem Schreck,
Und in der Pudelmütze Platz
Er uns gemacht. Prinz Speckelfleck,
Punktum, Streusand, und halte still,
Ins Ohr beiß' ich dir mein Sigill."

Nach dieser ziemlich unhöflichen Rede biß Speckelfleck dem ehrlichen Gockel ins Ohr, daß er mit einem lauten Schrei erwachte und um sich schlug. Da flohen die beiden Mäuse in großer Angst wieder in die Pudelmütze. „Nein, das ist doch zu grob, einen ins Ohr zu beißen!" sagte Gockel. Da erwachte Frau Hinkel und fragte: „Wer hat dich dann ins Ohr gebissen? Du hast gewiß geträumt." — „Ist möglich", sagte Gockel, und sie schliefen wieder ein.

Nun sprach Sissi zu Pfiffi: „Aber um alle Welt, was hast du nur getan, daß der Mann so bös geworden?" Da wiederholte ihr Pfiffi seine ganze Rede, und Sissi sagte mit Unwillen: „Ich traue meinen Ohren kaum, Pfiffi, kann man unvernünftiger und plumper bitten als du? Die niedrigste Bauernmaus würde sich in unsrer Lage anders benommen haben. Alles ist verloren, ich bin ohne Rettung in die Krallen der Katze hingegeben durch deine übel angebrachte Hoffart. Ach, mein junges Leben! O hätte ich dich niemals gesehen!" usw.

Pfiffi war ganz verzweifelt über die Vorwürfe und Klagen seiner Braut und sprach: „Ach, Sissi, deine Vorwürfe zerschneiden mein Herz; ich fühle, du hast recht; aber fasse Mut, gehe an das linke Ohr und wende alle deine unwiderstehliche Redekunst an; das linke Ohr geht zum Herzen, er erhört dich gewiß. O ich Unglücklicher, daß ich in die verwünschten königlichen Redensarten gefallen bin!"

Da erhob sich Sissi und sprach: „Wohlan, ich will es wagen." Leise, leise schlüpfte sie an das linke Ohr Gockels, nahm eine rührende Stellung an, kreuzte die Vorderpfötchen über die Brust, schlang den Schweif wie einen Strick um den Hals, neigte das

Köpfchen gegen das Ohr und flüsterte so fein und süß, daß das Klopfen ihres bangen Herzchens schier lauter war als ihre Stimme:

„Verehrter Herr, ich nahe dir
Bestürzt, beschämt und herzensbang; 5
Ich weiß, mein Bräutigam war hier
Und ziemlich grob vor nicht gar lang.
Auch war sein Siegel sehr apart,
Mit Recht hast du ihn angeschnarrt.
Weil er verwöhnt, von Not entfernt, 10
Als einziger Prinz verzogen ward,
Hat er das Bitten nicht gelernt;
Drum, edler Mann, nimm's nicht so hart!
Wie Grobsein ihm, sei Höflichsein
Dir leicht, weil du erzogen fein. 15
Er meint's gewiß von Herzen gut,
Doch kömmt beim Sprechen er in Zug,
So regt sich sein erhabnes Blut,
Und er wird gröber als genug.
Bedenk', der Kinder Pfeife klingt, 20
Wie ihrer Eltern Orgel singt.
Doch reut's ihn immer hinterdrein,
Und in der Pudelmütze sitzt
Jetzt krumm das arme Sünderlein
Und seufzt und wimmert, daß es schwitzt, 25
Und schimpft, daß ihm die Hofmanier
So grob entfuhr zur Ungebühr.
Bekennet hat er mir, der Braut,
Die ihn erst tüchtig zappeln ließ,
Ihm tüchtig wusch die grobe Haut, 30
Die Nas' ihm auf den Fehler stieß
Und endlich, nach manch bitterm Ach,
Dich zu versöhnen ihm versprach.
Doch, daß ich selbst mich nicht vergess',
Vergönne jetzt in Demut mir 35
Zu sagen, daß ich, was Prinzeß
Bei Menschen ist, bin als ein Tier,
Und zwar als kleine weiße Maus.
So schütt' ich nun mein Herz dir aus.
Prinzeß Sissi von Mandelbiß 40
Fleht dich um Ritterdienste an;

Du weißt aus dem Äsop gewiß,
Was für die Maus ein Löw' getan,
Und wie ihm dankbar half die Maus
Dann wieder aus dem Netz heraus.
5 Auch meinem Bräutigam und mir
Hilf sicher in das Mausereich —
Die Katze, das ungeheure Tier,
Macht mich vor Schreck ganz totenbleich!
O, hättest du ein bißchen nur
10 Von Mausgeschmack und Mausnatur!
O, wüßtest du, wie weiß und zart,
Wie lieblich ich an Leib und Seel',
Gar nicht nach andrer Mäuse Art,
Ja, unter allen ein Juwel,
15 Du littest lieber selbst den Tod,
Als du mich ließ'st in Katzennot.
Die Äuglein sind wie Diamant,
Die Zähnlein Perl' und Elfenbein,
Mein Leib ist zierlich und gewandt,
20 Die Pfötchen rosenrot und klein,
Das Mäulchen pfiffiglich gespitzt,
Ich schweig' vom Teil, auf dem man sitzt;
Die Öhrlein sind zwei Blumen zart,
Die Nase einer Blüte gleich;
25 Wie Blütenfäden ist mein Bart
So rein, so fein, so weiß und weich.
Und wie Frau Catalani[1] singt,
Mein Stimmlein bei den Mäusen klingt.
Man hat mich drum als Gegensatz
30 Oft Mausalani auch genannt;
Weil Kata etwas klingt wie Katz',
Hat man das Wort so umgewandt,
Das Lani ließ man angehängt,
Weil man dabei an Wolle denkt.
35 Verleugne nicht dein Zartgefühl,
Laß rühren dich durch meinen Sang!
Denn lockender als Flötenspiel,
Als Harfen- und als Geigenklang

---

[1] Angelica Catalani (1779—1849), italienische Koloratursängerin von Weltruf; ihr Name wurde einst sprichwörtlich gebraucht.

Fleht er aus meiner Brust heraus:
Beschütz' die kleine weiße Maus!
Bei deiner hohen Adelspflicht,
Die dich zum Schutz der Damen weiht,
Beschwör' ich dich, verlaß mich nicht! 5
Vielleicht ist ja der Tag nicht weit,
Daß ich dir wieder helfen kann —
Doch darnach fragt kein Edelmann.
Wer, mich zu retten, einen Stein
Der Katze in die Rippen warf, 10
Wer zugab, daß der Liebste mein
An meiner Seite schlummern darf,
In seiner Pudelmütze warm,
Der schützt mich auch mit starkem Arm!
Erlaub' nun, daß dir als Sigill 15
Der Wahrheit ohne Hinterlist
Hier einsamlich und in der Still'
Das Ohrläppchen demütig küßt,
Was niemals sie noch tat gewiß,
Prinzeß Sissi von Mandelbiß." 20

Nun küßte sie ganz leise das Ohrläppchen Gockels, und weil er im Schlafe etwas durch die Nase pfiff, glaubte sie, er sage ihr in der Mausesprache die artigsten Sachen und verspreche ihr seine Hülfe für gewiß. Mit leichtem Herzen begab sie sich daher nach der Pudelmütze zurück und verkündigte ihrem Bräutigam den 25 guten Erfolg ihrer Bitten, worauf dieser sie zärtlich umarmte.

Jetzt aber war die Stunde gekommen, da die schwarze Nacht gegen Morgen ergrauet, und Alektryo als ein getreuer Burgvogt streckte dem anbrechenden Lichte seinen Hals entgegen, um es zum erstenmal mit einem krähenden Trompetenstoße hier zu be- 30 willkommen. Da erwachte Gockel und Frau Hinkel, Gackeleia aber schlief fest.

Frau Hinkel fragte ihren Mann, warum er denn heute nacht so unruhig gewesen, und wie er nur geträumt habe, daß ihn jemand ins Ohr gebissen. Da zeigte Gockel ihr die weißen Mäus- 35 chen in seiner Pudelmütze und erzählte ihr, wie sie vor der Katze, die er verjagt, zu ihm geflohen, und wie er hernach geträumt habe, die eine Maus begehre auf eine unhöfliche Weise Hülfe von ihm und beiße ihn noch dazu ins Ohr, wie aber hernach die andere

Maus so artig gebeten und ihm das Ohrläppchen geküßt habe, daß er ihr versprochen habe, zu helfen. „Und das will ich auch tun", fuhr Gockel fort, „ich will beide sogleich über den nächsten Fluß bringen, wo sie außer Gefahr in ihrer Heimat sind."

Da wollte er aufstehen und sich auf die Reise begeben, aber Frau Hinkel sagte: „Du bist nicht recht klug; dir träumt, du hättest den Mäusen etwas versprochen und willst es ihnen nun im Wachen halten, und deswegen willst du mich hier in der Wildnis mit Gackeleia allein lassen, wo du so nötig bist, um aufzuräumen und alles in Ordnung zu bringen?" Da sprach Gockel: „Du hast scheinbar ganz recht, aber versprochen muß gehalten werden; ich habe mein Ehrenwort gegeben, und das ist mir so deutlich und gegenwärtig als der Biß in das Ohr." Da erwiderte Hinkel: „Wenn der Biß aber ein Traum war, so war auch das Ehrenwort ein Traum." Gockel sagte hierauf zürnig: „Paperlapapp! Ein Ehrenwort ist nie ein Traum, das verstehst du nicht, und den Biß habe ich so deutlich gefühlt, daß ich mit einem Schrei erwachte; das Ohr brennt mir noch." — „Laß doch einmal sehen!" sagte Frau Hinkel und erblickte mit großer Verwunderung die Spur von fünf spitzen Zähnchen an Gockels Ohr. Als sie ihm dieses gesagt hatte, ließ er sich auch keinen Augenblick länger aufhalten, sprang vom Lager auf, nahm das Brot aus seinem Reisesack, schnitt sich ein Stück herunter, das er einsteckte, und sprach zu seiner Frau: „Hinkel, räum' einstweilen alles hübsch auf, sieh dich im Schlosse und der Umgegend um und denke dir alles aus, wie du es gern zu unsrer Haushaltung eingerichtet hättest; besonders gebe auf Alektryo und Gallina acht, weil es, wie du gehört hast, Katzen hier gibt; nachmittag hoffe ich wieder hier zu sein." Und nun nahm er seinen Reisestab in die Hand, schob die Pudelmütze, aus der ihm die Mäuschen freundlich entgegenpfifferten, in den Busen und ging mit starken Schritten in den Wald gegen den Fluß hin.

Als er ein paar Meilen gegangen war, ruhte er an einer Quelle, wo er sein Brot mit seinen Reisegefährten teilte. Da er aber endlich an den Fluß kam, ging er auf und ab, eine schmale Stelle zu finden, fand auch endlich einen Ort, wo er den Fluß leicht mit einem Steine überwerfen konnte. Hier nun nahm er

sich vor, die Mäuschen überzusetzen; aber keine Brücke, kein Kahn war da; er entschloß sich daher kurz, zog die Pudelmütze hervor und sprach hinein: „Lebt wohl, meine lieben Gäste! Du, Prinz von Speckelfleck, befleiße dich besserer Sitten, und du, Prinzeß von Mandelbiß, bilde dir nicht so viel auf deine Schönheit ein; übrigens bist du ein vortreffliches Tierchen. Lebt wohl, grüßt eure Anverwandten und vergeßt nicht den armen, alten Gockel von Hanau!" Die Mäuschen wußten gar nicht, was er wollte, weil er schon Abschied nahm und sie doch noch diesseits des Flusses waren, auch kein Kahn und keine Brücke weit und breit zu sehen; sie pfifferten ihm daher allerlei Fragen entgegen, aber er verstand kein Wort, ließ sich auch weiter auf nichts ein, sondern wickelte sie in die Pudelmütze fest ein, holte weit aus und warf sie glücklich hinüber in das hohe Gras.

Da sich von dem Falle die Mütze drüben öffnete, schrien die kleinen Tierchen noch immer sehr verwundert, wie er sie nur hinüberbringen wolle, als sie zu ihrer größten Verwunderung sahen, daß sie bereits drüber waren, und fröhlich nach Hause liefen, ihre Abenteuer zu erzählen.

Auf dem Heimwege begegnete Gockel ein paar alte Juden, welche große Naturphilosophen waren; sie führten einen alten Bock und eine alte, magere Ziege an Stricken zur Frankfurter Messe. Sie redeten Gockel an: „Seid Ihr der Besitzer des alten Schlosses hier im Wald?" — Gockel: „Ja, ich bin der alte Rauhgraf Gockel von Hanau." Da fragten ihn die Juden, ob er ihnen nicht seinen alten Haushahn verkaufen wollte, sie wollten ihm den Bock dafür geben. Gockel antwortete: „Ich bin kein Schneider; was soll ich mit dem Bock? Ihn etwa zum Gärtner machen? Kann der Bock etwa krähen? Mein Hahn ist kein gewöhnlicher Alletagshahn, er ist ein Wappenhahn, ein Stammhahn; sein Vater hat auf meines Vaters Grab gekräht, und er soll auf meinem Grabe krähen. Lebt wohl!" Da boten ihm die Juden die Ziege, und als er abermals nicht wollte, boten sie ihm den Bock und die Ziege. Gockel aber lachte sie aus und ging seiner Wege. Da riefen sie ihm nach: „In vier Wochen gehen wir wieder vorbei, da wollen wir wieder nachfragen, vielleicht habt Ihr dann mehr Lust, den Hahn zu verkaufen."

Gockel kam gegen Abend nach Haus, und nachdem er von seiner Reise ausgeschlafen hatte, begann er am andern Morgen mit Frau Hinkel und dem Töchterlein Gackeleia sich in dem wüsten Schlosse seiner Voreltern so gut einzurichten, als es nur immer gehen wollte. Sie legten auf allen fruchtbaren Erdflecken zwischen den Mauern Gartenbeete an, ordneten und verbanden alle Winkelchen mit Zäunen und aus umherliegenden Steinen zusammengestellten Treppen. Hinkel sammelte den Samen von allen Gartengewächsen, die da im verschütteten alten Schloßgärtchen noch übriggeblieben waren, und säte sie fein ordentlich in die neu angelegten Beete.

Gackeleia sollte aus Weidenruten Hühnernester flechten und zu einem großen Hühnerkorbe für die jungen Hühnchen, die sie erwarteten, die Weidenruten in den Quell legen, der mitten im Schloßhofe entsprang, damit sie sich recht geschmeidig flechten ließen. Aber sie tat das sehr nachlässig, war eine neugierige, naschhafte kleine Spielratze, guckte in alle Vogelnester, naschte von allen Beeren, machte sich Blumenkränze und hatte keine rechte Lust zum Arbeiten, weswegen der alte Haushahn Alektryo sie manchmal mit rechtem Zorn ankrähte, so daß sie heftig erschrak und zu ihrer Arbeit zurücklief, weshalb sie einen rechten Unwillen auf den alten Wetterpropheten kriegte und ihn immer bei der Mutter verklagte.

Auch diese hatte keine rechte Liebe zu dem Alektryo; denn wenn sie manchmal über der Gartenarbeit ermüdete und sich auf einen Stein setzte und sehnsüchtig an die Fleischer- und Bäckerladen zu Gelnhausen dachte, fing Alektryo an, der ihr überhaupt immer, wie ein beschwerlicher Haushofmeister, auf allen Schritten nachging, auf den zu bestellenden Gartenbeeten zu scharren und zu gackern, um sie an die Arbeit zu erinnern. Und als sie einstens so sitzend eingeschlafen war und vergessen hatte, der Henne Gallina Futter vorzustreuen und frisch Wasser zu geben, träumte ihr auch von den Gelnhausner Braten und Eierwecken so klar und deutlich, daß sie im Traum sagte: „Ach, es ist Wahrheit, es ist kein Traum!“ Da krähte ihr der Alektryo so schneidend dicht in die Ohren, daß sie vor Schrecken erwachte und an die harte Erde fiel. Darum faßte sie noch einen viel

größern Unwill gegen den ehrlichen Stammhahn Alektryo und jagte ihn überall hinweg, wo sie zu tun hatte. Auch hätte sie ihm gern längst den Hals abgeschnitten, weil er sie alle Morgen um drei Uhr von ihrem Lager aufweckte. Aber er war ihr zu der Hühnerzucht, auf welche Gockel alle seine Hoffnung gestellt hatte, gar zu nötig.

Gockel brachte meistens den ganzen Tag auf der Jagd zu und kehrte abends, wenn er in der umliegenden Gegend seine Beute gegen Brot, Nahrungsmittel und andre Bedürfnisse vertauscht hatte, zu den Seinigen zurück. Da kam ihm denn gewöhnlich der alte Alektryo entgegengeflogen, schlug mit den Flügeln, krähte und gackerte allerlei, als wollte er Hinkel und Gackeleia verklagen wegen ihrer Nachlässigkeit, und diese verklagten den Hahn wieder, und es ging ein strenges Nachforschen Gockels über alles an, wo dann Hinkel und Gackeleia mancherlei Verdruß bekamen, so daß sie dem Alektryo immer feindseliger wurden.

Das alles währte so fort, bis die Henne Gallina dreißig Eier gelegt hatte, auf denen sie brütend saß. Auf diese Brut setzte Gockel alle seine Hoffnung für die Zukunft und zürnte drum so gewaltig auf Frau Hinkel, als sie die Vorsprecherin der Raubvögel werden wollte, die gern im Schlosse aufgenommen gewesen wären. Darüber Gockel ihr einen so derben Verweis gab, wie ich gleich anfangs erzählte.

Die Freude des guten Gockels über seine brütende Henne war ungemein groß, und da er täglich erwartete, daß die kleinen Hühnchen auskriechen sollten, eilte er nach einer nah gelegenen Stadt, Hirse zu ihrem Futter zu kaufen, und empfahl sowohl der Frau Hinkel als der kleinen Gackeleia recht sehr, auf die brütende Gallina achtzuhaben, damit ihr ja niemals etwas mangle. Er ging schon um Mitternacht weg, weil er einen weiten Weg vor sich hatte.

Frau Hinkel aber dachte nun einmal recht auszuschlafen und nahte sich dem Hahn Alektryo, der noch auf seiner Stange schlafend saß, ergriff ihn und steckte ihn in einen dunklen Sack, damit er den anbrechenden Morgen nicht erblicken und sie mit seinem Krähen nicht erwecken möge, worauf sie sich wieder niederlegte

und wie eine Katze zu schlafen begann. Das Töchterlein Gackeleia aber schlief gar nicht lang, denn sie hatte sich lange darauf gefreut, wenn der Vater Gockel einmal länger abwesend sein würde, um sich ein Vergnügen zu machen, das sie gar nicht erwarten konnte. Sie hatte nämlich bei ihrem Herumklettern in einem entfernten Winkel des alten Schlosses eine Katze mit sieben Jungen gefunden und weder dem Vater noch der Mutter etwas davon gesagt, weil diese immer sehr gegen die Katzen sprachen. Gackeleia aber konnte sich nie satt mit den artigen Kätzchen spielen und brachte alle ihre Freistunden bei denselben zu.

Heute stand sie nun in aller Frühe leise neben der schlafenden Mutter auf, froh, daß Alektryo sie nicht verraten könne; denn sie hatte wohl bemerkt, daß die Mutter ihn in den Sack gesteckt. Als sie aber an dem Neste der brütenden Gallina vorüberging, hatte sie eine wunderbare Freude; denn siehe da, alle die Eier waren kleine Hühnchen geworden und piepten um die Henne herum und drängten sich unter ihre ausgebreitete Flügel und guckten bald da, bald dort mit ihren niedlichen Köpfchen hervor. Gackeleia wußte sich vor Freude gar nicht zu lassen; anfangs wollte sie die Mutter gleich wecken, dann aber fiel es ihr ein, sie wolle es zuerst ihren kleinen Kätzchen erzählen, und meinte, die würden sich ebensosehr als sie selbst über die schönen Hühnchen freuen.

Schnell lief sie nun nach dem Katzennest, und als ihr die alte Katze mit einem hohen Buckel entgegenkam und um sie herumzuschnurren begann und die kleinen Kätzchen alle hinter ihr drein zogen, sprach Gackeleia: „Ach, Schurimuri, Gallina hat dreißig junge Hühnchen, und jedes ist nicht größer als eine Maus.“ Als die Katze das hörte, war sie so begierig, die Hühnchen zu sehen, daß ihr die Augen funkelten. Da sagte Gackeleia: „Wenn du hübsch leise auftreten willst und nicht miauen, damit die Mutter nicht erwacht, so will ich dir die artigen Hühnchen zeigen; die kleinen Kätzchen können auch mitgehen, die werden große Freude an den Hühnchen haben.“

Gleich lief nun Schurimuri mit ihren Jungen vor Gackeleia her, und als sie an den Stall gekommen waren, ermahnte sie dieselben nochmals, recht artig zu sein, und machte leise die

Türe auf. Da konnte sich aber Schurimuri nicht länger halten, sie setzte mit einem Sprunge auf die brütende Gallina und erwürgte sie, und die jungen Kätzchen waren ebenso schnell mit den jungen Hühnchen fertig.

Das Geschrei der Gackeleia und der sterbenden Gallina weckte die Mutter, die noch auf dem Lager schlief und mit Entsetzen ihre ganze Hoffnung von der Katze erwürgt sah, die sich nebst ihren Jungen bald mit ihrer Beute davonmachte. Gackeleia und Hinkel weinten und rangen die Hände, und der arme Alektryo, der das Wehgeschrei der Seinigen wohl gehört hatte, flatterte und schrie in dem Sacke. Gackeleia wollte sterben vor Angst, sie umfaßte die Kniee der Mutter und schrie immer: „Ach, der Vater, der Vater, ach, was wird der Vater Gockel sagen! Ach, er wird mich umbringen! Mutter, liebe Mutter, hilf der armen Gackeleia!"

Frau Hinkel war nicht weniger erschreckt als Gackeleia und fürchtete sich nicht weniger als diese vor dem gerechten Zorne Gockels; denn sie hatte dem Kinde die Katzen verbergen helfen und hatte den wachsamen Alektryo in den Sack gesteckt. Als sie das bedachte, fiel ihr auf einmal ein, sie wollte den Hahn Alektryo als den Mörder der jungen Hühnlein angeben, und hoffte dadurch den Zorn Gockels auf diesen unbequemen Wächter zu wenden. Sie nahm daher den Sack, worin der Hahn war, und sagte: „Komm, Gackeleia, wir wollen dem Vater nacheilen und ihm den Alektryo als den Mörder der kleinen Hühner und der Gallina überbringen", und so eilten sie nun beide, den Gockel einzuholen, der im Walde herumstrich, einiges Wild zu erlegen, das er bei dem Krämer gegen Hirse vertauschen wollte.

Bald sahen sie ihn auch in einem Busche zwei Schnepfen, die sich in einem Sprenkel gefangen hatten, in seinen Ranzen stecken; da fingen sie laut an zu weinen. Gockel schrie ihnen entgegen: „Gott sei Dank! Ihr weinet gewiß vor Freude, Gallina hat gewiß dreißig schöne junge Hühnchen ausgebrütet." — „Ach!" schrie Frau Hinkel, „ach ja, aber" — „Und alle waren bunt und hatten Büsche auf dem Kopf", unterbrach sie der freudige Gockel. „Ach!" schrie Gackeleia, „ach ja, aber — aber" — „Was aber?" sagte Gockel, „was aber weint ihr? Dreißig Hühner,

wenn jedes wieder dreißig Eier legt, macht aufs Jahr neunhundert Hühner und immer so fort entsetzlich viele Hühner." Da sagte Hinkel: „O du Unglück über Unglück! Alektryo, dein sauberer Haushahn, hat Gallina und alle die gegenwärtigen und künftigen Hühner gefressen! Da habe ich ihn in den Sack gesteckt; da hast du ihn, strafe ihn, ich will ihn nie wieder sehen!" Mit diesen Worten warf sie dem vor Schreck versteinerten Gockel den Sack mit dem Hahn vor die Füße.

Gockel war über die schreckliche Nachricht, die alle seine Hoffnungen zerstörte, ganz wie von Sinnen. „Ach!" rief er aus, „nun gebe ich alles verloren; das Glück weichet von meinem Stammhaus, alle meine Voreltern und Nachkommen sind betrogen durch den unseligen Alektryo, den wir über Menschen und Vieh hochgeachtet haben. O, hätte ich ihn doch den drei jüdischen Naturphilosophen gestern für den Geißbock und die Ziege verkauft, da hätten wir doch etwas gehabt!" Als Frau Hinkel hörte, daß er den Alektryo so gut habe verkaufen können, machte sie dem Gockel bittre Vorwürfe, der noch immer trauriger ward und endlich seinen alten pergamentnen Adelsbrief aus dem Busen zog und zu seiner Frau sagte: „Hinkel, sieh, was mich immer gezwungen hat, den Alektryo zu ehren; da unten auf der buchsbaumenen Büchse, in welcher der treulose Alektryo als mein Familienwappen in Wachs abgebildet ist, steht folgender Spruch, der alle meine Vorfahren und auch mich bewogen, von dem Geschlecht des Alektryo unser Glück zu erwarten." Und nun las er den Spruch, der auf der Kapsel eingeschnitten stand:

„Dem Gockel Hahn
Bringt Glücke selbst
Um Undank,
Hals ab,
Kropf auf,
Stein kauf,
Brot gab."

Als er kaum die letzten Worte gesprochen, traten die drei Juden, die ihm gestern den Hahn abkaufen wollten, aus dem Gebüsch und sprachen: „Was befehlen der Herr Graf Gockel von Hanau von uns?" — „Wie!" sagte Gockel unwillig, „was soll ich

begehren?" — „Der Herr Graf haben uns doch mit Namen gerufen", sagten die Juden alle drei, „denn haben Sie doch Halsab, Kropfauf, Steinkauf gesprochen, und dies sind unsre drei Namen; vielleicht wollen Sie Ihr Wappen auf ein Petschaft stechen lassen, denn wir sind auch Petschierstecher und sehen, daß Sie Ihr Wappen in den Händen haben."

„Ach!" sagte Gockel, „ich möchte mein Wappen lieber ganz vernichten; denn der Hahn Alektryo, der drauf abgebildet ist, hat uns schändlich betrogen", und nun erzählte er ihnen sein ganzes Unglück. „Sehen der Herr Graf", sagten die drei philosophischen Petschierstecher, „wie gut wir es mit Ihnen gemeint, da wir Ihnen den Hahn abkaufen wollten? Haben wir nicht gesagt, Sie würden ihn nächstens vielleicht gern loswerden, wenn ihn nur jemand wolle?" — „Wieso gut gemeint?" sagte Gockel, „wie konntet ihr denn wissen, daß mich der Hahn in solches Leid versetzen würde?" Da erwiderte der eine Jude: „Dies Leid steht ja hell und klar auf der buchsbaumenen Kapsel, unsere Voreltern haben ja selbst dieses Siegel verfertigt und deswegen ihre drei Namen Kopfab, Kropfauf, Steinkauf unter die alte Unglücksprophezeiung geschnitten. Da wir nun hörten, daß der Herr Graf würklich in Armut geraten ist, wollten wir demselben den Hahn abkaufen, weiteres Unglück von Ihnen abzuwenden, weil Ihre Vorfahren den unsern durch die Verfertigung des Wappens Brot gaben, weswegen auch Brotgab unter die Namen geschrieben wurde."

„Das ist wunderbar", erwiderte Gockel, „aber ich sehe in dem Wappenspruch gar keine Unglücksprophezeiung, sondern grad das Gegenteil. Steht nicht in den Worten

‚Dem Gockel Hahn
Bringt Glücke selbst
Um Undank'

ganz deutlich ausgesprochen, daß der Hahn selbst für Undank dem Geschlecht der Gockel Glücke bringen werde?"

„Ja", sagte da der zweite Jude, „der Spruch ist wie alle solche Sprüche geheimnisvoll gestellt; wir aber als Petschierstecher müssen dergleichen besser verstehn; es kommt hier nur auf ein paar Strichlein zuviel oder zuwenig an. Sehen der

Herr Graf: ein Strichlein über dem ü im Wort Glücke ist zuviel von unsern Vätern hineingeschnitten, und der Spruch heißet eigentlich:

‚Dem Gockel Hahn
Bringt Glucke selbst
Um, Undank!‘

Nämlich: der Hahn bringt dem Gockel die Glucke selbst um, o Undank! Und daß dies so heißt, bezeugt die Tatsache, daß der undankbare Hahn auch wirklich die brütende Glucke mitsamt den Küchlein umgebracht.“

Durch diese Auslegung war Gockel ganz von der Rede der Juden und seinem Unglück überzeugt. Er bat die Juden, ihm doch den Bock und die Ziege jetzt für den Hahn zu geben, aber das wollten sie nicht mehr und sprachen: „Was soll uns der Hahn? Er ist ein Unglückshahn, er kann uns ein Leid antun, wer wird einen Unglückshahn essen? Und bleibt er leben, er könnte einem ein Unglück ankrähen. Aber lassen ihn der Herr Graf einmal sehen, man kauft keine Katze im Sack, viel weniger einen Hahn!“

Da zog der Gockel den Hahn aus dem Sack und sprach weinend: „O Alektryo, Alektryo, welch Leid hast du mir getan!“ Alektryo ließ Kopf und Flügel hängen und war sehr traurig. Aber als ihm der eine Jude an den Kropf fühlen wollte, ward er ganz wütend, alle seine Federn sträubten sich empor, er hackte und biß nach ihm und schrie und schlug so heftig mit den Flügeln, daß der Jude zurückwich und Gockel den Hahn kaum halten konnte. „Schau eins!“ sagten die Juden, „das wilde Ungeheuer, es will die Leute fressen, das tut das böse Gewissen. Wer wird ihn kaufen?“

Als aber Gockel ihn immer wohlfeiler bot, sagten ihm endlich die Juden: „Wenn Ihr uns den Hahn nach Haus tragen wollt, so wollen wir Euch neun Ellen Zopfband für ihn geben, daß Ihr auch einen schönen langen Zopf binden könnt, wie sich's einem Grafen gebührt“; und Gockel willigte endlich ein, um nur etwas für den Alektryo zu erhalten.

Frau Hinkel und Gackeleia hatten alles dies still mit angehört und gingen mit schwerem Gewissen nach Haus; denn sie wußten, daß die Juden die Unwahrheit sagten.

Gockel aber nahm den Alektryo unter den Arm und folgte traurig den philosophischen Petschierstechern durch den Wald nach ihrem Wohnorte. Anfangs gingen die Juden dicht um ihn, weil der Hahn aber dann immer nach ihnen biß und schrie, sagten sie dem Gockel, einige Schritte mit dem grausamen Ungeheuer hinter ihnen her zu gehen.

Gockel hörte, wie immer die drei Juden zueinander sagten: „Kropfauf, Steinkauf, Halsab", und wie sie dann miteinander zankten und immer einer zum andern schrie: „Nein, ich Steinkauf, nein, du Kropfauf, nein, du Halsab", und als Gockel sie fragte, warum sie immer ihre Namen nennend zankten, sagten sie: „Ei, es will keiner von uns den Hahn schlachten, weil er ein so grausames Tier ist; wenn du ihn uns gleich schlachten willst, so wollen wir dir seinen Kamm, seine Füße und Sporen und seinen Schwanz geben, die kannst du auf deine Mütze setzen zum ewigen Andenken. Drehe ihm unterm Tragen den Hals ganz leise um!" — „Gut", sagte Gockel und faßte den guten Alektryo an der Kehle. Da fühlte er aber etwas sehr Hartes in seinem Kropfe, und der Hahn bewegte sich so heftig dabei, daß die Juden sich sehr fürchteten und zu Gockel sprachen: „Gehe ein wenig weiter hinter uns her!" Das tat Gockel, und als er wieder an den Hals des Alektryo faßte, fühlte er das Harte im Kropfe wieder und machte sich allerlei Gedanken, was es doch nur sein könnte. Da sagte auf einmal der Hahn mit deutlichen Worten zu ihm:

„Lieber Gockel, bitt' dich drum,
Dreh' mir nicht den Hals herum,
Köpf' mich mit dem Grafenschwert,
Wie es eines Ritters wert!
Graf Gockel — o bittre Schmach! —
Trägt den Juden Hahnen nach."

Gockel blieb vor Schrecken und Rührung starr stehen, als er den Alektryo reden hörte; aber er besann sich bald eines andern und wollte den Juden nicht mehr den köstlichen Hahn, der reden konnte, um neun Ellen Zopfband nachtragen und rief den Juden zu, links in das Gebüsch zu treten, jetzt wolle er das grausame Ungeheuer töten.

Die Juden sprangen in das Gebüsch, aber da war eine mit Reisern bedeckte Wolfsgrube, die kannte Gockel gut, denn er hatte sie selbst gegraben, und plumps! fielen alle drei naturphilosophischen Petschierstecher hinein und riefen dem Gockel, ihnen herauszuhelfen. Aber der gab keine Antwort und schlich sich in die Nähe der Grube, um zu hören, was die alten Petschierstecher vorbringen würden.

„Ach!" schrie der eine, „da haben wir es: wer einem andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein; alle Mühe und Arbeit und der köstliche Zauberstein in des Hahnen Kropf ist verloren für uns. Der Gockel muß es gemerkt haben, daß Halsab, Kropfauf, Steinkauf, Brotgab nicht unsre Namen sind, und daß dieser Spruch nichts anders heißt, als man müsse dem Hahn den Hals ab- und den Kropf aufschneiden, um den köstlichen Stein aus demselben zu erhalten, der einem nicht nur Brot gibt, sondern alles, was man von ihm begehrt, Jugend, Reichtum, Glück und alle Güter der Welt." Da schrie der andre: „O wehe uns, daß wir jemals etwas von dem Steine in dem Hals des Hahnen erfahren haben! O hätten unsre Väter doch niemals in dem alten Gockelschloß nach Schätzen gegraben und dort das ganze Geheimnis auf dem alten Steine eingehauen gelesen, so hätten wir Ruhe gehabt; jetzt schwebt uns der Stein immer vor Augen, mit dem wir all unser Glück verloren haben." Nun schrie der dritte Petschierstecher: „Unglück über Unglück! Alle Mühe und Arbeit verloren! Wie lange haben wir dem König von Gelnhausen zugesetzt, wieviel Geld haben wir an seine Minister bezahlt, bis sie den Gockel vertrieben und in Armut gebracht, damit wir ihm den Hahn leicht abkaufen könnten! Haben unsre Eltern doch allein das Petschierstechen gelernt, um das Wappen des alten Gockels in die Hände zu kriegen und den Spruch auf der Kapsel zu lesen; wieviel Arbeit und Kopfbrechens hat uns die Naturphilosophie nicht gekostet, um den Spruch ganz zu verstehen! Alles, alles ist verloren, und Gockel wird uns noch dazu auslachen, daß wir in dem Loche sitzen! Wenn wir nur aus dem Loche wären! Und wer bezahlt mir nun die Katze, die ich mit ihren sieben Jungen selbst aus meinem Beutel gekauft und in das Schloß gesetzt habe, damit sie die Gallina mitsamt der Brut fressen sollte, auf daß

dem Gockel der Hahn feil würde? Wer bezahlt mir die Katze? Ich will mein Geld für die Katze! Hätte ich ihr den Pelz doch abziehen können und sie als einen Hasen verkaufen und den Pelz auch verkaufen können! Ich will mein Geld für die Katze!"

Über dies Geschrei mußte Gockel lachen; da glaubte der eine Petschierstecher, einer seiner Gesellen habe ihn ausgelacht, und schlug nach ihm; der schrie und sagte, der andre sei es gewesen; da schlug dieser nach ihm, und daraus entstand eine allgemeine Prügelei unter den dreien, worüber Gockel mit seinem Hahn Alektryo die Grube verließ und nach seinem Schlosse in tiefen Gedanken zurückging.

Er hatte gar vieles erfahren, die Lüge der Frau Hinkel und der kleinen Gackeleia, die Anwesenheit einer alten Schrift auf Stein in seinem Schloß, das Geheimnis von dem Zauberstein in des Hahnen Kropf und die ganze Betrügerei der naturphilosophischen Petschierstecher. Alles dieses machte ihn gar tiefsinnig und betrübt; er drückte den edlen Hahn Alektryo ein Mal um das andre an sein Herz und sagte zu ihm: „Nein, du geliebter, ehrwürdiger, kostbarer Alektryo, und wenn du den Stein der Weisen und Salomons Petschaft in deinem Kropf hättest, du sollst darum durch meine Hand nicht sterben, und ehe Gockel nicht verhungert, sollst du auch nicht umkommen." Nach diesen Worten wollte er dem Alektryo ein bißchen Brot geben, der schüttelte aber den Kopf und sprach gar traurig:

„Alektryo ist in großer Not,
Gallina tot, dreißig Hühnchen tot,
Alektryo will mehr kein Brot,
Will sterben durch das Grafenschwert,
Wie es ein edler Ritter wert.
Will haben ein ehrlich Halsgericht,
Wo Gockel von Hanau das Urteil spricht
Und der Katze das Stäblein bricht.
Alektryo ist ein armer Tropf,
Schneid' du ihm ab den edlen Kopf
Und nimm den Stein ihm aus dem Kropf!"

„O Alektryo", sprach Gockel mit Tränen, „ein schrecklich Gericht soll über die Katze ergehen, deine verstorbene Gallina und

deine dreißig Jungen sollen gerächt werden, und was noch von ihnen übrig ist, soll in einem ehrlichen Grabe bestattet werden; aber du, du mußt bei mir bleiben."

Der Hahn aber wiederholte immer die nämliche Worte, daß er in jedem Falle sterben wollte, und wenn Gockel ihn nicht schlachten wollte, so werde er sich zu Tode hungern; Gockel werde schon auf dem alten Stein alles beschrieben finden und dann kurzen Prozeß machen. Kurz, er blieb immer bei seiner Meinung und begehrte, daß Gockel ihm den Kopf mit dem Grafenschwert abhauen solle.

Es war Nacht geworden, als Gockel nach Haus kam, und Frau Hinkel und die kleine Gackeleia schliefen schon; denn sie erwarteten den Gockel heute nicht zurück, weil sie glaubten, er sei mit den Käufern des Alektryo nach der Stadt gegangen. Zuerst schlich sich Gockel nach dem Winkel, wo die mörderische Katze mit ihren Jungen lag; Alektryo zeigte ihm den Weg. Gockel ergriff sie alle zusammen und steckte sie in denselben Sack, in welchem der arme Alektryo gefangengelegen hatte.

Ach, wie trauerte der arme Gockel und Alektryo, als sie die Federn und Gebeine der guten ermordeten Gallina und ihrer Küchlein um das Nest der Katze herumliegen sahen! Sie weinten bittre Tränen miteinander, und Alektryo trug, mit seinem Schnabel herumsuchend, alle die Beinchen und Federn der Gallina und ihrer Jungen auf einen Haufen.

Nun führte der Hahn den alten Gockel in die wüste Schloßkapelle und begann vor dem Altar heftig mit den Füßen in der Erde zu scharren. Gockel verstand ihn und fing an diesem Orte zu graben an. Da entdeckte er einen großen Marmorstein, auf welchem geschrieben stand, daß vor langen Zeiten ein Vorfahre Gockels von Hanau den Edelstein aus dem Ringe Salomonis[1] besessen habe; als aber die Feinde das Schloß verwüstet hätten, habe der Hahn, welcher immer bei der Familie ernährt werde, den kostbaren Stein verschluckt, damit ihn die Feinde nicht eroberten. Der fromme Gockel aber habe darum den Hahn nicht schlachten wollen, weil es ein heiliges Gesetz sei bei der

[1] Diesem Steine schrieb man Zauberkraft zu.

Familie, den Hahnen nie zu ermorden, bis er selbst den Tod begehre.

Als Gockel diese Schrift gelesen, sagte er zu Alektryo: „Da kannst du selbst lesen, lieber Alektryo, daß ich dich nicht umbringen darf; aber sage, wie ist denn der edle Zauberstein an dich gekommen?“ Da erwiderte ihm Alektryo:

„Urgroßvater sterbend spie aus den Stein,
Da schluckte ihn mein Großvater ein;
Großvater sterbend spie aus den Stein,
Da schluckte ihn mein Herr Vater ein;
Herr Vater sterbend spie aus den Stein,
Da schluckte ihn ich, der Alektryo, ein;
Alektryo sterbend spie aus den Stein,
Da kehrt er zu Gockel, dem Herren sein.
Gallina tot und Küchelchen tot —
Alektryo frißt mehr kein Brot,
Will sterben durch das Grafenschwert,
Wie es eines edlen Ritters wert.
Die Prophezeiung auf deinem Siegel steht,
Ist aus, an mir in Erfüllung geht.“

„Wohlan“, sagte Gockel, „so will ich dann morgen früh allhier ein strenges Halsgericht halten, und soll dir eine strenge Genugtuung für den Tod der Gallina und deiner Jungen gegeben werden. Dann will ich an dir tuen, was du begehrst.“ Nun setzte sich Gockel auf die Stufen des Altars, um noch ein wenig zu schlummern, Alektryo aber trug alle Gebeine und Federn der Gallina und ihrer Jungen in die Kapelle und legte aus den Gebeinen einen kleinen Scheiterhaufen auf dem ausgegrabenen Steine zusammen und stopfte die Federn alle in die Mitte desselben.

Als aber der Morgen zu grauen begann, flog der Alektryo auf die höchste Mauer des Schlosses und krähte dreimal so laut und heftig in die Luft hinein, daß sein Ruf wie der Schall einer Gerichtstrompete von allen Wänden widerschallte und alle Vögel erwachten und die Köpfe aus dem Nest steckten, um zu hören, was er verkünde. Und da sie hörten, daß er sie zu Recht und Gericht gegen die mörderische Katze vor den Rauhgrafen Gockel von Hanau rief, fingen sie gewaltig an, mit tausend Stimmen

ihre Freude über diesen Ruf zu verkünden. Sie machten sich alle auf, schüttelten sich die Federn und putzten sich die Schnäbel, um ihre Klagen vorzubringen, und flogen alle in die leeren Fenster, auf die Spitzen der zerbrochnen Säulen und auf die Mauervorsprünge und auf die hie und da drin wachsenden Büsche, setzten sich und erwarteten die Eröffnung des Gerichts.

Als die Vögel alle versammelt waren, trat Alektryo vor die Stalltüre, worin Hinkel und Gackeleia noch schliefen, und indem er gedachte, daß hier der Mord an der frommen Gallina geschehen, krähte er mit solchem Zorne in den Stall hinein und schlug dermaßen mit den Flügeln dazu, daß Frau Hinkel und Gackeleia mit einem gewaltigen Schrecken erwachten und beide zusammen ausriefen: „O weh! O weh! Da ist der abscheuliche Alektryo schon wieder; er ist gewiß dem Vater im Walde entwischt, wir müssen ihn nur gleich fangen.“ Nun sprangen sie beide auf und verfolgten den Alektryo, mit ihren Schürzen wehend; er aber lief spornstreichs in die Kapelle hinein, und wie erschraken Hinkel und Gackeleia, als sie daselbst auf den Stufen des Altars den Gockel mit finsterm Angesicht, das große, rostige Grafenschwert in der Hand haltend, sitzen sahen!

Sie wollten ihn eben fragen, wie er wieder hierher gekommen sei, aber er gebot ihnen, zu schweigen, und wies ihnen mit einer so finstern Miene einen Ort an, wo sie ruhig stehenbleiben sollten, bis sie vor Gericht gerufen würden, daß sie sich verwundert einander ansahen.

Der Hahn Alektryo war immer sehr traurig und ging in schweren Gedanken mit gesenktem Kopfe vor Gockel auf und ab, wie ein Mann, der in traurigen Umständen sehr tiefsinnige und verwickelte Dinge überlegt. Ja, er sah ordentlich aus, als lege er die Hände auf den Rücken. Auch Gockel sah einige Minuten still vor sich hin, und alle Vögel rührten sich nicht.

Nun stand Gockel auf und hieb mit seinem Grafenschwert majestätisch nach allen vier Winden mit dem Ausruf:

„Ich pflege und hege ein rechtes Gericht,
Wo Gockel von Hanau das Urteil spricht
Und über den Mörder den Stab zerbricht.“

Nach diesen Worten flog Alektryo auf die Schulter Gockels und krähte dreimal sehr durchdringlich. Frau Hinkel wußte gar nicht, was dies alles bedeuten sollte, und schrie in großen Ängsten aus: „O Gockel, mein lieber Mann, was machst du? Ach, ich Unglückliche, er ist närrisch geworden." Da winkte ihr Gockel nochmals, zu schweigen, und sprach:

„Wer kömmt zu Rüge, wer kömmt zu Recht?"

Da trat Alektryo hervor und sprach mit gebeugtem Haupt:

„Alektryo klagt, dein Edelknecht!"

Ach, wie fuhr das der Frau Hinkel und der kleinen Gackeleia durch das Gewissen, als sie hörten, daß der Hahn reden konnte; sie zitterten, daß nun alles gewiß herauskommen würde. Da sprach Gockel:

„Alektryo, was ward dir getan?"

Da trat Alektryo zu den Gebeinen der Gallina und sprach:

„Ach Herr, schau diese Gebeinlein an!
Das war mein Weib und meine Brut,
Die Katze zerriß sie und trank ihr Blut.
Des schrei' ich weh! und aber weh!
Und immer und ewig herrjemine!"

Bei diesen Worten krähte er wieder gar betrübt, und Gockel sagte:

„Alektryo, du mein edler Hahn,
Ich hörte, du hättest es selbst getan.
Nun bringe du mir auch Zeugen bei,
Daß deine Klage wahrhaftig sei!"

Da antwortete Alektryo:

„Weil ich die Faulen zu früh erweckt,
Ward ich vor Tag in den Sack gesteckt;
Ich habe nur gehört, hab' nicht gesehn,
Wie das grausam Unglück geschehn.
Aber ich bitte alle die lieben Vögelein,
Sie sollen meine treuen Zeugen sein."

Nach diesen Worten fingen alle die Vögel an, so gewaltig durcheinander zu zwitschern, zu schnarren und zu klappern, daß Gockel sprach:

„Halt't ein, hübsch still, macht kein Geschrei!
Ich will euch vernehmen nun nach der Reih'.
Zuerst Frau Schwalbe, die früh aufsteht,
Mein Zeugen auch an dich ergeht."

Da flog die Schwalbe heran und sprach:

„Es ist wirklich, gewiß, sicherlich geschehn,
Ich will's immer und ewig nimmermehr wieder sehn,
Wie die wilde Kätzin und ihre Kätzchen
Sprangen mit zierlichen Sprüngen und Sätzchen
Und rissen ripps, rapps die Küchlein und ihr Mütterlein treu
Gripps, grapps in viele, viele klein winzige Fetzen entzwei.
Ich blieb drüber im Schrecken
Schier im zierlichsten Gezwitscher stecken.
Ich bin aber im Begriffe gewesen,
Meinen Kindern, wie üblich, ein Kapitel aus der Bibel
Von Tobiä Schwälblein explizierend zu lesen,
Da geschah das himmelschreiende, grimmige Übel.
Als ich, wie's schicklich ist, mit witziger List meine Geschichte
Und Hirngespinste, die figürlichen, manierlichen Traumgedichte,
Meinen Kindern so ziemlich klimperklärlich im Schimmer
Des glitzernden Frühlichts rezitierte, ist, was ich nimmer
Sehen will, geschehen, die verzweifelte, verzweifelte Misse—
Misse— Missetat. Sieh, es ist die liebe, fleißige, emsige,
Pickende, kritzende, kratzende Gickel, Gackel, Gallina nicht mehr.
Das liebe, zierliche, von weißen Weidenzweigen gewickelte,
Gezwickelte, von piependen, pickenden, trippelnden Küchelchen
Wimmelnde Nest ist zerrissen und lee, lar, ler, leer.
Ach, ich will mit denen, die drum wissen, das böse Gewissen
Teilen für immer und ewiglich nimmer und nimmer me, ma,
me, mehr."

Nach dieser sehr beweglichen Aussage der kleinen Schwalbe krähte Alektryo wieder:

„So kräh' ich dann weh! und aber weh!
Und immer und ewig herrjemine!"

Bei dem Krähen aber ward der Frau Hinkel und der kleinen Gackeleia fast zumute wie dem heiligen Petrus, als der Hahn krähte, da er den lieben Herrn Jesus verleugnet hatte. Gockel sprach nun:

„Hab' Dank, Frau Schwalbe, tritt von dem Plan,
Nun komm, Rotkehlchen, und zeuge an!"

Da flog das liebe kleine Rotkehlchen auf einen wilden Rosenstrauch in die Nähe des Altars und sagte:

„Auf des höchsten Giebels Spitze
Sang im ersten Sonnenblitze
Ich mein Morgenliedlein fromm, 5
Pries den lieben Tag willkomm.
Bei mir saß, gar freundlich lächelnd,
Sich im Morgenlüftchen fächelnd,
Der erwachte Sonnenstrahl;
Unten lag die Nacht im Tal. 10
Unten zwischen finstern Mauern
Sah ich Katzenaugen lauern,
Und ich dankte Gott vertraut,
Daß ich hoch mein Nest gebaut.
Nun sah ich die Katze schleichen, 15
Mit den Jungen unten streichen
In den Stall und hört' Geschrei,
Wußt' bald, was geschehen sei.
Denn sie und die Jungen alle
Sprangen blutig aus dem Stalle, 20
Trugen Hühnchen in dem Maul
Und zerrissen sie nicht faul.
Ach, da war ich sehr erschrecket,
Hab' die Flügel ausgestrecket,
Flog ins Nest und deckt' in Ruh' 25
Meine lieben Jungen zu.
Ja, ich muß es eingestehen,
Hab' den bösen Mord gesehen,
Und mein kleines Mutterherz
Brach mir schier vor Leid und Schmerz!" 30

Nach diesen Worten krähte Alektryo wieder:

„So krähe ich weh! und aber weh!
Und immer und ewig herrjemine!"

Nun hörte Gockel noch viele andre Vögel als Zeugen ab, und alle, vom Storch bis zur Grasmücke, erzählten, wie sie den 35 Mord durch die Katze gesehen.

Als aber Gockel nun sich zu Frau Hinkel und zu Gackeleia wendete und sie beide fragte, wie sie das hätten können geschehen lassen, da die Gallina doch dicht neben ihrem Ruhebett gebrütet

habe, und warum sie gelogen und alles auf den edlen Alektryo geschoben hätten, sanken beide auf die Kniee, gestanden ihr Unrecht unter bittern Tränen und versprachen, es niemals wiederzutun. Gockel hielt ihnen eine scharfe Ermahnung und bat den Alektryo, ihnen selbst ihre Strafe zu bestimmen. Der gute Hahn aber bat für sie und verzieh ihnen selbst. Gockel aber sagte: „Deine Strafe, Frau Hinkel, soll sein, daß ich dir und deiner Tochter ein Hühnerbein und einen Katzenellenbogen in das Wappen setze zum ewigen Angedenken für eure böse Handlung, und außerdem soll Gackeleia, weil sie die Katzen heimlich sich zum Spiele erzogen und durch diese ihre Spielerei ein solches Unglück angestellt hat, nie mit einer Puppe spielen dürfen."

Ach, da fingen Frau Hinkel und Gackeleia bitterlich zu weinen an! Gockel aber befahl dem Hahn, den Scharfrichter zu holen, damit die Katze mit ihren Jungen hingerichtet würden. Da schrie der Hahn und alle Vögel: „Das ist die Eule, die große alte Eule, die dort drauß in der hohlen, dürren Eiche mit ihren Jungen sitzt." Und sogleich ward die Eule gerufen.

Als sie ernsthaft und finster, wie ein verhaßtes, gefürchtetes, von allen andern verlassenes Tier, mit ihren Jungen zu der Kapelle mit schweren Flügeln hereinrasselte und mit dem Schnabel knappte und hu hu schrie und die Augen verdrehte, flohen die Vögel zitternd und bebend in alle Löcher und Winkel; Gackeleia verkroch sich schreiend hinter der Schürze ihrer Mutter, welche sich selbst die Augen zuhielt.

Gockel aber legte den Sack, worin die böse Katze mit ihren Jungen staken, in die Mitte der Kapelle, und die Eule trat mit ihren drei Jungen vor den Sack hin und sprach:

„Ich komme, zu richten und zu rechten
Mit meinen drei Söhnen und Knechten.
Nun höre, du Katz', armer Sünder,
Nun höret, ihr Katzenkinder,
Die ihr seid arme Sünderlein:
Ein Exempel muß statuieret sein.
Nun, Hackaug', Blutklau' und Brichdasgnick,
Meine Söhne, macht euer Meisterstück!"

Da wollten sie den Sack aufmachen und die Katzen vor aller Augen hinrichten; aber Gackeleia schrie so entsetzlich, daß Gockel der Eule befahl, mit ihren Söhnen den Sack fortzutragen und ihr Geschäft zu Haus zu verrichten, was sie auch taten.

Als so dieses schreckliche Schauspiel vermieden war, trat Alektryo vor Gockel und verlangte, daß er ihm nun mit dem Grafenschwert den Kopf abschlagen, sich den Zauberstein aus seinem Kropfe nehmen und ihn sodann mit den Gebeinen der Gallina und ihrer Jungen verbrennen sollte. Gockel weigerte sich lange, dem Begehren des Alektryo zu folgen; aber da er sich auf keine Weise wollte abweisen lassen und ihn versicherte, daß er sich doch in jedem Falle zu Tode hungern werde, so willigte Gockel ein. Er umarmte den edlen Alektryo nochmals von ganzem Herzen. Dann streckte der ritterliche Hahn den Hals weit aus und krähte zum letztenmal mit lauter Stimme, und unterdem schwang Gockel das Grafenschwert und hieb den Hals des Alektryo mittendurch, so daß der Edelstein ihm vor die Füße fiel und der tote Hahn darneben.

Alle Anwesenden weinten bitterlich; man legte den guten Hahn auf die Gebeine der Gallina, und alle Vögel brachten dürre Reiser und legten sie drum her. Da steckte Gockel die Reiser an und verbrannte alles zu Asche; aus den Flammen aber sah man die Gestalt eines Hahns wie ein goldnes Wölkchen durch die Luft davonschweben. Nun begrub Gockel die Asche und deckte den Stein mit der Schrift wieder mit Erde zu und hielt dann eine schöne Rede über die Verdienste und die großmütige Seele des verstorbenen Alektryo und des edlen Hahnengeschlechts überhaupt; unter anderm aber sprach er:

„Wer gibt die Weisheit ins verborgne Herz des Menschen? Wer gibt dem Hahnen Verstand? Gleichwie der Hahn den Tag verkündet und den Menschen vom Schlafen weckt, so verkünden fromme Lehrer das Licht der Wahrheit in die Nacht der Welt und sprechen: ‚Die Nacht ist vergangen, der Tag ist gekommen, lasset uns ablegen die Werke der Finsternis und anlegen die Waffen des Lichts!‘ O wie lieblich und nützlich ist das Krähen des Hahnes! Dieser treue Hausgenosse erwecket den Schlafenden, ermahnet den Sorgenden, tröstet den Wanderer, meldet die Stunde der Nacht und verscheuchet den Dieb und erfreuet

den Schiffer auf einsamem Meere, denn er verkündet den Morgen, da die Stürme sich legen. Die Andächtigen wecket er zum Gebet, und den Gelehrten rufet er, seine Bücher bei Licht zu suchen. Den Sünder ermahnet er zur Reue, wie Petrum. Sein
5 Geschrei ermutiget das Herz des Kranken. Zwar spricht der weise Mann[1]: ‚Dreierlei haben einen feinen Gang, und das Vierte geht wohl, der Löwe, mächtig unter den Tieren, er fürchtet niemand — ein Hahn mit kraftgegürteten Lenden, ein Widder und ein König, gegen den sich keiner erheben darf' — aber dennoch
10 fürchtet der Löwe, der niemanden fürchtet, den Hahn und fliehet vor seinem Anblick und Geschrei; denn der Feind, der umhergeht wie ein brüllender Löwe und suchet, wie er uns verschlinge, fliehet vor dem Rufe des Wächters, der das Gewissen erwecket, auf daß wir uns rüsten zum Kampf. Darum auch ward kein Tier
15 so erhöhet; die weisesten Männer setzen sein goldenes Bild hoch auf die Spitzen der Türme über das Kreuz, daß bei dem Wächter wohne der Warner und Wächter. So auch steht des Hahnen Bild auf dem Deckel des Abcbuchs, die Schüler zu mahnen, daß sie früh aufstehen sollen, zu lernen. O wie löblich ist das
20 Beispiel des Hahnen! Ehe er kräht, die Menschen vom Schlafe zu wecken, schlägt er sich selbst ermunternd mit den Flügeln in die Seite, anzeigend, wie ein Lehrer der Wahrheit sich selbst der Tugend bestreben soll, ehe er sie anderen lehret. Stolz ist der Hahn, der Sterne kundig, und richtet oft seine Blicke zum Him-
25 mel; sein Schrei ist prophetisch, er kündet das Wetter und die Zeit. Ein Vogel der Wachsamkeit, ein Kämpfer, ein Sieger, wird er von den Kriegsleuten auf den Rüstwagen gesetzt, daß sie sich zurufen und ablösen zu gemessener Zeit. So es dämmert und der Hahn mit den Hühnern zu ruhen sich auf die Stange setzt,
30 stellen sie die Nachtwache aus. Drei Stunden vor Mitternacht regt sich der Hahn, und die Wache wird gewechselt; um die Mitternacht beginnt er zu krähen, sie stellen die dritte Wache aus, und drei Stunden gen Morgen rufet sein tagverkündender Schrei die vierte Wache auf ihre Stelle. Ein Ritter ist der Hahn,
35 sein Haupt ist geziert mit Busch und roter Helmdecke, und ein purpurnes Ordensband schimmert an seinem Halse; stark ist seine

[1] Sprüche Salomonis 30, V. 29 ff.

Brust wie ein Harnisch im Streit, und sein Fuß ist bespornt. Keine Kränkung seiner Damen duldet er, kämpft gegen den eindringenden Fremdling auf Tod und Leben, und selbst blutend verkündet er seinen Sieg stolz emporgerichtet gleich einem Herold mit lautem Trompetenstoß. Wunderbar ist der Hahn; schreitet er durch ein Tor, wo ein Reiter hindurchkönnte, bücket er doch das Haupt, seinen Kamm nicht anzustoßen, denn er fühlt seine innere Hoheit. Wie liebet der Hahn seine Familie! Dem legenden Huhn singt er liebliche Arien: ‚Bei Hühnern, welche Liebe fühlen, fehlt auch ein gutes Herze nicht, die süßen Triebe mitzufühlen, ist auch der Hahnen erste Pflicht[1].' Stirbt ihm die brütende Freundin, so vollendet er die Brut und führet die Hühnlein, doch ohne zu krähen, um allein Mütterliches zu tun. — O welch erhabenes Geschöpf ist der Hahn! Phidias setzte sein Bild auf den Helm der Minerva[2], Idomeneus[3] auf seinen Schild. Er war der Sonne, dem Mars, dem Merkur, dem Äskulap geweiht. O wie geistreich ist der Hahn! Wer kann es den morgenländischen Kabbalisten[4] verdenken, daß sie sich Alektryos bemächtigen wollten, da sie an die Seelenwanderung glaubten, und der Hahn des Micyllus[5] sich seinem Herrn selbst als die Seele des Pythagoras vorstellte, die inkognito krähte? Ja, wie mehr als ein Hahn ist ein Hahn, da sogar ein gerupfter Hahn noch den Menschen des Plato vorstellen konnte[6]!" usw.

Diese schöne Leichenrede ward sehr oft von dem lauten Schluchzen und Weinen des Gockels, der Frau Hinkel und der kleinen Gackeleia unterbrochen; auch alle Vögelein waren sehr gerühret und weineten stille mit. Den ganzen übrigen Tag weinte

---

[1] Vgl. Mozarts „Zauberflöte", Akt 1, Nr. 7, das Duett: „Bei Männern, welche Liebe fühlen" usw. — [2] Brentano lehnt sich an eine Mitteilung des griechischen Schriftstellers Pausanias (2. Jahrh. n. Chr.) an (Buch 6, Kap. 26, § 2). — [3] König von Kreta, tapferer Held vor Troja, der, als Urenkel des Sonnengottes, einen Hahn als Schildzeichen führte (gleichfalls eine auf Pausanias, Buch 5, Kap. 25, § 5, zurückgehende Bemerkung). — [4] Jüdische Mystiker des Mittelalters. — [5] Name eines Schuhflickers aus des griechischen Satirikers Lukian (125—180 n. Chr.) Dialog „*Ονειρος η Αλεκτρυων*", der diese köstliche Szene enthält. — [6] Der griechische Schriftsteller Diogenes Laërtius (3. Jahrh. n. Chr.) erzählt von dem bekannten Philosophen Diogenes (gest. 323 v. Chr.) im 40. Kapitel die Anekdote: Als Platon gelegentlich den Menschen ein zweifüßiges Tier ohne Federn genannt, habe Diogenes beim nächsten Besuch in Platons Akademie einen gerupften Hahn mitgebracht und den Schülern spöttisch zugerufen: „Da seht den Menschen Platons!"

Frau Hinkel und Gackeleia noch und wollten sich gar nicht zufrieden geben, daß sie an dem Tode der Gallina und des Alektryo schuld gewesen. Gockel gab ihnen die schönste Ermahnung, sie versprachen die aufrichtigste Besserung, und so entschlief die ganze Familie am Abend dieses traurigen Tages nach einem gemeinschaftlichen herzlichen Gebet.

Als Gockel in der Nacht erwachte, dachte er der Frau Hinkel und seines Töchterleins Gackeleia mit vieler Liebe und entschloß sich, ihnen nach dem vielen Schrecken, den sie gehabt, eine rechte Freude zu machen und zugleich den Zauberstein aus des Hahnen Kropf zu versuchen. Er nahm daher den Stein aus seiner Tasche, steckte ihn an den Finger und drehte ihn an demselben herum mit den Worten:

„Salomon, du weiser König,
Dem die Geister untertänig,
Mach' mich und Frau Hinkel jung!
Trag uns dann mit einem Sprung
Nach Gelnhausen in ein Schloß!
Gib uns Knecht und Magd und Roß,
Gib uns Gut und Gold und Geld,
Brunnen, Garten, Ackerfeld!
Füll uns Küch' und Keller auch,
Wie's bei großen Herren Brauch!
Gib uns Schönheit, Weisheit, Glanz,
Mach' uns reich und herrlich ganz!
Ringlein, Ringlein, dreh' dich um,
Mach's recht schön, ich bitt' dich drum!"

Unter dem Drehen des Ringes und dem öftern Wiederholen dieses Spruches schlief Gockel endlich ein. Da träumte ihm, es träte ein Mann in ausländischer reicher Tracht vor ihn, der ein großes Buch vor ihm aufschlug, worin die schönsten Paläste, Gärten, Hausgeräte, Wagen, Pferde und alle andern dergleichen Dinge abgebildet waren, aus welchen er sich die schönsten heraussuchen mußte. Gockel tat dies mit großem Fleiß und träumte alles so klar und deutlich, als ob er wache. Da er aber das Buch durchgeblättert hatte, schlug der Mann im Traume es so heftig zu, daß Gockel plötzlich erwachte.

Es war noch dunkel, und er war so voll von seinem Traum,

daß er sich entschloß, seine Frau zu wecken, um ihr denselben zu erzählen; auch fühlte er ein so wunderbares Behagen durch alle seine Glieder, daß er sich kaum enthalten konnte, laut zu jauchzen. Da er sich immer mehr vom Schlafe erholte, empfand er die lieblichsten Wohlgerüche um sich her und konnte gar nicht begreifen, was nur in aller Welt für köstliche Gewürzblumen in seinem alten Hühnerstalle über Nacht müßten aufgeblüht sein. Als er aber, sich auf seinem Lager wendend, bemerkte, daß kein Stroh unter ihm knistere, sondern daß er auf seidenen Küssen ruhe, begann er vor Erstaunen auszurufen: „O jemine! was ist das?" In demselben Augenblick rief Frau Hinkel dasselbe, und beide riefen: „Wer ist hier?" und beide riefen: „Ich bin's, Gockel! Ich bin's, Hinkel!" Aber sie wollten's beide nicht glauben, daß sie es wären. Es hatte ihnen beiden dasselbe geträumt, und sie würden geglaubt haben, daß sie noch träumten, aber sie fanden gegenseitig ihre Stimme so verändert, daß sie vor Verwunderung gar nicht zu Sinnen kommen konnten.

„Gockel", flüsterte Frau Hinkel, „was ist mit uns geschehen? Es ist mir, als wäre ich zwanzig Jahr alt." — „Ach, ich weiß nicht", sagte Gockel, „ob ich nicht über fünfundzwanzig alt bin." — „Aber sage nur, wie kommen wir auf die seidene Betten?" sagte Frau Hinkel. „So weich habe ich selbst nicht gelegen, als du noch Fasanenminister in Gelnhausen warst — und die himmlischen Wohlgerüche umher! — Aber ach, was ist das? Der Trauring, der mir immer so lose an dem Finger hing, daß ich ihn oft nachts im Bettstroh verloren, sitzt mir jetzt so fest, daß ich ihn kaum drehen kann, ich bin gar nicht mehr mager." Diese letzten Worte erinnerten den Gockel an den Ring Salomonis; er dachte: „Ach, das mag alles von meinem gestrigen Wunsch herkommen." Da hörte er auch Rosse im Stalle stampfen und wiehern, hörte eine Türe gehn, und es fuhr ein Licht durch die Stube an der Decke weg, als wenn jemand mit einer Laterne nachts über den Hof geht.

Er und Hinkel sprangen auf, aber sie fielen ziemlich hart auf die Nase, denn jetzt merkten sie, daß sie nicht mehr auf der ebenen Erde, sondern auf hohen Polsterbetten geschlafen hatten, und der Schein, der durch die Stube gezogen war, hatte nicht

die rauhe Wand ihres Hühnerstalls, an der Stroh und eine alte Hühnerleiter lag, sondern prächtige gemalte und vergoldete Wände, seidene Vorhänge und aufgestellte Silber- und Goldgefäße beleuchtet. Sie rafften sich auf von einem spiegelglatten Boden, sie stürzten sich in die Arme und weinten vor Freude wie die Kinder. Sie hatten sich so lieb, als hätten sie sich zum erstenmal gesehen. Nun bemerkten sie den Schein wieder und sahen, daß er durch ein hohes Fenster hereinfiel. Mit verschlungenen Armen liefen sie nach dem Fenster und sahen, daß es von der Laterne eines Kutschers mit einer reichen Livree herkam, der in einem großen, geräumigen Hof stand, Haber siebte und ein Liedchen pfiff. Im Schein der Laterne, der an das Fenster fiel, sah Gockel Hinkel an und Hinkel Gockel, und beide lachten und weinten und fielen sich um den Hals und riefen aus: „Ach Gockel, ach Hinkel, wie jung und schön bist du geworden!"

Da sprach Gockel: „Alektryo hat die Wahrheit gesprochen; der Ring Salomonis hat Probe gehalten, alle meine Wünsche, bei welchen ich ihn drehte, sind in Erfüllung gegangen", und da erzählte er der Frau alles von dem Ring und zeigte ihr ihn, und ihre Freude war unaussprechlich.

Nun liefen sie an ein anderes Fenster und sahen in einen wunderschönen Garten; ein wunderlieblicher Blumenduft strömte ihnen entgegen, die herrlichsten Springbrunnen plätscherten im Mondschein, und die Nachtigallen sangen ganz unvergleichlich dazu. Nun liefen sie an ein drittes Fenster. „O je, welche Freude!" rief Frau Hinkel aus. „Wir sind in Gelnhausen, da oben liegt das Schloß des Königs, und da drüben — o, zum Entzücken! — da sehe ich in einer Reihe alle die Bäcker- und Fleischerladen; es ist noch ganz stille in der Stadt, horch, der Nachtwächter ruft in einer entfernten Straße, drei Uhr ist es. Ach, was wird er sich wundern, wenn er hierher auf den Markt kömmt und auf einmal unsern gräflichen Palast sieht! Und der König, was wird der König die Augen aufreißen und alle die Hofherrn und Hofdamen, die uns so spöttisch nachsahen, da wir ins Elend gingen, was werden sie gedemütigt sein durch unseren Glanz! O Gockel, lieber Gockel, was bist du für ein allerliebster, bester Mann mit deinem Ringe Salomonis!" und da fielen sie sich wieder um den Hals.

Der Tag brach aber an, und sie sahen verwundert den Glanz ihres prächtigen Schlafgemachs und ihrer schönen atlassenen, himmelblauen Schlafröcke und ihrer Goldnachtmützen. Nun erinnerten sie sich in ihrer Freude erst an Gackeleia, ihr liebes Töchterlein, und eilten nach einem wunderschönen Bettchen, rissen die rotsamtnen, goldgestickten Vorhänge hinweg: da lag Gackeleia, schön wie ein Engel, ach, viel schöner, als sie je gewesen. Gockel und Hinkel erweckten sie mit Küssen und Tränen: „Wach', wach' auf, Gackeleia! Ach, alle Freude ist um uns her! Ach, Gackeleia, sieh alle die schönen Sachen an!" Da schlug Gackeleia die blauen Augen auf und glaubte, sie träume das alles nur, und da sie Vater und Mutter, welche beide so jung und schön geworden waren, gar nicht wiedererkannte, fing sie an zu weinen und verlangte nach ihren lieben Eltern. Ja, alle die schönen Sachen konnten sie nicht zufriedenstellen; sie sagte immer: „O, was soll ich mit alle der Herrlichkeit, ich will zu meiner lieben Mutter, Frau Hinkel, zu meinem guten Vater Gockel zurück!" Die Mutter und der Vater konnten sie auf keine Weise bereden, daß sie es selbst seien. Endlich sagte Gockel zu ihr: „Wer bist du denn?" — „Gackeleia bin ich", erwiderte das Kind. — „So", sagte Gockel, „du bist Gackeleia? Aber Gackeleia hatte ja gestern ein Röckchen von grauer, grober Leinwand an; wie kömmt dann Gackeleia in das schöne buntgeblümte, seiden Schlafröckchen?" — „Ach, das weiß ich nicht", antwortete Gackeleia, „aber ich bin doch ganz gewiß Gackeleia, ach, ich weiß es gewiß, die Augen schmerzen mich noch so sehr, ich habe gestern gar viel geweint; ich habe groß Unglück angestellt, ich habe die Katze ans Nest der Gallina geführt, ich bin schuld, daß sie gefressen worden, ich habe dadurch den guten Alektryo in den Tod gebracht, ach, ich bin gewiß die böse Gackeleia!" Dabei weinte sie und fuhr fort: „O, du bist Gockel nicht, der Vater Gockel hat ganz schneeweiße Haare und einen weißen Bart und ist bleich im Gesicht und hat eine spitze Nase; du Schwarzer mit den roten Wangen bist Gockel nicht, du bist auch die Mutter Hinkel nicht, du bist ja so geschmeidig und schlank wie ein Reh; die Mutter Hinkel ist ganz breit. Ich will fort ins alte Schloß; ihr habt mich gestohlen!" Und da weinte das Kind wieder heftig. Gockel wußte sich nicht

anders zu helfen, als daß er dem Kinde sagte: „Schau mich einmal recht an, ob ich dein Vater Gockel nicht bin!" Da guckte Gackeleia ihn scharf an, und er drehte den Ring Salomonis ganz sachte am Finger und sprach leise:

„Salomon, du großer König,
Mache mich doch gleich ein wenig
Dem ganz alten Gockel ähnlich,
Mach' mich wieder wie gewöhnlich!"

Und wie er am Ring drehte, ward er immer älter und grauer, und das Kind sagte immer: „Ach Herr, ja, ja, fast wie der Vater!" Und als er ganz fertig mit dem Drehen war, sprang das Kind aus dem Bett und flog ihm um den Hals und schrie: „Ach ja, du bist's, du bist's, liebes, gutes, altes Väterchen! Aber die Mutter ist es mein Lebtag nicht!" Da begann Gockel auch für Frau Hinkel den Ring zu drehen, daß sie wieder ganz alt ward. Aber der machte das gar keine Freude, und sie sagte immer: „Halt ein, Gockel, nein, das ist doch ganz abscheulich, einen so herunterzubringen; nein, das ist zu arg, so habe ich mein Lebtag nicht ausgesehen, du machst mich viel älter, als ich war!" Und nun begann sie zu weinen und zu zanken und wollte dem Gockel mit Gewalt nach der Hand greifen und ihm den Ring wieder zurückdrehen, aber Gackeleia sprang ihr in die Arme und küßte und herzte sie und rief ein Mal über das andre auf: „Ach Mutter, liebe Mutter, du bist's, du bist's, ganz gewiß!" Da sagte Frau Hinkel: „Nun, meinethalben!" und küßte das Kind Gackeleia von ganzem Herzen. Gockel aber sprach: „Ei, ei, Frau Hinkel, ich hätte mein Lebtag nicht gedacht, daß du so eitel wärst; es ist gut, nun habe ich ein Mittel, dich zu strafen. Sieh, wenn du nun nicht fein ordentlich und fleißig bist oder brummst oder bist neugierig, da drehe ich gleich den Ring um und mache dich hundert Jahre alt." Da sagte Frau Hinkel: „Tue, was du willst, ich habe es nicht gern getan, es hat mich nur so überrascht." Da umarmte sie Gockel und drehte den Ring wieder, und sie wurden beide wieder jung und schön.

So erfuhr auch Gackeleia das Geheimnis mit dem Ringe, und Gockel schärfte ihr und der Frau Hinkel ein, ja niemals etwas von dem Ringe zu sprechen, sonst würde er ihnen gestohlen wer-

den, und dann würden sie um all ihr jetziges Glück kommen und wieder in das Elend nach dem alten Schlosse ziehen müssen. „Jetzt aber", fuhr Gockel fort, „wollen wir vor allem Gott herzlich danken für unsern neuen Zustand, denn ihm gebührt allein die Ehre." Da knieten sie in die Mitte der Stube und dankten Gott von ganzem Herzen.

Aber unterdessen war der Nachtwächter auf den Markt gekommen und hatte das herrliche Schloß Gockels, das wie ein Pilz in der Nacht hervorgewachsen, kaum erblickt, als er ein entsetzliches Geschrei anfing:

„Hört, ihr Herrn, was will ich euch sagen,
Die Glocke hat vier Uhr geschlagen,
Aber das ist noch gar nicht viel
Gegen ein Schloß, das vom Himmel fiel.
Da steht's vor mir ganz lang und breit,
Ich weiß nicht, ob ich recht gescheit;
Ich schau' es an, es kömmt mir vor
Wie der alten Kuh das neue Tor.
Wacht auf, ihr Herrn, und werdet munter,
Sehet an das Wunder über Wunder
Und bewahret das Feuer und das Licht,
Daß dieser Stadt kein Unglück geschicht,
Und lobet Gott den Herrn!"

Da wachten die Bürger rings am Markte auf, die Bäcker und die Fleischer rieben sich die Augen und rissen die Mäuler sperrangelweit auf und staunten das Schloß an und machten ein entsetzliches Geschrei vor Verwunderung. Gockel und Hinkel und Gackeleia standen am Fenster und guckten hinter dem Vorhang alles an. Endlich schrie ein dicker Fleischer: „Da ist da, das Schloß kann keiner wegdisputieren, aber ob Leute drin sind, die Fleisch essen, das möcht' ich wissen!" — „Ja, und Brot und Semmeln und Eierwecke", fuhr ein staubiger, untersetzter Bäckermeister fort. Da ging aber auf einmal die Schloßtüre auf, und es trat ein großer, bärtiger Türsteher heraus mit einem großen Kragen, wie ein Wagenrad, und einem breiten, silberbordierten Bandelier über die Brust und weiten, gepufften Hosen und einem Federhut, wie ein alter Schweizer gekleidet; er trug einen langen Stock,

woran ein silberner Knopf war, wie ein Kürbis so groß, und auf diesem ein großer silberner Hahn mit ausgebreiteten Flügeln. Die versammelten Leute fuhren alle auseinander, als er mit ernster, drohender Miene ganz breitbeinig auf sie zuschritt; sie meinten, er sei ein Gespenst. Auch Gockel und Hinkel oben am Fenster waren sehr über ihn verwundert und öffneten das Fenster ein wenig, um zu hören, was er sagte. Er sprach aber:

„Hört einmal, ihr lieben Bürger von Gelnhausen, es ist sehr unartig, daß ihr hier bei Anbruch des Tages einen so abscheulichen Lärm vor dem Schlosse Ihrer Hoheit des hochgebornen Rauhgrafen Gockel von Hanau, Hennengau und Henneberg, Erbherrn auf Hühnerbein und Katzenellenbogen, macht! Ihre hochgräflichen Gnaden werden es sehr ungern vernehmen, so ihr Sie also frühe in der Ruhe stört, und wünsche ich, das nicht wieder zu erfahren; das laßt euch gesagt sein."

„Mit Gunst", sagte da der Fleischer und zog seine Mütze höflich ab, „wenn's erlaubt ist, zu fragen, wird dies Schloß, das über Nacht wie ein Pilz aus der Erde gewachsen ist, von dem ehmaligen hiesigen Fasanenminister bewohnt?" — „Allerdings", erwiderte der Schweizer, „es ist bewohnt von ihm und seiner gräflichen Gemahlin Hinkel und Hochdero Töchterlein Gackeleia, außerdem zwei Kammerdienern, zwei Kammerfrauen, vier Bedienten, vier Stubenmädchen, zwei Jägern, zwei Läufern, zwei Heiducken, zwei Kammerhusaren, zwei Kammermohren, zwei Kammerriesen, zwei Kammerzwergen, zwei Türstehern, wovon ich einer zu sein mir schmeicheln kann, zwei Leibkutschern, sechs Stallknechten, zwei Köchen, sechs Küchenjungen, zwei Gärtnern, sechs Gärtnerburschen, einem Haushofmeister, einer Haushofmeisterin, einem Kapaunenstopfer, einem Hühnerhofmeister, einem Fasanenmeister und noch allerlei anderm Gesinde, welche alle zusammen täglich hundert Pfund Rindfleisch, hundert Pfund Kalbfleisch, fünfzig Pfund Hammelfleisch, fünfzig Pfund Schweinefleisch, sechzig Würste und dergleichen essen." — „Ach!" schrie da der Metzger und kniete beinah vor dem Schweizer nieder, „ich rekommandiere mich bestens als hochgräflicher Hofmetzger." Und der Bäcker zupfte den Schweizer am Ärmel mit den Worten: „Ihre hochgräflichen Gnaden und die hochgräfliche

Dienerschaft werden doch das viele Fleisch nicht so ohne Brot in den Magen hineinfressen; das könnte ihnen unmöglich gesund sein." — „Ei behüte!" sagte der Schweizer, „sie brauchen täglich dreißig große Weißbrode, hundertfünfzig Semmeln, hundert Eierwecke, hundert Bubenschenkel und zweihundertundsechsundneunzig Zwiebacke zum Kaffee." — „O, so empfehle ich mich bestens zum hochgräflichen Hausbäcker", rief der Bäckermeister. — „Wir wollen sehen", sprach der Schweizer, „wer heute gleich das beste Fleisch und die besten Semmeln liefern wird." Da stürzten alle die Bäcker und Fleischer nach ihren Buden und hackten und kneteten und rollten und glasierten die Eierwecke und rissen die Laden auf und stellten alles heraus, daß es eine Pracht war. Aber dies ging nun auf allen Seiten von Gelnhausen so; alle Krämer und alle Krauthändler kamen, sahen, staunten und wurden berichtet und waren voll Freude, daß sie viel Geld verdienen sollten.

Gockel und Hinkel und Gackeleia aber liefen im Schloß herum und sahen alles an; alle die Dienerschaft setzte sich in Bewegung, man kleidete sich an, man wurde frisiert, man putzte Stiefel und Schuh', man klopfte Kleider aus, tränkte die Pferde, fütterte Hühner, frühstückte; es war ein Leben und Weben wie in dem größten Schloß. Die Bürgerschaft, um ihre Freude zu bezeigen, kam mit fliegenden Fahnen gezogen, jede Zunft mit ihrem Schutzheiligen und schöner Musik; sie standen alle vor dem Schloß, feuerten ihre rostigen Flinten in die Luft und schrien: „Vivat der Graf Gockel von Hanau! Vivat die Gräfin Hinkel und die Komtesse Gackeleia! Vivat hoch! und abermals hoch!" Gockel und Hinkel und Gackeleia standen auf dem Balkon am Fenster und warfen Geld unter das Volk, und der Kellermeister wälzte ein Stückfaß Wein aus dem Keller und schenkte jedem ein, der trinken wollte.

Der König von Gelnhausen wohnte damals nicht in der Stadt, sondern eine Meile davon in seinem schönen Lustschloß Kastelovo, auf deutsch Eierburg, denn das ganze Schloß war von lauter ausgeblasenen Eierschalen errichtet, und in die Wände waren bunte Sterne von Ostereiern hineingemauert. Dieses Schloß war des Königs Lieblingsaufenthalt, denn der ganze Bau

war seine Erfindung, und alle diese Eierschalen waren bei seiner eignen Haushaltung ausgeleert worden. Das Dach der Eierburg aber ward in Gestalt einer brütenden Henne wirklich von lauter Hühnerfedern zusammengesetzt, und inwendig waren alle Wände eiergelb ausgeschlagen. Grade der Bau dieses Schlosses war schuld gewesen, daß Gockel einstens aus den Diensten des Königs gegangen war, weil er sich der entsetzlichen Hühner- und Eierverschwendung widersetzte und dadurch den König erbittert hatte.

Täglich kam nun der königliche Küchenmeister mit einem Küchenwagen nach Gelnhausen gefahren, um die nötigen Vorräte für den Hofstaat einzukaufen. Wie erstaunte er, als er die ganze Stadt in einem allgemeinen Bürgerfest vor einem nie gesehenen Palast erblickte und den Namen Gockels an allen Ecken ausrufen hörte! Aber sein Erstaunen ward bald in einen großen Ärger verwandelt, denn wo er zu einem Bäcker oder Fleischer oder Krämer mit seinem Küchenwagen hinfuhr, um einzukaufen, hieß es überall: „Alles ist schon für Seine hochgräfliche Gnaden Gockels von Hanau gekauft.“ Da nun der königliche Küchenmeister endlich sich mit Gewalt der nötigen Lebensmittel bemächtigen wollte, widersetzten sich die Bürger, und es entstand ein Getümmel. Gockel, der die Ursache davon erfuhr, ließ sogleich dem Küchenmeister sagen, er möge ohne Sorgen sein, denn er wolle Seine Majestät den König und seine ganze Familie und seine ganze Dienerschaft alleruntertänigst heute auf einen Löffel Suppe zu sich einladen lassen, und er, der Küchenmeister, möchte nur mit seinem Küchenwagen vor seine Schloßspeisekammer heranfahren, um ein kleines Frühstück für den König mitzunehmen. Gockel ließ ihm den Küchenwagen mit Kiebitzeneiern anfüllen und setzte seine zwei Kammermohren obendrauf, welche den König unterrichten sollten, wie man die Kiebitzeneier mit Anstand esse, denn der König hatte sein Lebtage noch keine gegessen.

Mit höchster Verwunderung hörte der König Cifraßius die Geschichte von dem Schloß und dem Gockel von dem Küchenmeister erzählen und ließ sich sogleich einhundert von den Kiebitzeneiern hart sieden. Als nun die zwei schwarzen Kammermohren

in ihren goldbordierten Röcken mit der silbernen Schüssel voll Salz, in welches die Eier festgestellt waren, hereintraten und mit ihrer schwarzen Farbe so schön gegen den weißen Eierpalast abstachen, hatte König Eifraßius große Freude daran. Er ließ seine Gemahlin Eilegia und seinen Kronprinzen Kronovus berufen zum Frühstück und erzählte ihnen das große Wunder vom Palast und Gockel. „Ach", sagte Kronovus, „da ist wohl die kleine Gackeleia, mit welcher ich sonst spielte, auch wieder dabei?" — „Natürlich", sprach Eifraßius, „und wir wollen gleich nach diesem Frühstück hineinfahren und uns den ganzen Spektakel ansehen. Aber seht nur die kuriosen Eier, die er uns zum Frühstück sendet! Grün sind sie mit schwarzen Punkten, man nennt sie Kibitkeneier; sie kommen aus Rußland und werden so genannt, weil sie in Kibitken, einer Art von Hühnerstall auf vier Rädern, gefunden oder gelegt oder hierhergefahren werden."

Da sprach der eine Kammermohr: „Ich bitte Euer Majestät um Vergebung, man nennt sie Kiebitzeneier, sie werden vom Kiebitz, einem Vogel, gelegt, der ungefähr so groß wie eine Taube und grau wie eine Schnepfe ist und wie eine französische Schildwache beim Eierlegen immer ‚Ki wi, Ki wi'[1] schreit; wenn man dann ‚Gut Freund!' antwortet, so kann man hingehen und ihm die Eier nehmen, worauf er gleich wieder andre legt."

Den König Eierfraß ärgerte es, daß der Mohr ihn in Eierkenntnissen belehren wollte, und sagte zu ihm: „Halt' Er sein Maul! Er versteht nichts davon, sei Er nicht so naseweis!" Darüber erschrak der Mohr wirklich so sehr, daß er ganz weiß um den Schnabel wurde. Der andre Mohr sprach nun: „Der Rauhgraf Gockel hat uns befohlen, Euer Majestät zu zeigen, wie diese Eier jetzt nach der neuesten Mode gegessen zu werden pflegen." — „Ich bin begierig", sagte der König, „es zu sehen." Da nahm jeder der Kammermohren eins von den Eiern in die flache linke Hand, und so traten sie sich mit aufgehobener Rechte einander gegenüber und baten den König, eins, zwei, drei zu kommandieren. Das tat Eifraßius, und wie er drei sagte, schlug der eine Mohr dem andern so auf das Ei, daß der gelbe Dotter

[1] „Qui vive!" („wer da!").

gar artig auf die schwarze Hand herausfuhr. Dem König gefiel dieses über die Maßen, und sie mußten es ihm bei allen hundert Eiern machen, wofür er ihnen beim Abschied beiden den Orden des Roten Ostereis dritter Klasse zur Belohnung um den Hals hängte.

Nun fuhr der König und seine Gemahlin und der Kronprinz sogleich in Gefolge des ganzen Hofstaats nach Gelnhausen zu Gockel, der ihm mit Hinkel und Gackeleia an der Schloßtüre entgegentrat. Die Verwunderung über den Reichtum und die jugendliche Schönheit Gockels konnte nur durch die außerordentliche Mahlzeit noch übertroffen werden. Alles war in vollem Jubel; Kronovus und Gackeleia saßen an einem aparten Tischchen und wurden von den zwei Kammerzwergen bedient, und Musik war an allen Ecken. Beim Nachtisch tranken Eifraßius und Gockel Bruderschaft und Eilegia und Hinkel Schwesterschaft, und Kronovus und Gackeleia sagten zueinander: „Du bist mein König, und du bist meine Königin.“ Eifraßius zog dann den Gockel in ein Fenster und hing ihm das Großei des Ordens des Goldnen Ostereis mit zwei Dottern um den Hals und borgte hundert Gulden von ihm, worauf das Ganze mit einem großen Volksfeste beschlossen wurde.

So lebten Gockel und die Seinigen beinah ein Jahr in einer ganz ungemeinen irdischen Glückseligkeit zu Gelnhausen, und der König war so gut Freund mit ihm und seiner vortrefflichen Küche und seinem unerschöpflichen Geldbeutel, und alle Einwohner des Landes hatten ihn seiner großen Freigebigkeit wegen so lieb, daß man eigentlich gar nicht mehr unterscheiden konnte, wer der König von Gelnhausen war, Gockel oder Eifraßius. Auch wurde es unter beiden fest beschlossen, daß einstens Gackeleia die Gemahlin des Erbprinzen Kronovus werden und an seiner Seite den Thron von Gelnhausen besteigen sollte.

Aber „der Mensch denkt und Gott lenkt“, und so kamen auch über diese guten Leute noch manche Schicksale, an die sie gar nicht gedacht hatten.

Alles hatte die kleine Gackeleia im vollen Überfluß, nur keine Puppe, denn Gockel hielt streng auf dem Verbot, das er über sie bei dem Tode des Alektryo hatte ergehen lassen: sie

sollte zur Strafe niemals eine Puppe haben. Wenn sie nun um Weihnachten oder am St. Niklastag alle Mägdlein in Gelnhausen mit schönen neuen Puppen herumziehen sah, war sie gar betrübt und weinte oft im stillen, eine solche Sehnsucht hatte sie nach einer Puppe. Merkte der alte Gockel aber, daß Gackeleia, die er über alles liebte, so traurig war, so tat er ihr alles zuliebe, um sie zu trösten, zeigte ihr die schönsten Bilderbücher, erzählte ihr die wunderbarsten Märchen, ja, gab ihr wohl auch manchmal den köstlichen Ring des Salomonis in die Hände, der mit seinem funkelnden Schmaragd und den wunderbaren Zügen, die darauf eingeschnitten waren, alle Augen erquickte, die ihn anschauten.

Einstens ging nun Gackeleia einmal in ihrem kleinen Gärtchen spazieren. Da waren die zierlichsten Beete voll schöner Blumen, alle mit Buchsbaum und Salbei eingefaßt, und die Wege waren mit glitzerndem Goldsand bestreut; in der Mitte war ein Springbrunnen, worin Goldfische schwammen, und über demselben ein goldner Käficht voll der buntesten singenden Vögel; hinter dem Brunnen aber war eine kleine Laube von Rosen und eine kleine Rasenbank. Ein schönes goldnes Gitter umgab das ganze liebe Gärtchen.

„Ach", dachte Gackeleia, „wie glückselig wäre ich, wenn ich eine Puppe in meinem schönen Garten spazierenführen könnte! So allein gefällt er mir gar nicht; was hilft es mir auch, wenn ich mir aus meinem Taschentuche durch allerlei Knoten eine Puppe zusammensetze? So ist doch nie eine schöne Gliederpuppe, ganz wie ein Mensch mit einem schönen lackierten Gesicht, und der Vater hat mir selbst diese Puppen verboten."

Während Gackeleia so in schweren Puppensorgen auf ihrer Rasenbank saß, hörte sie auf einmal eine angenehme summende, aber sehr leise Musik ganz nahe hinter ihr vor dem Garten, der an einem Feldweg lag. Da guckte sie durch die Blätter und sah etwas gar Kurioses. Dicht vor dem Gitter saß ein Mann in einem schwarzen Mantel ohne Kopf an der Erde zusammengehuckt, und unter dem Mantel hervor schnurrte die Musik. Gackeleia legte sich ganz dicht an die Erde, um zu sehen, wie nur in aller Welt die feine Musik herkomme, und wie war sie erstaunt, als sie da unten ein Paar allerliebste Puppenbeinchen in

himmelblauen, mit Silber gestickten Pantoffelchen ganz im Takte der Musik herumschnurren sah! Sie wußte gar nicht, was sie vor Neugierde, die Puppe ganz zu sehen, anfangen sollte. Oft war sie im Begriff, die Hand durchs Gitter zu stecken und den schwarzen Mantel ein wenig aufzuheben, aber die Furcht, weil sie an dieser Gestalt keinen Kopf sah, hielt sie immer wieder zurück. Endlich brach sie sich eine lange Weidenrute ab, steckte sie durch das Gitter und lüftete den Mantel ein wenig. Da schnurrte eine wunderschöne Puppe in den artigsten Kleidern, wie eine Gärtnerin geputzt, unter dem Mantel hervor und rannte grade auf das Gitter des Gartens zu, stieß einigemal an die goldnen Gitterstäbe und würde gewiß zu ihr hineingekommen sein, wenn nicht eine hagere Hand aus dem Mantel sich nach ihr hingestreckt und sie wieder in die Verborgenheit zurückgezogen hätte, wo die kleine Puppe von einer rauhen Stimme sehr ausgeschimpft wurde, daß sie sich unterstanden habe, unter dem Mantel hervorzulaufen.

Gackeleia konnte sich nicht mehr länger zurückhalten und rief ein Mal über das ander Mal: „Ach, du schwarzer Mantel, schimpfe doch die liebe, schöne Puppe nicht so, ach, lasse sie doch ein wenig heraus, zu mir in den Garten!“ Da tat sich auf einmal der Mantel auf, und ein alter Mann mit einem langen weißen Bart richtete sich vor Gackeleia auf und sprach: „Ich bitte dich sehr um Verzeihung, daß ich meine Puppe hier ein wenig unter meinem Mantel tanzen ließ und auf der Maultrommel dazu spielte; ich habe nicht gewußt, daß mir jemand zusah. Ich wollte nur versuchen, ob sie mir auf der Reise nicht verdorben sei, denn ich will sie hier in Gelnhausen vor Geld auf dem Rathause tanzen lassen. Sieh nur, sie ist ganz artig, jetzt ist sie wie eine Gärtnerin gekleidet und hat einen Harken in der einen Hand und eine Gießkanne in der andern, aber ich habe noch viele andre Kleider für sie. Sieh nur, mein Kind, hier ist ein Schäferkleid und Hut und Stab und ein Lämmchen, und hier ein Jagdröckchen und ein Spieß und ein Hündchen und noch gar viele Kleider, daß ich sie ankleiden kann, wie ich will.“ Bei diesen Worten zog der Alte allerlei bunte Puppenkleider aus allen Taschen hervor und reichte sie der kleinen Gackeleia durch das Gitter, welche sie mit großer

Freude betrachtete. Die kleine Puppe aber guckte dem alten Manne aus dem Ärmel hervor und wackelte immer mit dem Kopf.

„Ach", sagte Gackeleia, „wie allerliebst sind die Kleider! Lieber alter Mann, leih mir doch die Puppe nur einen Augenblick, daß ich sie nur einmal recht betrachte!" Der Alte aber sagte: „Kind, das kann ich nicht; gib mir die Kleider wieder, ich muß machen, daß ich in meine Herberge komme. Willst du mir aber einen Gefallen tun, so sollst du die Puppe und alle die Kleider von mir zum Geschenke erhalten." — „Ach, ich darf keine Puppe haben", sagte Gackeleia, „und hätte diese doch so gern!" Da erwiderte der Alte: „Diese darfst du haben, denn es ist keine Puppe, sondern eine Kunstfigur mit einem Uhrwerk im Leibe, und wann ich das aufziehe, lauft sie wie ein lebendiger Mensch eine halbe Stunde allein herum. Schau nur her!" Da zog er die Puppe aus dem Ärmel, nahm einen Uhrschlüssel und steckte ihr denselben in eine Öffnung in der Brust und drehte knirr, knirr, knirr, wie man eine Taschenuhr aufzieht, setzte dann die kleine Gärtnerin an die Erde, und sie lief, mit dem Kopfe nickend, immer vor dem Gitter des Gartens herum. „Ach, sie winkt mir", rief Gackeleia und patschte in die kleine Hände, „sie möchte gern zu mir in den Garten. Ach, sage mir doch, alter Mann, was soll ich dir zu Gefallen tun, daß du mir die kleine Puppe gibst?" — „Es ist nur eine Kleinigkeit", erwiderte der Alte. „Sieh, mein liebes Kind, ich bin ein sehr betrübter, alter Mann und habe keinen Vater und keine Mutter, keinen Sohn, keine Tochter, keinen Bruder, keine Schwester, keinen Hof und kein Haus, keine Katze und keine Maus, ich habe auf der Welt nichts als diese Puppe, aber ich bin so betrübt, daß sie mich nicht trösten kann; du aber kannst mich trösten, daß ich so lustig werde wie ein Lämmerschwänzchen." Bei diesen Worten weinte und wimmerte der alte Mann dermaßen, daß Gackeleia sprach: „Ach, weine nur nicht, ich will dir ja alles tun, was dich trösten kann, wenn du mir die Puppe gibst; sage nur um Gottes willen, was dich trösten kann!" Da erwiderte der Alte:

„Dein Vater hat ein Ringelein
Mit einem grünen Edelstein,
Der hat gar einen schönen Schein.

Laß mich nur einmal sehn hinein,
So werd' ich gleich durch Mark und Bein
Froh wie ein Lämmerschwänzchen sein.
Und dann lass' ich mein Püppchen fein
Zu dir ins Gärtchen gleich hinein;
Es bleibt mit allen Kleidern sein
Dann, Gackeleia, dein allein."

„Ei", sagte Gackeleia, „den Ring kenne ich wohl, er hat auch mich manchmal fröhlich gemacht, wenn ich ihn ansehen durfte; warte nur bis heute nach Tisch, da will ich dir den Ring hieher bringen, wenn der Vater schläft. Aber daß du ja wieder hieher kömmst, wenn ich mit dem Ringe in den Garten komme!" — „Ganz gewiß!" sagte der Alte, „ich will dir die Kleider der Puppe gleich hier lassen; du kannst sie alle hübsch glatt streichen, ich habe sie in der Tasche ein wenig zerdrückt." Da gab er ihr die Kleider, ließ die Puppe nochmals vor ihr tanzen und verließ dann mit derselben die kleine Gackeleia, die ihm immer nachrief: „Aber daß du mir auch ganz gewiß kömmst, der Ring soll dich recht anlachen!" — „Ja, ja, ganz gewiß!" rief der Alte und verschwand hinter den Hecken. Gackeleia aber setzte sich in ihre Laube, musterte und ordnete alle Kleider der Puppe und dachte schon, wie die kleine Gärtnerin bei ihr zwischen den Blumenbeeten herumlaufen würde, und konnte sich zum voraus vor Freude gar nicht lassen.

Als nach Tisch der Vater Gockel auf seinem Stuhle schlief, saß Gackeleia zu seinen Füßen und hatte seine Hand in der ihrigen und sah in den grünen Stein des Rings, und als sie den Ring berührte und vor sich sagte: „Ach, wenn der Vater nur nicht aufwachte und gar nichts merkte, ach, wenn ich den Ring nur leise von seinem Finger herunter hätte!" da tat der Ring, welcher alle Wünsche desjenigen erfüllte, der ihn berührte, seine Wirkung. Gockel schlief fest und schnarchte, und der Ring fiel in das Händchen der Gackeleia, welche geschwind wie der Wind nach ihrem Gärtchen lief, wo der alte Mann vor Begierde nach dem Ring sein mageres Gesicht mit dem Barte schon wie ein alter Ziegenbock über das Gegitter herüberstreckte.

Gackeleia rief ihm entgegen: „Die Puppe her, die Puppe

her, hier ist der Ring! Aber gucke geschwind hinein, ich muß gleich wieder mit dem Ring ins Schloß, ehe der Vater aufwacht." Da gab ihr der Alte die Puppe und lehrte sie, wie sie das Uhrwerk aufziehen müßte. Sie gab den Ring hin und tanzte mit Entzücken vor der Puppe her, die überall nachschnurrte, und patschte in die kleinen Hände. Der Alte aber patschte auch in die Hände, und als sie das hörte, fragte sie ihn, ob er schon von dem Anschauen des Rings getröstet sei. „Ja", erwiderte er fröhlich und gab ihr den Ring wieder und wünschte ihr mit einem häßlichen Gelächter viel Freude mit der Puppe und ging seiner Wege. Nun eilte Gackeleia mit dem Ringe zu Gockel zurück, der noch schlief, und steckte ihm den Ring wieder an den Finger. Ihre Puppe hatte sie mit den Kleidern in ihrer Laube ins Gebüsch versteckt.

Da Gockel aufwachte, erhielt er eine Einladung von dem König, ihn mit den Seinigen auf der Eierburg zu besuchen. Da lief Gackeleia geschwind nach dem Garten und steckte ihre Puppe und die Kleider zu sich und dachte dem Prinzen Kronovus, wenn sie allein beieinander sein würden, eine große Freude damit zu machen. Hierauf stieg sie mit ihren Eltern auf einen prächtigen Wagen, mit sechs Pferden bespannt, und sie fuhren auf die Eierburg, wo viele Menschen versammlet waren auf einer grünen Wiese, wo getanzt und gespielt wurde um Eier; denn es war Ostern und das große Ordensfest des Ostereierordens.

Man lief und sprang um die Wette nach aufgestellten Eiern, man warf mit Eiern nach Eiern, man stieß mit Eiern gegen Eier, und wessen Ei eingeknickt wurde, der hatte verloren; die Kinder von ganz Gelnhausen suchten Eier, welche der große Königliche Geheime Ober-Hofosterhas in versteckten Winkeln ins hohe Gras gelegt hatte; kurz, die Freude war allgemein. Und soeben reihte sich das Volk in einen großen Kreis, die königlichen Hofmusikanten und die Gelnhausner Stadtpfeifer bliesen einen herrlichen Tanz, nämlich den Eiertanz, welchen die königliche Familie mit der rauhgräflichen in höchsteigner Person tanzen wollte. Ein köstlicher Teppich ward ausgebreitet und auf demselben hundert vergoldete Pfaueneier in zehn Reihen gelegt. Nun trat die Königin Eilegia zu Gockel und verband ihm die Augen mit einem

seiden Tuch, und er tat ihr ebendasselbe; ebenso verbanden sich der König Eifraßius und Frau Hinkel und der Prinz Kronovus und Gackeleia die Augen und wurden nun von den Hofmarschällen auf den Eierteppich geführt, auf welchem sie mit den zierlichsten Schritten und Sprüngen und Wendungen zwischen den Eiern herumtanzen mußten, ohne auch nur eines mit den Füßen zu berühren. Die Zuschauer sahen mit gespannter Aufmerksamkeit ganz stille zu und bewunderten die Geschicklichkeit der hohen Herrschaften. Aber nicht weit davon in einem Gebüsche saßen ein paar alte Männer, die hatten keine Freude an dem Tanz und guckten alle Augenblicke nach dem Fußsteige aus der Stadt, ob ihr Geselle, der dritte alte Mann, nicht bald komme, und ehe sie sich's versahen, stand er mitten unter ihnen.

„Hast du? Hast du?" schrien sie dem Neuangekommenen mit weit vorgestreckten Hälsen entgegen und machten Finger, so spitz wie Krallen, gegen seine festgeschloßne Faust, und er erwiderte: „Ja, ich habe glücklich den Ring durch Gackeleias Spielsucht ertappt; ich habe ihr einen ganz ähnlichen mit einem falschen grünen Glasstein gegeben, welchen Gockel jetzt am Finger hat. Jetzt können wir uns an ihm rächen, daß er uns bei dem Hahnenkauf betrogen und uns in die Wolfsgrube hat fallen lassen, wo wir elend verhungert wären, wenn uns die Bauern nicht herausgezogen hätten."

So sprachen die drei Alten, welche niemand anders als die naturphilosophischen Petschierstecher waren, die Gockel hatten anführen wollen, und die er angeführt hatte. Sie hatten sich nun doch mit ihrer List in den Besitz des Rings gebracht und wollten jetzt gleich seine Wunderkraft versuchen. Sie faßten alle drei an den Ring und sprachen zu gleicher Zeit die Worte:

„Salomon, du weiser König,
Dem die Geister untertänig,
Mach' den Gockel wieder alt,
Zumpig, lumpig, mißgestalt;
Mach' Frau Hinkel wieder häßlich,
Zänkisch, ränkisch, griesgram, gräßlich;
Mach' die Gackeleia schmutzig,
Ruppig, struppig, zuppig, trutzig!
Nehme ihnen Gut und Geld,

Schloß und Roß und Hof und Feld,
Jag' sie wieder Knall und Fall
In den alten Hühnerstall!
Aber uns drei Petschaftstechern
Bau' ein Schloß mit goldnen Dächern, 5
Mache uns zu Hofagenten,
Hoffaktoren, Konsulenten,
Rittern und Kommerzienräten,
Kommissären und Propheten!
Gib uns Gold und Ehr' und Glanz, 10
Stell' uns hoch in der Finanz,
Mach' uns schön wie Davids Sohn,
Den scharmanten Absalon!
Mach' uns glücklich ganz enorm,
Orden gib und Uniform! 15
Ringlein, Ringlein, dreh' dich um!
Mach' es schön, wir bitten drum."

Während sie so an dem Ring drehten, entstand ein lautes Murren und Lachen und Schimpfen unter dem versammelten Volk. „Ei, seht den alten Bettler, die alte, schmutzige Bettlerin, 20 das schmutzige, freche Kind! Nun, das ist unverschämt! Jagt sie fort, pratsch, pratsch, wie sie die Eier zertreten!" Und bald ward das Geschrei und Getümmel so allgemein, daß der König Eifraßius und die Königin Eilegia und der Prinz Kronovus ihre Binden von den Augen rissen, und wie erstaunten sie nicht, als 25 sie den Rauhgrafen Gockel und die Frau Hinkel und Fräulein Gackeleia, die vorher so schön und jung und prächtig gekleidet gewesen waren, in eine alte, häßliche, zerrissene Bettlerfamilie verwandelt sahen, welche alle Eier auf dem köstlichen Teppich zertreten hatten! 30

Auf ihr unwilliges Geschrei rissen nun auch diese Armen die Binden von den Augen und fingen bitterlich an zu weinen und zu klagen über ihren verwandelten Zustand, denn sie erkannten sich kaum mehr. Gockel griff nach seinem Ring Salomonis und drehte und drehte, aber der falsche, verwechselte Ring 35 vermochte nichts. Da sah er ihn an und erkannte, daß er ausgetauscht war, und schrie laut aus: „O weh mir! Ich bin verloren, ich bin um den Ring betrogen!"

Er wollte eben dem König zu Füßen fallen und ihm sein Unglück klagen, aber dieser stieß ihn von sich, und Eilegia wendete der Frau Hinkel den Rücken und sprach von Bettelgesind. Der Prinz Kronovus allein war noch menschlich gegen Gackeleia; als sie ihm weinend die Hand reichte, gab er ihr einen Taler, den er in der Tasche hatte, und sein Taschentuch, sie solle sich das schmutzige Gesicht waschen, und bat sie, doch geschwind fortzulaufen, denn er sehe den Bettelvogt kommen. Er wolle ihr auch immer sein Taschengeld aufbewahren, und wenn sie Sonnabends am Abend hinten an den Brunnen bei dem Eierschloß kommen wolle, werde sie bei dem Vergißmeinnicht immer ein Ei finden, auf dem „Vivat Gackeleia!" geschrieben sei, und darin solle immer sein Wochengeld für sie stecken. Gackeleia weinte bitterlich über seine Güte und wollte ihn eben herzlich umarmen, da riß der Bettelvogt sie von ihm los und trieb das Kind mit Vater und Mutter unbarmherzig über die Grenze.

Der König und seine Familie begaben sich in das Schloß, der seltsamen Geschichte nachzudenken, und das Volk zog nach der Stadt zurück, um Gockels Palast zu plündern; aber es war schon Nacht geworden, und da sie auf dem Markte ankamen, sang ihnen der Nachtwächter entgegen:

„Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen,
Die Glock' hat zehn Uhr geschlagen,
Aber das ist noch gar nicht viel
Gegen ein Schloß, das in Staub zerfiel.
Hier hat es gestanden lang und breit,
Ich weiß nicht, ob ich recht gescheit;
Der Markt ist leer als wie zuvor,
Die Kuh steht wieder vor dem alten Tor.
Schaut an, ihr Herrn, das große Wunder
Ging schnell, wie es entstanden, unter.
Bewahrt das Feuer und das Licht,
Daß nicht der Stadt solch Unglück geschicht,
Und lobet Gott den Herrn!"

Wirklich war auch das herrliche Schloß Gockels und alle seine Gärten und alles, was drin war, mit Mann und Maus verschwunden; auf dem Markt plätscherte der alte Stadtbrunnen,

als wenn er von gar nichts wüßte. Die guten Bürger gingen nach Haus, nachdem sie lange in die leere Luft geschaut hatten, und überlegten, wo sie mit allen ihren Semmeln und Braten hin sollten, da der große Hofstaat Gockels nicht mehr bei ihnen einkaufen würde.

Der arme Gockel, die arme Hinkel, die arme Gackeleia zogen wieder, wie ehedem, durch den wilden Wald nach dem alten Schloß, aber sie waren viel trauriger und redeten kein Wort, ja, Frau Hinkel hatte gar die Schürze über den Kopf gehängt, weil sie sich schämte, so häßlich geworden zu sein.

Als sie auf einer Höhe angekommen waren, wo man Gelnhausen noch einmal sehen konnte, drehte sich Gockel um und sprach: „Unseliger Ort, wo ich um den köstlichen Ring Salomonis betrogen ward! Abscheulicher, undankbarer Eifraßius, wie schändlich hast du mich in meinem Unglück verstoßen und hast nicht dran gedacht, mir das Geld wiederzugeben, das du in glücklicher Zeit von mir geborgt!"

Frau Hinkel aber rief aus: „O Königin Eilegia, wie manches Backwerk habe ich dir zum Geschenk gemacht, wie viele Eierspeisen habe ich dich bereiten gelehrt, wieviel hundert Ostereier habe ich dir bunt gesotten! Die schönsten Muster zu Hauben und Kleidern habe ich dir mitgeteilt, und nun, da wir den Ring verloren und arm geworden, läßt du Undankbare mich zerlumpt und hungernd über die Grenze führen!"

Nun erhob auch Gackeleia ihre Stimme und sprach: „Ach, du kleines Prinzchen Kronovus, du bist doch der Beste von allen; du hast mir deinen Taler geschenkt und dein Taschentuch, daß ich mich abwischen soll; du willst mir dein Wochengeld alle Sonnabend an den Brunnen in ein Ei verstecken; ach, du bist doch mein guter Kronovus geblieben und hast die arme, schmutzige Gackeleia nicht von dir weggestoßen. Ach, es tut mir recht leid, daß ich in der Angst vergessen, dir meine herrliche Puppe zum Andenken zu schenken."

Kaum hatte Gackeleia das Wort Puppe ausgesprochen, als Gockel zornig nach ihr blickte und heftig sprach: „Du unseliges Kind! Du hast eine Puppe? Welche Puppe? Woher hast du die Puppe? Ach, ich ahnde die Ursache meines Verderbens!"

Und da er hierauf die kleine Gackeleia ergreifen wollte, lief sie vor dem erzürnten Vater nach dem äußersten Rande eines Felsen hin, der über einen schroffen Abhang hinausragte. Frau Hinkel schrie: „Um Gottes willen, das Kind fällt sich zu Tode!" und hielt Gockel beim Arme zurück. Gackeleia aber kniete auf dem äußersten Rande des Felsen und breitete ihre Ärmchen gegen den Vater aus und sprach:

„Vater Gockel, ach, verzeih!
Mutter Hinkel, steh mir bei!
Oder Gackeleia klein
Springt und bricht sich Hals und Bein."

Da bat die Frau Hinkel den Gockel sehr, er solle dem Kind verzeihen, und Gockel sagte: „Sie soll nur alles erzählen, was sie angestellt, ich werde sie nicht umbringen." — „Erzähle, Gackeleia", sagte die Mutter, „wo hast du eine Puppe herbekommen?" Da war Gackeleia in großer Angst, denn der Vater riß während der Erzählung an einer Birke, die bei dem Felsen stand, dann und wann ein Zweiglein ab, und es sah so ziemlich aus, als wenn er, wo nicht einen Besen, doch wenigstens eine Rute binden wollte; aber was half alles? Das Kind mußte sprechen:

„An mein Gärtchen kam heut morgen
Ein alt Männchen, ganz voll Sorgen,
Ließ vor mir im Tanz sich drehen
Ach! ein Püppchen, wunderschön." —

„Da haben wir es", rief Gockel und riß ein starkes Birkenreis ab, „da haben wir es, o, es ist abscheulich!" Gackeleia aber sagte geschwind:

„Nein, kein Püppchen, es ist nur
Eine schöne Kunstfigur,
Eine kleine Gärtnerin,
Jägerin und Fischerin,
Bäurin, Hirtin und so weiter,
Jede hat besondre Kleider." —

„Ach, abscheulich!" sagte Gockel, aber Gackeleia fuhr fort:

„Allerliebst, kaum auszusprechen,
Mir wollt' schier das Herz zerbrechen

Nach dem schönen Wunderding;
Als es an zu laufen fing,
Als die Räder in ihm schnarrten,
Wollt' es zu mir in den Garten,
Lief am Gitter hin und her, 5
Als ob es lebendig wär'.
Und ich glaubt' des Alten Schwur,
Daß es eine Kunstfigur,
Daß es keine Puppe sei,
Glaubt', daß das nicht Unrecht sei." — 10

„Schöne Ausreden!" sagte Gockel unwillig und riß wieder ein Birkenreis ab. Gackeleia gefiel das gar nicht, und sie sagte:

„Vater Gockel, ich bitt' schön,
Laß das Birkenreis doch stehn,
Ach, ich bin vor Angst verwirrt, 15
Daß es eine Rute wird."

Da sprach Gockel ernsthaft:

„Gackeleia, glaub' du nur,
Daß es eine Kunstfigur,
Daß es keine Rute sei, 20
Denk' nichts Arges dir dabei!"

Da sagte Gackeleia:

„Kunstfigur von Birkenreis?
Ach, du machst mir gar zu heiß."

Und Gockel sagte: 25

„Kunstfigur für Kunstfigur,
Rute für die Puppe nur."

Da ward Gackeleia wieder sehr betrübt und schrie wieder ganz erbärmlich:

„Vater Gockel, ach, verzeih! 30
Mutter Hinkel, steh mir bei!
Oder Gackeleia klein
Springt und bricht sich Hals und Bein."

Frau Hinkel bat sehr, und Gockel sagte: „Ich werde sie nicht umbringen, sie soll nur erzählen, was der Alte weiter 35 gesagt hat, und was sie ihm für die Kunstfigur gegeben hat." Da fuhr Gackeleia fort:

„Ach, der Alte weinte sehr,
Hätt' nicht Vater, Mutter mehr,
Bruder nicht noch Schwesterlein,
Keinen Sohn, kein Töchterlein,
Keinen Vetter, keine Base,
Nichts als eine lange Nase,
Einen Bart, ganz weiß und lang,
War betrübt und angst und bang." —

„Der alte Schelm!" rief da Frau Hinkel aus und riß auch ein starkes Birkenreis ab, „der alte Schelm ist schuld, daß ich auch wieder eine so häßliche lange Nase habe." Und Gockel sagte: „Schau, Frau Hinkel, jetzt merkst du auch, was wir ihm zu danken haben, du die Nase und ich den Bart. O, unglückselige Kunstfigur, was sind wir für abscheuliche Figuren durch dich geworden! Aber erzähle weiter, Gackeleia, was wollte er für die Puppe?" Da erwiderte Gackeleia mit großer Angst:

„Für die schöne Kunstfigur
Wollt' in deinen Ring er nur
Einmal ein klein bißchen blicken,
Seinen Kummer zu erquicken." —

„O du abscheulicher Betrüger!" rief Gockel aus, „o du unseliges, leichtsinniges, spielsüchtiges Kind! Und du zogst mir den Ring im Schlaf ab und gabst dem Schelmen den Ring? Sprich, sprich, hast du das getan? Sprich gleich, oder ich werfe dich gleich vom Felsen!" Da rief Gackeleia wieder in großer Angst:

„Vater Gockel, ach, verzeih!
Mutter Hinkel, steh mir bei!
Ja, als Vater Gockel schlief,
Mit dem Ring ich zu ihm lief;
Doch er sah nicht lang hinein,
Gab zurück den Edelstein,
Den ich gleich zurückgebracht,
Eh' der Vater aufgewacht.
Ach, ich will's nicht wieder tun,
Einmal ist das Unglück nun
Durch mich böses Kind geschehn.
Werdet ihr die Puppe sehn —
Nein, nicht Puppe, es ist nur

Eine schöne Kunstfigur,
Ganz natürlich nach dem Leben —,
Ach, ihr müßt mir dann vergeben!"

Und nun zog sie die Puppe aus ihrer Tasche, zog das Uhrwerk auf, und die kleine Gärtnerin schnurrte so artig zwischen dem Thymian auf dem Felsen herum, daß Gackeleia ihr, in die Hände patschend, nachlief. Da erwischte der alte Gockel das Kind beim Arm und sagte: „Nun habe ich dich, ungehorsames Kind! Habe ich dir nicht tausendmal verboten, meinen Ring ohne meine Erlaubnis nicht anzurühren? Du hast ihn aber dem alten Betrüger gegeben, und der hat ihn mit einem andern vertauscht, der keinen Heller wert ist, und so hast du deine Eltern und dich in Schande und Armut gebracht durch deine Begierde nach einer elenden Puppe." Da schrie Gackeleia ganz erbärmlich:

„Keine Puppe, es ist nur
Eine schöne Kunstfigur.
Vater, Vater, laß mich los!
Ach, sie lief durch Stein und Moos
Von dem Fels in vollem Lauf;
Mutter Hinkel, halt sie auf,
Daß sie nicht den Hals zerbricht,
Denn sie kennt die Wege nicht!"

Die kleine Puppe lief auch ganz wie toll den Felsen hinunter, und Frau Hinkel wollte sie aufhalten, aber glitt auf dem glatten Rasen aus und rollte ein ziemlich Stück Weg hinunter. Darüber wurde der alte Gockel noch viel ungeduldiger und sagte: „Nun sieh das Unglück! Deine Mutter bricht noch schier ein Bein über der abscheulichen Puppe. Recht muß sein, du hast unverzeihlich gefehlt, jetzt wähle, Gackeleia, entweder kriegst du hier recht tüchtig die Rute, oder du läßt die Puppe laufen." Und da Gackeleia wieder schrie:

„Keine Puppe, es ist nur
Eine schöne Kunstfigur",

legte Gockel sie über das Knie und gab ihr tüchtig die Rute mit den Worten:

„Keine Rute, es ist nur
Eine schöne Kunstfigur",

und Gackeleia schrie:

„Mutter, halt, o jemine,
Halt sie auf, sie tut sich weh!"

und Gockel schlug immer zu und schrie:

„Fitze, fitze, Domine,
Tut die ganze Woche weh!"

Er hätte auch noch länger zugeschlagen, aber Frau Hinkel schrie so erbärmlich, sie könne nicht wieder herauf, daß Gockel das Kind losließ und hinabging, ihr zu helfen. Kaum aber war Gackeleia los, so rüttelte und schüttelte sie sich über die abscheuliche Kunstfigur, die sie empfunden hatte, und lief ihrer kleinen Kunstfigur nach, die sie eben unten im Tal über den Steg eines Baches laufen sah; aber die Puppe lief, als ob sie vier Beine hätte, über den Steg und linksum in den Wald hinein, und Gackeleia immer hinter ihr drein.

Gockel hatte indessen Frau Hinkel durch einen Umweg wieder auf die Höhe gebracht, und sie klagten sich unterwegs einander, wie der Alte, der sie durch Gackeleias Spielsucht um den köstlichen Ring des Salomon gebracht, gewiß einer von den alten Petschierstechern sei, die ihn einst um den Hahn Alektryo hätten betriegen wollen. Als sie unter solchen Reden auf den Fels zurückkamen und die Gackeleia nicht mehr sahen, riefen sie nach allen Seiten nach dem Kind, aber nirgends hörten und sahen sie etwas von ihr. Da ward ihr Kummer um allen ihren Verlust in eine große Sorge um ihr Kind verwandelt; sie liefen hin und her und schrien durch den Wald: „Gackeleia! Gackeleia!" Und wenn das Echo wieder rief: „Eia! Eia!" glaubten sie, das Kind antworte, und so verirrten sie sich immer tiefer in der Wildnis, bis sie endlich beide, ach, aber ohne Gackeleia, sich bei ihrem alten Stammschlosse wiederfanden.

Die Vögel wachten alle auf und flogen wie alte Bekannte um sie her und grüßten sie, aber Gockel und Hinkel riefen immer:

„Gackeleia, liebe Gackeleia, komm doch nur!
Ja, es ist eine Kunstfigur,
Komm, es soll dir nichts geschehn,
Wenn wir dich nur wiedersehn!"

Aber keine Antwort, von keiner Seite. Da saßen die zwei armen Eltern auf der Schwelle des alten Hühnerstalles nieder und weinten die ganze Nacht bitterlich, und alle Vögelein weinten mit.

Am Morgen aber schnitt sich Gockel einen tüchtigen Knotenstock und gab auch der Frau Hinkel einen und sagte: „Liebe Frau, wir sind arme Leute geworden, aber es gebührt einem Rauhgrafen Gockel von Hanau und einer Raugräfin Hinkel von Hennegau nicht, im Unglück zu verzweifeln; lasse uns auf Gott vertrauen und unsere Fräulein Tochter Gackeleia durch die weite Welt suchen, und sollten wir unterwegs Hungers sterben! Geh du links, und ich geh' rechts, alle Monate kommen wir hier wieder zusammen und sagen uns, was wir entdeckt haben; dabei können wir zugleich dem Dieb unsers Ringes nachforschen." Frau Hinkel war das zufrieden; sie umarmten sich beide unter bittern Tränen und wanderten dann auf getrennten Wegen, Herr Gockel rechts, Frau Hinkel links. Und wenn sie in die Dörfer oder Städte kamen, sangen sie vor allen Türen:

„Habt ihr nicht ein Kind gesehn?
Ein klein Mägdlein wunderschön,
Blaue Augen, rote Backen,
Zähnchen weiß zum Nüsseknacken,
Einen roten Kirschenmund
Frisch und froh und dick und rund,
Glänzend wie ein Mandelkern,
Hüpft und spielt und singet gern.
Es hat einen blonden Zopf,
Einen Strohhut auf dem Kopf,
Trägt auch eine alte Puppe
Und lauft hinter einer Puppe
Her und schreit, es sei ja nur
Eine schöne Kunstfigur.
Barfuß lauft es ohne Schuh';
Fragt man es: ‚Wie heißest du?'
Sagt es gleich ganz freundlich: ‚Eia,
Ich bin Gockels Gackeleia.'
Ach, das Kind hab' ich verloren,
Habe einen Eid geschworen,
Nicht zu ruhen, bis ich das Kind
Gackeleia wiederfind'!"

Aber immer sagten die Leute:

„Wir haben so kein Kind gesehn,
Ihr armer Mensch müßt weitergehn,
Da habet Ihr ein Stückchen Brot,
Gott helfe Euch in Eurer Not!“

Da nahmen sie dann das Brot, die armen Eltern, und aßen es mit Tränen und setzten ihren Stab traurig weiter.

So waren sie schon dreimal in dem alten Stammschlosse wieder ohne Gackeleia zusammengekommen, hatten mit großem Jammer in dem alten Hühnerstall geschlafen und sich ihre vergeblichen Nachforschungen einander mitgeteilt. „Ach Gott“, sagte Frau Hinkel, „das arme Kind ist gewiß umgekommen, hättest du es doch nicht so hart wegen der Puppe behandelt!“ Da erwiderte Gockel: „Und hättest du besser auf sie achtgegeben, so hätten wir den Ring und das Kind nicht verloren; nichts ist leichter zu sagen als ‚Hättest du‘. Lasse uns lieber auf dem Grabe des Alektryo in der Kapelle recht herzlich beten, daß wir das Kind morgen zum vierten Male nicht vergebens suchen mögen.“ Hierauf gingen sie nach der Kapelle und beteten recht eifrig, legten sich dann auf ihr Mooslager und schliefen einen gar süßen Schlaf und träumten von Gackeleia.

Gegen Morgen hörte Gockel noch halb im Schlaf etwas um sich her rascheln, es war noch sehr dunkel in der Stube, aber er sah etwas an der Erde hinlaufen und verschwinden; er stieß Frau Hinkel an und sagte: „Mir war grade, als wenn die fatale Puppe der Gackeleia vorübergelaufen wäre.“ Da sprach eine Stimme:

„Keine Puppe, es ist nur
Eine schöne Kunstfigur.“

Gockel meinte, Frau Hinkel habe das gesagt, und verwies ihr, daß auch sie so eigensinnig wie Gackeleia spreche. Frau Hinkel hatte schlaftrunken die Worte auch gehört und behauptete, er habe es selbst gesagt. Sie wollten eben hierüber zu zanken anfangen, als sie leise an der Türe pochen hörten. Sie fuhren ordentlich vor Schreck zusammen, wer das wohl sein könnte, der in dem wüsten, zerstörten Schlosse so leis anpoche. Da es aber zum dritten Male pochte, fragte Gockel laut: „Wer ist drauß?“

Und es antwortete eine männliche Stimme: „Ich bitte allerunterthänigst um Verzeihung, Herr Graf, daß ich so früh störe; aber die Leute lassen mir keine Ruhe, sie sagen, daß ich ihnen drei Zentner Käse aus der gräflichen Käsefabrik abliefern soll, nun wollte ich doch den Befehl des Herrn Grafen selbst abholen."

Gockel wußte auf diese Rede gar nicht, wo ihm der Kopf stand. „Drei Zentner Käse", sagte er, „aus der gräflichen Käsefabrik! Hast du gehört, Hinkel?" — „Ja", sagte Frau Hinkel, „was kann das sein? Ich weiß nicht, ob ich träume oder wache." Da aber der Mann immer von neuem pochte und um die Erlaubnis bat, den Käse abzuliefern, schrie Gockel heftig: „Bist du, der da pochet, toll oder ein Spötter, der einen armen Greis zum Narren haben will, so nehme dich in acht, oder ich komme mit meinem Knotenstock über dich! Wo habe ich Käse oder eine Käsefabrik? Gehe von dannen und gönne den Armen ihr einziges Gut, die Ruhe und den Schlaf!" Da antwortete die Stimme wieder: „Gnädigster Graf, vergebet mir, daß ich Euch erweckte; ich sehe wohl, daß Ihr den Leuten den Käs' nicht abliefern lassen wollet, ich werde sie abweisen."

Nun hörte Gockel draußen auf dem Hofe sprechen und hin und wieder gehen, und seine Verwunderung, was das zu bedeuten habe, wuchs immer mehr. „Ach", sagte er zu seiner Frau, „ich fürchte fast, es ist irgendeine Nachstellung von unseren Feinden, die uns ermorden wollen." — „Das wäre entsetzlich!" erwiderte Frau Hinkel und drückte sich in der Angst an ihn. Da pochte es wieder an der Türe, und Gockel rief zwar erschrocken, doch ziemlich laut: „Wer da?"

Da antwortete eine andere Stimme: „Eurer Hochgräflichen Gnaden untertänigster Küchenmeister fragt an, ob er einen Zentner Schinken aus der gräflichen Rauchkammer abliefern darf, welche auf drei Eseln, die vom König Sissi angekommen sind, abgeholt werden sollen."

Gockel wußte nicht, wo ihm der Kopf stand bei diesen Reden. „Warte, ich will dir Schinken geben, du nichtswürdiger Spötter!" rief er aus, indem er aufsprang und nach seinem Stocke suchte. Als er aber ganz klar und deutlich drei Esel vor der Türe

wiehern hörte, schrie er und Frau Hinkel zugleich: „Herrjemine, die Esel sind wirklich da!“

Es war noch dunkel in dem Stalle, der kein Fenster hatte, und dessen verschlossene Türe nur durch einen Spalt einen Schimmer des Tags hineinfallen ließ. Gockel tappte an der Wand nach seinem Knotenstock herum, und plötzlich wurde er von ein Paar zarten Armen herzlich umschlossen, so daß er laut aufschrie: „Um Gottes willen, wer ist das?“ Aber die Unbekannte hörte nicht auf, ihn mit den zärtlichsten Küssen zu bedecken, und als Frau Hinkel auch dazukam, ging es derselben nicht besser; und da sie sich in diese Liebkosungen gar nicht finden konnten, sagte endlich das unbekannte Wesen mit einer wohlbekannten Stimme zu ihnen: „Ach, kennt ihr denn euer Töchterlein Gackeleia gar nicht mehr?“ — „Du? Gackeleia?“ riefen beide aus. „Nein, das ist nicht möglich, du bist ja eine erwachsene Jungfrau.“ — „Ach, groß oder klein“, antwortete es, „ich bin doch eure Gackeleia“, und da riß sie die Türe auf, und es fiel zu gleicher Zeit so viel Fremdes und Wunderbares in die Augen des alten Gockels und der Frau Hinkel, daß sie sich einander in die Arme sinken und herzlich weinen mußten. Denn erstens sahen sie wirklich die ganze Gackeleia vor sich, aber nicht mehr als ein kleines Mädchen, sondern als eine blühende, wunderschöne, allerliebst geputzte Jungfrau, und zweitens sahen sie sich selbst beide nicht mehr alt und in Lumpen, sondern als zwei schöne, wohlbekleidete Leute in den besten Jahren, und drittens sahen sie durch die Türe nicht mehr in einen verfallenen, mit Schutt und wildem Unkraut bewachsenen Burghof hinaus, sondern in einen schön gepflasterten, reinlichen Hof, von Schloßgebäuden und allen Wohnungen und den Ställen umgeben, in der Mitte aber, an einem plätschernden Springbrunnen, sahen sie drei verdrießliche alte Esel mit langen Ohren angebunden, welche die Köpfe zusammendrückten, als ob sie sich schämten. Auch sahen sie allerlei Gesind in schönen Livereien geschäftig auf und nieder gehen, die immer, sooft sie am Hühnerstall vorüberkamen, tiefe Verbeugungen machten und schönen guten Morgen wünschten.

„Ach, was ist das? Es ist nicht möglich! Woher alle diese

Wunder?" rief Gockel aus; da reichte Gackeleia ihm ihre schöne Hand und sah ihm freundlich lächelnd in die Augen, und Gockel schrie mit lautem Jubel aus: „Ach, der Ring! Der köstliche Ring Salomonis ist wieder da, den du durch die Puppe verloren!" Da sagte aber Gackeleia gleich wieder:

„Keine Puppe, es ist nur
Eine schöne Kunstfigur",

und Gockel sagte: „Meinetwegen, ich will dir die Rute nicht mehr geben, du bist auch zu groß dazu, und alles ist ja wieder gut." — „Aber wie hast du alles angefangen?" sagte Frau Hinkel, welche immer um die schöne, prächtige Jungfrau herumgegangen war, sie zu betrachten und zu küssen und zu drücken, „um Gottes willen, Herzwunder Gackeleia, erzähle!" — „Ja, erzähle!" rief Gockel und drückte sie herzlich an seine Brust.

Gackeleia aber erwiderte: „Lobet mich nicht zu sehr, geliebter Vater, denn all unser neues Glück haben wir allein Euch selbst zu verdanken." — „Mir?" fragte Gockel, „das müßte seltsam zugehen. Ach, ich habe ja nichts tun können, als vor den Häusern, nach dir suchend, bettelnd herumzuziehen." Da sagte Gackeleia: „Schon gut! Ihr sollt alles hören, folgt mir nur nach einer andern Stube, wir wollen das wiederhergestellte Stammschloß unsrer lieben Vorfahren einmal ein wenig durchmustern, wir werden gewiß ein Plätzchen finden, wo es uns besser gefällt als in dem alten Hühnerstall, in dem wir ohnedies dem Federvieh Platz machen wollen, das gleich wieder hineinmuß." Da drehte Gackeleia den Ring und sprach:

„Salomon, du weiser König,
Dem die Geister untertänig,
Fülle gleich den Hühnerstall!
Laß die bunten Hühner all'
Gackeln, scharren, glucken, brüten,
Sie vom hohen Hahn behüten!
Alle soll er übersehen,
Stolz mit Spornen einhergehen,
Kamm und Sichelschweif hoch tragen,
Streitbar mit den Flügeln schlagen,
Krähen wie ein Hoftrompeter,

Daß bei seinem Anblick jeder
Ganz mit Wahrheit sagen kann:
‚Das ist recht ein Rittersmann.‘
Bringe uns auch schöne Pfauen,
Die bei ihren grauen Frauen
Goldne Augenräder schlagen,
Abends nach der Sonne klagen.
Gib uns dann auch welsche Hahnen,
Zornig-schwarze Indianen,
Solche hoffärtige Gesellen,
Denen rot die Hälse schwellen,
Die sich kollernd neidisch blähen,
Wenn sie rote Farbe sehen,
Aufgespreizt mit Hofmanieren
Um die Hennen her turnieren.
Schenk' uns Enten bunt und prächtig,
Weiße Gänse, die bedächtig
Nach dem Wolkenhimmel sehn
Und auf einem Beine stehn
Oder auf der Wiese gackeln,
Bis sie in das Wasser wackeln.
Lasse auch schneeweiße Schwäne,
Rein wie blanke Silberkähne,
Ernst und klar mit edlem Schweigen
Schwimmen in den Spiegelteichen.
Auf dem Dache laß sich drehen
Tauben, schimmernd anzusehen,
Um den Hals mit goldnen Strahlen,
Schöner, als man sie kann malen.
Alles sei recht auserlesen,
Wie's im Paradies gewesen.
Ringlein, Ringlein, dreh' dich um,
Mach's recht schön, ich bitt' dich drum!"

Kaum hatte Gackeleia dies gesagt, als aus dem Hühnerstall, den sie verlassen hatten, ihnen eine Schar der buntesten Hühner, Pfauen, Puten, Enten, Gänse und Schwanen nachströmte und auf dem Dache alles von Tauben wimmelte. Gockel und Hinkel hatten die größte Freude an den herrlichen Tieren und begaben sich, nachdem sie alle bewundert hatten, in das Schloß. Freudig und neugierig betrachteten sie eine Reihe von Gemächern

und Sälen, welche alle mit dem prächtigsten alten Hausrat versehen waren, und setzten sich endlich in dem obersten Stockwerke auf die Galerie eines Turms, von welchem sie die Aussicht über die höchsten Gipfel des Waldes hin in die Ferne bis nach den Turmspitzen von Gelnhausen hatten.

„Hier ist es gar schön", sagte Gackeleia, „hier will ich euch alles erzählen, wie ich den Ring wiedererhalten habe, aber wir wollen auch etwas frühstücken." Kaum hatte sie dies gesagt, als ein alter Diener einen großen Korb voll Früchten und kaltem Fleischwerk und feinem Gebackenen und Wein und Milch der Treppe herauf brachte und, als er alles vor sie niedergesetzt hatte, nochmals fragte, ob die drei Esel mit dem Käse und den Schinken sollten bepackt werden. „Ja", sagte Gackeleia, „und daß nur alles recht gut und ausgesucht sei! Ich werde hernach das Weitere selbst befehlen." Gockel und Hinkel waren sehr begierig nach ihrer Erzählung und baten sie, zu beginnen. Da erzählte sie folgendes:

„Als du mich so hart straftest, lieber Vater, fühlte ich vor Angst um meine Puppe — nicht doch Puppe, es ist nur eine schöne Kunstfigur —, also um meine Kunstfigur gar nichts von der Rute; ich erwartete nur mit Sehnsucht den Moment, meiner kleinen Gärtnerin nacheilen zu können, welche bergab lief, wie sie noch nie gelaufen war. Da rief die Mutter um Hülfe; da ließt du mich los, und wie ein Pfeil nach dem Ziel stürzte ich meiner Kunstfigur nach. Sie lief über den Steg, in den Wald, durch Distel und Dorn, und ich hatte sie einigemal zum Greifen nah; wie ich aber die Hand ausstreckte, fing sie von neuem so zu rennen an, daß ich ermüdet endlich niedersank und weinend ausrief: ‚Ach, schöne Gärtnerin, wie handelst du so undankbar gegen mich, ich habe dich so lieb, so lieb, daß ich lieber die schimpflichste Strafe über mich ergehen ließ, als dich zu verlassen, und jetzt läufst du vor mir, als wenn ich deine ärgste Feindin wäre.'

„Als ich diese Worte gesprochen hatte, fiel mir auch erst ein, wie sehr weit ich von euch, liebe Eltern, fortgelaufen war; ich sah die Sonne bereits sinken und war außer allem Weg und Steg; mit Verzweiflung rief ich: ‚Vater Gockel! Mutter Hinkel!' Aber alles war vergebens. So sank ich ganz erschöpft in einen

tiefen Schlaf und träumte immer von der Figur, und da ich zu ihr sprach: ‚Nicht wahr, du bist keine Puppe, sondern nur eine schöne Kunstfigur?‘ hörte ich ein feines Stimmchen zu mir sprechen: ‚Eigentlich, meine liebe Gackeleia, bin ich keine Kunstfigur und keine Puppe, sondern ich bin‘ — hier griff ich mit beiden Händen zu und hatte sie glücklich wieder ertappt; denn ich war über den Worten der kleinen Gärtnerin leise aufgewacht, hatte aber nur durch die Augen geblinzelt, um sie unvermutet zu erwischen.

„‚Nun sollst du mir nicht mehr entwischen‘, sagte ich, ‚besonders da ich weiß, daß du reden kannst; nun habe ich dich noch einmal so lieb, warte, ich will dir etwas zu essen geben.‘ Da stopfte ich ihr einige Brotkrumen in den Mund und hörte sie knäppern und beißen. Dann bat ich sie wieder, sie solle mir doch eigentlich sagen, wer sie sei, aber sie war so stumm wie zuvor und sagte kein Wort. Ich war schier unwillig über sie, band sie mit meinem Strumpfband an meinen Arm fest und deckte meine Schürze über mein Gesicht, betete auch zu Gott, daß er mich in dieser Nacht beschützen möge, damit ich morgen früh meine Eltern wiederfinden möge, und so schlief ich ruhig wieder ein.

„Da träumte ich wieder von der kleinen Gärtnerin, und es war, als ob sie zu mir spreche: ‚Liebe Gackeleia, wache nur nicht auf; denn nur im Traum kannst du meine Worte verstehen. Siehe, ich bin dir ganz außerordentlich gut, weil du lieber die Rute hast empfinden wollen als dich von mir trennen. Ich bin aber eigentlich gar keine Kunstfigur, sondern bin eine arme gefangne Prinzessin und bin allein so entsetzlich vor dir gelaufen, um meinen Gemahl, den Prinzen, der gewiß ganz verzweifelt über meinen Verlust ist, wiederzusehen; denn er und meine ganze königliche Familie wohnt keine Stunde Wegs mehr von hier. Du kannst dir denken, wie lieb ich dich habe, da ich, als du einschliefst, meinen Weg nicht fortsetzte, sondern zu dir hinlief, um dir auf deine harten Vorwürfe der Undankbarkeit antworten zu können, weil du mich schlafend nur verstehen kannst.‘

„‚Eine Prinzessin wärst du?‘ antwortete ich, ‚und dein Prinz und deine ganze königliche Familie wären ebenso wunderschöne

Figürchen? Ach, das möchte ich vor mein Leben gern sehen, führe mich doch zu ihnen!' — ‚Nein, solche Figürchen sind sie nicht', erwiderte sie, ‚denn sonst wären sie so unglücklich als ich, die niemand anders ist als die arme, kleine Mäuseprinzessin Sissi von Mandelbiß, welcher diese fatale Figur auf den Rücken geheftet ist, damit sie von mir herumgetragen wird.'"

„Potztausend!" rief der alte Gockel aus, „das ist ja dieselbe kleine Mäuseprinzessin, welcher ich in der ersten Nacht unsers Hierseins das Leben vor der Katze rettete, und die ich nachher nach ihrer Heimat brachte."

„Ganz recht", sagte Gackeleia, „und sie ist nicht undankbar; denn sie ist es, der wir den Wiederbesitz des Rings und somit unser ganzes neues Glück verdanken."

„Ist nicht möglich!" sagte Frau Hinkel.

„Schau, schau!" sagte Gockel, „man soll doch nie versäumen, auch dem geringsten Geschöpfe Liebe zu erweisen! O die gute Mäuseprinzessin! Nun erzähle nur weiter!"

Nun fuhr Gackeleia fort:

„Sie erzählte mir nun alle Liebe, die du ihr und ihrem Gemahl einst erwiesen, und war in Verzweiflung, daß sie gegen ihren Willen in der Kunstfigur mit schuld an unserm Unglück gewesen, versprach mir aber, so ich sie aus der Figur befreien und ihr nach ihrer Residenz nachfolgen wollte, alles mögliche zu versuchen, um uns wieder zu dem Ringe zu verhelfen. Dazu aber sei es unumgänglich nötig, daß ich in ihrer Residenz, wenn sie den großen Rat versammle, mir alle Mühe geben müßte, einzuschlafen, damit ich die Sprache ihrer Nation verstehen könne. Ich versprach, mein möglichstes zu tun, und bat sie, mir doch noch zu erzählen, wie sie dann in die Kunstfigur gekommen seie.

„‚Ach', erwiderte sie, ‚ich begleitete meinen Gemahl auf einer Wallfahrt, die wir wegen unserer Rettung durch deinen Vater gelobt hatten. Da ließ ich mich verführen, in der Nachtherberge, wo drei alte, bärtige Männer, welche sich für Petschierstecher ausgaben, auf der Streue schliefen, dem Geruche von gebratnem Specke nachzugehen, und so ward ich in der Falle gefangen. Der eine von den Alten kam am Morgen an die Falle und sagte: ‚Ei, da habe ich ja alles, was ich brauche", und heftete mich gleich

unter den Rock der kleinen seidnen Puppe, welche er aus dem Schnappsack zog, und hatte tausend Freude, wenn ich mit der Puppe hin und her lief, welche doch zu schwer war, als daß ich mit ihr entlaufen konnte. Am Anfange rannte ich gegen Tisch und Bänke; da er aber einmal sagte: „Wenn die kleine Maus nicht bald sich durch Hunger zähmen läßt, so werde ich sie der Katze vorwerfen", kriegte ich eine solche Angst vor diesem Schicksal und tat von nun an alles, was er wollte, immer in der Hoffnung, bei guter Gelegenheit zu entwischen, und dies fand ich, wie du es weißt. Die Liebe zur Freiheit und die Nähe meiner Heimat gab mir ungewöhnliche Kräfte, und so sind wir dann gekommen bis hierher. Jetzt aber erschrick nicht zu sehr, ich will dich ein wenig ins Ohr beißen, damit du mich losmachen kannst; dann folge mir nach meiner Residenz, wo ich dir ein Plätzchen zum Schlafen anweisen und meinen Rat um dich versammlen will.' Kaum hatte sie dies gesagt, als sie mich ins Ohrläppchen biß, daß ich erwachte.

„Es war Nacht und heller Mondschein. Gleich untersuchte ich nun die Kunstfigur und erblickte das artigste weiße Mäuschen mit einem goldnen Krönchen auf dem Kopf, welchem die kleine seidne Puppe mit einem Draht um den Leib befestigt war; ich löste diesen Draht mit Behutsamkeit auf, und die Mäuseprinzessin machte die lustigsten Freudensprünge vor mir her durch das Gras. Ich folgte ihr nach, aber sie eilte so sehr, daß ich sie oft aus dem Gesicht verlor; wenn ich dann ängstlich rief: ‚Mäuseprinzessin, laß mich nicht im Stiche!' pfiff sie laut und sprang vor mir hoch aus dem Gras in die Höhe, wodurch ich mich wieder zurechtfand.

„Als wir ungefähr eine halbe Stunde gegangen waren, hörte ich ein großes Gepfeife und sah um einen Hügel herum die Residenz des Mäusekönigs im Mondschein liegen, die ich auch gleich beschreiben will.

„Kaum hatte die Prinzessin sich am Tor der Stadt gezeigt, als es aufflog und ein freudiges Gepfeife durch die ganze Stadt und das oben liegende Schloß sich verbreitete, aus welchem viele weiße Mäuse ihr entgegenstürzten und sie mit großem Jubel empfingen. Sie wollte aber nicht in das Schloß hinein, sondern drehte sich abwechselnd gegen mich und die Ihrigen, welchen sie

von mir zu erzählen schien, so daß alle Mäuse bald ihre Köpfchen gegen mich aufhoben und allerlei pfiffen, was ich nicht verstand. Da sagte ich ihnen: ‚Ihr lieben Mäuse, gleich will ich mich schlafen legen, damit ich eure Gespräche verstehen kann‘, und kaum hatte ich das gesagt, als sie auch zu Tausenden anströmten und das zärteste Moos an einen trocknen Ort unter einer großen Eiche zusammentrugen. Ich sah wohl, daß dies ein Bettchen für mich werden sollte, und betrachtete mir unterdessen die schöne Mäusestadt.

„Oben auf dem Hügel lag das königliche Schloß, ein weites Viereck von großen holländischen Käsen zusammengelegt, die alle auf das reinlichste ausgenagt waren; alle Türen und Fenster waren zwar etwas nach altem Geschmack und nicht ganz gleichförmig verteilt, doch hatte die Burg ein ehrwürdiges Ansehen. Rings um das Schloß her und selbst auf seinen Dächern waren die schönsten Gärten von Schimmel angelegt, den ich nie höher und leichter gesehen habe. Türme von Käserinden, mit Mandelschalen statt Ziegeln gedeckt, gaben dem Gebäude eine besondere Zierde. Die Häuser der Untertanen bestanden aus hohlen Kürbissen und Melonen und Kommißbroden und Semmeln; einige wohnten auch in alten Stiefeln und Schuhen. Und alle die Wohnungen lagen in Reih' und Ordnung um den Hügel herum und hatten größere und kleinere Anlagen von Schimmel um sich her. Auch bemerkte ich viele Höhlen in die Erde hinein, welches ihre Keller und Vorratskammern waren. Das Schönste war in der Mitte des Hügels, auf einem weiten freien Platz, eine große gotische Kirche, von weiß gebleichten Pferdeschädeln zusammengebaut und von tausend kleinen Knochensplittern verziert und verspitzt; um sie her war aber der Kirchhof, Grab an Grab schön geordnet, und mitten drauf ein Beinhaus von lauter Mäusegerippen und Beinchen, weiß wie Elfenbein, in schönster Ordnung zusammengelegt. Alles das konnte ich nicht genung bewundern, und der Mond schien so hell in die kleine wimmelnde Welt, daß es eine Lust war, hineinzuschauen. Währenddem war mein Mooslager fertig geworden, und ich war so müde, daß ich mich drauf niederlegte und entschlief. Da versammelte sich denn die ganze königliche Familie und ihr ganzer Staatrat um meinen Kopf, und ich konnte alle ihre Gespräche vernehmen.

„Nachdem der Prinzessin Sissi nochmals von ihrem Gemahl und von ihren Eltern Glück gewünscht worden war zu ihrer Rettung, sagte sie, wie man die Gelegenheit nicht versäumen müßte, der Familie des Rauhgrafen Gockel, welcher sie zum zweitenmal so verbindlich geworden, sich dankbar zu erzeigen. Sie erzählte, daß ich ihrentwegen die Rutenschläge standhaft erlitten. Da sagte ein alter Rat, die Rute hätte ich wohl verdient, weil ich einstens eine so große Katzenfreundin gewesen, und es sei überhaupt zu überlegen, ob ich nicht eine Spionin der Katzen sei. — Dieser Verdacht ängstete mich dermaßen, daß ich mich selbst mit Tränen dagegen verteidigte, und zwar so nachdrücklich, daß dem alten Rat das Maul verboten wurde.

„Prinz Pfiffi gab endlich der ganzen Sache den Ausschlag mit folgenden Worten: ‚Nach der unglücklichen Nacht, in welcher meine geliebte Sissi in die Gefangenschaft der alten Petschierstecher kam, welche sie unter die Puppe befestigten, machte ich viele Reisen durch die Welt, um sie wieder aufzusuchen. Ich hatte die alten Schelmen ganz aus dem Gesicht verloren, und so kam ich einst über Nacht in ein Schloß, um da zu übernachten. Da sah ich drei junge, freche Gesellen in einem Saale in heftigem Zank, und zwischen ihnen lag ein schöner Ring, nach welchem sie während ihrem Streit einer nach dem andern heftig hingriffen, sich aber immer wieder einander davon zurückstießen. Sie hatten jeder eine andre seltsame Uniform und nannten sich Kommerzienrat, Hoffaktor und Hoflieferant und schrien und lärmten ganz gewaltig. Jeder warf dem andern vor, er wolle ihn übervorteilen, jeder wollte den Ring vor allen andern haben, und endlich sagte der eine: „Ich muß ihn von Rechts wegen statt aller tragen, und wer von euch beiden etwas gewünscht haben will, der kömmt zu mir und gibt nur einen vollwichtigen Louisdor, so wünsche ich ihm etwas. Ich muß den Ring bewahren, denn ich habe die Maus gefangen und unter die Puppe geheftet, durch welche der Ring gewonnen worden ist.“ — „Was soll mir das?“ sagte der andre. „Habe ich nicht den falschen Ring gemacht, welcher für den echten ist hingegeben worden?“ Dann schrie der dritte: „Was soll mir das? Habe ich nicht die Puppe mit der Maus der kleinen Gackeleia gegen den Ring aufgeschwätzt? Bin

ich es nicht, der euch den Ring gebracht, durch dessen Besitz wir uns an Gockel gerächt und uns jung und schön zu vornehmen Standespersonen gemacht haben?" Sie waren in Begriff, sich in die Haare zu fallen, aber ich hatte genug gehört, ich wußte, daß Sissi lebte, und daß sie zu Gelnhausen bei der kleinen Gackeleia in einer Puppe stecke.

„‚Gleich begab ich mich wieder auf die Reise. Aber in Gelnhausen auf dem Markt erfuhr ich von einer Menge Mäusen, welche dort in allerlei Küchenabfall nagten, der umherlag, wo die rauhgräfliche Küche gestanden, daß Gockel und Hinkel und Gackeleia arm und lumpicht ins Elend gezogen seien. Nun suchte ich diese guten Leute auf und fand sie betrübt, daß Gackeleia der fatalen Puppe nachgelaufen sei. Ich machte mich nun von neuem auf den Weg, und so war ich denn endlich so glücklich, dich, liebe Sissi, und deine Freundin Gackeleia hier wiederzufinden. Jetzt aber halte ich es für das beste, wenn wir dem Gockel den Ring wiederverschaffen, und ich glaube, in eigner Person das ausführen zu können.'

„‚Nein', rief da die Prinzessin Sissi, ‚ich will auch dabeisein, du bist zu ungestüm, wir wollen es zusammen versuchen, und Gackeleia soll auch mitgehen.'

„Da sprach ich: ‚Ja, ja, das wollen wir, und ich verspreche euren königlichen Eltern, wenn ich den Ring wiedererhalte, einen Zentner der schönsten holländischen Käse und einen Sack der besten Knackmandeln, ihre Residenz neu erbauen zu können, und dazu noch einen Zentner der besten Schinken zu allgemeiner Belustigung der Nation, und sonst alles, was dem edeln Volk der Mäuse lieb und angenehm sein kann.'

„‚Ach', rief da der alte König aus, ‚meine liebe Gemahlin sagt mir soeben, daß sie vor ihr Leben gern einmal Königsberger Marzipan und Thornischen Pfefferkuchen und Jauersche Bratwürste und Spandauer Zimtbrezeln und Nürnberger Honigkuchen und Frankfurter Brenten und Mainzer Bitzen und Gelnhäuser Bubenschenkel und Koblenzer Totenbeinchen und dergleichen patriotische Kuchen essen möge.'

„‚Alles das sollt ihr in Übermaß erhalten', sagte ich, ‚wenn ich nur erst den Ring besitze.'

„‚Wohlan‘, sagte der König, ‚so mag Sissi und Pfiffi morgen früh gleich mit dir auf das Abenteuer ausziehen, lasset uns aber vor allem in die Kirche einziehen und den Schöpfer um einen glücklichen Ausgang bitten! Schlafe du indessen wohl, liebe Gackeleia, bis wir dich morgen früh erwecken!‘

„Nun begaben sie sich paarweis in einer schönen Prozession in die Kirche, und jede Maus hatte ein Stückchen leuchtendes faules Holz im Maule, welches sie im Vorübergehen aus einer hohlen Weide abbissen, so daß sie wie ein Fackelzug in die Kirche einzogen, und dazu sangen sie folgendes frommes Lied:

„‚Kein Tierlein ist auf Erden
Dir, lieber Gott, zu klein,
Du ließt sie alle werden,
Und alle sind sie dein.
Zu dir, zu dir
Ruft Mensch und Tier.
Der Vogel dir singt,
Das Fischchen dir springt,
Die Biene dir brummt,
Der Käfer dir summt.
Auch pfeifet dir das Mäuslein klein:
Herr Gott, du sollst gelobet sein!

„‚Das Vöglein in den Lüften
Singt dir aus voller Brust,
Die Schlange in den Klüften
Zischt dir in Lebenslust.
Zu dir, zu dir
Ruft Mensch und Tier usw.

„‚Die Fischlein, die da schwimmen,
Sind, Herr, vor dir nicht stumm,
Du hörest ihre Stimmen,
Ohne dich kommt keines um.
Zu dir, zu dir usw.

„‚Vor dir tanzt in der Sonne
Der kleinen Mücken Schwarm,
Zum Dank für Lebenswonne
Ist keins zu klein und arm.
Zu dir, zu dir usw.

„Sonn', Mond gehn auf und unter
In deinem Gnadenreich,
Und alle deine Wunder
Sind sich an Größe gleich.
Zu dir, zu dir usw.

„Zu dir muß jedes ringen,
Wenn es in Nöten schwebt,
Nur du kannst Hülfe bringen,
Durch den das Ganze lebt.
Zu dir, zu dir usw.

„In starker Hand die Erde
Trägst du mit Mann und Maus,
Es ruft dein Odem: Werde!
Und bläst das Lichtlein aus.
Zu dir, zu dir usw.

„Kein Sperling fällt vom Dache
Ohne dich, vom Haupt kein Haar,
O teurer Vater, wache
Bei uns in der Gefahr!
Zu dir, zu dir usw.

„Behüt' uns vor der Falle
Und vor dem süßen Gift
Und vor der Katzenkralle,
Die gar unfehlbar trifft!
Zu dir, zu dir usw.

„Daß unsere Fahrt gelinge,
Schütz' uns vor aller Not,
Und helf uns zu dem Ringe
Und zu dem Zuckerbrot!
Zu dir, zu dir usw.'

„Während diesem Gesange war ich eingeschlafen, und am andern Morgen weckte mich Prinz Pfiffi und Prinzessin Sissi. Ich stand auf und folgte ihnen durch den Wald über Berg und Tal einen weiten Weg. In den Dörfern und Städten befestigte ich den Prinzen oder die Prinzessin unter meine Puppe und ließ diese vor den Kindern auf dem Markte tanzen, wodurch ich für mich und meine Reisegefährten Brot gewann; denn den Taler, welchen mir der kleine Prinz Kronovus geschenkt, hatte ich zu lieb, um ihn auszugeben.

„Als ich nun einst in der Nähe einer großen Stadt bei einem kühlen Brunnen im Gebüsche wegemüd eingeschlummert war, sagte mir Pfiffi ins Ohr: ‚Liebe Gackeleia, die Stadt, welche vor uns liegt, ist der Ort unsrer Bestimmung. Du sollst drin gleich in die Kirche gehn und beten, daß unser Vorhaben gelinge, wir laufen indessen in den Palast der Petschierstecher und geben dir, sobald wir alles ausgeforscht, die gehörige Nachricht.‘ Ich versprach, ihrem Rate zu folgen, und da wir in die Stadt kamen, begab ich mich sogleich in die Kirche und kniete mich in ein Winkelchen und betete recht herzlich zu Gott, daß ich den Ring wiedergewinnen und zu euch, liebe Eltern, zurückfinden möge. Die Mäuse aber hüpften in den Korb einer alten Köchin, die auch da betete, und ließen sich von ihr in den Palast der Petschierstecher tragen; denn Pfiffi erkannte sie als die Köchin derselben, welche er bei seinem vorigen Aufenthalt in der Speisekammer besucht hatte.

„Als ich allein war, kamen mancherlei Leute in die Kirche und beteten und klagten Gott ihre bittre Not, und da ich durch den Umgang mit den Mäusen mein Gehör sehr geschärft hatte, hörte ich das meiste, was sie in ihrer Herzensangst flüsterten, und alle beteten, Gott möge doch die Stadt von dem bösen Hoffaktor befreien, er sei schuld, daß der Fürst die Semmeln so klein backen lasse. Ein andrer betete, Gott möge doch den geizigen Kommerzienrat vertreiben, er sei schuld, daß der Fürst das Salz so teuer verkaufe. Ein dritter betete, Gott möge die Stadt doch von dem habsüchtigen Hoflieferanten befreien, er sei schuld, daß der Fürst das Fleisch so teuer werden lasse. Alle beteten um Hülfe gegen die drei Petschierstecher, und ich betete um so herzlicher, daß ich den Ring wieder von ihnen erhalten möchte, weil sie doch niemand dadurch glücklich machten.

„Da es aber in der Kirche so hübsch still und kühl war, überfiel mich ein leiser Schlummer, und ich hatte schier so lange geschlafen, daß mich der Küster in die Kirche eingesperrt hätte, aber Sissi kam grade zu rechter Zeit und flüsterte mir in die Ohren: ‚Geschwind, Gackeleia, gehe mit mir aus der Kirche, hörst du? Der Küster rasselt schon mit den Schlüsseln. Gehe mit mir, du sollst selbst sehen, wie wir den Ring erwischen; wir haben die beste Hoffnung.‘

„Fröhlich nahm ich nun die kleine Maus in den Ärmel und ging mit ihr nach dem Schlosse der drei Betrüger. Als wir an die Gartenmauer kamen, sprang Sissi an die Erde und zeigte mir den Weg zur Türe. Ich gelangte hinter ein kleines Gartenhaus, wo ich mich im Gebüsch versteckte und durch eine Spalte im Fensterladen alles sehen und hören konnte, was im Gartenhaus vorging.

„Die drei Betrüger saßen um einen Tisch, in dessen Mitte der köstliche Ring lag, und stritten miteinander, wer in dieser Woche den Ring am Finger tragen sollte. Da sie gar nicht einig werden konnten und lange geschrien und geschimpft hatten, weil immer der eine fürchtete, der andre möge ihm den Tod wünschen, wenn er den Ring am Finger habe, griff endlich der eine mit solcher Heftigkeit nach dem Ring, daß er den Tisch umstieß, und das machte sich der andre zunutz und ertappte den an die Erde gefallnen Ring, steckte ihn an den Finger und drehte und schrie:

‚Salomo, du weiser König,
Dem die Geister untertänig,
Mach' zwei Esel aus den beiden,
Die in diesem Garten weiden!
Ringlein, Ringlein, dreh' dich um,
Mach's geschwind, ich bitt' dich drum!'

„Während er dieses mit der größten Eile hergeschnattert hatte, rissen die beiden andern ihn hin und her, aber es währte nicht lang, so waren sie beide zwei dicke, häßliche Esel, und er nahm einen Prügel und trieb sie aus dem Gartenhaus hinaus, das er hinter ihnen verschloß. Sie schrien und bissen sich untereinander noch eine Weile, fingen aber bald an, sich in ihre neue Natur zu schicken und allerlei Gras und Disteln am Wege zu fressen.

„Ich guckte wieder in das Gartenhaus, da wollte sich der, welcher den Ring hatte, schier bucklig lachen, weil er seine Gesellen endlich so sauber angeführt. ‚Gott sei Dank!' sagte er, ‚nun kann unsereins doch einmal ruhig ausschlafen ohne die Gefahr, daß der andre ihm den Tod wünscht', und nach diesen Worten legte er sich breit in einen Sorgenstuhl und fing bald an, tüchtig zu schnarchen.

„‚Nun ist es Zeit‘, dachten Pfiffi und Sissi und schlupften beide durch ein Loch in das Gartenhaus. Ich wendete kein Aug' von dem Schlafenden und dem Ring an seinem Finger. Ach, er hatte eine Faust gemacht, und der Ring schien sehr schwer zu bekommen. Aber Sissi nahte sich seinem Ohre und sang mit der süßesten Stimme nichts als das Verslein:

‚Louisdore und Dukaten,
Echte Perlen, Diamant,
Ritterorden, Ihro Gnaden,
Hohe Bildung, Ordensband,
Witz und Wesen, scharf und zart,
Gänsefett und Backenbart.‘

„Kaum hatte der Schlafende diesen Vers gehört, als er die Hand so öffnete, als wolle er nach all den schönen Sachen greifen. Nun biß ihm Prinz Pfiffi in den Finger, er wachte auf und sagte: ‚Ein scharmanter Traum, aber der Ring drückt mich und weckt mich auf; wer kann ihn mir hier nehmen? Die zwei Esel grasen drauß nach dem besten Appetit, was brauchen sie mehr? Sie haben keine andern Bedürfnisse. Ach, der schöne Traum! Ich will versuchen, ob ich ihn wieder träumen kann. Der Ring soll mich nicht wieder stechen; ich lege ihn, bis ich erwache, auf den Tisch.‘ Nun zog er den Ring ab und schlief wieder ein. Kaum schnarchte er, als Sissi ihm wieder ins Ohr sang:

‚Louisdore und Dukaten,
Echte Perlen, Diamant,
Ritterorden, Ihro Gnaden,
Hohe Bildung und Verstand,
Witz und Wesen, scharf und zart,
Gänsefett und Backenbart.‘

„Da lächelte er gar süß wie ein Topf voll Sauermilch, und Pfiffi brachte mir den Ring dem Loch heraus. Schnell steckte ich ihn an den Finger und sprach:

‚Salomon, du weiser König,
Dem die Geister untertänig,
Lasse diesen, wie die andern,
Gleich als einen Esel wandern,
Schaff' auch einen Eseltreiber,
Der mir ihre faule Leiber

Mit dem Prügel tüchtig rührt
Und zum Vater Gockel führt!
Ringlein, Ringlein, dreh' dich um,
Mach's recht schnell, ich bitt' dich drum!'

„Und sieh da, gleich war der Esel fertig, und der Treiber stand schon bei ihm drin und trieb ihn mit einem Prügel dem Gartenhaus hinaus und erwischte auch die beiden andern, und ich drehte den Ring und wünschte bei euch zu sein. Da war ich gleich hier auf dem Hof, und als ich euch in dem alten Hühnerstall so klagen hörte, wünschte ich, daß das Schloß wieder sein möchte, wie es einst im höchsten Glanze bei unsern Voreltern gewesen; auch wünschte ich, daß ihr wieder schön und jung werden möchtet, und daß auch ich eine schöne, vernünftige Jungfrau sein möchte, damit ich meine gefährliche Spielsucht verlöre. Und da alles das so geworden war, schlich ich zu euch in den Hühnerstall und drückte mich in einen Winkel, um eure Überraschung recht zu genießen. Sissi aber wollte mit aller Gewalt unter die Puppe gebunden sein, um euch zu necken. Da lief sie über euer Stroh, und als ihr riefet: ‚Die Puppe, die Puppe!' sagte ich:

‚Keine Puppe, es ist nur
Eine schöne Kunstfigur.'

„Das andre wißt ihr alles."

Nach dieser Erzählung umarmte Gockel und Hinkel die Gackeleia unter Freudentränen und sagten: „Dank, tausend Dank, liebes Kind, du sollst zum Lohne deiner Güte auch den Ring immer am Finger haben, du sollst alles wünschen, was du willst."

Gackeleia sagte: „Ich nehm' es an; vor allem wollen wir die drei Esel, welche im Hofe stehen, mit allem beladen, was ich dem guten Mäusekönig versprochen habe, und dann sollt ihr sehen, wie vernünftig ich wünschen will."

Nun gingen sie hinab und wünschten, nachdem die Käse und die Schinken den Eseln auf den Rücken gepackt waren, den Königsberger Marzipan, den Thornischen Pfefferkuchen, die Jauerschen Bratwürste, die Spandauer Zimtbrezeln, den Nürnberger Lebkuchen, die Frankfurter Brenten, die Mainzer Vitzen, die Gelnhausner Bubenschenkel und die Koblenzer Totenbeinchen auch dazu, welche sich ohne Verzug einstellten und die Esel so

belasteten, daß sie schier niederbrachen. Als nun Prinz Pfiffi und Prinzessin Sissi ihren Freunden den zärtlichsten Abschied zugepfiffen hatten, befestigte Gockel seine Pudelmütze auf den Kopf des einen Esels und setzte die Mäuschen hinein und ließ den Treiber der drei Esel nach dem Mäuseland hintreiben und recht viele schöne Grüße ausrichten.

„Ach", sagte Gackeleia, „jetzt wollen wir auch einmal in unsre Schloßkapelle gehen und sehen, wie sie sich verändert hat." Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als die Glocke zu läuten anfing und sie in die Kapelle rief. Sie traten hinein und konnten sich nicht satt sehen an den schönen Bildern und Leuchtern, mit denen die Altäre geschmückt waren. Besonders aber erfreuten sie sich an einer silbernen Bildsäule des heiligen Petrus, neben welchem ein goldner Hahn saß, der mit seinem Krähen immer die Stundenzahl ansagte und dabei mit den Flügeln schlug, als wenn er lebte. Gockel und Hinkel erinnerten sich lebhaft des getreuen Alektryo dabei, denn er glich ihm über die Maßen, und kaum hatten sie den Wunsch ausgesprochen, daß er noch leben möge, als auch Gackeleia den Ring drehte und sprach:

„Salomon, du weiser König,
Dem die Geister untertänig,
Mache meine Eltern froh
Durch den Hahn Alektryo!
Ringlein, Ringlein, dreh' dich um,
Mach' geschwind, ich bitt' dich drum!"

Gleich flog der silberne Hahn dem Gockel auf die Schulter und schlug mit den Flügeln und war Alektryo. Nun aber begann der Gottesdienst; alles Schloßgesinde füllte die Kirche, man spielte die Orgel und sang und predigte, daß es eine Lust war. Als aber am Schlusse des Gottesdienstes der Geistliche am Altar fragte, ob niemand da sei, der Hochzeit machen wolle, drehte Gackeleia ihren Ring und sprach:

„Salomon, du weiser König,
Dem die Geister untertänig,
Bring' doch den Kronovus her,
So ganz wie von ungefähr!
Mach' geschwind, ich bitt' dich drum,
Ringlein, Ringlein, dreh' dich um!"

Da hörten sie Jagdhörner im Schloßhof, Gackeleia lief hinaus und sah den Prinzen Kronovus in einem grünen Jagdröckchen von einem kleinen Schimmel springen, und sie flogen sich einander in die Arme mit dem Ausruf: „Ach, wie bist du so klein, ach, wie bist du so groß!“ Da aber drehte Gackeleia ihren Ring und wünschte, daß Kronovus so groß und verständig wie sie sei, und das ward er auch alsogleich. Da trat sie mit ihm in die Kirche, und Gockel und Hinkel grüßten den Kronovus; der sagte ihnen, daß sein Vater Eifraßius und seine Mutter Eilegia gestorben seien, und wann Gockel ihm Gackeleia zur Gemahlin geben wolle, solle sie seine Königin von Gelnhausen sein. Hinkel war es zufrieden und Gockel auch; sie führten die beiden vor den Altar, und der Priester legte ihre Hände zusammen, und sie wechselten die Ringe.

Im ganzen Schlosse wurde nun ein großes Fest gefeiert, nach Gelnhausen wurden Boten gesandt, um alles Volk einzuladen, und bald ward das Schloß und der Wald umher mit lustigen Leuten angefüllt. Als nun Gockel, Hinkel und Gackeleia dem Kronovus bei Tische alles erzählten, zog dieser den Ring Salomonis, den ihm Gackeleia am Altar geschenkt hatte, vom Finger, legte ihn auf seinen Teller und betrachtete ihn sehr aufmerksam und sagte: „Den ersten Wunsch der Gackeleia soll mir der liebe Ring gleich erfüllen.“

„Ach“, sagte Gackeleia, „alles ist so herrlich und so glücklich, was bleibt zu wünschen übrig, als daß wir alle Kinder wären und die ganze Geschichte ein Märchen, und Alektryo erzählte uns die Geschichte, und wir wären ganz glücklich drüber und patschten in die Hände vor Freude!“

Kaum hatte sie dies gesagt, als Alektryo, der vor der Mitte des Tisches saß, mit dem Schnabel nach dem Ring zuckte und ihn verschluckte, und in demselben Augenblick waren alle Anwesende in lauter schöne, fröhliche Kinder verwandelt, die auf einer grünen Wiese um den Hahn herumsaßen, der ihnen die Geschichte erzählte, worüber sie dermaßen in die Hände patschten, daß mir meine Hände noch ganz brennen; denn ich war auch dabei, sonst hätte ich die Geschichte niemals erfahren.

# Anmerkungen des Herausgebers.

## Gedichte (Bd. 1, S. 1—234).

Es bedeutet:

*GS* = „Gesammelte Schriften“ (vgl. Bd. 1, S. 398).

*GL* = „Geistliche Lieder“, Bd. 1 von Clemens Brentanos „Gesammelten Schriften“.

*WL* = „Weltliche Lieder“, Bd. 2 von Clemens Brentanos „Gesammelten Schriften“.

*AS* = Clemens Brentanos Ausgewählte Schriften. In zwei Bänden. Chronologisch geordnet und mit Anmerkungen versehen von J. B. Diel, S. 7 (Freiburg i. Br. 1873).

### Einleitung des Herausgebers (S. 3—10).

S. 3, Z. 17 ff. Unsere Ausgabe beruht auf einer erneuten Durchforschung aller Druckschriften, die Beiträge Brentanos vermuten ließen, und der Sammlungen Brentanoscher Handschriften in Frankfurt und Berlin. Besondere Überraschungen wurden dabei nicht zutage gefördert, wie sie auch künftig kaum zu erhoffen sind; aber lehrreiche Beiträge zur Aufhellung der Schaffensart des Lyrikers Brentano konnten gewonnen werden. Außerhalb des wohl knappen, aber doch ausreichend bemessenen Raumes dieser Auswahl mußte manches Stück bleiben, das vortreffliche Einzelzüge besitzt, aber als Ganzes zu unausgeglichen ist oder unter einer ermüdenden Länge leidet, die mit der bekannten Schubertschen „Göttlichkeit“ nicht wohl entschuldigt werden kann.

Z. 20. Steig, Bd. 1, S. 72; über Brentanos Gedanken eines Sing-Dekamerons ebendort, S. 73.

Z. 27 f. Steig, Bd. 1, S. 113. Nach Berlin reiste Brentano mit neuer Hoffnung für die „Liederbrüder“ ab (Steig, Bd. 1, S. 116); aus Berlin Mitteilung des Plans an Sophie (Amelung, Bd. 2, S. 132). Am 12. März 1806 erfolgte von Arnim ein neuer Anstoß (Steig, Bd. 1, S. 164 f.). Schließlich wünschte Arnim im Mai 1806 dem eben verstorbenen Freunde Winkelmann durch Aufnahme der besten seiner zerstreuten Gedichte in die „Liederbrüder“ ein Ehrendenkmal zu setzen (Steig, Bd. 1, S. 175). Schon 1804 wußte man in Heidelberg um den „Liederbrüder“-Plan; vgl. Karl Bartsch, Rede zum Geburtstagsfeste des Groß-

herzogs Karl Friedrich von Baden, 22. November 1881: „Romantiker und germanistische Studien in Heidelberg 1804—08", S. 43, Anm. 49 (Heidelberg 1881).

S. 4, Z. 18 ff. Brentanos Aufruf im „Nieder-Elbischen Merkur", Hamburg 1816, Zugabe zu XIII und XIV, S. 8 ff.: Viktoria und ihre Geschwister. Festspiele und Lieder des Deutschen Krieges. Den Frauenvereinen der freyen Städte Frankfurt, Bremen, Hamburg und Lübeck, zu milden Zwecken gewidmet von Clemens Brentano. Frankfurt, bey Bernhard Körner, 1816.

Welches künftige Heil der vom Herrn gekrönte Kampf auch errungen haben mag, so bleibt doch vor allem ein gegenwärtiges Heil zu üben, Heilung an den Brüdern, über deren zerschmetterte Glieder hingetrieben, der Sichelwagen zum Siegeswagen getrieben ist. Der Krieg, das Kind der Noth, wenn er mit dem Spruche getauft worden: „Mensch, hilf dir selbst, so hilft dir Gott", hat eine mitgeborne Schwester, einen leuchtenden Schatten, der göttlicheren Ursprungs ist, als er, die Milde. Der Krieg tut alles, was er kann und muß, und manches, was er will, und vieles, was er nicht soll. Die ihn geleitende Milde thut alles, was wir sollen, und oft vieles mehr, als wir sonst zu müssen und zu können geglaubt, denn im Kriege, so er aus dem Gesetz geboren ist, wird Gottes Zorn zum Zorn des Menschen, so er aus der Willkür geboren ist, des Teufels Lust zur Raserey des Menschen; in der Milde aber wird die menschliche Liebe zur Liebe Gottes gegen sein Ebenbild. Jeder Krieg nun, in dessen Fußstapfen die Milde tritt, bringet unendliches Heil; pflügte er auch keine Furche von des Feindes Land ab, ackerte er auch keinen Schatz auf im Felde des Feindes, wären auch die Wunden, die seine scharfe Pflugschar aufreißt, seine einzige Trophäe, so säet doch die Milde, die wie der Säemann ihm folget, unendliche Schätze der Liebe und den Samen des Bundes und der Vereinigung in diese Wunden, die sie schließt für einen künftigen Frühling. Der Krieg reicht die unfruchtbare Rinde über lebendig begrabene Herzen, die Milde scheinet sie mit den Augen des Himmels an, daß sie auferstehen und eine Gemeinde werden in heiliger Liebe, und der Herr hat verheißen, wo nur drey beysammen seyn in seinem Geiste, wolle er unter ihnen seyn. Nicht aus Steinen, aus solchen erstandenen Herzen erbauen sich die Denkmale wiedergeborener Völker, an denen der Krieg seine Waffen niederlegen und der Friede siegen mag.

O Gott, du bist, wie man's begehrt,
Du reichst uns, was wir wollen,
Ein blühendes Reiß, ein glühendes Schwerdt.
Lieb' kömmt aus dir gequollen
Und Heil dem, der da Heil verlangt.
Wer aber Zorn will, Zorn erlangt.
O wunderbares Wesen!

Jeder aber gebe, was er hat, so wird die Milde reich, und dann sind wir alle reich, denn des Herrn Milde wird größer seyn, als die unsere.

In dieser Gesinnung macht der Unterzeichnete dem Frauenverein seiner, zu freyer deutscher Unabhängigkeit wiedergebornen Vaterstadt Frankfurt am Mayn, und den Frauenvereinen der freyen deutschen Städte Bremen, Ham-

burg und Lübeck, ein Geschenk mit der Handschrift der mannichfaltigsten Kriegs- und Siegs-Festspiele und Lieder, welche er von ganzem Herzen gedichtet hat, und ersucht dieselben, wie überhaupt alle milde Freunde, zur Pränumerationssammlung für die Herausgabe dieser Lieder, die wenigstens so wohl gemeint sind, als andere.

Der deutschgesinnte Verleger wird den Ertrag der Herausgabe diesen Vereinen nach seiner hier folgenden Erklärung berechnen und überwachen.

Berlin, den 15ten August 1815. Clemens Brentano.

Folgt eine Nachschrift des Verlegers Bernhard Körner, des Verlegers der „Lustigen Musikanten" (1803), er unterziehe sich gern dem Geschäfte; das Ganze werde 20—25 Bogen stark, in gr. 8 erscheinen „in einem allegorischen Umschlage".

Dieselbe Anzeige in der Zeitschrift „Orient oder Hamburgisches Morgenblatt", 1815, Nr. 114, Sonnabend d. 23. September, S. 910ff., doch noch ohne Schlußsatz und Nachschrift des Verlegers.

S. 4, Z. 25f. Anlaß zum Zweifel geben mehrere Entwürfe und Abschriften, die sich in Böhmers Nachlaß fanden; darunter Ansätze zu einer Klage eines vertriebenen Hamburger Bootsmanns um seine gescheiterte Vaterstadt nach ihrer Wiedereinnahme durch Davoust; ferner ein Bruchstück, das sauber eingeschrieben, schon numeriert ist und offensichtlich wie das vorige einem Zyklus angehörte: Kosakisches Volkslied vom König Antiochus in Persien aus dem neunten Kapitel des zweiten Buch der Makkabäer gezogen. Es handelt von Antiochus, der Collique und Maden in den Leib bekam und elend stank und starb, als er Jerusalem in ein Grab zu verwandeln sich unterfing; Antiochus ist natürlich Napoleon. — Brentano schreibt aus Wien am 24. August 1813 an Bettine (Varnhagens Nachlaß): Ich habe viele mannichfaltige recht gelungene Kriegslieder geschrieben, die aber hier, wo man ist, wie man ist und noch schlechter, nicht das Tageslicht erblicken dürfen.

S. 5, Z. 7ff. Vgl. H. Cardauns, Die Märchen Clemens Brentanos, S. 100ff. (Köln 1895). Ende 1836 bot sich Böhmer dem Dichter als Korrektor, zum Besorger seiner herauszugebenden Werke an. Brentanos Antwort vom 15. Januar 1837, *GS* Bd. 8, S. 353f.

Z. 24. Brentano in einem ungedruckten Brief vom 13. März 1839 an Bettine (Varnhagens Nachlaß): Ein Dichter der neueren Zeit hat mir ungemeine Freude gemacht, es ist Freiligrath, ein 28jähriger Kaufmannsdiener in Barmen, ich kann mehrere seiner hinreißenden Lieder nicht aufhören zu lesen, ich meine, nie in meinem Leben habe mich Poesie so hingerissen.

S. 6, Z. 19ff. Ein übles Anzeichen für den späten Brentano ist, daß man häufig Strophen umtauschen, ja völlig aus einem Gedicht ausscheiden kann, ohne das Gefüge des ganzen Liedes im mindesten zu schädigen. Vorboten dieser Erscheinung melden sich auch schon in jüngeren Liedern des Dichters.

S. 7, Z. 2ff. Vgl. Steig, Bd. 1, S. 102.

S. 8, Z. 35ff. Unter den 30 am meisten komponierten Lyrikern

steht Brentano nicht; darin muß er den Rückert, Bodenstedt, Roquette, Redwitz, Sturm, Mosen usw. den Vortritt lassen.

S. 9, Z. 11 ff. *GS* Bd. 8, S. 107, Z. 1 ff. Bedeutsam der Entwurf zu diesen Versen (in Varnhagens Nachlaß):

(Z. 3 ff. dieser Strophe:)

Der Herzensschlag ist Silbenmaß, und hören
kann niemand es. In Liebes Busen glüht
ein sanftes Bitten und ein still Gewähren,
um das wie Blumenkelch das Leben blüht.

Z. 15. Vgl. Bd. 1, S. 402, zu S. 14*, Z. 27 f.

S. 10, Z. 6 ff. Vgl. Steig, Bd. 1, S. 96.

Z. 19 ff. Es sind die Lieder an Emilie Linder, Bd. 1, S. 39 ff.

Über „Clemens Brentanos weltliche Lyrik" handelte, in Einzelheiten glücklich, Kurt Schubert in den „Breslauer Beiträgen zur Literaturgeschichte", herausgegeben von Max Koch und Gregor Sarrazin, Heft 20 (Breslau 1910).

Über den Kehrreim besonders bei Brentano handelte R. M. Meyer im „Euphorion", Bd. 5, S. 1 ff. (1898).

Bemerkenswerte Beobachtungen über Brentanos Lyrik zu finden bei Jos. Nadler, Eichendorffs Lyrik. Ihre Technik und ihre Geschichte = „Prager Deutsche Studien", Heft 10 (Prag 1908). S. Register!

---

Unter den Sonderausgaben von Brentanos Gedichten seit den „Gesammelten Schriften" seien hervorgehoben:

Gedichte von Clemens Brentano. In neuer Auswahl (Frankfurt a. M. 1854; 2. Auflage 1861). Darin enthalten einige Stücke, die in den „Gesammelten Schriften" fehlen. Die zeitliche Folge aber, auf die sich diese Ausgabe viel zugute tut, ist unzuverlässig.

Ausgewählte Gedichte von Clemens Brentano. Herausgegeben von Julius Eckardt. Mit Zeichnungen von Wilh. Steinhausen (Berlin 1874). Eckardt will damit dem fast verschollenen, „meistangefeindeten" Dichter zu neuem Leben verhelfen; er schickt einige fruchtbare Erörterungen voraus, die das Verständnis des Dichters erschließen helfen sollen. Er betont, er sei bei seiner Wertung „ohne alle literargeschichtlichen Voraussetzungen" ans Werk gegangen.

Ausgewählte Gedichte (2. Aufl., Paderborn [Schöningh] 1898).

Gedichte von Clemens Brentano. Ausgewählt und eingeleitet von Alexander von Bernus. Pantheon-Ausgabe (Berlin 1906). Die Anordnung darin ist weder nach zeitlichen noch inhaltlichen, sondern nach musikalischen Gesichtspunkten getroffen: „Ausgehend von den Lauten des Volkstümlichen, über das sehnsuchtschwere Rauschen zu den innerlichsten Klängen, dann sinkend und sich wieder hebend zu leidenschaftlichem Pathos — so wird die Reihenfolge zum Gesetz."

Gedichte. Ausgewählt von Hermann Todsen. Statuen deutscher Kultur, Bd. 10 (München 1907). Auswahl nach ästhetischen Gesichts-

punkten; nicht streng nach der Zeitfolge, doch den Weg von der Jugend zum Alter einhaltend.

Abschriften oder Handschriften aus Böhmers Nachlaß befinden sich im Besitze des Freien Deutschen Hochstiftes und Goethemuseums zu Frankfurt am Main, aus Varnhagens Nachlaß in der Handschriftenabteilung der Berliner Königlichen Bibliothek.

---

S. 11. **Eingang.** *GL,* S. 365, und *GS,* Bd. 4, S. 167. Zuerst 1838 als Schlußgedicht zum erweiterten „Gockel". Von Diel in *AS* für 1835 angesetzt, ohne nähere Begründung, aber wohl richtig. — Über die beiden Schlußverse, den Wahlspruch des alten Dichters, vgl. Diel-Kreiten, Bd. 2, S. 484ff., v. Hertling im „Hochland", Bd. 1, S. 290 (Kempten u. München 1903), und A. M. v. Steinle in den „Historisch-Politischen Blättern", Bd. 121, S. 380ff.

---

## I.

## Liebe und Sehnsucht (S. 12—108).

### Lieder an Sophie Mereau.

S. 12. **Wie sich auch die Zeit will wenden.** „Frühlingskranz", Bd. 1, S. 180 (Mitte März 1802), und *WL,* S. 127. An Bettine gerichtet und voller geschwisterlicher Wärme (wie bei Steig, Bd. 1, S. 33), aber innerlichst schmerzlicher Sehnsucht nach Sophie entsprossen.

S. 13. **Am Berge, hoch in Lüften!** In Marburg — am Berge, hoch in Lüften — in Liebeskümmernis Mitte März 1802 geschrieben. Vgl. das Volkslied von den Königskindern. — *WL,* S. 129; abweichend V. 29 „Frühlingskranz", Bd. 1, S. 182: Ich kann kein Kranz mehr flechten. — Heißt in Böhmers Abschriftbuch: In Marburg; stark abweichende Fassung (V. 29 darin: Ich kann keinen Kranz nicht flechten).

S. 14. **O kühler Wald.** „Frühlingskranz", Bd. 1, S. 64; *WL,* S. 123. Der Zeit der Liebeswirren angehörend wie die beiden vorigen Gedichte.

S. 15. **Am Sophientag.** Amelung, Bd. 1, S. 81; Steig, Bd. 1, S. 81.

S. 16. **An Sophie Mereau** (1). „Frühlingskranz", Bd. 2, S. 165, von Anfang August 1803. *WL,* S. 111. Über die Veranlassung vgl. Amelung, Bd. 1, S. 86.

S. 16. **An Sophie Mereau** (2). An gleicher Stelle wie das vorige. *WL,* S. 113. Über die Veranlassung vgl. „Frühlingskranz", Bd. 2, S. 166: Dies letzte kleine Gedicht entstand, weil unsre Sophie ... einen kleinen Schmetterling retten wollte, der, nachdem er seine Flügel am Licht verbrannt hatte, in ihrem Champagnerglas versank.

S. 17. **O Mutter, halte dein Kindlein warm.** Entstanden in Abschiedsnöten Montag den 22. August 1803. Die letzte Strophe zuerst bei Amelung, Bd. 1, S. 108f. Strophe 3 zuerst bei Amelung, Bd. 1, S. 203. Für die „Chronika" nicht ursprünglich bestimmt, wurde es erst nach Sophies Tod darin verändert aufgenommen. Besonders

charakteristisch für Brentanos Seelenleben ist die symbolische Einkleidung seiner Liebesbitte; das Motiv begegnet in seinem Schrifttume oft (z. B. Steig, Bd. 1, S. 43, Z. 39 ff.; Amelung, Bd. 2, S. 61, usw.). — Eine frühere Fassung stellt der unserem ersten Bande beigegebene Faksimiledruck dar. Brentano teilte das Gedicht 12. Oktober 1803 Arnim mit als Meine Liebe an Sophien, die ihre Mutter ist; diese Fassung bietet vorliegender Druck (nach Steig, Bd. 1, S. 101 ff.). Noch früherer Entwurf Todes Wiegenlied in Böhmers Nachlaß. Die erweiterte Fassung Bd. 1, S. 255 ff. (= *GL*, S. 444; *GS*, Bd. 4, S. 16); vgl. die Anmerkung zur „Chronika".

S. 19. **Scheidelied.** Aus gleichem Erlebnis wie das vorige Gedicht stammend; vgl. Amelung, Bd. 1, S. 121; Steig, Bd. 1, S. 87. Die beiden letzten Verse lauten in *WL*, S. 134: Und blickt mein Liebchen himmelwärts, | So sei sie mir nicht ferne! Dieser Fassung steht die von Böhmers Abschrift, der Strophe 4 fehlt, nahe: Und blickt mein Liebchen himmelwärts, | So sei ich ihm nicht ferne.

---

## Lieder an Luise Hensel.

S. 20. **Wiegenlied eines jammernden Herzens.** *GS*, Bd. 8, S. 224; *WL*, S. 197. Januar 1817.

S. 21. **Schweig, Herz! kein Schrei!** *GS*, Bd. 8, S. 225 f.; *WL*, S. 201.

S. 22. **Als sie ausgefahren war.** *WL*, S. 207. Abweichend V. 29 säest *WL*.

S. 23. **Ich muß das Elend tragen!** Sommer 1818, laut Aufstellungen in *GS*, Bd. 8, S. 63, die auf Luise selbst zurückgehen, und an die unsere Daten über diese Liedergruppe angelehnt sind. *WL*, S. 209.

S. 25. **Ich weiß wohl, was dich bannt in mir!** Mit hoher Wahrscheinlichkeit dieser Gruppe zuzuweisen, wenngleich keine aktenmäßige Datierung möglich ist; verdächtig ist, daß es in *WL* (S. 238) mitten zwischen Liedern an Emilie Linder steht.

S. 25. **Einsam will ich untergehn!** *WL*, S. 201.

S. 26. **Es scheint ein Stern vom Himmel.** *WL*, S. 204. *GS*, Bd. 8, S. 63 auf 1817 datiert, von Diel-Kreiten (Bd. 2, S. 82, Anm.) auf „1816 oder 1817". — Vers 17 der weiße Hirsch mit goldnem Geweih — ein bei Brentano vom Volksliede her sehr beliebtes Motiv.

S. 28. **Der Schiffer und die Sirene.** *WL*, S. 257. Aus dem Gedankenkreis der zur „Chronika" gehörigen Parabel (Bd. 1, S. 314 ff.). Die erste Strophe ist Übertragung von den ersten 6 Versen des 8. Gesanges von Dantes „Purgatorio" (Era già l'ora . . .). In anderer Fassung kehren die Brentano ungemein lieben Reime wieder *GS*, Bd. 4, S. 89, 143. Vgl. Lord Byrons „Don Juan", 3. Gesang, Strophe 108.

S. 30. **Süßer Trost in heißen Stunden.** *WL*, S. 252.

S. 33. **Der Efeu.** *WL*, S. 190. In *AS*, Bd. 1, S. XXXXV und 157 wohl richtig datiert auf 1817.

S. 34. **An den Engel in der Wüste.** (Titel auch „An den Engel der Wüste" zitiert.) *GL*, S. 384. Von Diel-Kreiten (Bd. 2, S. 82) auf 1816,

*AS*, S. 20 genauer auf Spätherbst 1816 datiert; die Datierung „Spätherbst 1817“ in *GS*, Bd. 8, S. 63 oben, ist falsch. Dem Abdruck in *AS*, nach einem besonderen Manuskript, folgt unsere Fassung. V. 106—110 fehlen *GS*. 120 *AS* und *GS* gekreist, obwohl den Wehen in 119 nur kreißen entsprechen kann. *AS* lassen, „um den Gesamteindruck nicht zu stören“, V. 126—130 „wegen des barocken Schlusses“ weg. Die von *AS* und *GS* abweichende Zeichensetzung gebot der Sinn; sie dürfte erlaubt sein von der Erwägung aus, daß Brentanos Gedichthandschriften sehr häufig am Ende der Verszeilen Kommata aufweisen, wo die Satzgliederung sie nicht erheischt, und daß in ihnen die Kennzeichnung von Redeteilen durch Anführungsstriche meist fehlt. — Ein stark abweichender Entwurf von Brentanos Feder bei Joh. Nep. Sepp, Görres und seine Zeitgenossen, S. 86 (Nördlingen 1877).

S. 38. **Dank.** *WL*, S. 192. In *AS*, Bd. 1, S. 154 wohl mit Recht auf 1817 angesetzt. — 17 knieen des reineren Metrums wegen verbessert aus knien *WL*.

---

## Lieder an Emilie Linder.

S. 39. **Text zum Oratorium von Ett.** *WL*, S. 224.

S. 41. **Blumen, still blühende!** *WL*, S. 227. Vgl. Goethes „Faust“ II, V. 11699 ff.

S. 42. **Die Abendwinde wehen.** *WL*, S. 221. Der Kehrreim angelehnt an „Laß rauschen, Lieb, laß rauschen“ aus „Des Knaben Wunderhorn“, S. 362. Im Ton „Der Spinnerin Lied“ nahestehend.

S. 44. **Über Berg und Tal getragen.** *WL*, S. 232.

---

## Wilde Liebe.

S. 46. **Amor.** Aus „Aloys und Imelde“ (Sämtliche Werke, Bd. 9, II, S. 91). Doch lies 5 Flamme. Die Ausgabe der Gedichte von Bernus liest 5 Flammen | 10 O wie ihn | 13 Hilfeschreiend. Der erweiterten Gestalt (Sämtliche Werke, Bd. 9, II, S. 440 f.) entspricht fast völlig *WL*, S. 362. Vielleicht mit dem Drama Ende 1811 entstanden.

S. 46. **Heute kömmst du nicht, lieb Liebchen.** Erstdruck (auch Faksimile) in der Zeitschrift „Die Insel“, herausgeg. von Otto Julius Bierbaum, Alfred Walter Heymel und Rudolf Alexander Schroeder, 2. Jahrgang, Heft 3, S. 330 f. bzw. 341 f. (Berlin und Leipzig 1900). — Frühzeit. Handschriftlicher Entwurf in Böhmers Nachlaß.

S. 47. **Ich bin ein armes Waiselein.** *WL*, S. 132. Frühzeit.

S. 48. **Mägdlein, schlag die Augen nieder!** *WL*, S. 145. V. 11 lies: Deinem. — Frühzeit.

S. 49. **Trippel, Trippel, trapp, trapp, trapp!** *WL*, S. 164. Auf die offensichtliche Verwandtschaft mit „Säuberliches Mägdlein“ („Wo find' ich deines Vaters Haus“) aus „Des Knaben Wunderhorn“, S. 621, wies Karl Bode hin in dem Werk „Die Bearbeitung der Vorlagen in des Knaben Wunderhorn“, S. 346 („Palaestra“, Bd. 76, Berlin 1909). Die Wendung in der Schlußstrophe begegnet in vielen Volksliedern.

S. 51. **Wie in Gewölben von Smaragd.** *WL*, S. 425. In den „Bogs" (*GS*, Bd. 5, S. 350 ff.) eingeflochten. Wohl aus der Heidelberger Zeit.

S. 52. **Komm, Mägdlein, setz' dich her zu mir!** *WL*, S. 147. Nachträglicher Vergleich mit einer Abschrift von der Hand Böhmers läßt in V. 24 die Verbesserung von Tauben in Trauben geraten erscheinen, was auch dem Sinn der 3. und 4. Strophe besser entsprechen würde. Diese Abschrift hat vor der letzten Strophe noch drei andere, die je eine weitere Stufe in grotesk-lüsterner Weise behandeln: das Wasser steht am Leib, steigt zum Magen (Reim darauf: zwagen) und zum Hals — dazu die spöttischen Lockrufe der Nymphe. Heidelberger „Wunderhorn"-Zeit.

S. 55. **Traum.** *WL*, S. 166.

S. 58. **O lieb Mädel, wie schlecht bist du!** *WL*, S. 161.

S. 59. **Treulieb, Treulieb ist verloren!** *WL*, S. 151. In Böhmers Nachlaß eine Abschrift: Der schiffbrüchige Galeerensklave am todten Meer noch voll ungeschliffener, greller Wendungen; die frühere Schlußstrophe:

Treulieb, Treulieb, sie sitzt allhie,
Auf mir, dem falschen Schwure,
Treulieb ist Dichter Fantasie,
Und ich bin — deine Hure.

Zum Reimfehler V. 167/169 (Geschmeide: Galgenleiter) ist zu bemerken, daß die Abschrift Geschmeider liest. — 46 träume *WL*; träumte hier eingesetzt in Übereinstimmung mit V. 1, 26, 66, 86, 111, 121 usw. V. 96 ein Mahl *WL* unsinnigerweise.

---

## Sehnsucht.

S. 66. **Wenn der Sturm das Meer umschlinget!** „Godwi", Bd. 1, S. 218; *WL*, S. 296. V. 13 kommt *WL* | V. 76 Fittigen „Godwi" und *WL*. — Von Diel-Kreiten (Bd. 1, S. 232) irrtümlicherweise für Brentanos Hollandfahrt (1807) angesetzt.

S. 69. **Sie hat mein vergessen.** „Godwi", Bd. 2, S. 372 (Sonett); *WL*, S. 98. Vgl. dazu „Godwi", Bd. 2, S. 368 ff.

S. 71. **Der Schiffer im Kahne.** „Frühlingskranz", Bd. 2, S. 10; *WL*, S. 121. Einlage im Brief vom Juni 1802 an Bettinen, laut Steigs Zeugnis unveränderte Wiedergabe des Originals. Unsere Fassung, nach *WL*, sicherlich Überarbeitung des Dichters. „Frühlingskranz" liest: 8 Mir folget Echoklang | Strophe 3 und 4 umgestellt | 9 Sirenen, tauchet | 12 ringe | 13 O halle nicht, du Widerhall | 15–16 Gefangen liegt so eng und bang | Im Herzen Liebesglück | 19 Verstoße nicht des Sängers Kahn | 21 O Liebesziel so nah, so fern | 24 All zu der | 25–29 O Kind der Lieb' erlöse mich, | Gib meine Freude los, | Süß Blümlein, ich erkenne dich, | du blühest mir mein Los. | 35 Vergifte mich, umdüfte mich | Die letzte Strophe fehlt. Zur Zeitbestimmung wichtig, daß sich unter den Brentano-Papieren des Frankfurter Freien Deutschen Hochstifts die 7.—10. Strophe auf einem Theaterzettel vom 5. Prärial 10. Jahres (= 25. Mai 1802) fanden; V. 25 heißt darin: Geweihtes Kind, erlöse mich; sonst folgt die Niederschrift der Lesart des „Frühlingskranzes"; diesem Entwurf fehlt auch

Strophe 11. Bemerkenswert die Rückerinnerung im „Rheinmärchen", Bd. 2, S. 181 dieser Ausgabe. Zu der neuen Wendung: Am Rheine fahr' ich hin und her vgl. Steig, Bd. 1, S. 51: Bald, bald, lieber Junge, fahre ich am Rheine hin ...

S. 73. **Der Jäger an den Hirten.** Brentanos Lieblingsgedicht. Entstanden Mitte Juli 1803. Zuerst „Frühlingskranz", Bd. 2, S. 149; vgl. dort S. 155. An Arnim gesandt August und Oktober 1803 (Steig, Bd. 1, S. 98, 100, 103). Als Freundschaftsdenkmal in der „Trösteinsamkeit" (5. Stück, 15. April 1808) gedruckt (Steig, Bd. 1, S. 252). Der Zusatz dort „die Melodie wird in der Folge nachgeliefert" blieb unerfüllt. Bedeutsam Arnims Äußerung bei Steig, Bd. 2, S. 131. Unser Druck nach Steig, Bd. 1, S. 100. Abweichungen vom „Frühlingskranz" (= *F*) und der „Trösteinsamkeit" (= *T*): 3 Freude] Liebe *F* und *T* | 8 Durch] In *T* | 23 guter] frommer *T* | 29 will] muß *F* und *T* | 38 des Waldes Rand *F* und *T* | 46 Zähme *F* | 47 Wenn] Weil *T* | 48 Herzens] Herdes *F* und *T* | 50 dein] ein *F* | 51 Baum] Fels *T* | schon] bald *F* | 58 Mir ist's Ernst und dir ist's Scherz *T* | 59 Senne *T* | 60 so] dann *T* | trifft *F* | — Eine Abschrift Böhmers schwankt zwischen *F* und *T*; abweichend von beiden nur 23 froher | 42 dem Laube. — Mit religiösen Gedanken durchwirkt *WL*, S. 385.

S. 75. **Wenn die Sonne weggegangen.** Aus dem „Ponce": *GS*, Bd. 7, S. 96; Originalausgabe S. 116 (Göttingen 1804). Lied der unglücklich liebenden Valeria, die, als Negerin maskiert, vor Sarmientos Landhause erscheint. — V. 12 lies ihr (= der Dunkelheit) statt mir, was, wie in *WL*, S. 171, versehentlich stehengeblieben ist. Abweichend *WL*: 2 tommt.

S. 75. **Ich wollt' ein Sträußlein binden.** Lied Valerias aus dem „Ponce" (*GS*, Bd. 7, S. 83; Originalausgabe S. 99); *WL*, S. 172; ein wenig abweichend *AS*, Bd. 1, S. 112. Am 28. August 1804 an Arnim geschickt (Steig, Bd. 1, S. 111). — Der erste Entwurf von Roethe in der Abhandlung über „Ponce", S. 50 ff. mitgeteilt; eine erste Fassung im „Weimarischen Jahrbuch" 1856, Bd. 4, S. 179 f. — Das Motiv ins Geistliche übertragen von Brentanos Schwester Lulu Frfr. von des Bordes in deren „Geistlichen Liedern", S. 39: „Dreifaltigkeitsblümchen" (Regensburg 1853). Max Koch weist auf die Verwandtschaft mit Goethes „Gefunden" und „Im Vorübergehen" und mit Pfeffels „Nelke" hin; vgl. „Deutsche Nationalliteratur", Bd. 146, 1. Teil, S. 148, Anm. (Stuttgart, o. J.), und „Berichte des Freien Deutschen Hochstiftes zu Frankfurt am Main", Neue Folge, Bd. 7, S. 190 (1891).

S. 76. **Was mag dich nur betrüben?** Lied Valerias aus dem „Ponce" (*GS*, Bd. 7, S. 101; Originalausgabe, S. 123). Wichtige szenische Anweisung ebendort. *WL*, S. 174 getreuer Abdruck.

S. 77. **Nach Sevilla.** Lied Valerias aus dem „Ponce" (*GS*, Bd. 7, S. 166; Originalausgabe, S. 212; *WL*, S. 170). Von Brentanos Lyrik wohl am weitesten verbreitet, fast volkstümlich; von Hoffmann von Fallersleben mit „Ich wollt' ein Sträußlein binden" als volkstümliches Lied beansprucht („Unsere volkstümlichen Lieder", 3. Aufl., Leipzig 1859). Seine Farbengebung ist trotz der spanischen Stadt grunddeutsch. Zahlreiche Kompositionen davon, früh verbreitet namentlich Luise

Reichardts „Volkslied“, zusammen mit dem „Sträußchen“ (sic!). — V. 3 und 8 stehn *GS;* V. 5 und 10 sehen *WL.*

S. 78. **Abendständchen.** Aus dem Singspiel „Die lustigen Musikanten“ (Originalausgabe, S. 22; *GS,* Bd. 7, S. 234; *WL,* S. 243). Vgl. Bd. 3 dieser Ausgabe, S. 439, und „Frühlingskranz“, Bd. 2, S. 27.

S. 78. **Die lustigen Musikanten.** Grundstock zum gleichnamigen Singspiel (Originalausgabe, S. 33; *GS,* Bd. 7, S. 242; *WL,* S. 333). Vgl. Bd. 3 dieser Ausgabe, S. 445 ff., auch ebenda die „Einleitung“ zum Singspiel. Ursprünglich in den „Godwi“ geworfen (Bd. 2, S. 329). Diese Fassung liegt der unseren zugrunde; abweichend in *WL:* V. 8 darin. Abraham a Santa Claras „Nachtmusikanten“ („Hier sind wir arme Narren“) im „Wunderhorn“, S. 18, klingt an.

S. 80. **Der Spinnerin Lied.** Unter Brentanos Lyrik das kostbarste Juwel; von Tonkünstlern am meisten, doch noch nie mit ebenbürtigem Erfolge, umworben. Arnim zuerst, den 6. Sept. 1802, mitgeteilt (Steig, Bd. 1, S. 43). Vgl. Bd. 1, S. 260 unserer Ausgabe; *GS,* Bd. 4, S. 22; *WL,* S. 176. Einzige Abweichung in der Urschrift der „Chronika“, Bd. 1, S. 384, Z. 27, V. 1 des Gedichtes: Es sang vor vielen Jahren.

S. 81. **Es stehet im Abendglanze.** Vgl. Bd. 1, S. 38*, Z. 14 ff. Hier die reifere Fassung nach Steig, Bd. 1, S. 74; eine frühere im „Frühlingskranz“, Bd. 2, S. 125; vgl. ebenda, S. 115 und 141. — V. 9 dort ist zu streichen. — Deutlicher Anklang an „Müllers Abschied“ im „Wunderhorn“, S. 67, auf dessen Melodie es Brentano geschrieben hat (Steig, Bd. 1, S. 73). *WL,* S. 117, folgt dem „Frühlingskranz“, bis auf wechslen in Strophe 2, handlen: verwandlen in Strophe 5 und brennte in der letzten Strophe. Abweichungen von unserer Fassung: 2 freies, heiliges ] hochgeweihtes | Nach V. 4 eine Strophe:

Sie wechslen mit Weinen und Lachen,
Sie wechslen mit Dunkel und Hell,
Mit schimmernden Augen und Wangen
Sie wechslen ihr Röcklein gar schnell!

9 dort wohnen | 11 leben ] spielen | 23 dich ] sie | 25 Rechen ] Harke | 27 f. Ich stell' mich, als wär' ich der Gärtner | Und klopf' bei dem Reichen ans Tor | 29 Tu auf, o Reicher | 30 wohl ] so gern | 34 hoch die Blumen ] höher die Rosenwand | 35 Verflecht sie zu Netzen und Schlingen | 37 hoch ] höher | eine ] mir die | 38 gitternes Haus | 39 mein ] das | 40 Und ] Daß | aus ] heraus | 41 klinget so herzlich | 42 heilig ] inniges | 43 Die Bäume, sie senden ihr Grüße | 44 ihr blüht | 46 Sie sieht zu mir heimlich | 49–50 dann es verlassen, | Das schimmernde Götterhaus | 51 Deiner Locken | muß ] wird | 52 Deiner Augen | gehet | 55 es gehet ja | 57 will ich und stehen | 58 Still in dem | 59 Da muß in den Wellen ich sehen | 60 Versinken | 61 Im Niedersehen, da rollen | 62 all' ] still | 63 Die sich vereinen wollen | 66 dem ] jenem | 67 Abendsonne | 68 Wo du nicht mehr siehst | 69 mußt' brennen ] brannte | 71 konnte sie ] wolltest du | 72 Die hell mich blickte an. — Die Fassung im „Frühlingskranz“ hat, wie *WL,* vierzeilige Strophen. — Bettine bot im „Frühlingskranz“ eine andere Fassung dar als die ihr seinerzeit von Clemens

übersandte. Eine Abschrift Böhmers trägt den Vermerk: „Nach einer mir von Frau Willemer im August 1851 mitgeteilten alten Abschrift von weiblicher Hand.“ Böhmers Vorlage — Bettinens Abschrift vermutlich — steht unserer Fassung sehr nahe; ihr fehlt, wie unserer Fassung, die nach V. 4 im „Frühlingskranz“ bemerkte Strophe. Abweichungen: 12 Wohl täglich | 35 Zieh hoch sie zu Kränzen und Lauben (Gränzen in der *Hs*) | 36 Vögelein | 37 hoch ] höher | eine ] mir die | 39 Vögelein | 40 Und ] Daß | 45 sah | 46 Sie sieht zu mir herauf | 55 es gehet unter | 56 Tief ] Wohl | 58 Wohl in dem | 59 in den Wellen | 61 niedersehen | 62 all' ] still | 63 Sie sollen sich vereinen | 67 Abendsonne | 68 Wo du nicht siehst heraus | 69 Jugend ] Lieb | mußt' brennen ] brennte | 71 Und ihn nicht wollte erkennen | 72 Und hell ihn blickte an.

S. 83. **Wenn ich ein Bettelmann wär'.** Vgl. „Frühlingskranz“, Bd. 1, S. 52 f. Das Gedicht ebenda, S. 67; *WL*, S. 125. — Spätsommer 1800.

S. 84. **Brautgesang.** Gekürzt im „Tagebuch der Ahnfrau“; genauer Nachdruck in *GL*, S. 450, und *GS*, Bd. 4, S. 160. — Neugestaltung eines alten Volksliedes, mit dem man hier und dort die Einkleidung der Braut begleitete. Vgl. die 86. Anmerkung zur „Gründung Prags“, *GS*, Bd. 6, S. 289 und 310. Das Lied klingt auch im Spiel „Viktoria und ihre Geschwister“ an (*GS*, Bd. 7, S. 427). — Das zugrunde liegende Volkslied „Die traurig prächtige Braut“ im „Wunderhorn“, S. 335; etwas verändert in der von Bettine besorgten Neuausgabe (Charlottenburg 1845).

S. 85. **Die Schönheit.** Nach „Godwi“, Bd. 2, S. 353 f. *WL*, S. 337. Abweichungen: 6 Satyrn | 14 nießen | 17 Tür.

S. 86. **Fünf Rheinlieder.** Wohl größtenteils selbständig gedichtet und erst später in das „Rheinmärchen“ verflochten. Unser Abdruck genau nach *WL*, S. 430, 436, 435, 439, 86. Die mehrfach abweichenden Fassungen der Märchen siehe S. 170, 93, 195, 186, 300 dieses Bandes. Des ersten Liedes Strophen 1—3 und 22 kehren als geschlossenes Lied, entsprechend umgestaltet, wieder in dem Festspiel „Am Rhein, am Rhein!“ (*GS*, Bd. 7, S. 487); Abweichungen: 6 Rebenduft | 7 ernsthaft ] sinnend | 9 du breites ] der Freiheit | 11 spielend ] spiegelnd | 87 Gottes ] Adlers | 88 Schlummert in dem Sternenschein! — Von „Nun gute Nacht, mein Leben!“ erzählt der den Brentanos verwandte Freiherr v. Hertling, er habe es nach einer Melodie gesungen, die der Dichter selbst erfunden habe („Hochland“, Bd. 1, S. 290 [Kempten u. Münch. 1903]). „In der Fremde“ in *AS*, Bd. 1, S. 127 datiert auf 1811.

S. 94. **Wiegenlied.** Vgl. Bd. 2 dieser Ausgabe, S. 302. Als „Variationen über ein bekanntes Thema“ in *WL*, S. 443.

S. 94. **Säusle, liebe Myrte.** Aus dem „Myrtenfräulein“ in Bd. 3 dieser Ausgabe, S. 34 ff. Unser Abdruck nach *WL*, S. 441. Abweichend nur V. 22 Wenn ] Wem; Wenn mag wohl Lese- oder Druckfehler der *WL* sein.

S. 95. **Geheime Liebe.** Aus Bernards „Dramaturgischem Beobachter“, Nr. 1 (3. Januar), S. 4 (Wien 1814). Erster Wiederabdruck im Ergänzungshefte zu Bd. 2 des „Euphorion“, S. 67 (Bamberg 1895). Fehlt in *WL*, dafür dort das andere an Auguste Brede gerichtete Ge-

dicht „An eine Schauspielerin“ (S. 182); vgl. *GS,* Bd. 8, S. 175, und Steig, Bd. 1, S. 295.

S. 96. **Der goldne Tag ist heimgegangen.** Siehe Bd. 3 dieser Ausgabe, S. 246 ff. und Schlußanmerkungen dazu.

S. 99. **An die Nacht.** Aus der „Gründung Prags“, Akt 3; *GS,* Bd. 6, S. 249; getreu in *WL,* S. 409. V. 11 Schoose in der Originalausgabe von 1815.

S. 99. **Abendlied.** Hinkels Lied im „Gockel“-Märchen (S. 386 f. dieses Bandes). Hier ohne den Kehrreim angelehnt an das jeder Beziehung zum Märchen entledigte Gedicht *GL,* S. 459; Abweichungen enthält nur die letzte Strophe. Von Brentano nach eigener Melodie gesungen. Vgl. Cardauns (zu S. 5, Z. 7 ff.), S. 37.

S. 100. **Der Abend.** Aus dem „Godwi“. Der Dichter schützt vor, es sei aus dem Italienischen übersetzt. Vielfach Gedanken Jakob Böhmes. Diese Fassung (spätere Redaktion des Dichters?) nach *WL,* S. 323; doch lies V. 7 alle. Abweichend im „Godwi“ (Bd. 2, S. 243 f.): 20 den Steuer | 23 Vom | 25 milde Quelle | 26 wilde Lieder. Vgl. Oswald Floeck, Die Kanzone in der deutschen Dichtung, S. 66 ff. (Berlin 1910 = „Berliner Beiträge zur germanischen und romanischen Philologie“, Heft 40).

S. 102. **Oft sah ich die Sonne steigen.** *WL,* S. 136. Frühzeit.

S. 103. **Phantasie.** Nach „Memnon. Eine Zeitschrift. Herausgegeben von August Klingemann. Erster Band“, S. 131 ff. (Leipzig 1800, bei Wilhelm Rein). Abweichend in *WL,* S. 348 ff.: 27 schön ] froh | 38 der weiten ] weiter | 72 Im eigenen.

S. 105. **Nachklang Beethovenscher Musik.** Aus Bernards „Dramaturgischem Beobachter“, Nr. 3, vom 7. Januar (Wien 1814); vgl. „Euphorion“, Ergänzungsheft zu Bd. 2, S. 55 und 68 (Bamberg 1895).

S. 106. **Sprich aus der Ferne!** „Godwi“, Bd. 1, S. 285. *WL,* S. 293, abweichend 30 trauernd.

S. 107. **Schwanenlied.** Aus dem Rheinmärchen. Hier wie in der Originalausgabe der Märchen, Bd. 1, S. 311 (Stuttg. u. Tüb. 1846); Abweichungen verzeichnen die Schlußanmerkungen zu S. 286 dieses Bandes. *GL,* S. 448 lesen: 31 singt ] siecht.

---

## II.

## Religiöse Lyrik (S. 109—118).

Vgl. August Weldmann, Die religiöse Lyrik des deutschen Katholizismus in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts (Diss., Leipzig 1911; Bd. 19 von Kösters „Probefahrten“).

S. 109. **Frühlingsschrei eines Knechtes aus der Tiefe.** Vgl. *GS,* Bd. 8, S. 182, 211 ff. und Bd. 9, S. 62. Das Bild (der Dichter als verlorener Bergmann im gefahrvollen Schacht) begegnet bei Brentano wie in der ganzen Romantik oft. — Hier die gleiche Fassung wie *GL,* S. 31; *GS,* Bd. 9, S. 63 ff. Abweichend in der ersten (einzigen mitgeteilten) Strophe der an Luise Hensel (*GS,* Bd. 8, S. 211) gerichteten Fassung: V. 3

starken ] Liebes. Eine Abschrift Böhmers liest: 27 bittern Wellen ] gift'gen Quellen | 30 dieser ] solcher | 48 fest ] hell.

S. 111. **Gehör' der Welt nicht an!** *GL,* S. 69. Als fragliches Datum angegeben *AS,* Bd. 1, S. 33: 1817. — Max Koch veröffentlichte ein Bruchstück davon (Gehör der Welt ich an usw.) als „Ungedruckt": „Deutsche Nationalliteratur", Bd. 146, Erster Teil, S. 160 (Stuttgart o. J.).

S. 112. **Finkenlied.** *GL,* S. 482. Von Diel *AS,* Bd. 1, S. 29 datiert auf Mai 1817.

S. 113. **Nach der Beichte.** Aus der 17. Rosenkranzromanze, *GS,* Bd. 3, S. 375. Eine verwandte Stelle in der „Chronika", Bd. 1, S. 249, Z. 6ff. Ähnlich Brentano 1834 an eine Freundin über den jungen Grafen Montalembert (Diel-Kreiten, Bd. 1, S. 23).

S. 113. **Erntelied.** Umdichtung eines alten katholischen Kirchenliedes, von dem Brentano mehrere Fassungen gekannt und benutzt hat. Einige Strophen zuerst im „Godwi" (Bd. 2, S. 350, 428); S. 357 neuer Hinweis darauf. Diese Fassung, um Strophe 1 vermehrt, ist im wesentlichen die im „Wunderhorn", S. 35, als „Erntelied" wiederkehrende. Die um 8 den alten Vorlagen zum Teil lose angelehnte Strophen verlängerte vorliegende Fassung findet sich, völlig gleichlautend, in *GL,* S. 519, und in dem „Tagebuch der Ahnfrau" (*GS,* Bd. 4, S. 155). Die beiden Eingangszeilen der letzten Strophe sind ganz Brentanos Eigentum; vgl. das Gedicht „Eingang", Bd. 1, S. 11, V. 19f. — Eingehende Erörterungen in Wilhelm Schellbergs Dissertation „Untersuchung des Märchens ‚Gockel, Hinkel und Gackeleia' und des ‚Tagebuchs der Ahnfrau'", S. 80ff. (Münster i. W. 1903); dort auch vergleichende Zusammenstellung der Texte. — Goethe sagte in seiner Besprechung des „Wunderhorns" von dem „Erntelied", es „verdiente protestantisch zu sein".

S. 116. **Weihnachtslied.** *GL,* S. 134. Angabe in *AS,* Bd. 1, S. 68: „An Röschen Scharf in Frankfurt. 1830."

S. 118. **Im Namen Jesu.** *GL,* S. 61.

S. 118. **In dem Lichte wohnt das Heil!** *GL,* S. 96. In *AS,* Bd. 1, S. 83 datiert auf 1838.

---

## III.

## Romanzen und Legenden (S. 119—155).

Vgl. Paul Merker, Studien zur neuhochdeutschen Legendendichtung. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geisteslebens (Diss., Leipz. 1906).

S. 119. **Die Einsiedlerin.** *WL,* S. 138. Zuerst in der „Zeitung für Einsiedler" („Trösteinsamkeit") vom 31. Mai 1808. Abweichend dort nur V. 120 Und ] O. — V. 141 liest *WL* kniet; hier wie in „Trösteinsamkeit" in Rücksicht auf den Rhythmus knieet.

S. 124. **Des toten Bräutigams Lied.** Diel-Kreiten wissen, daß der Stoff einer Erzählung von Luise Hensels Mutter entstammt, die *AS,*

Bd. 1, S. 222 mitgeteilt wird. Die geläufige Datierung auf 1818 (auch *GS*, Bd. 8, S. 64) wird richtig sein. — Zugrunde liegt *WL*, S. 370. Abweichend *AS*, V. 60 anzusehn | 68 schrei'n, doch in Übereinstimmung mit einer Abschrift Böhmers.

S. 127. **Ich kenn' ein Haus, ein Freudenhaus.** Dieser Vorklang von Hauptmanns „Hanneles Himmelfahrt" ist, wie einige überaus interessante handschriftliche Entwürfe (im Besitze des Freien Deutschen Hochstifts zu Frankfurt) mit unmittelbarem Hinweis auf die „Gottesmauer" zu schließen gestatten, auf Brentanos dritten Berliner Aufenthalt zu datieren. Von seiner Liebe zu schönen Sünderinnen spricht unter anderen Sophie Mereau (Amelung, Bd. 2, S. 124). Über die literaturgeschichtliche Stellung des Gedichts vgl. Hans Benzmann, Die soziale Ballade in Deutschland, S. 48f. (Nördlingen 1912, Diss., Greifswald). Man halte das Gedicht von Dehmel, „Siehe, welch ein Wort!" („Ich trat in ein Haus, Da gingen viel Sünder ein und aus") dagegen. Die Besprechung der Entwürfe, die beweisen, wie durchaus nicht leicht, aber wie sorgfältig der Dichter an diesem Gedicht gearbeitet, erheischt einen besonderen Aufsatz, den der Herausgeber sich vorbehält. — Zugrunde liegt: *WL*, S. 416.

S. 130. **Das Königstöchterlein.** Arnim am 8. Sept. 1802 zugesandt (Steig, Bd. 1, S. 45). Hiervon eine Abschrift, als „von Arnims Hand" bezeichnet, im Freien Deutschen Hochstift (Frankfurt): „Der Herr von Falkenstein. Die Königstochter und der Falke" — vielleicht die gleiche Abschrift, die sich Brentano Neujahr 1804/05 von Arnim erbat; an dieser Stelle die Bezeichnung Des Königs Töchterlein (Steig, Bd. 1, S. 126). Abweichungen in dieser Abschrift ohne Belang. Siehe ferner Steig, Bd. 1, S. 48. Nahestehend das Falkenlied („Wär' ich ein wilder Falke") aus dem „Wunderhorn" (S. 40).

S. 133. **Die Ehr' ist mir kein Gut!** Aus dem „Godwi", Bd. 2, S. 320. Organisch aus der Szene erwachsend. — Gleichlautend *WL*, S. 331.

S. 134. **Auf dem Rhein.** Hier die spätere Fassung *WL*, S. 99, die mit einer Abschrift Böhmers bis auf 4 glaubt' und 9 kömmt völlig übereinstimmt. Die frühere Fassung im „Godwi", Bd. 2, S. 216. Abweichend: 3 Lieb war ihm ] Liebchen war | 4 glaubt' | 9 Da kömmt sie her gegangen | 10 steiget | 11 Und ] Sie | 13 schwimmen | 16 O Liebchen | 21 Sie strecket | 23 lächelt, da ] freut sich, wie | 24 sieht | 25 Und grüßet die alten Türme | 26 den hellen Schein | 27 Händlein ] Armen | 29–32 O setze dich doch nieder, | Herzallerliebste mein! | Das Wasser treibt so schnelle, | O fall' nicht in den Rhein! | 33 Und große Städte fliegen | 36 Wohl ] Der | 37 Mädchen | 39 Und seine | 40 Es zu dem Himmel wend't | 41 Lieb Mädchen, bete stille | 43 Der Kahn, er möchte sinken | 44 Das Wasser treibt so sehr | 47 aus ] in | 48 Sieht man den | 49 Feinslieb gar ] das Mädchen | 53 Der Knabe singt mit Tränen | 55 dabei sein Mädchen | 57 Und ] So | 59 bleich — bleicher ] weiß — weißer | 60 Feinsliebchen ] Das Mädchen | 63, 65, 66 Mädchen | 68 der Tag ] die Sonn' | 69 sonnig ] helle | 70ff. Und froh der grüne Wald | Von tausend bunten Stimmen | In lautem Sang erschallt. | 75 sieht | 77–80 fehlen. 81f. Und legt sich in den Nachen | Und schlummert weinend ein. | 85–92:

Die Meereswellen brausen
Und schleudern ab und auf
Den kleinen Fischernachen,
Der Knabe wacht nicht auf.

Doch fahren große Schiffe
In stiller Nacht einher,
So sehen sie die beiden
Im Kahne auf dem Meer.

S. 137. **Lore Lay.** Zugrunde liegt: „Godwi", Bd. 2, S. 392; doch lies: V. 27 diesen Flammen | 28 eigen | 43 mir ] hier | 99 hat's. Abweichend *WL*, S. 391: V. 3 Sie ] Die | 5 machte | 15 dann | 23 schickt | 27 diesen ] deinen | 28 eigen ] eignes | 32 eignes | Strophe 7 und 8 umgestellt | 43 hier ] mir | 51 Vor Jammer | 56 er mir treulos ist | 64 Zum Tod mit Gottes Preis | 81 Reiter | 85 wehet | 86 Ein Segel | 99 hat | 100 Vom hohen Felsenstein. J. Dohmke erklärt, daß diese Neugestaltung vom Herausgeber der *GS*, nicht vom Dichter herrühre (Brentanos Werke, herausg. von J. Dohmke, S. 324 [Leipzig u. Wien o. J.]). — Nicht das kleinste Zeichen für die Bedeutung dieser Romanze ist die große Literatur, die sie ins Leben gerufen hat: an Dichtungen, die das Sagenmotiv anders oder weiter ausspinnen, wie an Forschungen über den Ursprung des Motives. Auf der sehr ertragreichen Untersuchung über die Grundlagen der Loreleysage von Wilhelm Hertz („Sitzungsbericht der Münchener Akademie der Wissenschaften, philosophische, philologische und historische Klasse" II, S. 217 ff., 1886; = „Gesammelte Abhandlungen", S. 457 ff. [Stuttg. 1905]) muß jede neuere Forschung aufbauen; freilich wird kaum anderes zu erwarten sein, als daß der gegenwärtige Stand der Forschung bleibt: Brentano hat die Sage erfunden, wie er selbst mehrmals äußerte; uralt ist an ihr nur der Name des Felsens, mons Lurlaberch = Elbenfels. Vgl. Cardauns, S. 63 ff., M. R. Hewelcke, Die Loreleysage (Paderborn 1908) und die dort angegebene Literatur. — Gekürzt und ungenau in Karl Simrocks „Rheinsagen", S. 201 ff. (3. Aufl., Bonn 1841).

S. 140. **Ballade.** Zugrunde liegt die Fassung von Weihnachten 1802 (Steig, Bd. 1, S. 60); doch lies V. 91 Liedchen statt Lied noch. Über den Stoff vgl. „Frühlingskranz", Bd. 2, S. 67. Meister Gotfrid Hagens „Kölnische Reimchronik" berichtet von der Angelegenheit (im J. 1260 und 1262). Was über die Erzählung des frohen Mannes hinausgeht, ist hinzugedichtet. Eine stark abweichende, um drei Strophen längere Fassung, Originalhandschrift im Freien Deutschen Hochstift (Frankfurt), trägt die von Brentano bei späterer Durchsicht angebrachte Überschrift: Hermann, des treuen Gottschalks Sohn. Untereinander fast gleich (bis auf 8 hatt' — hätt', 10 Busch — Büsch, 19 trauern — trauren) die Fassungen *WL*, S. 396 und „Frühlingskranz", Bd. 2, S. 67. Abweichend von unserer Fassung lesen sie: 1 Aus ] Von | 12 Und thät sich schnell | 13 Zum Brunnen ritt ein froher | 14 Sein Hütlein thät er schwenken | 15 ging | 16 Die Lanze thät er senken | 17–20 Und sprach zum frohen: „Froher Mann, | Was magz

Dich so erfreuen?" — | „Laß ab zu trauren", hub der an, | „Gott will uns Trost verleihen." | 21 Denn Gottschalk, der getreue Mann | 23 Durch Gottes Wunder | 26 Sich also zahm | 27 lief | 28 ihm gar ] dem Herrn | 29 der kleine Freund | 31 Und wie Herr Gottschalk pfiff und rief | 32 Mäuslein | 33 ff. Da sprach betrübt der treue Mann: | „Ich muß Dich wiederhaben"; | Und mit den Freunden er begann | Dem Mäuslein nachzugraben | 40 konnte teilen | 42 Es ] Das | schwer ] hart | 43 So hart, daß selbst das Mäuslein klein | 44 Nicht könnt' | 46 Mauern | 51 folgten | 52 böse | 53 Liebe ] Hoffnung | das ] ihr | 55 legte | kühle ] dunkle | 63 aus Köllen ] gen Arle | 65 zäumten | 66 Um von dem Quell zu scheiden | 67 sich die Hand darauf | 69 da ] wie | 70 zu der ] an die | 73 Er eilte an das | 75 Und schrie: „Wer macht mich fesselos | 76 löset ] sprenget | 77 Herr ] o | 78 frei ] wohl | 79 verloren. | Mäuslein | 80 Es kann nicht wiederkehren | 82 Mäuslein | 88 herzlich zu empfangen | 89 Ach, läg' gefangen | 91 Lied noch aus. Vgl. Karl Simrock, „Die Gefangenen zu Ahre", in dessen „Rheinsagen", S. 161 ff. (3. Aufl., Bonn 1841).

S. 143. **Der Star und das Badwännelein.** Februar 1808 für das „Wunderhorn" eingesandt (vgl. Steig, Bd. 1, S. 240). Neugestaltung alten Volksgutes, das fast gleichzeitig Leo Freiherr von Seckendorf in seinem Musenalmanach für 1808 (S. 29) mitgeteilt hat; im „Wunderhorn" S. 519. Vgl. ferner Steig, Bd. 1, S. 244 und Bd. 3, S. 132 u. 137. Auch im „Murmeltier" verwandt (s. S. 337 ff. dieses Bandes). — Abweichend „Wunderhorn" (1845), Bd. 2 (= Arnims Werke Bd. 14): 5 liebste Jungfer mein | 6 Das zweite ein fehlt | 89 einritt | 91 liebster | 111 Goldschmied.

S. 147. **St. Meinrad.** Neudichtung einer alten Legende, was Freund wie Feind des „Wunderhorns" entging, bis veröffentlichte Briefe es 1855 verrieten; vgl. *GS*, Bd. 9, S. 356. Brentano besaß selbst die Quelle: „Wahrhafftige . . Histori vom Leben und Sterben des H. Einsidels und Martyrers S. Meinradts, auch von den Anfang . . desselben Gottshauss zu den Einsidlen, . . Auffs neuwe gemehrt und mit Fleiss übersehen. Getruckt zu Freyburg in der Eydgenoschafft bey Abraham Gemperlein 1587", vielleicht eine Prosaauflösung des „Geistlichen Spiels von S. Meinrads Leben und Sterben", in Einsiedeln 1576 aufgeführt (in der „Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart", Bd. 69, Stuttgart 1863). Der Prosatext abgedruckt bei Karl Bode, Die Bearbeitung der Vorlagen in des Knaben Wunderhorn, S. 707 ff. (Berlin 1909). Nahe liegt der Vergleich mit den „Kranichen des Ibykus". — Hier nach der Originalausgabe des „Wunderhorns" Bd. 3, S. 170 (Heidelberg 1808); vgl. dazu Steig, Bd. 1, S. 249. Grisebachs Ausgabe, S. 764.

S. 152. **Die Gottesmauer.** Das Gedicht ist, wie Brentanos Brief an Ringseis vom Februar 1816 (*GS*, Bd. 8, S. 184) beweist, gegen die Aufklärung gerichtet. Diel-Kreiten (Bd. 2, S. 85 f.) erzählen, es verdanke seine Entstehung dem Wettbewerb im Liederspiel, zu dem sich jüngere Freunde des Stägemannschen Hauses vereinigten. — Geschichtlich ist der Vorgang, der am 5. Januar 1814 geschah (vgl. „Flensburger Zeitung" vom 7. Dez. 1882), und dessen man an Ort und Stelle am 5. Jan.

1914 feierlich gedachte. Das volkstümliche Gedicht wird nach wohlbekannter Melodie gesungen. Zugrunde liegt *GL*, S. 238. L. v. Gerlach teilte Diel-Kreiten (Bd. 2, S. 86, Anm. 2) mit, daß es in Strophe 2, V. 17 f. ursprünglich schöner geheißen habe: Hat, den Bräutigam zu schauen, seine Lampe nicht bereit. Diese Wendung, auf Matth. 25, 1 zurückgehend, hat man überwiegend beibehalten. Anlaß dazu gab K. E. Ph. Wackernagels „Auswahl deutscher Gedichte" (Berlin 1832), die uns (im Erstdruck?) das Gedicht (S. 446) anscheinend in der Fassung überliefert, in der es vom Dichter zuerst mündlich und abschriftlich verbreitet ist. Wackernagel liest abweichend: 1 bei ] vor | vor ] an | 6 ab ] aus | 8 her ] ein | 9 bei ] vor | 10 Liegt | 11 bei ] vor | 14 Angst ] Sorg' | 17 f. Hat, den Bräutigam zu schauen, Seine Lampe nicht bereit. | 19 bei ] vor | 20 das fromme | 24 Hüll' ] Nimm | 27 unmöglich ] fürwahr nicht | 35 rumdidum | 43 Fluchen, lärmen, toben, | 44 ziehn ] gehn | 47 vom ] von | 52 An das ] Um die | 53 den ] die | 56 Vier ] Nur | 58 Sechszig | 61–70 fehlen | 76 heraus ! 78 haushoch | 82 fromme ] gute | 84 Rief ] spricht 87 f. .. Jahres | Hats dem Feind davor gegraut. Man sieht, die Fassung *GL* ist eine spätere Bearbeitung. Die Bitte: Eine Mauer um uns baue usw. fast wörtlich angelehnt an Strophe 7 von Joh. Heermanns Lied „Treuer Wächter Israel":

„Eine Mauer um uns bau',
Daß dem Feinde davor grau'
Und mit Zittern sie anschau'."

Entwurf in Handschrift und Abschrift in Böhmers Nachlaß; äußerlich von der endgültigen Fassung durch die Gliederung in vierzeilige Strophen unterschieden, ist er stilistisch noch sehr unfertig: der Enkel ist nach ihm ein Bengel, | Glaubt an Teufel nicht noch Engel, | Weil er allzu sehr gescheit ...

Und da sprach der gelbe Schnabel:
„Eine Mauer uns ums Haus?
Nein, das ist Gott nicht kapabel,
Ältermutter, 's wird nichts draus!" usw. —

Unter anderen Gestaltungen dieses Stoffes sind bemerkenswert das dem Brentanoschen freilich nachstehende gleichnamige Gedicht von Friedrich Rückert in den „Poetischen Werken", Bd. 1, S. 164 (Frankf. a. M. 1868) und Fouqués Gedicht „Der Schutz der Mutter".

## IV.
## Vaterländisches (S. 156—206).

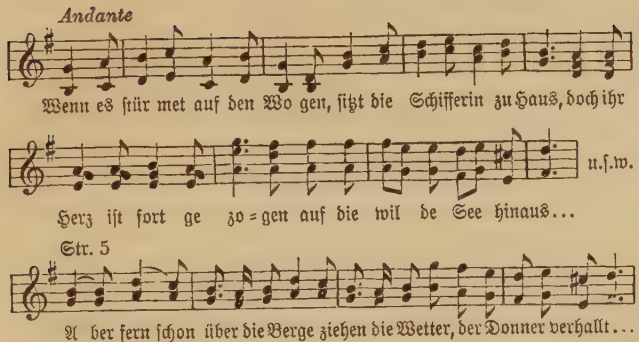
S. 156. **Soldatenlied.** Aus dem Spiel „Viktoria und ihre Geschwister“ (gedichtet 1813; vgl. Bd. 1, S. 68*); Nachbildung von Goethes Soldatenlied, s. Goethes Werke, herausgeg. von Karl Heinemann, Bd. 25, S. 396 (Leipz. u. Wien o. J.). — V. 18—20, dem Dichter wohl nachklingend aus Strophe 3 des Wunderhornliedes „Husarenglaube“ („Wunderhorn“, S. 27 f.), berühren sich mit dem bekannten Kanapeeliede („Die Seele schwingt sich in die Höh', Der Leib bleibt auf dem Kanapee“). — Zugrunde liegt: „Viktoria“, Originalausgabe, S. 93 (Berlin 1817). Abweichend *GS*, Bd. 7, S. 364: 17 fechten | 24 Wer fortläuft, der ist schlecht. Der Druck *WL*, S. 52, folgt *GS* bis auf V. 16 Schildwach' und 17 richten.

S. 157. **Sturmlied.** Aus der „Viktoria“ (Originalausgabe, S. 37; *GS*, Bd. 7, S. 320). Johannes Scherr schätzt es sehr hoch ein („Deutsche Kulturgeschichte“, S. 625, Anm. 20 [5. Aufl., Leipz. 1873]). Die Originalausgabe 1817 liest V. 8 Tirannenseisen.

S. 159. **Tiroler Wetter usw.** Das einzige bekanntgegebene Lied Brentanos auf die Tiroler. Arnims Bescheid an Bürgermeister Thomas sollte mehr erwarten lassen (vgl. Cardauns, S. 102). — *WL*, S. 23 lesen abweichend: 84 Mein Kaiser | 100 seine | 172 kommt | 182 thut (notwendig erscheinende Textänderung). — V. 1—4 ist der Horazische Gedanke: *Naturam expellas furca, tamen usque recurret.* — Die bayrisch-tirolische Mundart war Brentano 1809 in Landshut und München vertraut geworden. Auch Bettina sammelte Material für J. L. S. Bartholdys Werk „Der Krieg der Tyroler Landleute i. J. 1809“ (Berlin 1814). Kriegerische Volkslieder der Tiroler gingen damals vielfach um. Ditfurth teilt mehrere mit, deren Ton an Brentanos Gedicht erinnert (vgl. die „Historischen Volkslieder des Österreichischen Heeres von 1638—1849“ [Wien 1874], ebenso die „Historischen Volkslieder der Zeit von 1756—1871“, Bd. 1, II, Nr. 85, 97, 98, 99 — mit dem Reim Bueben: Rueben — [Berlin 1871 f.]). Vgl. auch bei Seltau, Ein Hundert deutsche historische Volkslieder, S. 570 ff. (Leipzig 1836), das „Duxer Lied an die Tyrolischen Landsverteidiger“ (Bueb'n: Rueb'n).

S. 166. **Aufruf.** Aus der „Viktoria“ (Originalausgabe 1817, S. 105; *GS*, Bd. 7, S. 373). V. 26 auch ist in der Originalausgabe am Schluß ausdrücklich in euch richtiggestellt.

S. 167. **Lied der Frauen usw.** Aus der „Viktoria“ (Originalausgabe von 1817, S. 110; *GS*, Bd. 7, S. 377). Abweichend *WL*, S. 58: 2 Strickt | 4 weite ] wilde | 10 Spinnt | 22 dunkelen ] wankenden | 28 Durch der Feldschlacht wild Gebraus | 29 Knall ] Schlag | 34 Ziehen | 35—36 Hör', wie der trunkenen, jubelnden Lerche Tireli usw. | 39 Über die Berge, — jubelnde Lerche. Originalausgabe liest V. 41 Zipreß. — Im Anhang zur Originalausgabe unter fünf Vertonungen auch das im 6/8-Takt, G-Dur, als Andante vertonte „Lied beim Scharpiezupfen“:




u. s. w. Entwurf in Varnhagens Nachlaß. Strophe 1—4 davon der fertigen Fassung sehr nahe; dann heißt es, unter Bezug auf die Tätigkeit der singenden Mädchen:

Und es fallen ihre Tränen
Auf die Fäden, die sie zieht
Aus der Leinwand, zu versöhnen
Schmerz, der in der Wunde glüht.
Bei jedem Faden erfüllet
Sorge und Liebe ihr Herz,
Denkt sie: er stillet, er stillet
Vielleicht meinem Freunde den Schmerz.

---

Aber fern schon über die Berge
Zogen die Wetter, der Donner verhallt,
Himmel wird helle, horch, wie die Lerche
Tireli, Tireli, siegreich erschallt.
Raben, zieht weiter, Himmel wird heiter,
Dringe mir, dringe mir, Sonne, hervor!
Klinge mir, klinge mir Wonne ans Ohr. —
Freudige Lerche! Über die Berge
Stürzte die Schlacht, Hallte die Schlacht.
Und der Sieg, der Sieg —
Der Sieg —
Er glänzet, er kränzet
Mit Freud und mit Leid,
Mit Lorbeer und Zipressen
Die strahlende Stirn,
Wer gefallen, wird nie vergessen,
Er ist mein Gestirn.

S. 169. **Aufgang des Sterns von der Katzbach.** Abdruck nach dem Erstdruck in der Zeitschrift „Orient oder Hamburgisches Morgenblatt", 1815, Nr. 80, Donnerstag den 6. Juli. Dazu dort der Vermerk: Dieses Lied, mit einer Melodie, und einem hübschen Kupfer von schöner Verzierung versehen, erscheint nächstens bei dem Kunsthändler Gasparo Weiß in Berlin. Ein solches Exemplar konnte bisher nicht ermittelt werden. — Vgl. Görres' Briefe, Bd. 2, S. 467. Das Gedicht entstand unmittelbar unter dem Eindruck der frischen Siegesbotschaft; seine Anlage deutet darauf hin, daß der Dichter auf seine Aufnahme in breitesten Volksschichten gerechnet hat. — In den *WL,* S. 43 als „La belle Alliance. 19. Juni 1815." abgedruckt, ohne die genaue Vorschrift von Chor und Einer, und mit folgenden Abweichungen: 5 Es ] Nun | 13 reichten ] drücken | 19 Mit ] Von | 20 heißt ] ist | 30 nicht sollt | 37 Himmelsthron | 39 gleich ] schon | 42 Reiter | 45 Bretouille | 54 spricht | 57 Und drauf | 60 da ] drauf | 62 Doch ] Herr | 63 Er ] Der | 68 dieser wird es ] der wird's auch wohl | 69 brav ] schön | 79 von | 82 gar ] ein | 84 den ] von | 85 Auf ihn sein Recht | 89 nun vor schlagen | 93 ihn. — Das Datum der Schlacht ist in beiden Drucken fälschlich der 19. Juni. In einer sauberen Abschrift (Böhmers Nachlaß) sucht Brentano die rhythmische Verschiebung in V. 89 so auszugleichen: Mit Gott so schlagen usw.

S. 172. **Das Lied vom Korporal.** *WL,* S. 18.

S. 176. **Blücher.** Hymnus, der Melodie von „Heil dir im Siegerkranz" angepaßt. — V. 44 „sich an [den] Laden legen" noch heute in Brentanos Heimat gebräuchlich. — *WL,* S. 48.

S. 179. **Theodor Körner an Viktoria.** Aus der „Viktoria" (gedichtet 1813, Originalausgabe 1817, S. 123; *GS,* Bd. 7, S. 387); vgl. Bd. 1, S. 68*. Das Lied ist zugleich ein Ehrendenkmal für den Dichter-Helden, eine Huldigung an dessen Braut Toni Adamberger, die gefeierte Wiener Schauspielerin, deren Kunst auch Brentano nicht hoch genug preisen konnte (vgl. V. 9 f.), und endlich Schmerzensausdruck des Dichters selbst, dem es bitter ankommt, an Körners Leben das Rühmliche und mit seiner frühen Vollendung Versöhnende voll ausgeprägt zu finden, was Brentanos eigenem Leben und Wirken großenteils versagt war. — Zugrunde liegt: „Viktoria", Originalausgabe. *GS,* Bd. 7, S. 387 lesen abweichend: 14 Vergib | 32 kommt. *WL,* S. 56 folgen *GS,* lassen aber die letzte feierliche Strophe weg. — Bisher unbemerkt blieb der Druck in den „Feierstunden. Eine Schrift für edle Unterhaltung in zwanglosen Blättern". Herausgeg. von Ferdinand Frhrn. v. Biedenfeld und Christoph Kuffner. Bd. 1, S. 223 (Brünn 1821) — Brentanos einziger Beitrag für diese Zeitschrift. Der Abdruck scheint nach einer Handschrift Brentanos erfolgt zu sein, wie die Lesarten beweisen: 9 kaum ] Raum | 21 Und setzte treu mein junges Leben ein. Die letzte Strophe fehlt wie in *WL.*

S. 180. **Bei Christian Grafen von Stolbergs Tod usw.** Vgl. Görres' Briefe, Bd. 2, S. 468. Der Druck in Görres' „Rheinischem Merkur", Dienstag 11. Juli 1815, Nr. 266, liegt zugrunde. V. 62 ist noch zu verbessern in: Die ihr am Wappen tragt — sicher kein Lesefehler Gör-

res', wie die Lesart im Wappen eines Entwurfes (Böhmers Nachlaß) beweist; *GS* ein Wappen wird Eingriff der betr. Herausgeber sein. Verbessert ist V. 67 Ernde in Ernte. Abweichend *WL*, S. 66: 20 blutigem | 23 Drin ] Drum (offenbarer Lesefehler, verursacht durch Brentanos Schreibung drinn) | 35 Reiter | 44 deutsches | 48 Deutschland | 51 deutschen | 64 verhaltenen | 67 unsere. — Zwei Entwürfe davon in Böhmers Nachlaß: ein ganz früher, vielfältig durchstrichen, oft zusammenhanglos hingeworfene Worte, das Stadium des Ringens mit dem Erlebnis aufdeckend, mit der ursprünglich ersten Strophe:

Mein Gott, wär' es denn wahr,
Fiel denn von keines Haupt
Ohn' deinen Willen wohl kein Haar?
O selig, wer da glaubt!

und noch mehr das fromme als das deutsche Blutopfer beklagend (V. 44 Sein schuldlos frommes Herz | 51 der fromme Degen — das Wort deutsch oder Deutschland findet sich in ihm überhaupt nicht); und ein späterer, der unserm Druck ganz nahe steht. V. 8 darin heißt noch er war vielen lieb und ist erst in letzter Fassung zu den Besten gesteigert, entsprechend der Wendung im Briefe an Görres.

S. 182. **Kantate auf den Tod Ihrer Königlichen Majestät, Louise von Preußen.** Vgl. Bd. 1, S. 55*, Z. 9—23, und die zugehörigen Schlußanmerkungen. — Erstmalig in anderer Fassung bei Diel-Kreiten, Bd. 1, S. 427 ff., nach einer Handschrift aus Böhmers Nachlaß, die an anderer Stelle als „zweites Brouillon von der Hand des Dichters" bezeichnet wird (Bd. 1, S. 313). Vorliegende Fassung ist erstmaliger Abdruck der Originalhandschrift, die Beethoven vorgelegen hat, aus dem Schindlerschen Beethoven-Nachlaß in der Berliner Königlichen Bibliothek. Bescheid um die Handschrift wußten der Beethoven-Biograph Thayer, der sie mit einem Hinweis versah, und Kalischer, der in seinem Aufsatze über „Clemens Brentanos Beziehungen zu Beethoven" einige Angaben über sie macht und die „Zueignung" abdruckt. Die Handschrift besteht aus drei Bogen zu je vier mit peinlicher Sauberkeit beschriebenen Seiten; die Absätze und Einschnitte folgen der Handschrift. — Die Kantate wurde in Reichardts Vertonung zu Gehör gebracht; vgl. Steig, Bd. 3, S. 96. Ein Brief Reichardts vom 9. September 1810 an Brentano (Varnhagens Nachlaß) wiederum beweist, mit welchen Schwierigkeiten der Komponist gekämpft hat. Die Verse 90—103 in etwas veränderter Gestalt am Schluß von „Aloys und Imelde" (Sämtliche Werke, Bd. 9, II, S. 268). Bemerkenswert der religiöse Ton der Dichtung, besonders in V. 18 ff. der „Zueignung". — Abweichungen bei Diel-Kreiten: Widmung und Zueignung fehlen. Nach V. 1 folgen zwei Zeilen: Im Glanz der Himmlischen, | Im Kranz der Seligen! | 4 und 5 umgestellt | 13 Steigt mit Blumen lächelnd nieder | 16 O ] Ach | 18 Denn ihr Bild nur blieb zu schmücken | 20 Wehe | 26 unzählig | 33 Leid? — | 36 Huldreich und gütig | 49 Flügel | 50 deckt | 55 fehlt | 60 fehlt | 62 trauern | 73 wiederspiegelnd | 86–89 fehlen | 95 der fehlt | 97 nieder | 107 Dornkrone | 108 steht | 121 Laß mich zu dem Grabe |

123f. Lichtes Schein | Strömet | 138 und 139 umgestellt | 143 vollem ] hohem | 158 auch ] die | 160 auch ] die | 161 konnt' | 165 Konnt' | 168 mir ] nur | 173 Todten | 176 Bis ] Daß | 184 am steilen | 192 Schein ] Rhein | 193 Mantel ] Schleier | 199 Singt ] Steht (in unserer Handschrift gleichfalls ursprünglich, aber ausdrücklich verbessert in Singt) | schwarzen ] trübem | 200 freudig | 202 der Jugend Garten | 205 Sonne ] Händen | 212 tratst | 221 Hat eure Mauern zerbrochen | 231 Ist erblichen, | Ist entwichen | 236 Weh ] Schmerz | 239 Die am Abend ich beklage | Nach 246 eingeschaltet 259—262, dort auch wiederholt | 247 Krieger ] Männer | 254 fromme ] bitt're | 257 sonst ] oft | 263 Wehe! Wehe! | 266 wir ] ihr | 268 der Blumen ] des Landes | Nach 268 eingeschaltet:

Schwarz ist der Trauerzug — ein Schatten
Vom Brautzug in des Himmels Höh'n —
Und ach! wir weinen in dem Schatten,
Sie glänzet in dem Lichte schön. |

272 Doch deckt sie | 274 sterb' | 275 schöner | 283 Treu als Christin | 288 Schimmern traurig | 293 Stirne | 300 gnädig ist | Nach 300 eingeschaltet:

Ach, es ruht der Schatz des Jammers
In dem schwarzen, dunklen Schrein,
Und es wehet durch die Hallen
Ihrer Trauerfackeln Schein.
Und die hohen Diener stehen
Weinend um den stummen Sarg,
Ach, sie haben sie gesehen,
Die auf ewig er verbarg.
Alle denken ihrer Gnade,
Wie sie in des Landes Rate
Eine klare Lilie stand. |

304 letzten Blumen ] Liebesblumen | 314 schützt | 321 Klage ] Könige | Nach 323 in der von Diel benutzten Handschrift folgende Stellen, „wohl der Kürzung halber", durchstrichen:

Der König tritt auf:

„Ach Gott, ich muß in Traurigkeit
Mein Leben nun beschließen,
Der Tod hat mir von meiner Seit'
So eilend weggerissen
Mein treues Herz, der Tugend Schein,
Deß muß ich all' beraubet sein,
Wer kann mein Elend wenden?"
„Meine Seele ist betrübt bis in den Tod,
Bleibet hier und wachet mit mir!"
„Wenn ich an ihre Freundlichkeit
Gedenk' in meinem Herzen,
Die sie mir hat zu jeder Zeit
In Freuden und in Schmerzen
Erwiesen ganz beständiglich,

Mein Kreuz und Weinen mehret sich,
Vor Angst möcht' ich vergehen!"
„Mein Vater, ist es möglich nicht, daß der Kelch vorübergeh',
Ich trinke ihn denn — Dein Wille soll gescheh'n!"
„Fürwahr, mir geht ein scharfes Schwert
Jetzund durch meine Seele,
Die nach dem bittern Tod begehrt,
Daß er mich Dir vermähle!
Wo Du nicht, o Herr Jesu Christ,
In solchem Kreuz mein Tröster bist,
Muß ich vor Leid verzagen."
„O Herr, Du hast ihm das Süßeste
Verwandelt in bittere Wermuth!"
„O treugeliebtes, selges Herz,
Zu Dir will ich mich wenden
In diesem meinem großen Schmerz,
Ob sich mein' Angst mag enden.
Ich will betrachten deinen Stand,
Wie Gott dir alles Leid gewandt
In höchste Freud' und Wonne."
„Es erschien ihm aber ein Engel vom Himmel
Und tröstete ihn!"
„Der Höchst' hat dich in seinem Schoß
Und trocknet dir die Tränen,
Erfüllet dich mit Frieden groß,
Darnach wir uns noch sehnen!
Du stehest bei der Engel Schar,
Lobsingest Gott frei ohn' Gefahr
Mit süßem Ton und Schalle."
„Stehet auf und lasset uns gehen!"
„Du kommst nicht wieder her zu mir
In dies betrübte Leben,
Ich aber komm' hinauf zu dir,
Da werd' ich mit dir schweben
In übergroßer Freudigkeit,
Und niemals, nein in Ewigkeit,
Wird uns der Tod mehr trennen!"

Fei're, Klage!
Klage
Irdische Schmerzen nicht;
Der alle Herzen bricht,
Weiß sie zu heilen mit ewiger Hand! |

324—351 fehlen dafür | 353 seh' | 357 folgt ihr, die einst ihm ging | 363 f. mit ihr, | Der Bürger Tugendbild, — | 369 und 370 fehlen | 374 Sie dort oben | 375 In der Sel'gen Paradies | 378 Nimmer trat er | 383 f. der Schmerz | Einen Traum über | 385 Selig Unmündige! | 389 verstehet. —

Unschuldigen | Nach Z. 390 folgen noch 336—347 unserer Fassung, doch mit den Abweichungen: 336 Klagen | 338 sollt | 344 sei ] ist | 345 sei ] ist. — Für die Gesamtlänge der Kantate ergibt sich für Diel-Kreitens Fassung: 394 Zeilen, mit dem Gestrichenen 450. — Abweichend von unserer Fassung liest die Handschrift: 13 Läßt (doch vgl. den Rhythmus!) | 26 Schwerder | 127 schließst | 221 Mauern (wie oben V. 64, so auch sonst in Brentanos Handschriften überwiegend Mauren).

S. 196. **Universitati Literariae.** Vgl. Bd. 1, S. 55*, Z. 31 ff. und die Schlußanmerkungen dazu. Die Kantate, im Oktober 1810 an Jakob Grimm (Steig, Bd. 3, S. 77) und Dezember 1810 an Görres gesandt (Görres' Briefe, Bd. 2, S. 160), wurde in Berlin bei Julius Eduard Hitzig gedruckt; die Titelvignette bildet das Universitätsgebäude ab. Von diesem sehr seltenen Drucke, dessen Erscheinen bereits am 13. Oktober in den „Abendblättern" angekündigt wurde, veranstalteten Erich Schmidt und Gustav Roethe zur Jahrhundertfeier der Berliner Universität einen Faksimiledruck. Die in *GS* fehlende Kantate druckte Diel-Kreiten (Bd. 1, S. 416 ff.) ab. — Die äußere Form der Kantate entspricht den für die Einweihungsfeier geplanten Anordnungen; daher die Wechselgesänge und Wechselchöre, deren Schauplatz am Hause, im Hof, in der Halle, im Festsaale gewesen sein würde. — Über ihre Aufnahme in der Lesewelt vgl. Kleists Berliner Kämpfe, S. 299. Der Titel ist die von W. Humboldt gewählte Inschrift am Portal der Universität. — Getreuer Abdruck der Originalausgabe, unter Änderung folgender Stellen des Originals: 172 trink | 250 frommen | 309 Piramide.

---

## V.
## Leben (S. 207—234).

S. 207. **Rückblick in die Jahre der Kindheit.** Einleitung zu den „Romanzen vom Rosenkranz". Vgl. *GS*, Bd. 8, S. 157 und 162 f. Über den Plan der Fortsetzung der Terzinen vgl. die „Erinnerungen an Clemens Brentano" in den „Historisch-politischen Blättern", Bd. 1, S. 31 (Jahrgang 1845): „In Brentanos Papieren fanden sich zu den Terzinen, die seine ganze Lebensbahn darstellen sollten, folgende den weiteren Inhalt skizzierende Schlagworte: Zug in den Venusberg — Eckart Savigny warnt mich. — Die Jugend als Eckart Arnim. — Die Geliebte ruft, Eckart Arnim ruft. — Verzweiflung, Verführung, schreckliches Ende, Flucht nach dem Venusberg — Vorhölle — Eckart erzählt und ich lese die Schriften, ich sehe die Todten, Eckart gibt mich frei. — Mit der ersten Veröffentlichung in *GS*, Bd. 1, S. 1 ff. fast gleichzeitig gedruckt im „Rheinischen Taschenbuch" 1852, S. 391 ff. *GS* liegt zugrunde; metrische und rhythmische Erwägungen zwangen zu Eingriffen, die sich mit *SW*, Bd. 4, S. 1 ff. decken: 32 wachten | 86 tät er mir prophezeien | 137 schlichen | 164 kniend | 200 Schoose | 259 Melodien. — Eine Abschrift Böhmers weist nur geringfügige Abweichungen auf; unsere Fassung ist auf jeden Fall die spätere, wenn z. B. V. 7 ein für den Versbau überflüssiges ruhig später

hat entfernt werden müssen oder V. 190 das metrisch unstimmige „cupido“ später in Liebesgott verbessert worden ist; ähnlich liest die Abschrift V. 283 Ich schlummerte im Schatten . . . — Einige andere Lesarten unbekannter Herkuuft bei Moritz Brühl, Geschichte der katholischen Literatur Deutschlands vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart, S. 276ff. (2. Aufl., Leipz. 1861): V. 72 Und rings | 278 kindlich.

S. 215. **Szene aus meinen Kinderjahren.** „Godwi“, Bd. 1, S. 260ff. Dort einleitend ein Zwiegespräch zwischen Tilie und Ich. Abweichend *WL*, S. 285ff.: 1 Knabe | 22 Äußere | 51 drückten | 79 hingegebene | 101 Ahnungen | 166 Neugier.

S. 221. **An Sophie Brentano.** Vgl. Bd. 1, S. 9*, 30*f., 74* und 10. — Vgl. *GS*, Bd. 8, S. 205ff. und 215. „Godwi“, Bd. 2, S. 83: An S., liegt zugrunde. Verbessert wurde V. 17 dir aus ihr; V. 58 lies Anderen. Abweichend *WL*, S. 475: 4 Lächeln | 23 lächelnd | 24 immer | 36 Um Vieles | 50 trauertest | 58 Andern | 77 All' ] Und | 102 kommst | 111 Lächeln | 114 kommt.

S. 225. **Annonciatens Bild (Bettina).** Im „Godwi“, Bd. 2, S. 177ff., wird das betreffende Bild beschrieben. Die Fassung des „Godwi“, Bd. 2, S. 195, liegt zugrunde. Übereinstimmend *WL*, S. 482.

S. 225. **Rückblick.** Ursprünglich, ohne die letzte Strophe, in einem Briefe von Mitte Juni 1803 an Bettina („Frühlingskranz“, Bd. 2, S. 121); spätere Überarbeitung *WL*, S. 400. Die noch vielfach unausgeglichene Fassung des „Frühlingskranzes“ liest: 16 meines ] nicht des | 24 Flügelschläge ] kühne Flügel | 26 Geistesmacht ] Allgewalt | 27 Doch nimmer konnt' es eigne Ruhe finden | 28 friedlos stets zur ] trübe in die | 31 eiskalte ] ganz kalte | 34f. Welt und ihrer Wahl Mußt' ich | 37 Frucht und Genuß ] den wahren Punkt.

S. 227. **Und man wird Geheimerat.** *WL*, S. 455. Abweichend V. 23 Quäckt und blöckt | 49 Kukuk | 101 Krokodillen | 109 Sylb'. — Entstehungszeit unbestimmbar.

S. 230. **Wiedersehen!** *WL*, S. 380. Den Anspielungen zufolge aus des Dichters Spätzeit.

---

## Ausgang.

S. 234. **Um die Harfe sind Kränze geschlungen!** „Godwi“, Bd. 1, S. 129f.; übereinstimmend *WL*, S. 91.

---

## Aus der Chronika eines fahrenden Schülers
(Bd. 1, S. 235—336).

### Einleitung des Herausgebers (S. 237—242).

In den meisten Fragen fand der Herausgeber nachträglich Übereinstimmung mit dem sorgsamen Aufsatze von Dr. Alfred Walheim über die „Chronika“ in der „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien“, 63. Jahrgang, Heft 4, S. 289 ff. (Wien 1912).

S. 237, Z. 2. Vgl. „Die Sängerfahrt. Für Freunde der Dichtkunst und Mahlerey, mit Beyträgen von .... Gesammelt von Friedrich Förster. Berlin 1818 in der Maurerschen Buchhandlung“, S. 234–258; im Inhaltsverzeichnis S. XIX versehentlich „A. Brentano“ als Verfasser genannt.

Z. 4—6. Vgl. *GS*, Bd. 8, S. 32 unten.

Z. 10 f. Diel-Kreiten, Bd. 1, S. 70 ff., 185 ff.

Z. 11. „Clemens Brentanos ‚Chronika e. f. S.‘ im ersten Entwurf“. Mitgeteilt von Wilhelm Kreiten S. J., in den „Stimmen aus Maria-Laach“, Bd. 19, S. 326 ff., 472 ff. und Bd. 20, S. 57 ff., 183 ff., 513 ff. (Freiburg i. Br. 1880 und 1881); in Bd. 19, S. 320 ff. eine Abhandlung „Zur Orientierung“, in Bd. 20, S. 511 ff. eine „Vorbemerkung“ zur Parabel.

Z. 21. Max Morris, in seiner Ausgabe von Brentanos „Ausgewählten Werken“, Bd. 3, S. 4 f., erblickt in Kreitens Abdruck eine spätere Überarbeitung des Druckes von 1818.

S. 238, Z. 18. Auffallend ist, daß eine Reihe von Strophen und Liedern in Kreitens Druck fehlen, die erst 1808 in „Des Knaben Wunderhorn“ eingereiht wurden. Besonders vermißt man in Kreitens Druck das Gedicht „O Mutter, halte dein Kindlein warm“. Seinen ursprünglichen Charakter als Liebeslied vom Jahre 1803 deutet S. 257, Z. 25 f. an; im Druck 1818 ist es statt des Liebesliedes des Mannes an die Geliebte der Sang von Mutter- und Kindesliebe geworden, vermehrt um christlich-religiöse Töne. Das ist nur so zu erklären, daß dem Dichter das Lied in seiner ursprünglichen Fassung und Bestimmung für den Zuschnitt seiner Erzählung ungeeignet erschien, oder daß es noch nicht geschrieben war, als die betreffenden Abschnitte der „Chronika“ schon aufs Papier geworfen waren. Hierfür spricht, daß nach dem Zeugnis Arnims, der schon am 2. September 1802 von Brentanos Arbeit an der „Chronika“ erfahren hatte, diese damals bereits über die betreffende (fehlende) Stelle hinaus zum fertigen Lied der Spinnerin vorgeschritten war. Diese Auffassung wird von einem Wörtchen gestützt, das dem Dichter wie von ungefähr in das ausgearbeitete Druckbruchstück geschlüpft ist: Vom alten Laurenburger heißt es (S. 281, Z. 27), daß ihm auch seine erste Hausfrau mitsamt dem Kindlein in dem Kindelbett gestorben. Auch — wem noch, verschweigt die Dichtung. Brentanos Leben verrät es. Es ist danach gewiß: Das Bruchstück von 1818 ist die spätere, ausgeführte Fassung, der ein 1802 entstan-

dener, in Heidelberg 1805/06 etwas überarbeiteter und ergänzter Entwurf zugrunde lag, eben der Kreitensche Druck von 1880/81.

S. 238, Z. 29 ff. Zu dem negativen Ergebnis, daß Brentano weder die Landschaft noch die Klosterkirche Arnstein genau nachgezeichnet hat, führte eine Besichtigung an Ort und Stelle. — Vgl. noch *GS*, Bd. 9, S. 160 über Örtlichkeit und Motiv.

S. 239, Z. 2 ff. Der Brief an seinen Verleger Wilmanns bei Kerr, Godwi, Ein Kapitel deutscher Romantik, Anhang S. 133 ff. (Berlin 1898).

Z. 16 f. Steig, Bd. 1, S. 156.

Z. 29. Arnim an Jakob Grimm. Steig, Bd. 3, S. 370.

Z. 32 ff. Briefwechsel aus der Jugendzeit, S. 369.

S. 240, Z. 3. Böhmer bat am 12. Februar 1837 den Dichter um eine Nachschrift zur „Chronika", oder was er sonst für gut finde. Brentano geht in seiner Antwort (25. Februar 1837) darüber hinweg.

Z. 25 ff. Alfons Maria Steinle erblickt in einem von ihm in der Zeitschrift „Hochland", Jahrgang 6, Heft 2 (Kempten und München 1908) veröffentlichten „Romantischen Dokument", einer Zeichnung Brentanos, die zeichnerische Darstellung der Parabel. — Kreiten will in der Parabel sogar ein Stück Literaturgeschichte finden, von dem Kampf zwischen Klassikern und Romantikern. An gewissen Stellen sei ihm Voß ins Gedächtnis gekommen. Diese Vermutung erwähnen, heißt sie ablehnen.

S. 241, Z. 15. Brentanos Äußerung über Hölderlin in dem Brief vom 21. Januar 1810 an Runge. *GS*, Bd. 8, S. 139.

Z. 18—20. Vgl. darüber Reinhold Steigs Ausführungen in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung", Nr. 178, vom 30. Juni, S. 4 (München und Stuttgart 1894). Neue Beiträge hierzu bieten Briefstellen bei Amelung, Bd. 1, S. 90, 93, 105 und in *GS*, Bd. 9, S. 348, Z. 24 ff.

Z. 24. Es ist die ältere Limburger Chronik des Stadtschreibers Tilemann Elhen von Wolfhagen, bekannt unter dem Titel: „Fasti Limpurgenses. Eines Notarii oder Schreibers der Statt Limpurgk auf der Lahn, Johannes genannt, Geschichtbüchlein, welches Er im Jahr Christi 1347, im dreißigsten seines Alters, angefangen, und vom Jahr 1336 bis ins Jahr 1402, seines Alters 85., vollführt hat." Die Ausgabe von 1720 besaß Brentano. Über die Möglichkeit einer Straßburger Reise des Dichters vgl. die Anmerkung zu Bd. 1, S. 48*, Z. 27.

Z. 34. Die Legende von der Pelagia Sancta in Jacobi a Voragine „Legenda Aurea", ed. Th. Grässe, S. 674 (Leipzig 1850); ebendort S. 876 die „Vita Sanctae Odilae". Ottilie gründete das Kloster auf Hohenburg; ihre drei Nichten sind Attala, die trotz Widerstrebens Äbtissin des Stefansklosters zu Straßburg wurde, Eugenia und Gundelindis, Äbtissin des von Hohenburg aus gegründeten Klosters Niedermünster. Zwischen diese von Hause aus frommen Frauen stellt Brentano, unter Weglassung der Eugenie, die von starker Welt- und Sinnenfreudigkeit zu Gott und weltlicher Bescheidenheit bekehrte Pelagia, sicherlich zum Zwecke der Wirkung durch Gegensätze.

**S. 242, Z. 22 f.** In einer romanbedürftigen Zeit hat A. von der Elbe (Auguste von der Decken) zarte Andeutungen des Bruchstücks nicht ohne Künstlichkeit, ja gewaltsam zu einer viel zu geräuschvollen Handlung aufgetrieben (Heidelberg 1880), die der Absicht des Dichters wenig entspricht. Immerhin ist ihrer Fortsetzung und Vollendung der „Chronika" Geschick genug nachzurühmen, so daß sie neben den Erzählungen der Scheffel, Baumbach und Wolff besteht und die Folge von zwölf Auflagen bis 1912 an sich nicht wundernimmt.

Z. 27. Steinles Bilder, jetzt auf Schloß Albmegg bei Lambach in Oberösterreich, sind wiedergegeben in dem Werke „Clemens Brentano und Edward von Steinle, Dichtungen und Bilder", herausgeg. von Alexander v. Bernus und Alfons M. v. Steinle (Kempten und München o. J. [1909]); das Titelbild in *AS*, Bd. 2, gehört dieser Bilderreihe an. Richters Zeichnung von der Els ist allgemein verbreitet. Von Steinhausen kommen in Betracht die „Randzeichnungen zur ‚Chronika e. f. S.' von Clemens Brentano", 30 Blatt mit Text (1. Aufl., Frankfurt a. M. 1897).

Zu den Drucken der Dichtung: Die „Chronika" nach dem Erstdruck in Försters „Sängerfahrt" ging, teilweise gedruckt, über in Wackernagels „Deutsches Lesebuch", in die „Bibliothek der neuesten deutschen Classiker" (Leipzig 1839—43, bei Schmalz) und, von Zeichnungen Franz Poccis begleitet, in das „Deutsche Hausbuch", herausgeg. von Guido Görres, Bd. 2 (München 1847). Nach dem Erscheinen der *GS*, deren 4. Band sie eröffnet, erfolgten viele Einzelausgaben. Eine davon, im Verlage von Heinersdorff in Berlin, kündigte bereits 1871 an: „Will's Gott, so folgt bei einer neuen Auflage der Schluß der Erzählung, die Brentano leider nicht beendet hat, aus der Feder eines bekannten, dazu besonders befähigten Schriftstellers." Eine Prachtausgabe, alten Pergamenthandschriften ähnlich, war die „Chronika e. f. S., erstlich beschrieben von dem weiland Meister Clemens Brentano", Fol. (Augsburg, Literarisches Institut von Dr. M. Hutter, 1882), davon 1888 im gleichen Verlage eine Volksausgabe erschien; den Druck besorgte Kreiten, indem er beide Fassungen vereinigte. Bernus und Steinle bieten in ihrem Buche (siehe vorige Anmerkung) die „Chronika" nach dem Abdruck der „Stimmen aus Maria-Laach", in der „reinen, durch reflektierendes Beiwerk noch nicht getrübten Form".

---

Dem vorliegenden Drucke liegt bis S. 282, Z. 31, der erste Druck in Försters „Sängerfahrt" zugrunde (= *F*); der Rest folgt dem entsprechenden von Kreiten veröffentlichten Stück in den „Stimmen aus Maria-Laach" (= *K*), deren Anfang im Anhang zu Bd. 1, S. 379—397, wiedergegeben ist. Verglichen wurde *GS*, Bd. 4, S. 1—48.

**S. 243, Z. 2** fünfzehn *GS*.

**S. 244, Z. 2.** In der Jahreszahl 1358 liegt ein Irrtum des Dichters oder ein Druckfehler vor, der von *F* ausgeht: Johannes' Geburtsjahr ist, gleich dem des Limburger Schreibers, 1318; sein 20. Geburtstag

müßte demnach auf 1338 fallen. — Z. 16. Vielleicht das alte „In dulci jubilo". — Z. 31 Bestes *F.*

S. 245, Z. 17 ländischem *GS.* Vgl. „Zeitschrift für deutsche Wortforschung", herausgeg. von Friedr. Kluge, Bd. 2, Heft 4, S. 303 unter den „Miscellen" (Straßburg 1902). — Z. 23 Kleid *GS.* — Z. 30 angelangt *GS.* — Z. 31 geführt *GS.* — Z. 33 Hilfe *GS.* — Z. 34 zurückstoßest *GS.*

S. 246, Z. 10 unserem *GS.* — Z. 12 einführt *GS.* — Z. 22 neugeborenen *GS.* — Z. 24 lernt *GS.*

S. 247, Z. 7 einen *F.* — Z. 12 ersten Male *GS.* — Z. 13 goldenem *GS.*

S. 248, Z. 2 Unwille *GS.* — Z. 3 f. Gewande *GS.* — Z. 9 innere *GS.* — Z. 14 Stalle *GS.* — Z. 18 f. Ungeberdigkeit *F GS.* — Z. 25 Reichs *GS.* — Z. 33 seligen *GS.*

S. 249, Z. 4 oberen *GS.* — Z. 12 wie jene *GS.* — Z. 13 Susan *GS.* — Z. 16 Ungeberde *F GS.* — Z. 21 schattigten Baumgange *GS.* — Z. 32 Malers *GS.* Vgl. die Limburger Chronik, in Fausts Ausgabe: „In dieser Zeit war ein Mahler zu Cölln, der hieße Wilhelm. Der war der beste Mahler in allen Teutschen Landen, als er ward geachtet von den meistern. Er mahlete einen jeglichen Menschen von aller Gestalt, als hätte er gelebet." In der Ausgabe von Arthur Wyß, Mon. Germ. Hist., Scriptorum qui vernacula lingua usi sunt IV, 1, S. 75, Kap. 122 (Hannover 1883).

S. 250, Z. 5 Anblicke *GS.* — Z. 13 f. Münsterturmes *GS.* — Z. 16 finsteren *GS.* — Z. 19 Anblicke *GS.*

S. 251, Z. 4 er es *GS.* — Z. 12 seinen *F.* — Z. 21 Ziele *GS* | unserer *GS.* — Z. 22 unserer *GS* | unseres *GS.* — Z. 23 bitteres *GS.*

S. 252, Z. 1 bitteren *GS.* — Z. 6 gehen *GS.* — Z. 7 Baum *GS.* — Z. 8 Sonnenscheine *GS* | an ihm *GS.* — Z. 26 Ort *GS.* — Z. 35 wen danten *F.*

S. 253, Z. 12 behielt *F GS.* — Z. 21 Heilandes *GS.*

S. 254, Z. 3 still *GS.* — Z. 34 eigenes *GS.*

S. 255, Z. 3 Tod *GS.*

S. 256, Z. 13 Und fehlt *GS.* — Z. 14 dein *GS.* — Z. 15 Daß es dir bleibe so lieb *GS.* — Z. 16 mich ] es *GS.* — Z. 17 träumt' *GS.* — Z. 21 ja ] je *GS.*

S. 257, Z. 27 wieder gesehen *GS.* — Z. 31 küßt *F GS.*

S. 258, Z. 14 es ohne *F.* — Z. 15 Mackel *F* | Spruch *GS.* — Z. 17 ff. Der alte Volksreim, das Motto für Nr. 23 der „Trösteinsamkeit", kehrt in den „Wehmüllern" (S. 53, Z. 21 ff. dieses Bandes) wieder, hier wie dort gleichlautend mit dem Kinderreim „Wer bist du, armer Mann?" aus „Des Knaben Wunderhorn" (S. 873). Vgl. Reinhold Köhler, Kleine Schriften, herausgeg. von Johannes Bolte, Bd. 3, S. 558 ff. (Berlin 1900). — Z. 22 Schuhe *GS.* — Z. 27 meinen *F.*

S. 259, Z. 6 f. Spruch, in alten Büchern nicht selten auf Exlibris zu finden — Brentano der Büchersammler! — Z. 8. Es gelang, auf einer „Karte der Wiedischen Lande" von Joh. Friedr. Düntzfeld (1772) nordwestlich von Arnstein den „Hof Polseych" festzustellen. Die Schreibung Polsnich beruht sicher auf einem Lesefehler des Setzers, wie

die Anm. zu S. 276, Z. 17 beweist. — In Wahrheit beträgt die Entfernung zwischen Arnstein und Laurenburg in der Luftlinie etwa 4,5 km; dazwischen liegende Bergeshöhen machen es unmöglich, den einen Ort vom andern aus zu sehen. Anders verhält es sich mit der Arnstein auf dem rechten Lahnufer gegenüberliegenden Burg Langenau. Offenbar ist es Brentano nicht um genaue Wiedergabe örtlicher Verhältnisse zu tun gewesen, und der Klang des Namens Laurenburger Els war ihm wichtiger als landeskundliche Genauigkeit. — Z. 18 frühester *GS.* — Z. 19 erinnere *GS.* — Z. 24 Mal *GS.* — Z. 25 Bettschemel *F.* — Z. 31 Bett *GS.*

**S. 260**, Z. 10 ersten Male *GS.*

**S. 261**, Z. 10 gehen *GS.* — Z. 24 Bett *GS.* — Z. 26 ff. Andere Lesart des Abendgebetes „Abends, wenn ich schlafen geh'" aus dem „Wunderhorn" (S. 832). Über das noch heute viel verbreitete alte Gebet vgl. Reinhold Köhler, Kleinere Schriften, herausgeg. von Johannes Bolte, Bd. 3, S. 320 ff. (Berlin 1900). Eine beträchtlich abweichende Fassung bietet Theodor Fontane in seinem Roman „Vor dem Sturm", Bd. 2, S. 169 (Berlin 1878).

**S. 262**, Z. 5 sehen *GS.* — Z. 18 meinige *F.* — Z. 20 Angesichtes *GS.* — Z. 21 unserer *GS.*

**S. 263**, Z. 1 vereint *GS* | heut' *GS.* — Z. 5 unseres *GS.* — Z. 6 Jesu *GS.* — Z. 9 unsere *GS.* — Z. 19 unsere *GS.* — Z. 23 Heilandes *GS.* — Z. 29 Lahnthale *GS.* — Z. 33 gesehen *GS.*

**S. 264**, Z. 7 Korb *GS* | Kopf *GS.* — Z. 8 Garnes *GS.* — Z. 27 unseren *GS.* — Z. 32 Schooß *GS.* — Z. 36 Gebetbuche *GS.*

**S. 265**, Z. 1. Erinnerung an Johannes Chrysostomus, dessen Legende in Sophie Mereaus „Bunter Reihe kleiner Schriften", S. 7—44 (Heidelberg 1805), von Brentano erzählt wird. — Z. 3 Ermel *F.* — Z. 9 Gelde *GS.* — Z. 27 Jürgen *F.* — Z. 34 Altare *GS* | Görgen *F.* Die Darstellung des Innern der Klosterkirche ist wiederum freie Ausgestaltung Brentanos. Fünf Grabsteine befinden sich in der Kirche, doch keiner entspricht Brentanos Beschreibung; von Grabstellen der Herren von Laurenburg im Kloster ließ sich nichts ermitteln.

**S. 266**, Z. 1 Altares *GS.* — Z. 6 knienden *GS.* — Z. 15 Geberde *F GS.* — Z. 17 unserem *GS.* — Z. 35 knienden *GS.*

**S. 267**, Z. 4 kniende *GS.* — Z. 8 Knienden *GS.* — Z. 10 Haupte *GS.* — Z. 11 Arm *GS.* — Z. 15 Weines *GS.* — Z. 23 Arm *GS.* — Z. 29 goldene *GS.*

**S. 268**, Z. 8. Reinhold Steig ersah in Johannes' Worten einen Anklang an das Lied „Mir träumt', ich flög' gar bange", das Justinus Kerner 1808 an Brentano sandte, und das auch in das „Wunderhorn" aufgenommen ist („Icarus". „Mitgeteilt, wahrscheinlich nicht sehr alt", Wunderhorn, S. 439). Vgl. Beilage zur „Allgem. Zeitung", Nr. 178, 30. Juni, S. 4 (München u. Stuttg. 1894). — Z. 9 Armes *GS.* — Z. 12 gerne *GS.* — Z. 15 ihn ] in *GS* (Druckfehler). — Z. 16 kniende *GS.* — Z. 34 bekränzten *GS;* zurückzuführen auf die Schreibung begränzten in *F.*

**S. 269**, Z. 18 Thüre *GS.* — Z. 19 Wachholderbaum *F GS.* — Z. 20

Loch *GS.* — Z. 21 Thür *GS.* — Z. 23 Thür *GS.* — Z. 29 Lahnthales *GS.* — Z. 30 Bergwalde *GS.*

S. 270, Z. 4 dem ] zum *GS.* — Z. 9 Gefühle *GS.* — Z. 20 denn *GS.* — Z. 24 ungefähr *GS.*

S. 271, Z. 4 Leid *GS.* — Z. 11 trauern *GS.*

S. 272, Z. 5 Grimme *GS.* — Z. 9 gerade *GS.* — Z. 28 Hilfe *GS.*

S. 273, Z. 1 Kampfe mit anderen *GS.* — Z. 12 erinnere *GS.*

S. 274, Z. 24 jenseit *GS.*

S. 275, Z. 6 Rosmarinstock *GS.* — Z. 16 Kraut *GS* | erquickt *GS.* — Z. 17 Rosmarinstock *GS.* — Z. 18 Lagerstäte *F.* — Z. 22 Wein *GS.* — Z. 33 gehe *GS.*

S. 276, Z. 7 stehe *GS.* — Z. 9 verlangt *GS.* — Z. 14 Knie *GS.* — Z. 17 Polzeich *F*, vgl. Anm. zu S. 259, Z. 8 | unsere *GS.* — Z. 27 Traum *GS.* — Z. 30 gesehen *GS.*

S. 277, Z. 25 Sterne *GS.* — Z. 27 darauf *GS.* — Z. 29 Arm *GS.* — Z. 33 Haupte *GS.* — Z. 35 siehe *GS* | streckt *GS.*

S. 278, Z. 9 Schooße *GS.* — Z. 13 geträumt *GS.* — Z. 19 und die Truhe *GS.* — Z. 26 mitbringst *GS.*

S. 279, Z. 1 ff. Das Lied von der Taube nach einem alten Kirchenliede. Auch in *GL*, S. 457, in gleicher Fassung. — Z. 27 Rosmarinstock *GS.* — Z. 28 Kreuz *GS* | gefalteten *GS.* — Z. 29 unserem *GS.* — Z. 32 kommt *GS.* — Z. 36 Wald *GS.*

S. 280, Z. 1 andere *GS.* — Z. 14 Rosmarin *F GS.* — Z. 18 Bett *GS.* — Z. 31 Tage *GS.*

S. 281, Z. 13 Tag *GS.* — Z. 17 Knechte *GS.* — Z. 19 Arme *GS.* — Z. 26 Knechte *GS.* — Z. 28 Kindelbette *GS.* — Z. 30 Gespräche *GS* | Knien *GS.* — Z. 32 es ] er *GS* | unsere *GS.*

S. 282, Z. 4 Leides *GS.* — Z. 7 Geschenke *GS.* — Z. 12 Edelmanne *GS.* — Z. 14 Krummstabe *GS.* — Z. 32. Hier setzt die erste Fassung ein.

S. 283, Z. 18. Unbestimmt, ob hier eine Flüchtigkeit des Dichters vorliegt; ein Eingriff (etwa wurden .. die meinigen) ist absichtlich unterlassen.

S. 286, Z. 20 f. Vgl. die Bemerkung von den schönen altdeutschen Erzählungen in des Dichters Vorwort, S. 243, Z. 4.

S. 292, Z. 18 Einsamkeit ] Einfachheit *K*, mit der Bemerkung: „So wohl richtiger als Einsamkeit, wie man vielleicht bei einer oberflächlichen Lesung erwarten könnte.“ Daraus scheint hervorzugehen, daß Kreiten bei der Entzifferung der Abschrift hier bei der Lesung Einsamkeit oder Einfachheit geschwankt hat. Einfachheit erscheint richtiger; der Dichter will diese Bemerkungen offensichtlich in Parallele zum Vorhergehenden setzen (vgl. die vielköpfige Gärtnerfamilie). Einfache Leute sind die Gärtnersleute auch. Der Dichter stellt aber deutlich die gemeinschaftliche Gottesverehrung dem Gottesdienst eines Einsamen gegenüber (Nun aber gibt es ....).

S. 295, Z. 35. Anmerkung Kreitens: „Im Manuskript steht deswegen.“

S. 296, Z. 25. Anmerkung Kreitens: „Hier und das nächste Mal

hat das Manuskript Gundilindis.“ — Z. 33. Die Pfleger beaufsichtigten den Bau und verwalteten die Güter und Einkünfte, die dem Werk gehörten, hatten auch jährlich zweimal Rechnung abzulegen. — Was hier von der Glocke gesagt ist, gehört der Straßburgischen Chronik zufolge in das Jahr 1519. Daß Meister Georg von Speier, Straßburger Bürger, sie goß (Fertigstellung 13. Dez. 1519), wo es geschah, und unter welchen Bedingungen, erzählen die Quellenschriften gleichfalls (s. Grandidier, S. 76—79).

S. 298, Z. 9. Kreiten hält, ohne rechten Grund, das Auch für ein Versehen des Abschreibers, möchte es darum hier beseitigt und später nach muß (Z. 13) eingeschaltet wissen. — Z. 22. Anmerkung Kreitens, im Manuskript sei eine Lücke zwischen Verrichtung und betet.

S. 299, Z. 13. Kreiten liest Hilfe; hier Hülfe im Einklang mit dem ersten Teile der Dichtung. — Z. 28 f. Plobsheim, am sog. Krummen Rhein, etwa 13 km südlich von Straßburg; westnordwestlich davon 3 km Eschau, 3 km westlich Wibolsheim an der Ill. — Z. 34 Wachholderstaude *K.*

S. 300, Z. 19. Eine Burg dieses Namens in Franken konnte nicht festgestellt werden. Wenn indes S. 271, Z. 31 für den Falkenier Kilian Kitzing (Kitzingen) in Franken als Geburtsort genannt wird, so gehört der 5 km nördlich von Kitzing auf Bergeshöhe liegende Eberacherhof in den Kreis der Erwägungen. — Z. 21. In der Handschrift Dungenheim. — Z. 33. Vgl. *GS*, Bd. 4, Z. 29 ähnlich: neben die (Kreuzes-) schule laufen.

S. 302, Z. 1 ff. Grandidier berichtet (S. 251) auf Grund seiner Quellen, der Glockenstuhl sei 1521 durch zwei junge Zimmerleute, Medard von Landau und Johann Eckstein, gemeinsam erbaut, wie es die deutschen Reime bewiesen, die sich auf der Seite des Stuhls der Großen Glocke befinden:

„Angefangen ward uff sant veltlins tag,
Fünffzehenhundert zwentzig eins dieser Schrag,
Und uff Johanns Baptistä vollbracht,
Desselben jahrs artlich und wol betracht.
Medard von Landaw, und Hans Eckstein
Hand diß werck gemacht in der gemein.“

Die Erzählung von dem Zwist der beiden Männer dagegen findet sich in den Straßburger Quellen nicht. Ist auch ihre Quelle nicht bekannt, so fällt es doch schwer, an reine Erfindung Brentanos zu glauben.

S. 303, Z. 18 f. Wieder eine Ungenauigkeit, wenn man S. 300, Z. 5 f. vergleicht.

S. 304, Z. 14. Versehen Brentanos, der Hohenburg mit dem andern Schlosse von Ottilies Vater, Hohenheim, verwechselt. — Übrigens will Schubert in Ottilien Emilie Linder erkennen, weiß freilich dafür keinen Beweisgrund beizubringen; vgl. Kurt Schubert, Clemens Brentanos weltliche Lyrik, S. 73 (Breslau 1910).

S. 305, Z. 8—31. Kreiten will hierin den Schlüssel für die weitere Verknüpfung und schließliche Lösung der Erzählung sehen.

S. 306, Z. 9f. Die Verse sind offensichtlich an das Wunderhornlied „Schweizerisch" angelehnt:

„'S isch no nit lang, daß g'regnet hätt,
Die Laübli tröpfle no . . ." („Wunderhorn", S. 741.)

Vgl. auch die Volksliedstrophe:

„Es hot net längst geregn't,
Die Bäume tropfen immer noch" etc.

bei Joh. Aug. Ernst Köhler, Volksbrauch etc. im Voigtlande, S. 317 (Leipzig 1867).

S. 307, Z. 15. Anmerkung Kreitens, liebliche dürfe wohl richtiger leibliche heißen, als Gegensatz zu Geist.

S. 311, Z. 11ff. Gedicht unbekannter Herkunft. — Z. 29 Maienscheine *K.* Die Trennung hier vorgezogen, um der Strophe die gleiche Satzgliederung zu geben wie der entsprechenden vorhergehenden (finaler Nebensatz mit folgendem Hauptsatz; vgl. Z. 21 und 29).

S. 312, Z. 13ff. Die „Limburger Chronik" (herausgeg. von Wyß, S. 37, Kap. 23) erzählt für 1351: „Item sang man uf daz selbe aber ein gut lit von frauwenzuchten, unde sunderlichen uf ein wip zu Strasspurg, di hiss de schone Agnese unde was aller eren wert, unde triffet auch alle gute wibe an. Daz lit ging also an:

Eins reinen guden wibes angesichte
und frauweliche zucht darbi
di sint werlich gut zu sehen.
Zu guden wiben han ich pflichte,
wan si sin alles wandels fri etc.

Fausts Ausgabe der Chronik übersetzt frauweliche (weibliche) fälschlich mit fröliche (S. 21), was Brentano übernimmt.

S. 314, Z. 35 verschlendern *K.*

S. 315, Z. 21. Später ist nur von zwei törichten Jungfrauen die Rede.

S. 320, Z. 11ff. Widerspruch mit S. 335, Z. 2—13. — Z. 27f. Erinnerungen an die Sagen von Undine und Melusine (Fouqués „Undine" erschien 1811!), die auch in das Rheinmärchen Brentanos verwoben worden sind.

S. 324, Z. 1ff. Anklang an die Niobesage, die hier ins Biblische übersetzt ist. — Z. 16. Nach einer Anmerkung Kreitens liest die Abschrift in der Erde. | Gestein ] Gestirn *K;* offensichtlich ein Versehen des Abschreibers.

S. 327, Z. 25ff. Brentanos Jammer über seine Beruflosigkeit!

S. 334, Z. 25ff. Verse nach Brentanos Gedicht „Der Jäger an den Hirten", Bd. 1, S. 74, V. 29ff.

S. 335, Z. 7—9. Anklang an die Sage von Hero und Leander. — Z. 21. Kreiten: . . . Unglücklichen also ergossen haben, wie du an den schimmernden Stellen siehst. Hier hat der Abschreiber der Originalhandschrift eine Zeile übersprungen, doch ist deren Inhalt nach dem Vorhergegangenen leicht zu ergänzen. — Z. 26 Bronnen *K.*

## Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl
(Bd. 1, S. 337—378).

### Einleitung des Herausgebers (S. 339—344).

S. 339, Z. 4. Vgl. die Ankündigung der Bücherverlosung in Gubitz' Berliner Zeitschrift „Der Gesellschafter", Jahrgang 1818, S. 124, Beilage zum 23. Februar: „Jeder Teilnehmer empfängt, auch wenn er keinen der größeren Gewinne zieht, 4 Bändchen ganz neuer Schriften, die im Ladenpreiswerte 6 Taler betragen würden, zu denen die vorzüglichsten Schriftsteller Deutschlands bisher ungedruckte Beiträge gaben, und welche nur durch diese Verlosung zu haben sind."

Z. 11 ff. Vgl. Diel-Kreiten, Bd. 2, S. 89.

S. 340, Z. 13 ff. Siehe S. 352, Z. 15 ff.

Z. 27. Das tat Eduard Grisebach in seinen „Gesammelten Studien", S. 214 ff. (3. Aufl., Leipzig 1884): „Die Romantik und Clemens Brentano." Neuerdings fand eine bisher unbekannte Quelle Alfred Walheim in „Maister Franntzn Schmidts, Nachrichters inn Nürnberg, all sein Richten"; vgl. „Zeitschrift für den deutschen Unterricht", 28. Jahrgang, Heft 10/11 (Leipzig und Berlin 1914).

S. 341, Z. 9 ff. Gustav Roethe wies in seiner Abhandlung über den „Ponce" (S. 75 f.) zuerst auf das von Schullerus in dem „Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde", Bd. 21, S. 79, veröffentlichte Volkslied hin.

Z. 32. „Wunderhorn", S. 469. Reichardt komponierte das Lied und gab es in seiner „Berliner musikalischen Zeitung" 1806 bekannt. — Auch an die zahlreichen Behandlungen des Motivs von der Kindsmörderin in der Zeit des Sturmes und Dranges (Goethe, Wagner, Schiller, Bürger usw.) muß erinnert werden.

S. 343, Z. 3 f. Zu Annerls Schürze vgl. Alfred Walheims Aufsatz in der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht", 27. Jahrgang, Heft 11, S. 791 ff. (Leipzig und Berlin 1913).

Z. 31. Alfred Walheim, Das Traumhafte in Brentanos Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl: „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien", 64. Jahrgang, Heft 5, S. 470 ff. (Wien 1913).

S. 344, Z. 8 f. Als erster begann J. W. Appel 1847 mit einer Übersetzung ins Englische.

Z. 10. Ein besonders begeistertes Lob brachte ihr der leidenschaftliche Brentano-Verehrer Ferdinand Freiligrath November 1843 in dem Gedicht „Dorfgeschichten" (November 1843), Strophe 4. Er sagt, nach Worten des Bedauerns über die Vergessenheit, der Pestalozzis „Lienhard und Gertrud" verfallen:

„Dann kam Brentano! Wie mit Blutestropfen
Schrieb der sein Annerl in gewalt'gen Zügen!
Der wußt' es wohl, wie niedre Herzen klopfen,
Und wie so heiß des Volkes Pulse fliegen!

Der warf zuerst aus grauer Bücherwolke
Den prächt'gen Blitz: die Leidenschaft im Volke."

Vgl. Freiligraths Gesammelte Dichtungen, Stereotyp-Ausgabe, 2. Abdruck, Bd. 3, S. 38 (Stuttgart 1871). Freiligrath sah richtig: Brentanos Erzählung ist das wichtigste Glied in der Vorläuferreihe zur modernen deutschen Dorferzählung. Recht scharfes Urteil Jakob Grimms: „Unnatürliche Theatercoups, im einzelnen hübsch ausgestattet", bei Steig, Bd. 3, S. 437.

---

Zugrunde liegt: „Gaben der Milde". Zweites Bändchen, S. 7—81 (Berlin 1817), = *Ga*. Diesem Drucke gleichen, bis auf einige Abweichungen in Zeichensetzung und Rechtschreibung, genau die beiden Drucke „mit Darstellung der Schlußszene in Holzschnitt", 1. Aufl., Berlin 1838; 2. Aufl., Berlin 1851. Verglichen wurde: *GS*, Bd. 4, S. 169—210.

S. **345**, Z. 20 kommt *GS*.

S. **346**, Z. 1 gerade *GS*. — Z. 9 Dienste *GS*. — Z. 11 Grabe *GS*.

S. **347**, Z. 6 gar fehlt *GS*. — Z. 7 Thor *GS*. — Z. 37 dürre, harte Hand *GS*.

S. **348**, Z. 2 Hilfe *GS*. — Z. 4 waret *GS*. — Z. 9 meint *GS*. — Z. 10 gerade *GS*. — Z. 15 siebzig *GS*. — Z. 16 im Hause *GS*. — Z. 24 Thüre *GS*. — Z. 27 ff. Das Lied ist alter Volksreim.

S. **349**, Z. 7 sechzehnte *GS*. — Z. 8 gerade *GS*. — Z. 12. Ein Dr. Grossinger war Mitarbeiter am Wiener „Dramaturgischen Beobachter" 1814. — Z. 18 Liebe *GS*. — Z. 20 nahe *GS*. — Z. 22 sollte *GS*.

S. **350**, Z. 2 mir. Heute *GS*. — Z. 3 siebzig *GS* | Thür *GS*. — Z. 6 Vorübergehen *GS*. — Z. 11 heute *GS*. — Z. 16 andere *GS*. — Z. 35 Lieutenant *GS* und *Ga;* die moderne Schreibweise, weil die französische Aussprache kaum in Betracht kommt.

S. **351**, Z. 9 Uhlane *GS*. — Z. 11 Uhlane. — Z. 15 verstehen *GS*. — Z. 17 manchem *GS;* manchen (Mehrzahl) ist vollauf berechtigt. — Z. 19 *Compagnie GS* und *Ga;* vgl. die Bemerkung zu S. 350, Z. 35. — Z. 22 Könige *GS*. — Z. 27 am ] nach *GS*. — Z. 35 Leibe *GS*.

S. **352**, Z. 1 Hause *GS*. — Z. 3 bitteren *GS*. — Z. 7 Tag *GS*. — Z. 8 Pathgen *Ga* | Edelhofe *GS*. — Z. 19 Er ist *GS*. — Z. 23 ff. Dieser Abschnitt enthält viele Bezüge auf Brentanos eigenes Leben.

S. **353**, Z. 6 Staates *GS*. — Z. 16 Erwerbszweige *GS*.

S. **354**, Z. 3 anderen *GS*. — Z. 18 Schooße *GS*.

S. **355**, Z. 5 ahnte *GS*. — Z. 10 Uhlane *GS*. — Z. 11 Pathgen *Ga*. — Z. 18 Leib *GS*. — Z. 24 Leib *GS*. — Z. 28 unsern *GS*. — Z. 33 Uhlane *GS*.

S. **356**, Z. 10 Pferde *GS*. — Z. 18 Tag *GS*. — Z. 35 Ehrentage *GS*.

S. **357**, Z. 4 Dorf *GS*. — Z. 25 und 28 Rosenhofe *GS*. — Z. 32 Sonntage *GS*. — Z. 33 gehen *GS*.

S. **358**, Z. 7 Hilfe *GS*. — Z. 9 Fuß *GS*. — Z. 20 den *GS*. — Z. 25 Augenblicke *GS* | Thür *GS*. — Z. 26 Vollmondscheine *GS*. — Z. 31 Thür *GS*. — Z. 35 Pferd *GS*.

S. 359, Z. 4 Uhlanen *GS.* — Z. 9 Stalle *GS.* — Z. 17 Nothfalle *GS.* — Z. 19 Uhlane *GS.* — Z. 23 und 27 Dorf *GS.* — Z. 28 ein und fünfzig *GS.* — Z. 32 zu Muth *GS.* — Z. 37 gehen *GS.*

S. 360, Z. 3 andere *GS.* — Z. 14 darum *GS.* — Z. 21 Dorfes *GS* | Knie *GS.* — Z. 23 ich fehlt *GS.* — Z. 26 Pumpe *GS.* — Z. 28 Mondscheine *GS.* — Z. 30 und 33 andere *GS.*

S. 361, Z. 3 Stalle *GS.* — Z. 10 Thür *GS.* — Z. 11 einstießen *GS.* — Z. 12 Hilfe *GS.* — Z. 17 Thür *GS.* — Z. 22 hab' *GS.* — Z. 27 Kirchhof *GS.* — Z. 31 Ritte *GS.* — Z. 33 allein *GS.* — Z. 34 Kirchhofe *GS.*

S. 362, Z. 16 gesehen *GS.* — Z. 18 Jesus Maria *GS.* — Z. 22 Bauerweiber *Ga.* — Z. 28 hierher *GS.* — Z. 31 Ehrentage *GS.* — Z. 36 Unglücke *GS.*

S. 363, Z. 3 nicht gleich *GS.* — Z. 5 bringt *GS.* — Z. 8 gerade ] noch *GS.*

S. 364, Z. 17 Orte *GS.* — Z. 19 fünfzig *GS.* — Z. 23 Herzoge *GS.*

S. 365, Z. 10 darüber *GS.* — Z. 19 Ehrentage *GS.*

S. 366, Z. 1 und 10 Pathgen *Ga.* — Z. 12 Margareth *GS.* — Z. 33 Schrank *GS.* — Z. 36 ihm ] ihr *GS* | Schwerdte *GS.*

S. 367, Z. 1 Blute *GS.* — Z. 13 glaubt *GS.* — Z. 31 Thüre *GS.* — Z. 33 gehen *GS.*

S. 368, Z. 8 möge *GS.* — Z. 29 gestern ] heut *Ga;* Verbesserung war durch das Vorhergehende geboten. — Z. 33 andere *GS.* — Z. 33 Kind, denn die unsrigen waren von Jürgens Blut bespritzt, und Nachmittags *GS.*

S. 369, Z. 16 Sinne *GS.*

S. 370, Z. 16 Grabe *GS.* — Z. 20 Schloß *GS.* — Z. 23 offenen *GS.*

S. 371, Z. 11 Herzoge *GS.* — Z. 24 Hilfe *GS.* — Z. 26 Herzoge *GS.* — Z. 35 einem *GS.*

S. 372, Z. 7 Geschöpfes *GS.* — Z. 14 Hilfe *GS.* — Z. 17 heute *GS.* — Z. 18 Runde führte *GS.* — Z. 23 Herren *GS.* — Z. 29 Hilfe *GS.* — Z. 34 Augenblicke *GS.*

S. 373, Z. 6 Herzog *GS.* — Z. 7 Uhlanen *GS.* — Z. 17 Euere *GS.* — Z. 30 Pferd *GS.*

S. 374, Z. 18 offenen *GS.*

S. 375, Z. 6 Scandale *GS.* — Z. 7 Lieutenant wie S. 350, Z. 35. — Z. 31 Anblicke *GS.*

S. 376, Z. 1 Sr *Ga* Seine *GS.* — Z. 34 welchem *Ga* und *GS;* der Eingriff schien geboten. — Z. 37 Adjudanten *Ga,* auch

S. 377, Z. 1 und 3.

S. 378, Z. 6 Jäger *Ga.* — Z. 12 lies Kirchhof; Kirchhofe *GS.* — Z. 21 Herzog *GS.*

---

# Die mehreren Wehmüller und ungarischen National-gesichter (Bd. 2, S. 5—61).

## Einleitung des Herausgebers (S. 7—8).

S. 7, Z. 5 f. Vgl. z. B. Immermann an Tieck, 8. Okt. 1832: „Eine curiose Neuigkeit, die Sie vielleicht noch nicht kennen, las ich vor wenigen Tagen: ‚Die mehreren Wehmüller und Hungarischen National-Gesichter' von Clemens Brentano. — Das Burleske finde ich hübsch darin, das Ernsthafte ist wie immer abscheulich." Briefe an L. Tieck, ausgewählt und herausgeg. von Karl v. Holtei, Bd. 2, S. 66 (Breslau 1864).

Z. 8 ff. Vgl. Clemens Brentano, Novellen. Mit Illustrationen von Helene Vrieslander und einer Einleitung von Ernst Ludwig Schellenberg. Der Liebhaber-Bibliothek Vierter Band, S. VIII (Weimar 1912). — Johannes Scherr bezeichnet die Erzählung in seinen „Dämonen", S. 3 (Leipzig 1871), als „tollschöne Novelle".

Z. 10 ff. Diel-Kreiten, Bd. 2, S. 92. Dort wird sogar bezweifelt, daß es dem Dichter mit der Abfassung einer im Stil bisweilen so vernachlässigten Dichtung recht Ernst gewesen sei; dem ist entgegenzuhalten, daß Brentano sie in einer hochangesehenen Zeitschrift veröffentlicht, ihren Wiederabdruck 1833 neben einer Eichendorffschen Novelle gestattet, sie auch selbst gern vorgelesen hat, sogar noch am Ende seines Lebens, Herbst 1841, wobei Steinle ihn gezeichnet hat.

S. 8, Z. 23 ff. Das Märchen lautet nach *Gs*, Bd. 6, S. 444: Es gibt eine alte Sage von der Falschheit der Katzen, daß sie alle Tage sich siebenmal vornehmen, den Menschen zu ermorden, und es über ihrem Spinnen (Murren) wieder vergessen. Überhaupt traute der Aberglauben ehemals den Katzen nicht viel Gutes zu, und ihre nächtlichen Singakademien und Deklamatorien haben nie im besten Rufe gestanden. Ich glaube, die Leser werden hier gern ein Mährchen lesen, welches mir von einem Reisenden mit großem Ernste erzählt worden ist, und das mir wegen der ganz eigenen schauerlichen Einsamkeit, die darinnen herrscht, recht wohl gefallen. In einer einsamen Gegend an der türkischen Grenze lebte allein mit einigen Knechten ein slavonischer Edelmann, sein geliebter Hausgenosse war ein ungeheuer großer schwarzer Kater, der sich von der Jagd wie sein Herr ernährte, aber sich doch alle Abende bei ihm einstellte. An dem heiligen Abend vermißt der Herr einstens seinen Kater, da er eben im Begriffe war, eine Stunde weit über das Schneefeld nach einer Kirche in die Christmetten zu gehen, und verwundert, daß der Kater bei der strengen Kälte noch Geschäfte außer dem Hause haben sollte, machte er sich auf den Weg. Nachdem er unter allerlei Gedanken eine halbe Stunde weit durch die kalte sternhelle Winternacht gegangen, hörte er ein wunderliches Geschnurre, dem er sich nähert, und sieh da! auf einem kahlen, einsamen Baume tanzen vor ihm unter seltsamen Melodien eine Menge Katzen, und Mores, sein Kater, sitzt ernsthaft oben in der Spitze und bläst den Dudelsack dazu. Dem Slavonier kommen wunderliche Gedanken, und schon

reißet ihn die Musik hin und er muß mittanzen, bis die Kirchenglocke über das Feld tönt und die Katzen plötzlich, wie tausend Teufel, von dem Baume herunter und über den guten Tänzer wegfahren, der nun zu Sinnen kommt und eilig nach der Kirche läuft. Als er nach Hause gekehrt, nach schweren Träumen den andern Tag erwacht, liegt Mores, der verdächtige Serenadische Katzen-Bassa, ganz ruhig auf dem Stuhle neben seinem Bett, als wenn gar nichts passiert wäre. Der Slavonier, über diese Heuchelei noch mehr ergrimmt, redet ihn scharf mit den Worten an: „Nun, Herr Mores, wie hat der Thé dansant geschmeckt, wie ist das Deklamatorium ausgefallen? Jetzt weiß ich, wie ich mit Ihnen daran bin, und ich werde Ihnen mit einem déjeuner à la fourchette aufwarten!" Nach diesen Worten griff der Slavonier nach einer Heugabel, die neben seinem Bette stand, und wollte den Künstler spießen, dieser aber kam ihm zuvor und schwang sich dem Slavonier würgend um den Hals, bis seine herzugelaufenen Knechte den verdächtigen Nachtmusikanten auf seinem Herrn mit ihren Säbeln in Stücke hieben. Die Knechte legten ihn hierauf in Essig und wollten ihn als einen Hasen an einen curiosen alten Wildprethändler über der türkischen Grenze verkaufen, aber als sie hinkamen, fanden sie dessen Frau weinend, daß sie ihren Mann, der seit langer Zeit abwesend gewesen, am Christtagmorgen mit Säbelhieben zerfetzt im Bette todt gefunden habe, wornach sich zu achten. Dieses Mährchen hat einen eigenthümlich localen, einsamen, schauerlichen Charakter. — Vgl. Otto Bleich, Entstehung und Quellen der Märchen Clemens Brentanos, in dem „Archiv für das Studium der Neueren Sprachen und Literaturen", herausgeg. von Alois Brandl und Adolf Tobler, Bd. 96, S. 53 (Braunschweig 1896). Im übrigen enthielt Brentanos Bücherei mancherlei Druckschriften von Poltergeistern, Hexenmärchen usw., und für die Zigeunergeschichte (S. 30) mag er sein Buch „Historische Nachrichten von den Zigeunern, von Thomasius" (1748) herangezogen haben.

S. 8, Z. 33. Tieck bezeugt, daß Brentano sie ihm vorgelesen hat; das kann nur in Prag gewesen sein. Vgl. „Erinnerungen an Tieck", herausgeg. von Köpke, Bd. 2, S. 204 (Leipzig 1855).

---

Zugrunde gelegt ist:

*G* = Der Gesellschafter oder Blätter für Geist und Herz. Herausgegeben von Fr. W. Gubitz, 157stes bis 168stes Blatt, vom 24. Sept. bis 13. Okt. (Berlin 1817): Die mehreren Wehmüller und ungarischen Nationalgesichter. Erzählung von Brentano.

Verglichen wurden:

*EB* = Viel Lärmen um Nichts. Von Joseph Freiherrn von Eichendorff; und: Die mehreren Wehmüller und ungarischen Nationalgesichter. Von Clemens Brentano. Zwei Novellen, S. 83—148 (Berlin 1833. Verlag der Vereinsbuchhandlung).

$W_2$ = Die mehreren Wehmüller ꝛc. Erzählung von Clemens Brentano. Zweite Auflage (ohne Eichendorff's Novelle), 16°, 7 Bogen stark (Berlin 1843. Verlag der Vereinsbuchhandlung).

*Gs* = „Gesammelte Schriften", Bd. 4, S. 211—274.

---

S. 9, Z. 3 österreichischen *Gs.* — Z. 4 zu Giulowitsch. *G* liest hier, ferner S. 13, Z. 12 und S. 14, Z. 10 Guilowitsch, was *EB* durchweg liest. Wir lesen, wie *Gs,* durchweg Giulowitsch, den ungarisierten Namen Julius. — Z. 5 Besuch *Gs.* — Z. 22 Begriffe *Gs.*

S. 10, Z. 13 Schnurbartes *G.* — Z. 15 Reichthumes *Gs.* — Z. 35 Paar Hemden *Gs EB.*

S. 11, Z. 5 und öfter Gränze *G EB.* — Z. 10 einen *Gs.* — Z. 13. Vermutlich eine historische Person, über die indes nichts ermittelt werden konnte. — Z. 18 siebentes *EB.* — Z. 24 Inhaltes *Gs.* — Z. 32 Ermel *G.*

S. 12, Z. 15 das ] den *Gs.* — Z. 22 auf ] um *G EB;* Eingriff schien geboten angesichts Z. 23. — Z. 25 den Botenlohn $W_2$. — Z. 29 dann ] denn *EB Gs.* — Z. 32 keinen *Gs.*

S. 13, Z. 8 Adieu *Gs;* Adie konnte bei Brentano noch mehrmals belegt werden. — Z. 9 offenen *Gs.* — Z. 13 Schloß *Gs.* — Z. 33 ächten *G Gs* | Ungaren *Gs.*

S. 14, Z. 13 gesehen *Gs EB* — Z. 14 sehen *Gs.* — Z. 18 dumpfige $W_2$. — Z. 24 lachten $W_2$ | Angesicht *Gs.* — Z. 26 das ] den *Gs.* — Z. 30 diese ] die *Gs.*

S. 15, Z. 3 und sonst Wachholder *G EB Gs.* — Z. 19 gerade *Gs.* — Z. 28 dieses Gesprächs *EB* dieses Gespräches *Gs.* — Z. 31 weggeschrien *Gs.*

S. 16, Z. 3 gerade *Gs.* — Z. 8 Herrn *EB Gs.* — Z. 16 andere *Gs.* — Z. 22 hierher *EB Gs.* — Z. 24 Dorfes *Gs.* — Z. 34 andere *Gs.*

S. 17, Z. 1 Dorf *Gs.* — Z. 15 Rückweg *Gs.* — Z. 18 geborener *Gs.* Möglich, daß hinter dem Namen Lindpeindler eine historische Persönlichkeit versteckt ist; der bekannte Musiker Peter Jos. Lintpaintner (1791—1856) kommt hierfür nicht in Betracht. — Z. 22 seines großen Talents *Gs EB.* — Z. 23 lies: mögliche. — Z. 31 tyroler *Gs EB,* auch sonst Tyrol etc.

S. 18, Z. 1 einem *Gs.* — Z. 8 Hausthür *EB.* — Z. 10 Thür *Gs EB.* — Z. 24 befinde *Gs.* — Z. 26 wegen ] um $W_2$. — Z. 34 juchzen $W_2$. — Z. 35 und sonst Vicegespann *G EB Gs.*

S. 19, Z. 6 Herrn *EB Gs.* — Z. 10 f. „— sondern" ist auch das erste Wort des „Bogs". — Z. 13 Dorfes *Gs.* — Z. 14 jodelte *Gs.* — Z. 17 f. Lindpeindel *G.* — Z. 18 f. Eindrucke *Gs.* — Z. 30 Egiditage *Gs.* — Z. 32 seinen Weinbergen $W_2$.

S. 20, Z. 14 ff. Alte Bauernregel auf den Michaelistag; die „Bauernpractica" des Heyne von Ury (16. Jahrh.) besaß Brentano neben andern ähnlichen Büchern. — Z. 14, 15, 20 kommt $W_2$. — Z. 35 Tage *Gs.*

S. 21, Z. 4 Lindpeindel *G.* — Z. 5 Tanzplatze *Gs.* — Z. 21 Thür *EB.* — Z. 24 Hause *Gs.* — Z. 34 Edelmannes *Gs.* — Z. 36 sumpfigen $W_2$.

S. 22, Z. 4 Nachtopf *G.* — Z. 11 hatte hinter gewarnt fehlt $W_2$. — Z. 12 Walde *Gs.* — Z. 18 liebkosete *EB Gs.*

S. 23, Z. 6 Haus *Gs.* — Z. 7 trefflich $W_2$. — Z. 9 Pelze *Gs.* — Z. 10 Stuhle *Gs.* — Z. 12 einigemale bei Tag *Gs.* — Z. 21 mich ] mir $W_2$.

S. 24, Z. 15. In *G,* S. 641, die Anmerkung: „Zum Schluß dieser

Erzählung gehört die Oktober-Vignette." — Z. 18 Kirchdorfe *Gs.* — Z. 33 Tudeljackes *Gs.*

S. 25, Z. 1 Augenblicke *Gs.* — Z. 3 Eis *Gs.* — Z. 8 mehreremal *EB Gs.* — Z. 29 Tudeljacke *Gs.* — Z. 33 Kirchdorfe *Gs.* — Z. 36 Hilfe *Gs.*

S. 26, Z. 7 Dorf *Gs.* — Z. 8 Ortes *Gs.* — Z. 13 Wachsthumes *Gs.* — Z. 17 andern *EB Gs.* — Z. 26 Haus *Gs.* — Z. 31 beflastert *G.* — Z. 33 Hofe *Gs.*

S. 27, Z. 4 Paar *EB Gs.* — Z. 6 Hause *Gs.* — Z. 18 Kreisphisitus *G.* — Z. 20 paar *G.* — Z. 22 still *Gs.* — Z. 24 Teich *Gs.* — Z. 25 Grenznachbaren *Gs.* — Z. 28 Schweifes *Gs.*

S. 28, Z. 14 gerade *Gs.* — Z. 26 wegen welchem ] weswegen *EB* wegen dessen *Gs.*

S. 29, Z. 19 Hintergrunde *Gs.* — Z. 22 Augenblicke *Gs.* — Z. 25 kommt $W_2$. — Z. 32 Instrumente *Gs.*

S. 30, Z. 7 Melodien *EB.* — Z. 19 f. die Helden $W_2$.

S. 31, Z. 7 Lieutenant *G EB* $W_2$ *Gs.* Moderne Schreibung, weil französische Aussprache nicht anzunehmen ist. — Z. 9 Gasconiers *G EB Gs.*

S. 32, Z. 3 unserm *Gs* | Freund *Gs.*

S. 33, Z. 30 alle ] sämmtliche $W_2$. — Z. 36 aufschrien *Gs.*

S. 34, Z. 3 Augenblicke *Gs.* — Z. 4 vergossenem Wein *Gs.* — Z. 5 f. Feuerwerk *EB Gs.* — Z. 21 Schwanze *Gs.* — Z. 28 Meere *Gs.*

S. 35, Z. 3 unseres *Gs.* — Z. 12 Knien *Gs.* — Z. 17 Feuerwerke *Gs.* — Z. 20 Binsenperrücke *G EB.* — Z. 29 niedergelassen ] begeben $W_2$.

S. 36, Z. 1 gerade *Gs.* — Z. 4 Feuerwerke *Gs.* — Z. 17 Waldpfad *Gs.* — Z. 19 Mund *Gs.* — Z. 27 andere *Gs.* — Z. 32 imarginirten *G EB* $W_2$; offenbarer Fehler. — Z. 35 finsteren *Gs.*

S. 37, Z. 4 Thür *EB.* — Z. 8 und 9 andere *Gs.* — Z. 10 Thür *EB Gs.* — Z. 15 Thür *EB Gs* | Susanne *EB Gs.* — Z. 18 f. Improvisator *Gs.* — Z. 37 heute *Gs.*

S. 38, Z. 2 und 4 unsere *Gs.* — Z. 9 aller *EB Gs.* — Z. 20 Eichstumpfe *Gs.* — Z. 30 gräuliches *G.* — Z. 37 niedere *Gs.*

S. 39, Z. 5 Thür *EB Gs.* — Z. 9 Loch *Gs.* — Z. 11 unserer *Gs.* — Z. 12 Thür $W_2$. — Z. 22 von ] voll *EB Gs.* — Z. 33 Zuge *Gs.*

S. 40, Z. 2 elf *EB Gs.* — Z. 4 Spieße *Gs.* — Z. 6 Sallat *G EB.* — Z. 15 Vorrate *Gs.* — Z. 26 Schutze *Gs* | Schlaf *Gs.* — Z. 32 Ton *Gs.*

S. 41, Z. 3 ff. In dem Kehrreim des Liedes bietet Brentano einige rumänische Zeilen, die durch die Schreibung arg verstümmelt sind. Z. 3—5 bedeuten:

Mititică, mititică Du Kleine, du Kleine,
Vino 'ncoace Komm herüber!
Ba nu, ba nu, n'am ce face O nein, o nein, ich habe nichts zu tun
(= ich wüßte nicht, was ich dort sollte).

Z. 6 ist nicht zu deuten.

S. 42, Z. 9 Schlage *Gs.* — Z. 10 Thür *Gs.* — Z. 12 Thür *EB Gs.* — Z. 20 der Oberpriester ] das oberste $W_2$. — Z. 24 Erzfeindes *Gs.* — Z. 31 andere *Gs.* — Z. 33 Augenblicke *Gs.*

S. 43, Z. 13 Dampfe *Gs.* — Z. 17 Schlackri *G.* — Z. 20 bist fehlt $W_2$. — Z. 34 weitläufige *Gs.* — Z. 34 f. Schicksale und Verhältnisse *Gs.*

S. 44, Z. 11 Gesicht *EB.* — Z. 22 f. einschnarchen. Mitidika *EB Gs.* — Z. 24 Thür *EB.* — Z. 30 Thür *EB Gs.* — Z. 34 zahlen $W_2$. — Z. 35 bezahlte *EB Gs.*

S. 45, Z. 7 Kopfe *Gs.* — Z. 27 f. sah sie sich .. um $W_2$.

S. 46, Z. 1 an der Erde *EB Gs.* — Z. 2 Eichenblocke *Gs.* — Z. 6 Schlafe *Gs.* — Z. 18 brillanten *G;* wohl Druckfehler. — Z. 30 goldne *EB.*

S. 47, Z. 19 ff. Maus, sah mit scheuen Blicken um sich her, ob wir auch schliefen, während sie das Kästchen wieder unter die alte Trommel stellte *Gs.* — Z. 23 verwunderte $W_2$. — Z. 27 werfe *Gs* würfe $W_2$. — Z. 30 venetianischem *Gs.* — Z. 34 Fuße *Gs.*

S. 48, Z. 6 Besitze *Gs.* — Z. 10 gestohlenes *Gs.* — Z. 14 Putze *Gs.* — Z. 15 Grimm *Gs.* — Z. 21 Anzuge *Gs.* — Z. 23 Küchenthür *EB Gs.* — Z. 24 Fuß *Gs.* — Z. 25 f. Hausthür *EB Gs.* — Z. 26 Schritte *Gs.* — Z. 30 und 37 Hilfe *Gs.* — Z. 32 Thür *EB.*

S. 49, Z. 5 Herdes *Gs.* — Z. 19 Bette *Gs.* — Z. 37 wieder zu sehn *EB Gs.*

S. 50, Z. 26 Raume *Gs.* — Z. 30 ihres Fleißes *EB Gs.*

S. 51, Z. 3 Edelsteinschmucke *Gs.* — Z. 7 und sonst Gensd'armen *G.* — Z. 12 Thür *EB.* — Z. 18 Thür *EB Gs.* — Z. 25 Schmucke *Gs.* — Z. 28 Zuge *Gs.*

S. 52, Z. 11 vor die *EB Gs.*

S. 53, Z. 10 bis fehlt *Gs.* — Z. 21 Sprichwort *Gs;* über den Spruch vgl. die Schlußanmerkung zu Bd. 1, S. 258, Z. 17 ff. — Z. 22 ist hinter Kreuz fehlt *EB Gs.* — Z. 28 sich fehlt *Gs.* — Z. 31 f. begeben fehlt *Gs.*

S. 54, Z. 1 und sonst Savojarde *G EB.* — Z. 15 Schritte *Gs.* — Z. 24 schrien *Gs.* — Z. 28 andern *EB.* — Z. 33 Pferd *Gs.*

S. 55, Z. 23 sehen *Gs.* — Z. 24 versetzte ] entgegnete $W_2$. — Z. 37 schrien *Gs.*

S. 57, Z. 1 antwortete ] sagte $W_2$. — Z. 3 Kuckuck *Gs* | den Leib *G EB.* — Z. 5 Leib *Gs.* — Z. 17 sehr ] zu $W_2$. — Z. 23 Leibe *Gs.* — Z. 26 Proviante *Gs.*

S. 58, Z. 1 ihm fehlt $W_2$. — Z. 2 Edelhof *EB Gs.* — Z. 7 f. Edelmann *EB.* — Z. 11 Anderen *Gs.*

S. 59, Z. 12 unsere *Gs.* — Z. 23 war aber dies $W_2$. — Z. 30 zu Muth *Gs.* — Z. 33 aber ] jedoch $W_2$.

S. 60, Z. 1 aber ] indes $W_2$. — Z. 4 Vorschlage *Gs.* — Z. 21 f. Edelhof *Gs.* — Z. 23 Thür *EB Gs.* — Z. 25 Barone *Gs.* — Z. 26 und 37 Edelmanne *Gs.* — Z. 37 Besuche *Gs.*

## Die drei Nüsse (Bd. 2, S. 63—78).

### Einleitung des Herausgebers (S. 65).

S. 65, Z. 13 ff. Ungedruckter Brief Brentanos an Bettinen vom 1. Mai 1839; Handschrift im Besitze der Königl. Bibliothek in Berlin. Der gleichfalls ein ungedruckter Brief Brentanos an Bettinen, ohne Datum: „Sieh, ich habe Dich so lieb, wie mein eigen Leben, ja noch viel lieber, denn ich könnte mein Leben um Dich lieber ... Wir beiden, und ewig glücklich und zufrieden, wir sind allmählig groß und unendlich, wir sind über unser Schicksal erhaben, ja wir sind gottähnlich, wenn wir uns nur an dem Höchsten, Einzigen, Wahren und Schönen verbinden, wenn wir uns lieben, nur und dem ganz ergeben, was dieses ist, ja der Tod kann uns dann nichts nehmen, denn durch uns wir leben, ist größer als der Tod, ist ewig, und so sind wir ewig"... Vgl. auch den „Frühlingskranz". Und von Bettinen soll Brentano, einer Aufzeichnung Guido Görres' (im Frankfurter Freien Deutschen Hochstift) zufolge, gesagt haben, „daß sie ihn so liebe, daß sie manchmal in der Nacht vor seinem Bilde knie".

Z. 20 ff. Claudinen gilt gleichfalls das huldigende Gedicht „Am Geburtstag einer Freundin" (19. März 1803) in den „Gesammelten Schriften", Bd. 2, S. 486 ff.; siehe „Frühlingskranz", Bd. 2, S. 99 f.

Z. 28 f. Eine überraschende Reihe von Beziehungen zu der Erzählung enthält allein der eine Satz aus dem „Nürnbergschen Gelehrten-Lexikon" von Georg Andreas Will, Teil 2, S. 64 („Nürnberg und Altdorf 1756), über Moller: „Nach Verlassung Strasburg diverirte er sich eine Zeitlang zu Colmar in Ober-Elsaß, allwo er Schulmeister über die 3 Söhne des dasigen Prätors und Protoscholarchens, Hn. Moggens, wurde und sich zugleich bey 8 Monaten auf die Alchymie unter der Anweisung Pet. du Ponts legte." — Herm. Cardauns bezweifelt in seiner Schrift „Klemens Brentano. Beiträge, namentlich zur Emmerich-Frage", S. 63 f. (Köln 1915), überhaupt, daß Brentano der Urheber der Erzählung sei: ist dies jedoch schon durch die Namensnennung des Dichters in Gubitz' „Gesellschafter" sichergestellt, so vermögen die weiteren hier angeführten Gesichtspunkte es noch zu stützen. Richtig aber wird Cardauns vermuten, daß Brentano mit dem Erzähler der den „Drei Nüssen" entsprechenden Geschichte in der Frankfurter „Didaskalia" vom Jahre 1826 (Nr. 112—113), „Aus nach dem Englischen", die gleiche unbekannte Quelle benutzt hat.

---

**Zugrunde liegt:**

*G* = Der Gesellschafter etc., herausgeg. von Fr. W. Gubitz, 131.—134. Blatt (Berlin 1817): Die drei Nüsse. Erzählung von Brentano.

**Verglichen wurden:**

*SB* = Varinka, oder: Die rothe Schenke. Von Dr. Schiff[1]. Und: Die

---

[1] Hermann Schiff (David Bar Schiff), geb. 1801 in Hamburg, schrieb in Berlin auch für den „Gesellschafter", starb 1861 im Altonaer Asyl.

drei Nüsse. Von Clemens Brentano. Zwei Volks-Erzählungen, S. 93 bis 110 (Berlin und Königsberg in der Neumark 1834). — Hiervon besorgte O. L. B. Wolff einen fast ganz getreuen Abdruck in seinem „Hausschatz deutscher Prosa", S. 1009 (3. Aufl., Leipzig 1847).
*Gs* = „Gesammelte Schriften", Bd. 4, S. 275—290.

---

S. 66, Z. 1 nachmals Professor *SB Gs.* — Z. 2 Altdorf *SB Gs* | Jahre *SB Gs.* — Z. 4 und sonst Alchymisten *Gs.* — Z. 5 Gast *Gs.* — Z. 6 anderem Obst *Gs.* — Z. 11. In der Ausgabe Frankfurt 1557, Bd. 1, S. 137 lautet der Spruch lateinisch und deutsch:

„Post pisces nux sit, post carnes caseus adsit.
„Unica nux prodest, nocet altera, tertia mors est.
„Singula post ova, pocula sume nova.
„Nuß uff fisch | ufn ey ein trunck |
„Nach Fleisch ist dir der keß gesund.
„Es sind drei nüß | die ein ist gut |
„Die ander schad | die drit der tod."

Z. 18 Tisch *Gs.* — Z. 20 Anwesenden *Gs.* — Z. 23 Thür *SB.* — Z. 24 Knien *Gs* | und hörte *SB Gs.* — Z. 25 mehreremal ihn *SB Gs.*

S. 67, Z. 3 Wir entfernten uns *G.* Würde hier stören; weil in der ganzen Erzählung nie dergleichen wiederkehrt, erfolgte der Eingriff in Anlehnung an die anderen Drucke. — Z. 4 Knie *Gs.* — Z. 6 schmähligen *SB* | Tod *SB Gs.* — Z. 26 und 29 Unglück *SB.*

S. 68, Z. 11 und stellte *Gs.* — Z. 12 Anblicke *Gs.* — Z. 30 Besitze *Gs.* — Z. 31 Arzneien *Gs.*

S. 69, Z. 2 Arm *Gs.* — Z. 3 bitteren *Gs.* — Z. 8 Stubenthür *SB.* — Z. 14 knieend *Gs.*

S. 70, Z. 2 Nachtheile *Gs.* — Z. 10 kommt *Gs.* — Z. 18 Augenblicke *SB Gs.* — Z. 20 sich einander *SB Gs.* — Z. 22 unsere *Gs.* — Z. 23 unserer *Gs.* — Z. 25 diesen *Gs.* — Z. 28 gutem *G;* Eingriff nötig.

S. 71, Z. 4 unsere *Gs.* — Z. 11 unsere *SB Gs.* — Z. 14 ganze fehlt *SB Gs.* — Z. 21 und ich *SB Gs.* — Z. 23 mir ] mich *SB Gs.* — Z. 28 Aber fehlt *SB Gs.*

S. 72, Z. 1 einem ] dem *SB Gs.* — Z. 2 Bett *SB Gs.* — Z. 3 innerm *Gs.* — Z. 11 Duell *SB Gs.* — Z. 13 Mal *SB Gs.* — Z. 14 Thor *SB Gs.* — Z. 17 Hilfe *Gs.* — Z. 19 Louisd'or *Gs.* — Z. 24 Ludwig *Gs.* — Z. 36 ein Bündel, den *G SB* ein Bündel, das *Gs* | unsrer *SB.* — Z. 37 Badehause *SB Gs.*

S. 73, Z. 1 Ludwig *Gs.* — Z. 29 alchimistisches *SB* alchymistisches *Gs.* — Z. 33 chemischem *SB Gs.*

S. 74, Z. 7, 22 und 25 Ludwig *G SB Gs;* Vereinheitlichung nach der überwiegenden Schreibung schien am Platze.

S. 75, Z. 12 andere *Gs* | Elendes *Gs.* — Z. 20 Begriff *SB Gs.* — Z. 25 Arzeneien *SB Gs.* — Z. 33 er es sollte *SB.* — Z. 36 Vorfall *SB Gs.*

S. 76, Z. 1 allein ] deßhalb *SB Gs.* — Z. 9 nahegelegenen *SB Gs.* —

Z. 15 unserer *SB Gs.* — Z. 18 hierher *SB Gs.* — Z. 21 versetzte ] entgegnete *SB Gs.* — Z. 27 unstät *SB Gs.*

S. 77, Z. 4 Volkszulaufe *Gs.* — Z. 6 Baumes *Gs.* — Z. 16 Unglück *SB.* — Z. 28 Pult *Gs.* — Z. 30 Jahr *SB.* — Z. 31 Ungestüm *SB Gs.*

S. 78, Z. 6 Jahr *SB.*

---

## Märchen (Bd. 2, S. 79—462).

### Vorbemerkung.

Folgende Abkürzungen kommen für die Anmerkungen zu den in Bd. 2 und 3 dieser Ausgabe dargebotenen Märchen zur Anwendung:

*Benz* = Richard Benz, Märchendichtung der Romantiker, besonders S. 159—200 (Gotha 1908); in vielem Betracht gemäßigt, ausgebaut und verbessert ist Benz' Einleitung zu den „Märchen" in den „Sämtlichen Werken", Bd. 11, I, S. VII bis LXXV.

*Bleich* = Otto Bleich, Entstehung und Quellen der Märchen Clemens Brentanos: „Archiv für das Studium der Neueren Sprachen und Litteraturen", begründet von Ludwig Herrig, herausgeg. von Alois Brandl und Adolf Tobler, 50. Jahrg., Bd. 96, S. 43—96 (Braunschweig 1896).

*Cardauns* = H. Cardauns, Die Märchen Clemens Brentanos (Köln 1895). Wichtig die Besprechung von Reinh. Steig im „Euphorion", Bd. 3, S. 791 ff.

*Schellberg* = Wilhelm Schellberg, Untersuchung des Märchens „Gockel, Hinkel und Gackeleia" und des „Tagebuchs der Ahnfrau" von Clemens Brentano (Dissertation, Münster i. W. 1903).

Vgl. außerdem:

Rud. Buchmann, Helden und Mächte des romantischen Kunstmärchens: „Untersuchungen zur neueren Sprach- und Literaturgeschichte", herausgeg. von O. F. Walzel, Neue Folge, Heft 6 (Leipzig 1910).

Christine Touaillon, Literarische Strömungen im Spiegel der Kinderliteratur: „Zeitschrift für den deutschen Unterricht", 26. Jahrg., S. 145—150 (Leipzig 1912).

Ludwig Streit, Untersuchungen zum Stil der Märchen Klemens Brentanos. (Dissertation, Erlangen 1910), besonders wichtig für „Gockel" und „Fanferlieschen".

---

Die vorliegende Gesamtausgabe der Märchen Brentanos folgt den Abschriften, die Böhmer 1831 nach den Handschriften des Dichters durch seinen Schreiber hat herstellen lassen, und in denen er, wenigstens für die Rheinmärchen, bei nachträglicher Prüfung mancherlei Verbesserungen angebracht hat, wo Irrtümer des Abschreibers vorlagen. Ja selbst von der Hand des Dichters finden sich einige Ein-

tragungen im Text. Wo es immer anging und mit unserem Sprachgefühl vereinbar war, sind die Eigenheiten dieser Abschriften — versteht sich unter Angleichung an die heutige Rechtschreibung — beibehalten, namentlich wo sie mit Brentanos sonstigem Gebrauch in Einklang stehen; bei näherer Untersuchung ergab sich, daß der Abschreiber im ganzen recht genau bei seinem Geschäfte verfahren ist. Wohl hat er gelegentlich eine Zeile der Handschrift übersprungen, wofür dann die Ergänzung nach der ersten Druckausgabe geschehen ist; aber all die Absonderlichkeiten der Rechtschreibung Brentanos, die in seinen Originalhandschriften begegnen, finden sich auch in der Märchenabschrift vor. Die Absätze sind in der Abschrift oft wenig deutlich, auch häufig an ungeeigneter Stelle; sie konnten nicht sämtlich beibehalten werden. Über bemerkenswerte Eingriffe, die sich als unentbehrlich erwiesen, berichten die folgenden Anmerkungen; nur offenbare Fehler in Grammatik und Rechtschreibung sind stillschweigend berichtigt. — Der zu Gebote stehende Raum gestattete nicht, die Ausgabe mit den tausendfältigen Lesarten zu belasten, die den Abstand von dem Görresschen Abdruck der Märchen dartun würden. Hier mußte eine bescheidene Auswahl wenigstens des Wichtigsten getroffen werden; die Abweichungen in der gebundenen Rede sind angeführt. Die Gesamtheit der Lesarten wird für den wissenschaftlichen Betrachter an anderer Stelle dargeboten werden.

Die Abschriften, die einen äußerst wertvollen Ersatz für die völlig verschollenen Originalhandschriften der Märchen bieten, bilden zwei Foliobände, die nach langen Irrfahrten seit wenigen Jahren in den Besitz des Freien Deutschen Hochstifts in Frankfurt a. M. gelangt sind. Band 1 enthält die Rheinmärchen; die Rückseite des oberen Buchdeckels trägt den Vermerk: „Hier war mit e. Oblate eingeklebt ein Brief Brentanos an den Buchhändler Schmerber, v. 9. 1. 1840“ (vgl. hierzu Brentanos Brief an Böhmer vom Januar 1840, in *Gs*, Bd. 9, S. 377 ff.). Im zweiten Band, der die italienischen Märchen enthält, findet sich eine Berechnung für die Drucklegung: „Beschrieben 169 Blätter. 37 Zeilen à 50 Buchst. = 1850 Buchstaben pro Seite“, und darunter eine Bemerkung von Baumgartner mit dem Hinweis auf Guido Görres' Mitteilung in dessen Märchenausgabe, daß zu „Gockel“ und „Myrtenfräulein“ die Urschrift des Dichters schon bei diesem Druck (1846) nicht mehr aufzufinden und daher der Abschriftband Druckvorlage gewesen ist.

Nicht als ob die Abschriften all die Jahrzehnte seither unbenutzt gelegen hätten: Diel stellte für seinen Abdruck des „Märchens vom Rhein und dem Müller Radlauf“ in *AS* einzelne sinnstörende Fehler der ersten Druckausgabe mit ihrer Hilfe richtig (s. *As*, Bd. 2, S. 106 unten), und Cardauns gelang es, sie für seine Abhandlung zum Teil heranzuziehen. Ein getreuer Abdruck indes der Märchen in der Gestalt, die keinen der späteren Eingriffe Brentanos aufweist, wird hiermit zum ersten Male dargeboten; nicht so weit in der Anlehnung an die Abschriften geht Benz (*SW*, Bd. 11, I und II).

Die Anordnung geschieht folgerichtig nach den Abschriften. Das bedeutet eine nicht geringe Verbesserung gegen die bisherigen, der ersten Druckausgabe folgenden Drucke. Die Anreihung der Rheinmärchen nach Erster Morgen, Zweiter Morgen, Dritter Morgen, ist, die Abschriften ergänzend, entsprechend Brentanos Plan durchgeführt (s. Anm. zu S. 85, Z. 1—3). Abweichend von den Abschriftbänden ist aus buchtechnischen Gründen das Gockelmärchen, dessen Platz in Bd. 3 nach den „Fünf Söhnen" wäre, an das Ende von Bd. 2 gestellt; doch geschah es nicht im Widerspruch zum Dichter, der es ja selbst den Rheinmärchen einzureihen gedachte (vgl. S. 86, Z. 5 nebst Schlußanmerkung).

---

Zugrunde liegt:

*A* = Abschriften der Märchen von Clemens Brentano; 2 Bde.

Verglichen wurde:

*I* = „Iris" (vgl. Anm. zu S. 85, Z. 15). Kommt nur für Bd. 2, S. 93—96 und Bd. 3, S. 30—42 in Betracht. Wo nichts anderes bemerkt, liest *I* wie *A*.

*M* = Die Märchen des Clemens Brentano. Zum Besten der Armen nach dem Willen des Verfassers herausgegeben von Guido Görres (Stuttgart und Tübingen 1846—47, 2 Bde.).

---

## Einleitung des Herausgebers (S. 81—92).

S. 83, Z. 34f. Von zahlreichen Zeugnissen seien genannt für die Frühzeit (1803) das von Charlotte von Ahlefeld (Cardauns, S. 96) und für die späte das Edwards v. Steinle in dem Werke „Clemens Brentano und Edward v. Steinle, Dichtungen und Bilder", herausgeg. von Alexander v. Bernus und Alfons M. v. Steinle, S. 22 (Kempten und München o. J.).

S. 84, Z. 3f. Auf Michaelis, wenn's zuschlägt ... Mohr will's nehmen. Vgl. Steig, Bd. 1, S. 156.

Z. 5ff. Vgl. Jakob an Wilhelm Grimm, am 16. August 1809 (Briefwechsel aus der Jugendzeit, S. 150, 151 und 153). Jakob Grimm weist Brentano (ebenda, S. 161) auf die mündliche Märchenüberlieferung in ihrem Mutterlande Hessen hin, auch auf die französische Sammlung „Cabinet des fées", daraus Brentano auch wirklich geschöpft hat.

Z. 10ff. „Gesammelte Schriften", Bd. 8, S. 161.

Z. 15ff. Vgl. „Zeitschrift für Bücherfreunde", der Neuen Folge erster Jahrgang, 2. Hälfte, S. 326ff. (Leipzig 1910), Brentano an Buchhändler Zimmer: Sodann erinnere ich Sie an unsre alte Idee von Kindermärchen, ich habe seit der Zeit mancherlei dazu gesammelt, und würde mit Freuden in Nebenstunden das Ganze recht einfach und tüchtig bearbeiten, nur wünsche ich, daß es zugleich ein recht originelles Bilderbuch mit kräftigen, deutlich illuminirten Bildern für Kinder würde ... Diese Bilder würde ich meist selbst entwerfen und dann von [Ludwig] Grimm .. und von andern Freun-

den korrigieren lassen. Ich wünschte, daß das Ganze etwas in die Augen Springendes, Kräftiges und Gesundes bekomme, was bis jetzt allen dergleichen Büchern fehlt. Die Geschichten dürften keine länger als der Machandelboom werden, die meisten kürzer, doch alle rund und reizend. — Zimmer gab den Plan übrigens weder damals noch später völlig auf; zwar ging er auf Brentanos erneutes Anerbieten vom 11. Juni 1811 nicht ein, bat aber seinerseits am 11. März 1840 um die Märchen für seinen Sohn, der Buchhändler geworden war — vergeblich, weil Brentano sie bereits Schmerber zugesichert hatte. Vgl. Heinrich W. Zimmer, Joh. Georg Zimmer und die Romantiker (Frankfurt a. M. 1888).

Z. 18ff. Zimmers Brief vom 17. Juli 1811, veröffentlicht von Steig in den „Neuen Heidelberger Jahrbüchern", Jahrgang XI, S. 273 (1901).

Z. 28f. Steig, Bd, 1, S. 360f., Anm. 240.

Z. 29ff. Steig, Bd. 3, S. 209, Brief Arnims an die Brüder Grimm vom 13. Juni 1812.

S. 85, Z. 1—3. Brentano teilt Reimer folgenden Plan mit, unter Berufung auf Tieck, der in Prag viele Freude an den vorgelesenen Teilen gehabt, und unter Hinweis auf Göschen in Leipzig und andere Verleger, die das Werk anzunehmen bereit seien: Der Plan des Buches ist folgender: Durch ein märchenhaftes Geschick geraten alle Kinder der Stadt Mainz und auch die Kronprinzessin Ameleya in die Gewalt und den Gehorsam des alten Flußgottes Rhein und wohnen bei ihm in einem gläsernen Haus. Ein Müller von feenhafter Abkunft wird der Bräutigam der Prinzessin und König von Mainz. Nun sitzt er auf seinem Throne vor den Bürgern immer morgens am Fluß, und da werden Märchen erzählt; denn der alte Flußgott hat sich erboten, jedes einzelne Kind gegen ein an seinem Ufer erzähltes Märchen herauszugeben. Dieses ist der Eingang, eine romantische Fabel von etwa acht Druckbogen.

Die erste Erzählung, womit der König seine Braut selbst von dem Rhein auslöst, eröffnet die Märchenreihe und enthält seinen Zug nach der Gegend seines Ursprungs und die Geschichte seines Stammes, die er dort entdeckt, etwa zwölf Bogen. Nun erzählt ein armer Fischer ein Märchen, Murmeltierchen, um sein geliebtes Kind Ameleychen, der Prinzessin kleine Pate, auszulösen, etwa vier Bogen. Dann erzählt ein Schneider ein Märchen, Schneider Siebentod, um seinen Sohn auszulösen, etwa zwei Bogen. So weit ist das Manuskript fertig, welches ich immer, solange es das Interesse des Verlegers erlaubt, fortsetzen kann und will. Es folgen dann abwechselnd christliche, jüdische und aller Stände Märchen, kürzer und größer, wie es die Muse gibt. Viele Kinder können durch kleine Lieder und Sprüche oder auch kleine rührende historische Ereignisse ausgelöst werden; kurz, der Plan bietet einen Faden für alle Gattung kindlicher Dichtung dar und kann eine ganze poetische Kinderwelt umfassen. Zugleich nimmt er alle Leser der Tieckschen Märchen und die Verehrer der „Undine" in Anspruch, ohne doch je die Geschlechtsliebe auf eine Art zu seinem Gegenstande zu machen, welche ganz aus der kindlichen Sphäre träte.

Z. 7. Wenn Brentano bei den Unterhandlungen mit Böhmer am 4. November 1827 („Gesammelte Schriften", Bd. 9, S. 182) von einer

Reimerschen Forderung spricht, so läßt das auf eine getroffene feste Verlagsvereinbarung schließen.

S. 85, Z. 10 ff. Vgl. Joh. Friedrich Böhmers Leben, Briefe und kleinere Schriften. Durch Johannes Janssen, Bd. 2, S. 156 ff. (Freiburg i. Br. 1868).

Z. 13. Brentanos Antwort in den „Gesammelten Schriften", Bd. 9, S. 142: Was sollte ich schreiben auf die kindlichen Suppliken um den Druck der Märchen [s. Böhmers Leben, S. 158, den reizenden Bittbrief der Kinder des Bürgermeisters Thomas]? Etwas Gedrucktes haben wollen, ist auch eine Täuschung. Wenn es fertig ist, dann ist man klüger und wirft es hinweg und höhnt es. Wäre noch Etwas für die Armen mit zu gewinnen, aber man hat nur Ekel, Ärger, Langeweile, beschämende Complimente, beschimpfende Rezensionen, und der Buchhändler hat das Geld davon, und man befindet sich auf Generationen in der Leute Maul. Übrigens sind die Märchen sehr obenhin gesudelt; ich selbst aber vermag dergleichen nicht mehr zu überarbeiten, denn ich müßte mich auf eine unerlaubte, ja sündhafte Weise zurückschrauben. Wie kann ich nun das kindische, vorüberflatternde Gelüsten einiger guten Leute und Knaben befriedigen, ohne mich zu beschädigen? Das Einzige, was mich bewegen könnte, wäre, so der hiesigen Armenschule ein Vorteil dadurch erwüchse; ich selbst verlange nichts dafür und davon. Wir müßten darüber reden, mein Name müßte wegbleiben u. s. w.

Z. 15. „Iris. Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen." Vom Sonntag den 31. Dezember 1826 (Frankfurt a. M.): Man wolle die „Iris" von Zeit zu Zeit dem unschuldigen Mutwillen eines „Musenkindes" zum Spielplatz einräumen. Dabei werde man aus einer Quelle schöpfen, deren reiche, hippokrenische Ader weder Vertrocknung des Bettes noch Unlust in dem Trinkenden besorgen lasse; sie sei vielen schon oft Erquickung und Erheiterung spendend geflossen, und ihr seien die Nymphen des Gesanges mit ihrem Zauberschutze unermüdet zugetan.

Z. 17 f. Das Stück S. 93—96, Z. 8 dieses Bandes.

Z. 19 ff. Vgl. Brentanos Briefe vom 5. Februar 1827 („Gesammelte Schriften", Bd. 9, S. 174), vom 16. Februar 1827 (ebenda, S. 175 ff.), vom 5. März 1827 (ebenda, S. 182) an Böhmer. — Erste Zeitungsnachricht in Cottas „Morgenblatt für gebildete Stände" vom 29. Januar 1827 (Stuttgart und Tübingen).

Z. 25. Der Titel sollte sein:

Märchen, nachlässig erzählt und mühsam hingegeben
von Clemens Brentano.
Als Almosen für eine Armenschule erbeten,
geordnet und herausgegeben von milden Freunden.

(„Gesammelte Schriften", Bd. 9, S. 177.)

Z. 31—33. Brief Brentanos an seinen Freund Diez in Coblenz. Vgl. Die Märchen des Clemens Brentano, herausgeg. von Guido Görres, Bd. 1, S. L des Vorworts (Stuttgart und Tübingen 1846).

Z. 34. Brentano am 10. November 1827 an Böhmer: Es ist mir lieb, wenn Sie mir den Theil des Märchenmanuskripts, den ich hier habe,

länger erlauben, ich gedenke in Mußestunden daran zu flicken. Vieles ist gar zu roh und wirr. (Brief im Besitz des Freien Deutschen Hochstifts zu Frankfurt; vgl. „Gesammelte Schriften", Bd. 9, S. 183.)

S. 86, Z. 1. Böhmer gibt Brentano das gewünschte Verzeichnis seiner Handschriften und bemerkt dabei: „Auch die Märchen sollten Sie herausgeben. Gerade jetzt ist dafür eine günstigere, stillere Zeit eingetreten." (Janssen, Böhmers Leben, Bd. 2, S. 233.)

Z. 1 ff. „Gesammelte Schriften", Bd. 9, S. 349.

Z. 5. Ebendort, S. 360.

Z. 7 ff. Diel-Kreiten, Bd. 2, S. 489.

Z. 9 ff. Brentanos Briefe vom 15. Januar, 27. Februar und 9. März 1837 in Bd. 9 der „Gesammelten Schriften".

Z. 13 ff. Diel-Kreiten, Bd. 2, S. 491.

Z. 16 f. Hurter in Schaffhausen, Heubel in Stuttgart, Zimmer in Heidelberg.

Z. 20. „Gesammelte Schriften", Bd. 9, S. 378.

S. 87, Z. 15 f. Brentano spricht es selbst aus, daß im Hans von Starenberg hinsichtlich der Lieder vieles Wasser sei. Vgl. „Gesammelte Schriften", Bd. 9, S. 376.

S. 88, Z. 33 f. Über die mannigfachen Beziehungen von Brentanos Märchen zu „Des Knaben Wunderhorn" vgl. insbesondere die Ausgabe von Robert Boxberger (Berlin o. J., Hempel); einige Nachträge sind in vorliegenden Anmerkungen verzeichnet.

S. 89, Z. 12—19. Steig, Bd. 1, S. 309. — Das Urteil der Brüder Grimm über die zu erwartenden Märchen Brentanos stand, seit sie den nicht geringen Umfang dichterischer Nachhilfe am „Wunderhorn" durchschaut hatten, fest, auch ohne daß sie sie gekannt hätten. Sie bildeten sich ihre Meinung nach dem von Brentano in dem Anhang zur „Gründung Prags" mitgeteilten Katzenmärchen (s. die Anmerkung zu S. 8, Z. 23 ff. dieses Bandes). Wilhelm Grimm an Jakob, am 5. November 1814: „Das Märchen ist merkwürdig, weil es auch zeigt, wie sie überhaupt in seiner Bearbeitung ausfallen; es ist mehr Stil darin, als in den unsrigen, lesen sich dagegen zu wiederholten Malen schlechter, weil man dann den Witz weg hat oder auswendig weiß, daher eine solche Art nur aufkommen, d. h. absichtlich gewählt werden kann, wenn man wie jetzt etwas nur einmal liest." (Briefwechsel aus der Jugendzeit, S. 381; ähnlich S. 385.) Jakob an Wilhelm Grimm, 29. Oktober 1815: In den Volkssagen und Märchen dürfe man gar nichts zusetzen. „Die Lüge ist stets unrecht, selbst im Dichten, darum gibt's nur zweierlei Poesie: die alte, epische, deren Stoff unvertilglich im Glauben des Volkes herumzieht; sodann: wenn neue Dichter, was sie wahrhaft gelebt und gefühlt haben, aufschreiben. Die Erdichtung des Stoffes in Romanen und Liedern ist immer sündlich und führt zu nichts. Es tut mir leid, wenn ich z. B. an Clemens' Märchen denken muß, worin er aus den unschuldigen, einfachen, vorgefundenen Sätzen der Volkssage unerlaubte Progressionen und Potenzierungen ziehen wird, die noch so geistreich und gewandt sein mögen . ." (Briefwechsel aus

der Jugendzeit, S. 480f.) Arnim, dem Brentanos Märchen bekannt waren, bestärkte sie darin: „Was ich als einen wirklichen Fehler [in Brentanos Märchen] tadle, ist nur die Art eitler Koketterie mit einer gewissen Fertigkeit, in allerlei poetischen Worten zu prunken, die nach meiner Meinung sein Talent schon lange untergräbt, ohne es darum vernichten zu können.“ (Steig, Bd. 3, S. 213; Jakob Grimms Antwort ebendort, S. 219.) Immerhin bleibt es auffallend, daß Jakob Grimm im dritten Bande der Märchen bei der Aufstellung von Märchensammlungen bis 1856 Brentano, auch bei der Besprechung Basiles, mit keinem Wort erwähnt, mit der Rechtfertigung: „Ich rechne es mir zum Verdienst an, daß ich Bücher hier übergehe, die nicht das geringste Neue enthalten, sondern aus andern zusammengetragen sind, oder eigene Erfindungen liefern, die für uns keinen Wert haben.“ Und doch enthalten mehrere der aufgezählten Sammlungen den Vermerk, daß sie nichts Neues oder Eigenes enthalten.

S. 89, Z. 33f. S. 181 dieses Bandes.

Z. 35ff. Vgl. Benz, S. 172.

S. 90, Z. 1ff. Siehe Karl Simrock, Rheinsagen (Bonn 1836ff.).

Z. 8. Brentano besaß das Werk: „Meussthurn, von wunderbarlicher Natur und Eigenschaft des Mäuseungeziefers nebst Geschichten, wie Menschen von Mäusen gefressen.“ 1618. — Der Darstellung des Müller- und Mühlenlebens ist sicher sein Exemplar „Neu verbesserter Müller Ehrenkranz | Oder recht gemessener Urkund | Von dem wahrhaften Cirkelsgrund | So dem Mühlhandwerk zu Ehren gethan | Ein Mühlknappe, Namens Georg Bohrmann“ (o. O. u. J.) förderlich gewesen, ein von ihm selbst im Bücherkatalog (1819) vortrefflich genanntes Buch, das sich Görres von ihm lieh und in seinen „Teutschen Volksbüchern“, S. 43 (Heidelberg 1807), besprochen hat.

Z. 10. Vgl. Cardauns, S. 63—69.

Z. 20ff. Vgl. dazu die Nachweise, die Cardauns S. 79f. erbringt.

Z. 22ff. „Gesammelte Schriften“, Bd. 9, S. 378.

Z. 30ff. „La jeune Ameriquaine et les contes marins“. Par Madame de xxx (Villeneuve). A la Haye, MDCCXLf., Troisième, quatrième, cinquième partie (1741). Die — wie eine Vergleichung ergab — wörtliche Übersetzung: „Die junge Amerikanerinn, oder Verkürzung müßiger Stunden auf dem Meere“. Aus verschiedenen Sprachen übersetzt. (Verfasserinn: Gabrielle Suzanne Barbot de Villeneuve.) Erster Theil, S. 232—358, und 2. Theil, S. 3—348: „Die Wassernymphen oder Wassernixen“ (Ulm 1765). Unzweifelhaft liegt dem Feenroman das Märchen von der Frau Holle zugrunde.

S. 91, Z. 2—8. Ungedruckter Brief, im Besitze der Berliner Königlichen Bibliothek: Ihr Andenken erschüttere ihn noch immer ungemein, und jetzt dürfe er es auch gestehn, daß er, als er noch ledig bei Savigny lebte, dieses Geschöpf leidenschaftlich geliebt habe; so oft sie ihm Erdbeeren gebracht, sei er wie in einem Fieber gewesen, habe aber nie gewagt, nur ein Wort mit ihr zu reden, aus einer tiefen innern Scheu vor ihrer Schönheit und Unschuld. Ich konnte sie mir nur

in die Fantasie meines Lebens aufnehmen, da wird sie immer stehn unter dem Liebsten, anderes war mir verboten, und ich habe drum getrauert. — Neujahr 1804/05 schreibt Brentano an Arnim über das wunderschöne Erdbeermädchen, welches [Christian] und ich und Savigny von je her geliebt haben, und welches nur zu selten Erdbeeren brachte, ein wirkliches Ideal bäurischer Unschuld, milder, adelicher Schönheit, jungfräulicher Jugendblüthe, kurz das wunderbarste, holdseligste Geschöpf von fünfzehn Jahren ... eine Himmelsgestalt (Steig, Bd. 1, S. 125 f.). Vgl. dazu die Beschreibung S. 308 dieses Bandes, Z. 2 ff.

S. 91, Z. 11. Bd. 1 dieser Ausgabe, S. 143 ff. Vgl. dazu H. Gradl, Sagenbuch des Egergaues, S. 76, Nr. 150 (Eger 1892): unter anderen Namen die gleiche Sage mit gleichen Motiven.

S. 92, Z. 5. Geßners „Vogelbuch" erschien 1560.

Brentanos Märchen und die Malkunst. Brentano wollte ursprünglich zu seinen Märchen womöglich die kleinen Bilderchen selbst kritzeln (Steig, Bd. 1, S. 156, auch Anmerkung zu S. 84, Z. 15 ff.), sei es auch unter Schinkels Aufsicht (s. den Brief Brentanos vom 6. Juni 1811 bei „Zimmer und die Romantiker", Frankfurt a. M. 1888). Über den Plan der Verbindung mit Runge vgl. S. 84, Z. 10 ff. Schinkel sollte auch um eigene Mitwirkung angegangen werden („Gesammelte Schriften", Bd. 8, S. 194 f.). Von Arnim erfahren wir, daß Kupfer zu den Märchen 1827 von Wilh. Hensel, Luises Bruder, fertig radiert vorgelegen haben (Cardauns, S. 101); von den Bildern ist sonst nichts bekannt geworden. Auch Poccis malerische Beiträge sind wohl nur Wunsch des Dichters geblieben („Gesammelte Schriften", Bd. 9, S. 359), wie die Schwinds (ebendort, S. 360 f.). Dagegen steht fest, daß W. Kaulbach eine Reihe von Zeichnungen zu den Märchen geschaffen hat (vgl. die Anmerkung zu S. 88*, Z. 34 f. von Bd. 1 dieser Ausgabe); Kaulbachs Witwe hat sie besessen. Veröffentlicht aber sind nur die Bilder Edwards v. Steinle (die zu den Rheinmärchen zuerst in den „Ausgewählten Schriften", eins zum „Fanferlieschen" im „Rheinischen Taschenbuch auf 1851" [Frankfurt a. M.]). Das erweiterte Gockelmärchen erschien mit Steindrucken von Kaspar Braun.

---

## Rheinmärchen (S. 93—379).

S. 93. Unter „Rheinmärchen" fassen wir alle die Märchen zusammen, die mit der Erzählung vom Rhein und dem Müller Radlof ursächlich zu einer Gruppe zusammengehören. So wollte es Brentano ursprünglich wissen. Später spricht er statt von den Rheinmärchen nur noch von dem Rheinmärchen: Ich verstehe darunter bis zur Stelle, wo Radlof sich auf das Gerüst ans Wasser setzt, um seine Reise nach Starenberg zu erzählen (Januar 1840, „Gesammelte Schriften", Bd. 9, S. 378). — In Varnhagens Nachlaß (im Besitze der Königlichen Bibliothek zu Berlin) fand sich ein Zettel, von Brentanos Hand beschrieben, der eine — vielleicht die — erste Inhaltsskizze der Rheinmärchen enthält.

Der Wichtigkeit wegen sei er hier, einiger verworrener Stellen halber buchstabengetreu, mitgeteilt:

Ein Müller am Stahrenberger See, wird von der Nymphe geheuratet, sie gebiert ihm zwei Söhne und eine Tochter, und schenkt ihm den Stahrenberg, er wird Fürst, sein Vater ist ein alter Klausner[1] und will mit der Sache nichts zu thun haben, die Nymphe will Sonnabends nicht gesehen sein, sie leben lange glücklich, die Tochter lernt den Fischen das schwimmen ab, und schwimmt in den See um ihre Mutter zu belauschen, wird in das Goldfischchen (am Rande steht: Storch) verwandelt, der andre Sohn[2] lernt den Mäußen das Kriegen (= Kriechen) ab, schlupft zur Mutter, wird in das Mäuschen verwandelt, der dritte Sohn[3] lernet den Stahren das Schwätzen ab, und sagt seinem Vater, waß er gesehen, der Vater ist sehr traurig, und sagt es der Nymphe wieder, sie läßt ihn wählen ob der Sohn Staar, oder er wieder Müller werden will, er wird Müller am Rhein, der Sohn Page in Mainz, Goldfischchen schwimmt in den Rhein, Weismäuschen läuft auch hin, wenn der Page plaudert, soll er ein Staar werden, und von seiner Geliebten zur Strafe gefressen. Der Müller studirt und läßt niemand zu sich, es verwandelt sich alles in Gold in seinem Haus, die Geschichte mit den drei Schwestern, die älteste wird Fischerin, die, er heuratet seine Melusine (verbessert aus: seinen Erdgeist), er nimmt den Radlof mit (ursprünglich: er gebiert ihm den Radlof), die Königinn von Trier verliebt sich in ihn, und er in sie, er gesteht es dem Erdgeist ein, diese (verbessert aus dieser) weint sehr, und die Nymphe stürzt sich in den Rhein (ursprünglich: ins W[asser]), er zieht nach Trier und ist König von Trier, Rattenkal, Mauseohr, er sagt der Königinn seine Geschichte und wird in den Rattenkönig verwandelt. — Der Sohn lebt fromm auf der Mühle, die Nymphe baut sich den Lureley Tempel und bewacht den Nibelungen Hort, die 7 Schmerzen ihre Töchter. Der Mauseohr der Rattenkönig und der Storch kommen, —, die Prinzessinn Ameley wird von der Lureley und den sieben Schmerzen gebracht, die sieben Schmerzen werden sieben Freuden; Frau Lureley grüst Radlof ihren Sohn, der Rattenkönig wird Mensch, und stirbt, Weismäuschen wird ein Prinz, Fischchen eine Prinzessinn. —. Aus.

Die Fischerin erzählt, böse Mutter, böse Schwester brunnenfrau, sie ist Geschwister (verbessert aus: die Tante) kind mit Radlof. —

Eine philologische Auslegung dieser Skizze, deren Andeutungen dem Leser der Rheinmärchen verständlich sein dürften, ist an dieser Stelle nicht möglich.

S. 93, Z. 1. Das Märchen von dem Rhein und dem Müller Radlauf *M. M* liest wenige Male Radlof. In *A* Radlof zuerst S. 112, Z. 16 und 31, dann mehrfach nebeneinander Radlof und Radlauf, von S. 114 ab fast ohne Ausnahme Radlof; einmal (S. 288, Z. 27) liest *A* Radloff. Die Wortspielerei mit Rades Lauf kann nicht hindern, Radlof beizubehalten; vgl. besonders den Reim hoff': Radlof S. 188, Z. 16 und 17. Der Name war Brentano wohl willkommen wegen der Gelegenheit, ihn mit der

---

[1] Vgl. Holzapfelklausner in den Anmerkungen zu S. 123, Z. 26 und zu S. 192, Z. 8 dieses Bandes. — [2] Das andere Kind. — [3] Das dritte Kind.

Stadt Mainz, deren Wappen das bekannte Rad ist, in Verbindung zu bringen. Gewiß geht er auf den Gelehrten Johann Gottlieb Radlof, von dem Brentano am 23. Dezember 1805 in einem Brief an Arnim eine wenig vorteilhafte Beschreibung liefert (Steig, Bd. 1, S. 155 f.). Bemerkenswert, daß Brentano selbst 1840 noch von Radlof als seinem Märchenhelden spricht (vgl. Anmerkung zu Z. 93, außerdem Janssen, Böhmers Leben, Bd. 2, S. 155). — Z. 25 Klar im Sternenschein *M.*

S. 94, Z. 17. Vgl. Bd. 1 dieser Ausgabe, S. 260, Z. 35. — Z. 31 freudenselig *I.* — Z. 33 nur ] mir *M.*

S. 95, Z. 2 höhern *MI.* — Z. 8 Gut Nacht! ich muß *M.* — Z. 9 Muß nun mein Singen enden, *M.* — Z. 10 Gut Nacht! Mein Rhein! *M.*

S. 98, Z. 9 veranlaßt wurden *M; A* ursprünglich: Veranlassung gaben, von Böhmer verbessert. — Z. 21 Ameleya. Der seltene Name in der dritten Strophe des Gedichtes „Große Wäsche" aus „Des Knaben Wunderhorn", S. 133.

S. 107, Z. 15 pfeif *M.* — Z. 23—30. Von des Staren Lied in *M* Strophe 2 und 3 umgestellt.

S. 108, Z. 7 Ein verzuckerter *M.*

S. 114, Z. 13 meineidiger *M.* — Z. 15 hängen *M;* der Reim verlangt, wie *A* liest, henken.

S. 115, Z. 3 ff. Liedstrophen in *M* in folgender Reihenfolge: 1 = 1, 3 = 2, 5 = 3, 2 = 4, 4 = 5, 6 = 6, wobei sich die zweite Zahl auf *M* bezieht. — Z. 11 und 13 schwanden *M.* — Z. 19 Dir schickt die Blumenkette *M.* — Z. 23 Gute *M.*

S. 117, Z. 28 ff. Die Strophe ist fast wortgetreu die 2. Strophe von „Müllers Abschied" aus „Des Knaben Wunderhorn", S. 67. An ihrer statt in *M* folgende zwei Strophen:

Da drunten am treulieben Rheine
Treibt Treue und Liebe ein Rad,
Da weinet sein Herz um das meine
Betrübet durch bittern Verrath;
Das Wort ward dem Müller gebrochen,
Doch stehet die Mühle nicht still,
So lange zwei Herzen noch pochen,
Und eines zum anderen will.

Bring Schwalbe rheinabwärts geflogen
Dem Herzen vom Herzen den Gruß
Und Welle, der er mich entzogen,
Kühl' dankend dem Retter den Fuß;
Sag Sonne ihm, jetzt an dem Bogen
Des Himmels verblutend so roth:
Das Herz, das du trugst aus den Wogen,
Bleibt dankbar und treu bis zum Tod.

Z. 34 lies: Lieberchen, entsprechend *A;* vgl. dazu Steig, Bd. 1, S. 133 oben, wo die zwei Schlußzeilen in Arnims Brief vom 27. Februar

1805 angeführt werden; siehe auch „Gesammelte Schriften", Bd. 5, S. 344 unten.

S. 118, Z. 6 hat *A;* vermutlich Versehen des Abschreibers. — Z. 10 Ameley *A;* Eingriff des Reims wegen. — Z. 16 bitt *M.* — Z. 23 dieser Vers gefiel dem Müller gar nicht, und er sang wieder hinauf *M;* von Brentanos Hand nachträglich in *A* eingefügt. — Z. 24 hat *A;* vgl. zu Z. 6 | geträumet *M.* — Z. 27 nun ] mir *M* | Disteln *M.* — Z. 30 steig *M.* — Z. 31 mach *M.*

S. 119, Z. 2 und 4 Soll'n *M.* — Z. 8 zur ] der *M.* — Z. 15 dem ] den *M.* — Z. 25 Mein ] Nein *M.*

S. 121, Z. 26 der ] und *AM* | sprach ] sprechen *M.*

S. 123, Z. 26 Grubenhansel ] Holzapfelklausner *A;* lehrreich, daß hier der Name des Alten aus dem „Klopfstock"-Märchen auftaucht.

S. 124, Z. 19. Das zweite von Mainz falsch statt von Trier *AM.* — Z. 21 Mausohr *M;* der Name hier einheitlich durchgeführt. *A* liest 22mal Mausohr gegen 63mal Mauseohr, einmal Mäuseohr. *M* liest Mauseohr S. 134, Z. 23; S. 135, Z. 11; S. 137, Z. 17; S. 148, Z. 17.

S. 128, Z. 11 ff. Mauseohrs Rache ist ganz deutlich die Rattenfängersage, und zwar bis in Einzelheiten angelehnt an das Lied „Der Rattenfänger von Hameln" in „Des Knaben Wunderhorn", S. 28 f.

S. 132, Z. 5 Hilfe *M.* — Z. 12 Mützen *M.*

S. 133, Z. 31 Eltern ungenau; natürlich nur Mutter und Bruder.

S. 136, Z. 19—21: Wie die Mainzer Bürger ein großes Wehklagen erhoben und vor des Königs Schloß zogen, und wie dieser eine neue Treulosigkeit beging *M.* Vgl. Anmerkung zu S. 141, Z. 3 und S. 145, Z. 1. — Z. 20 Marzibille: *A* schreibt Marzebille hier und S. 141, Z. 3, 10 u. 24; S. 142, Z. 3 u. 26; S. 144, Z. 13; S. 164, Z. 11; S. 168, Z. 13; S. 185, Z. 26; S. 188, Z. 23 (Marcebille begegnet bei Tieck, „Schriften", Bd. 1, S. 307 u. 312 [Berlin 1828]); Marzepille S. 167, Z. 17; S. 175, Z. 32; S. 176, Z. 14; S. 184, Z. 28; Marzipille S. 144, Z. 32; S. 180, Z. 31 u. 32; S. 183, Z. 31 u. 34; S. 189, Z. 20; S. 314, Z. 11 u. 37.

S. 138, Z. 7 ff. Namen von Brentanos Geschwistern. — Z. 9 Mein blauäugiges bis Z. 10 Melinenhühnchen fehlt *M.* — Z. 28 hielt er sich ] schwieg er gleich *M.*

S. 141, Z. 3. Neues Kapitel: Von der guten Frau Marzibille und ihrem lieben Ameleychen, von dem Weißmäuschen und dem Goldfischchen *M.*

S. 143, Z. 25 den ] der *A.* — Z. 36 Komm *M.*

S. 144, Z. 29 Bitt *M.* — Z. 31 einz'ge *M.*

S. 145, Z. 1. Neues Kapitel: Von der Gesandtschaft Weißmäuschens zum Rattenkönig und Prinz Mausohr nach Trier und deren Kriegszug *M.*

S. 148, Z. 12 und 13 fehlen *M;* vgl. Anm. zu S. 145, Z. 1. — Z. 18 Weil ihr mir *M.* — Z. 20 auch ] euch *M.* — Z. 27 fleh', woll' ] floh, will *M.*

S. 152. Nach Z. 7 neue Überschrift: Wie es dem bösen König Hatto und seinen Soldaten in dem Mainzer Kornhause so übel erging und wie er sich auf die Rheininsel bei Bingen flüchtete und dort mit seinen Mainzer Freimaurern den Mäusethurm erbaute *M.*

S. 154, Z. 8 das wird bis Z. 10 wiedererzählt fehlt *M.*

S. 155, Z. 34 denn bis Ruhe fehlt *A*.

S. 158, Z. 34. Anspielung auf den Ausdruck „Kochemer Koschen" für Gaunersprache, der an und für sich mit dem Moselstädtchen Kochem nichts zu tun hat. — Z. 35. Die Gascogner sind sprichwörtlich bekannt durch ihre Aufschneidereien („Gasconaden").

S. 161, Z. 9 Wurd' ] Und *M*. — Z. 13 Nun ] Und *M*. — Z. 18 O schicksalsvoller *M*. — Z. 19 aus dem ] beidemal um den *M*.

S. 162, Z. 6 Korps aus Chor in *A* von Brentano selbst verbessert. — Z. 23 Endlich bis Z. 25 los fehlt *A*.

S. 163, Z. 10 Heldenopfer *M*, von Brentano in *A* eigenhändig verbessert.

S. 164, Z. 23 zu Nachtwächtern degradiert fehlt *M*.

S. 167, Z. 1 f. Wie das Goldfischlein wieder zum Vorschein kam und was es von dem alten Vater Rhein und den Kindern erzählte *M*.

S. 168, Z. 37 Jäckchen ] Röckchen *M*.

S. 169, Z. 3 aus ] zum *M*. — Z. 11 denn ] dann *M*. — Z. 12 Jung *A*. — Z. 16 närrisches junges Weib *M*, in Widerspruch zu S. 168, Z. 33 f.

S. 170, Z. 13 Traubenduft *M*. — Z. 16 Hochzeitbette *M*.

S. 171, Z. 4 Roter *M*. — Z. 10 Lerne ] Lausche *M*. — Z. 11 Leutenbach *M*.

S. 172, Z. 31 um ] zu *M*.

S. 173, Z. 9 frömmsten *M*.

S. 174, Z. 3 euch fehlt *M*. — Z. 7 Sechzehn *M*. — Z. 13 gläsern' *M*. — Z. 22 gedeckt *A*. — Z. 25 da fehlt *M*. — Z. 32 Kissen *M*.

S. 176. Nach Z. 24 in *M* neues Kapitel: Was das Goldfischchen weiter von den Wundern erzählt, die es bei dem alten Vater Rhein gesehen.

S. 177, Z. 1 Helm und Ringe *M*. — Z. 21 lies zweit'. — Z. 25 hießen *M*.

S. 178, Z. 3 Säulenmenge *M*. — Z. 34 ff. Auch ein Beitrag für die Anmerkung zur „Lore Lay", S. 477 dieses Bandes.

S. 181, Z. 15 ff. Siehe S. 89 dieses Bandes, Z. 32 ff.; vgl. Steig. Bd. 1, S. 66:

Es setzten zwei Vertraute
Zum Rhein den Wanderstab,
Der braune trug die Laute,
Das Lied der blonde gab.

Das Lied des schwarzen s. Bd. 1 dieser Ausgabe, S. 71. Das Lied des braunen ist zum Teil aus Arnims „Morgengruß" (zuerst in Joh. Friedr. Reichardts „Berlinischer musikalischen Zeitung", 1. Jahrg., S. 36 [1805], dann in der vierten Abteilung des Romans „Armut, Reichtum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores"), zum Teil aus Arnims Gedicht „Der freye Dichtergarten", Fünfte Stimme (zuerst in Nr. 1 der „Trösteinsamkeit" vom 1. April 1808 gedruckt). — Z. 35 lauren *A*.

S. 183, Z. 14 einz'ge *M*.

S. 186, Z. 20 ff. Vgl. die Fassung in Bd. 1 dieser Ausgabe, S. 92 f. Hier entschieden die reinere Fassung, besonders in fast folgerichtiger metrischer Durchführung der Endverse jeder Strophe. — Z. 35 hier fehlt *M*.

S. 187, Z. 6 Und fehlt *M* | nie mich *M.* — Z. 16 Im mondlichen *M.* — Z. 33 fehlt *M.*

---

## Erster Morgen am Rhein (S. 190—314).

S. 190, Z. 1—5 fehlt *M;* dort die Überschrift: Das Märchen von dem Hause Staarenberg und den Ahnen des Müllers Radlauf. — Z. 6 *A* und *M* lesen: Katzenveitel. Die zweite Auflage der Märchen (Stuttgart 1879) liest mehrmals Katzenveitel. Brentano hat in der Tat die Sagengestalt des Katzenveitels erst umgewandelt. Vom Katzenveit spricht Wilhelm Grimm zuerst am 10. April 1809, also unmittelbar vor seiner Berliner Begegnung mit Brentano: er habe in Halle in der Bibliothek ein seltsames Buch von einem gespenstigen Geist gefunden, der Katzenveit heiße und wie der Rübezahl necke und Possen treibe („Briefwechsel aus der Jugendzeit", S. 79). Jakob Grimm macht über den Waldgeist, der auf dem Fichtelberg hause, wenige Angaben in seiner „Deutschen Mythologie", Bd. 1, S. 448 und 471 (3. Ausgabe, Göttingen 1854). Der eingehende Bericht bei Joh. Aug. Ernst Köhler, Volksbrauch . . . im Voigtlande, S. 515 ff. (Leipzig 1867), geht zurück auf Joh. Geo. Theodor Grässe, Sagenschatz des Königreichs Sachsen, Nr. 556 (Dresden 1855), der wiederum aus einer Quelle von 1651 schöpfte: „Ein gründlicher Bericht vom Schnackischen Katzen-Veite . . . An den Tag gegeben von Steffen Läusepeltzen, aus Ritt mier ins Dorff" (o. O. und J.).

S. 191, Z. 8 f. In *M* die Anmerkung von Guido Görres: „Der Dichter schreibt abwechselnd den Namen des Schlosses und des Geschlechtes bald Stahremberg, Stahrenberg, bald Staarenberg, je nachdem er eben an seine Ableitung von den Staaren oder an den bekannten historischen Namen dachte." Das ist indes weder in *M* durchgeführt, noch ließ sich an *A* diese Beobachtung machen.

S. 192, Z. 8 f. Grubenhansel ] Holzapfelklaußner *A,* vgl. zu S. 123, Z. 26.

S. 194, Z. 28. Vgl. Matth. Claudius, Sämmtliche Werke des Wandsbecker Bothen, 1. und 2. Theil, S. 54 (Hamburg 1774), Phidiles Lied:

„Ich war erst sechszehn Jahre alt,
Unschuldig und nichts weiter . . ."

S. 195, Z. 6 ff. Vgl. Bd. 1 dieser Ausgabe, S. 91. — Z. 8 Und fehlt *M.* — Z. 14 im brünst'gen *M.* — Z. 27 Melodie *M.*

S. 196, Z. 36 eingeschlafen ] aufgewacht *M.*

S. 200, Z. 15 „Euer bis Z. 17 gezogen? fehlt *M.*

S. 202, Z. 28 bitt *M.*

S. 206, Z. 31 hab *M.*

S. 207, Z. 13 Knaben *M.* — Z. 36 Söhnlein *A.*

S. 208, Z. 20 Albaster ] Asbest *M.*

S. 209, Z. 6 ew'gen *M.* — Z. 8 versühnet *M.* — Z. 15 gebaut *A.* — Z. 33 ew'gen *M.* — Z. 35 versühnet *M.*

S. 210, Z. 15 möcht' *M.* — Z. 16 Kissen *M.* — Z. 22 fehlt *A.* — Z. 23 Johannislicht *M.*

S. 212, Z. 32 Rußrauch *M*.

S. 215, Z. 26 lies: Liebeseid; Liebesleid *A*.

S. 216, Z. 21 heiteren ] hinteren *M*.

S. 218, Z. 18f. gekrümmt über das Ufer des Sees *M*. — Z. 22 träumend ] trauernd *M*. — Z. 25 weiten Rasenplatz ] Weidenrasenplatz *M*. — Z. 26ff. Cardauns erinnert an die Ähnlichkeit der folgenden Szene mit Shakespeares „Sommernachtstraum", Akt 2, Szene 1 und 2, Bleich richtiger an Szene 3.

S. 219, Z. 2 ziehen *M*. — Z. 4 fliehen *M*. — Z. 9 Reiset, reiset *A*. — Z. 10 irdisch *M*. — Z. 12 sehe *A*. — Z. 23 Weberin *M*. — Z. 26 Bogen *M;* Bolzen hier beibehalten, obgleich Bogen natürlicher wäre. — Z. 36 spende *A*. — Z. 38 sende *A*.

S. 220, Z. 22 faulen *A*. — Z. 24 weiche ] ich *A*.

S. 221, Z. 16 umgränze *M*. — Z. 25 lust'ger *M*. — Z. 29 Jungfraun *M* | Mauern *M*. — Z. 30 Unterm *M*. — Z. 31 trauern *A;* hier angeglichen | bedauern *M*. — Z. 32 Todenfeier *A*.

S. 222, Z. 3ff. Über eine späte Erweiterung der Erzählung vgl. Cardauns, S. 77; Abdruck des Bruchstückes ebendort, S. 113ff.

S. 223, Z. 27ff. Ein Motiv, das an das 3. Kapitel von Fouqués „Undine" erinnert.

S. 225, Z. 12 und 13 in *A* wiederholt. — Z. 19 höre *M*. — Z. 34. Cisio Janus, der S. 230ff. beschrieben wird, ist der personifizierte Volkskalender (Cisio = Circumcisio Domini, erster Jahrestag, und Janustag war der römische Neujahrstag [Januar]). Vgl. hierzu die Clemens Brentano gewidmete Schrift von Jos. Görres: „Die teutschen Volksbücher. Nähere Würdigung der schönen Historien-, Wetter- und Arzneybüchlein etc.", S. 35ff. (Heidelberg 1807), wo eine „Bauernpractika, oder Wetterbüchlein etc." besprochen wird, wobei von Cisio Janus und dem Aderlaßmännchen die Rede ist.

S. 226, Z. 23 meinen *A* und *M;* den Ersatz geboten Sinn und Metrik. — Z. 25 So ] Süß *M* | Sternelein *M*. — Z. 26 Wird *A* | Weh ] Herz *M*. — Z. 29 und schleire ] umschleire *M*. — Z. 30 umschwirren *A*.

S. 227, Z. 24. Agalaster = altertümlicher Name für Elster; Cardauns fragt, ob für die Wahl dieses Namens nicht der Name des Dorfes Aglasterhausen bestimmend gewesen sei, dessen Pfarrer (nach Steig, Bd. 1, S. 160) Beiträge zum „Wunderhorn" geliefert hatte.

S. 229, Z. 13 verzehret *M*.

S. 232, Z. 37 Blutigel von fremder Hand, mit Fragezeichen versehen, in eine Lücke von *A* eingefügt; gemäß S. 233, Z. 17f. scheint der gewählte Name geeignet; eine Fußnote in *M* spricht auch von einer Lücke in der Originalhandschrift und bemerkt, es sei das Aderlaßmännchen gemeint (vgl. Anm. zu S. 225, Z. 34). *SW* lesen, wie *AS*, Schneppermann, obwohl dieser Name nirgends bei Brentano vorkommt. Über das Aderlaßmännchen in Brentanoscher Familienüberlieferung macht Cardauns, S. 74, eine Andeutung.

S. 234, Z. 17. Bei Picus liegt eine überkünstliche Verschmelzung des aus Ovids Metamorphosen (XIV, 320) bekannten, von Kirke in

einen Specht (picus) verwandelten Saturnsohnes mit dem Humanisten und kabbalistischen Philosophen Pico de Mirandola (1463—1494) vor. Auf die Darstellung Ovids bezieht sich Brentano selbst in der 39. Anmerkung zur „Gründung Prags". Brentano besaß Ovids Metamorphosen „in deutschen Reimen" (Frankf. 1631).

S. 237, Z. 15 ein fehlt *A M;* eingesetzt des Versmaßes wegen.

S. 238, Z. 21 Schäferin kommt hoch in *M.* — Z. 34—37 fehlt *M.*

S. 239, Z. 1 fehlt *M.* — Z. 2 luft'gen *M.* — Z. 5 seine *M.* — Z. 6 Urenkel *M.* — Z. 14 O fehlt *M.* — Z. 17 Und ] Es *M.*

S. 240, Z. 24 beim hinkenden Boten ist Anspielung auf einen in West- und Mitteldeutschland chedem in Stadt und Land weitverbreiteten Volkskalender; nicht der jetzt noch wohlbekannte „Lahrer hinkende Bote" kann gemeint sein, sondern vermutlich der in Offenbach erschienene „hinkend- und stolpernde, doch eilfertig fliegend- und laufende Reichsbott etc.", den Matthisson in seinen „Vaterländischen Besuchen" (1794) „berüchtigt, von Aberglauben und Unsinn strotzend" nennt (Schriften von Fr. v. Matthisson, Bd. 3, S. 84 [Zürich 1825]). In Brentanos Festspiel „Viktoria" tritt gar der privatisirende hinkende Bote Florian Trommelklippel auf; vgl. besonders die Andeutungen *Gs,* Bd. 7, S. 425 ff. — Z. 28 heroisch ] herrisch *M.*

S. 242, Z. 1 ff. In dem Mondmärchen liegt altes Gut vor; vgl. in Grimms „Kinder- und Hausmärchen" das „Griechische Kindermärchen". Daß es in Brentanos Kreis lebendig gewesen, bezeugt Görres' Brief an Arnim vom 1. Februar 1809: „Wie im Märchen ist mir der Mantel, mit dem der Staat mich bekleiden könnte, entweder zu lang oder zu kurz, niemals passend . ." (Görres' Briefe, Bd. 2, S. 227.)

S. 244, Z. 22 Trunk ] Stuhl *M.*

S. 246, Z. 24 lies: unser Schloß recht. — Z. 31—34 in *A* erst nach S. 247, Z. 19.

S. 256, Z. 34 Grubenveitel *M,* übrigens vom Dichter versehentlich statt Grubenhansels stehen gelassen.

S. 257, Z. 27 und durchsichtig *M.*

S. 258, Z. 28 Funkelnd *M.*

S. 259, Z. 11 Glöckchen *M.* — Z. 14 von Böhmer eingefügt.

S. 261, Z. 25. Der schon vorher erwähnte Affe Trismegistus geht zurück auf den Namen des ägyptischen Mondgottes Hermes Trismegistos, dem man noch im Mittelalter die Erfindung der alchimistischen und magischen Kunst zuschrieb. Brentanos Bücherkatalog von 1819 verzeichnet S. 94 zwei auf Hermes Trismegistos bezügliche Büchertitel: „Hermetis Trismegisti Erkenntnis der Natur" von Aletophilo (1706) und „Der Hermetische Triumpf usw." (1707).

S. 264, Z. 2 statt noch lies: doch. — Z. 26 stand ] fand *M.* — Z. 27 bei fehlt *M* | seinen Vater *M.*

S. 269, Z. 34 auf den Fersen ] an den Beinen *M* | er warf bis

S. 270, Z. 2 die Beine fehlt *M.* — Z. 6 walkten ] wälzten *M.*

S. 271, Z. 1 Rasengrund ] Seegrund *M.* — Z. 8 flogen bis Z. 9 auf den ] schnäbelten auf dem *M.* — Z. 21 Das Lied fast wörtlich die „Große

Wäsche" aus „Des Knaben Wunderhorn" (S. 132). — Z. 24 kommt *M.* — Z. 32 anderer *M.* — Z. 34 wenn *M.*

S. 272, Z. 4 Lila *M.* — Z. 9 Sich ] Mich *M;* von Böhmer in *A* ausdrücklich in Sich verbessert. — Z. 13 Kastanie; oben, S. 270, Z. 31, war's eine Esche. — Z. 19. Vgl. das entsprechende Lied „Vogel Phönix" aus „Des Knaben Wunderhorn" (S. 172). — Z. 26 Spetzereyen *A.* — Z. 30 Sommerlichte *A.* — Z. 40 Amt ist in *M.*

S. 273, Z. 16 Eiche *M.* — Z. 22 Sängerin *M.*

S. 280, Z. 10 Adeler *A* | Adler führte *M* | Tranaltar *M.* — Z. 11 Dompfaff traute *M.* — Z. 14 Kirch hinaus *M.* — Z. 15 Goldfasan führte *M* | Tanzplatz *A.* — Z. 16 Auerhahn, der *M.* — Z. 22 Goldammer führte *M.* — Z. 27 Wiedehopf brachte *M;* Wiederhopf vielfach zu hören, weil sich der Ursprung (Weide) in der Volkssprache verlor.

S. 284, Z. 30 und 34 Fräulein Turtel eingesetzt abweichend von *A* und *M.*

S. 286, Z. 5 ew'ge *M.* — Z. 6. Vgl. Bd. 1 dieser Ausgabe, S. 107 f. — Z. 22 gereift *M.* — Z. 26 Sämann *M.* — Z. 29 kühl' *M.* — Z. 30 hin ] heute *A,* von Böhmers Hand. — Z. 34 sinnenden, denkenden, klugen *M.*

S. 287, Z. 1 ff. Man wird an Goethes „Selige Sehnsucht" (letztes Gedicht des ersten Buches vom „Westöstlichen Diwan") erinnert. — Z. 5 blüht *M.* — Z. 11 Ohne *M.* — Z. 15 umwinden ] ersticken *M;* umwinden in *A* mit Bleistift über ersticken geschrieben, des Reimes wegen auch entschieden geeignet. — Z. 36 geschwind *M.* — Z. 37 binde ] beide *M.* — Z. 40 Lieb *M.*

S. 288, Z. 17 Neste ] Aesten *M.*

S. 289, Z. 4. Altare des Bacchus, vgl. Bd. 1 dieser Ausgabe, S. 89, V. 94 und S. 172 dieses Bandes, Z. 31. — Z. 33 Herz ] Schmerz *M.*

S. 290, Z. 8 Eingemengt *M.* — Z. 22 der faule Heinz — ein Berggeist? — Z. 34 Schmerzes *M.*

S. 291, Z. 7 Sprudeln *M.* — Z. 12 so ] ihr *A.* — Z. 13 eil' ich zu dem *M.* — Z. 15 lebend *M.* — Z. 29 Lass' ] Und *M.* — Z. 30 glüh'nd *M.*

S. 292, Z. 11 im durst'gen *M.* — Z. 15 Samml' *M.* — Z. 28 denn *M.* — Z. 34 Schwertes *M.*

S. 293, Z. 36 trag *M.*

S. 294, Z. 9 noch ] doch *M.* — Z. 15 Erde *A.* — Z. 16 im eitlen *M.* — Z. 25 ausscheuern *M,* ausnahmsweise auch *A.* — Z. 27 erneuern *AM.*

S. 299, Z. 15 Wiese — Motiv: die Entstehung der vulkanischen Brunnen von Wiesbaden.

S. 300, Z. 3 ff. Vgl. das Gedicht in Bd. 1 dieser Ausgabe, S. 93 f. — Z. 6 Heil'ger *M.* — Z. 17 angeschaut *M.* — Z. 18 vertraut *M.* — Z. 19 Ström' und Flüß' *M.* — Z. 20 den Sand ] das Land *M.* — Z. 29 am gastfrei deutschen *M.* — Z. 30 Sie der ] Seiner *A,* mit Bleistift verbessert. — Z. 36 Jungfraun-Zucht *M.*

S. 301, Z. 10 nun ] nur *M.* — Z. 22 Müllerhaus *M.*

S. 302, Z. 2 ff. Vgl. das „Wiegenlied", Bd. 1 dieser Ausgabe, S. 94; die ganze Folge von Gesängen als „Variationen über ein bekanntes Thema" in den „Gesammelten Schriften", Bd. 2, S. 443 ff. Das

Thema ist natürlich Goethes Harfnerlied „Wer nie sein Brot mit Tränen aß", dasselbe Lied, das Brentano nach Sophies Tode (1807) auf den Lippen stand (Steig, Bd. 1, S. 217). — Z. 20 trauernde *M.* — Z. 22 vom schweren *M.* — Z. 31 Am ] Vom *M.* — Z. 32 bittre *M.* — Z. 34 mitleidlos *M.*

S. **303**, Z. 7 einer Frauen Haar *M.* — Z. 23 einzuschwärzen *A.* — Z. 24 mächtigen *A* nächt'gen *M.* — Z. 25 in bösem *M.* — Z. 32 Sünden Strafe *M.* — Z. 33 ihrem innern Tod *M.*

S. **304**, Z. 2 Holz *M* | dort naget ] vortnaget *A.* — Z. 10 auch fehlt *A.* — Z. 20 Liebesfreund *A.* — Z. 25 sehen *M.* — Z. 26 Er ] Und *M.* — Z. 27 stille stehen *M.*

S. **307**, Z. 34 ff. Ein erster Hinweis auf das Erdbeermädchen, worüber S. 91, Z. 2—8 und in der dazugehörigen Anmerkung nachzulesen. Zugleich ist mit dieser Stelle eine erzählungstechnisch interessante Verknüpfung mit dem Murmeltiermärchen gegeben.

S. **314**, Z. 6. Unbeseitigter Widerspruch: oben, S. 189, Z. 6 war der Fischer Petrus zum Erzählen bestimmt.

## 1. Anhang (zu S. 150, Z. 13—24).

Böhmer schloß an: „Die Stelle über den Kaiserstuhl hieß ursprünglich: .... Der Zug nach Rense an dem Rhein auf den Königsstuhl, wo die Versammlung sein sollte.

Dieser Königsstuhl ist eine steinerne runde Gallerie mit Bänken ringsherum, auf acht Säulen ruhend, wohinauf eine Treppe führt. Es kamen vor alten guten Zeiten die sieben Churfürsten da zusammen und wählten auf freiem Felde unter offenem Himmel den Kaiser des heiligen römischen Reichs. Heutzutage geschieht das nicht mehr, denn die alten Zeiten sind vergangen und kein Mensch weiß wo sie hingekommen sind. Der letzte Schäfer aber der am Königsstuhle seine Schafe hintrieb, hat von diesen Zeiten gesungen

Wohl über das Land und weiter
Vielleicht gar über die See
Vorüber ihr Schaafe vorüber
Es ist dem Schäfer so weh![1]

Seit wenigen Jahren ist der Königsstuhl gar nicht mehr zu sehen. Weil seine Besitzer aus dem Land gewichen waren, ist er auf den Abbruch verkauft worden, und da wo er gestanden wächst nun Gras, was auch wills Gott über denen wachsen wird, die ihn verkauften und über uns Allen!"

## 2. Anhang (zu S. 158, Z. 19 bis S. 162, Z. 15).

Blatt 137 f. des Abschriftbandes enthält die frühere Fassung von Mauseohrs Feldzug. Sie lautet buchstabengetreu: Wie es dem Prinzen Mausohr in dem Feldzug mit seinen tapfern Soldaten ergieng.

Als die Mainzer die erste Nacht geruht hatten, zogen sie den frühen Morgen dem Prinz Mauseohr entgegen, und Weismäuschen eilte ihnen voraus von

[1] Vgl. Goethe, „Schäfers Klagelied", letzte Strophe.

welchem wir nun auch wieder erzählen müssen. Wir haben früher gehört, wie seine Soldaten so kriegslustig waren, daß sie sich auf dem Kopf stellten, und das Gewehr mit den Beinen presentirten, nun hatte man sie noch nachher an Ketten gelegt um sie noch wilder zu machen, man kann sich also denken, wie ungeheuer tapfer sie waren, als man sie loslies, um sie in den Krieg zu führen, Ja sie waren so gewaltig kühn und brav und unüberwindlich, daß sie sich selbst voreinander fürchteten, und einer vor dem andern zitterte wie Espenlaub.

Wie sie nun hörten, daß sie durch den Westerwald und über den Hundsrück marschiren sollten, sagten sie dem Hunde sollte kein Haar auf dem Rücken heil bleiben, da sie dieß von einander hörten, dachten sie, sie würden sich, wenn sie einmahl im raufen seien, einander die Haare ausraufen, und kamen dadurch in eine solche Furcht wie einander, daß sie den König bei der Parade baten, er mögte ihnen doch auf dem Hundsrück eine Bedeckung und Wache mitgeben, damit sie vor einander sicher wären, biß sie vor den Feind kämen.

Der König Mauseohr lobte ihre Tapferkeit, und verglich sie allerlei Römern und Griechen und versprach auf dem Westerwald über sie zu wachen, wie über seine Kinder, Nun ließ er sie sich alle in Brantewein berauschen wodurch sie so an Muth zunahmen, daß sie sich nicht mehr vor einander fürchteten und der Marsch angetreten wurde.

Aber da entstand bald eine neue Noth, und der König hätte schier ihre ganze Tapferkeit zum Guckuck gewünscht, Keiner wollte vor dem andern gehn, weil jeder fürchtete der andere könne ihm plözlich aus Muth den Kopf abbeißen, und jeder wollte ins hinderste Glied, endlich muste der König sie alle mit einander an so lange Stangen so hinter einander binden, daß keiner den andern erreichen konnte, und so zogen sie hinter einander her, und glichen den neun Schwaben, die muthig an einem Spieße tragend gegen einen Hasen ausziehen. Sie sangen die muthigsten Kriegslieder, und flehten zu Gott um Rettung und Schutz vor ihr eigene Kurage, und schrien einander beständig zu: thue mir nichts, ich thue dir auch nichts.

Da sie nun in der Gegend ankammen, wo der Storch Schule hält, und aber[1] der Meister Langebein seine Kinder zusammen klappert, und[1] wolle ihm den Kopf abbeißen, wodurch ein solches Zerren und Reißen an der Stange entstand, daß sie zerrißen, und nun die Soldaten trotz allen Zurufen des Königs nach allen Seiten vor einander flohen, der Meister Langebein wurde dadurch scheu und flog in die Höhe, wodurch sie noch mehr erschraken, denn sie glaubten sein langer rother Schnabel sey ein feuriger Kriegskomet, und ihr Untergang sei nah.

Als Meister Langbein aus der Luft den Prinzen Mauseohr erkannte, ließ er sich bey ihm nieder, und hieß ihn freudig willkommen, und als der Prinz ihn eilig um seine Pfeife bat, wie er ihm einst eine gegeben seine zerstreuten braven zußammen zu locken, brachte er sie ihm sogleich, worauf der Prinz, seine unüberwindlichen Krieger wieder zußammen lockte. Da sie nun an der Stangen wieder zußammen geknebelt waren sprach er also zu Ihnen:

Soldaten, ich bitte euch um Gottes willen, seid doch nicht so ganz un-

[1] Hier ist die Handschrift offenbar verdorben.

vernünftig tapfer, ausdauernd, und wachsam, alle Uebertreibung ist schädlich, und wenn ihr gegenseitig so sehr von eurern Muth überzeugt seid, daß eine vor dem andern lauft, was bleibt euch von Kurage vor dem Feinde übrig, wenn ihr sie alle vor euch selbst verbraucht, Ich bitte euch daher verachtet euch lieber gegenseitig, und denke einer von dem andern er sei gegen ihn der gröste Hasenfuß, so werden wir endlich doch noch biß nach Mainz kommen, wo ihr eure Tahten mit dem Griffel der Geschichte in die Marmortafeln des Nachruhms schreiben können.

Auf diese schöne Rede versicherte die Armee, einstimmig, sie wollten Gut und Blut für einander laßen, aber einander für[1] zu halten, daß stehe nicht in ihrer Kapitulation, und dazu hätten sie auch keine Anweisung, denn die Feldprediger hätten ihnen nun schon seit einem Jahre gepredigt, sie seien die tapfersten Leute von der Welt, und nun wären sie einmahl schon auf diesen Glauben ein exerzirt, und wüsten alle Handgriffe, auch wären sie versichert, wenn sie sich einander für feig erklärten, würden sie sich gewiß alle heraus fordern und denn stünden sie dem Prinzen für nichts, wenn die ganze Armee sich in die Pfanne hieb, daß nichts übrig blieb, als die Haarzöpfe.

Nun hielt Mauseohr einen Kriegsrath, um zu überlegen, wie er die ungeheure Tapferkeit seiner Armee in etwas mildern solle und zog den Storch auch dazu, die Generale riethen alle zum Brantewein, aber Mauseohr meinte, daran gewöhne man sich endlich und es sey kein Mittel von Dauer, Endlich ward auch Meister Langebein gefragt, der schlug nun vor, man sollte ihnen allein an den Beinen tüchtig zur Aderlaßen, aber ein General sagte, ich stehe für nichts, denn wir sind wie Löwen, wenn wir Blut sehen, Ei sagte Langebein, das Blut sollt ihr auch nicht sehen, dort drüben ist ein Bach in dem so viele Blutigel sind, daß die ganze Armee wenn sie ein halbstündiges Fußbaad nimmt, ohne Blut zu sehen, genugsam Aderlaßen wird, um die große Muthhitze etwas zu mildern.

Dem König gefiel dieser Rath ausnehmend, und er trat mit folgenden Worten aus dem Zelt: Soldaten, mäsiget eure Tapferkeit, noch wenige Märsche, und ihr seyd in der Mitte der Hauptstadt, unsrer feigherzigen Gegner, dort werdet ihr zeigen, daß die braven auch mit Anstand und Milde die Freuden des Friedens genießen können, die Mainzer Vietzen, ein leckeres Backwerk, die Mainzer Schinken, roth wie die Wunden der Feinde, werden euch von schönen Händen dargereicht, bei süß begränzten Bechern neuen Muth, wenn dies möglich ist, geben, da ihr den alten nie verbrauchen könnet, denn so elend sind unsre Feinde, daß sie nicht einmahl den Muth haben werden, vor euch zu fliehen, aus Furcht, ihr mögtet es übelnehmen; damit ihr aber eure ganze Pracht und Herrlichkeit zeigen könnt, damit ihr zeigen könnt, daß euch dieser Marsch nur ein Kinderspiel, und der Staub nicht einmahl gewagt hat, eure Heldenfüße zu beschmutzen, so marschirt links um, zieht die Kamaschen aus, und nehmet in dem kleinen Bach ein erquickendes Fußbad, dies vergönnt euch euer König, der es blos durch euch ist, ich wünsche, daß es euch wohlbekomme — links um! — Marsch! — Halt!

Da standen nun die Soldaten am Bach, aber als sie sich im Spiegel des

[1] Etwa „feig“ zu ergänzen.

Wassers sahen, getrauten sie sich nicht hinein, denn sie fürchteten bei ihrem Anblick so in Wuth zu kommen, daß sie über einander herfallen würden, als der Prinz dies hörte, war er ganz in Verzweiflung über die Wuth seiner Truppen; allein der Storch rief den Kindern, sie sollten eben an der Quelle im Wasser herum patschen, und das Wasser trüben. Als die Soldaten die Kinder sahen riefen diese edlen einstimmig: ihr unschuldigen Opfer des Krieges, da wir nicht wissen, ob ihr unsre Feinde seyd, so bitten wir euch, kommt uns nicht zu nah, denn es könnte möglich sein, daß wir in der ersten Hitze euch vernichteten. Aber die Kinder, die nichts wusten, als das a b c verstanden sie nicht, und patschten ruhig zu, biß der Quell trüb war.

Nun ging der Prinz ganz außer sich vor Zorn zu seiner Armee, und sprach: Soldaten, wenn ihr nicht gleich das Maul von eurer Kuurage haltet, und nicht augenblicklich so lange ins Wasser tretet, biß ich euch heraus komandiere, so laße ich euch von diesen Kindern die Zöpfe abschneiden, und sie ihnen zum ewigen Andenken eurer Barbarei anbinden, wenn ihr tapfer seyd, so seyd ihr deswegen doch verpflichtet Menschen zu sein, Allons, Marsch, Kamaschen runter, linken Fuß vor, rechten nach, in den Bach, halt! und der erste der sich rührt, soll von seinem Nachbarn das Ohr abgebißen werden.

Das fruchtete endlich, die Helden standen, wie die Mauren, und genoßen das selige Gefühl ihr Blut für das Vaterland von den Blutigeln ausgezogen zu kriegen, ohne es zu sehen, so ist der Beruf des Helden, der es nicht einmahl achtet, vielweniger weiß, wenn er sein Blut für .... gerechten Kampf verspritzet. O ihr elenden Feinde, nimmer werdet ihr das Blut dieser Helden vergießen, armselige Blutigel kommen euch zu vor, also seid ihr träg und verächtlich.

Während die braven Leute nun ihr Blut in Ruhe und Frieden vergoßen, erneuerte Mauseohr seine Bekanntschaft mit Langebein, und ließ sich von diesem die Fortschritte seiner Schüler in dem neuen a b c Buch erzählen, und schon wollte er seine Kinder zum hersagen herbei rufen, als der Storch scharf nach einem Fleck im Graße hinguckte und plötzlich mit seinem Schnabel nach einem kleinen Thiere hinfuhr, das er erhaschte, und in die Luft warf um es wieder zu fangen und zu verschlucken, aber als das Tierchen in der Luft herunter fiel schrie es, o Mauseohr rette mich, und Mauseohr, der diesen Ruf hörte, wuste in der Eile kein anderes Mittel als daß er seine Pelzmüzze geschwind dem Storch über den Kopf zog, so daß er nichts sah und das kleine Thier vor dem König in das Graß fiel."

---

## Zweiter Morgen am Rhein: Märchen vom Murmeltier (S. 315—348).

**S. 315, Z. 2** Murmeltier ist Übersetzung des Namens Liron der französischen Quelle.

**S. 318, Z. 30.** In *A* 17mal Murkſa gegen 25mal Murxa. — Z. 33. In *A* einmal Wirkx, 4mal Wirx gegen 42mal Wierx.

**S. 319, Z. 37** bei ] zu *M;* bei mit dem vierten Fall bei Brentano und sonst in der Zeit nicht ungewöhnlich.

S. 320, Z. 4 nenne ich fehlt *M.* — Z. 5 Wenn *M* | Lies: ich sie sehe. — Z. 8 Wenn *M.* — Z. 13 junge ] ganze *A;* sicher verlesen. — Z. 16 Wenn *M.* — Z. 18 in duftendem *M.* — Z. 19 abbrechen ] sich brechen *M.* — Z. 21 ruf *M.* — Z. 27 Hiazinthen *A.* — Z. 29 sende *M.* — Z. 33 rosigen *M.* — Z. 35 ff. Vgl. das Gedicht „Große Wäsche", Strophe 3 („Wunderhorn", S. 133). — Z. 36 Sibilla *A.* — Z. 39 Sophia *M* | Dora *M* | Leonora *M.*

S. 321, Z. 11 Schweig *M.* — Z. 14 im ] in dem *M.* — Z. 37 Der ] Das *M.*

S. 322, Z. 26 ff. Vgl. von dem „Federspiel" das Lied der Schwalbe:

Schwätzerlein, wie schwätzst so toll
und plauderst hin und her,
Früh hast du Kisten und Kasten voll,
abends ist alles le le leer . . . . („Wunderhorn", S. 820.)

S. 324, Z. 2 nichts *A* | sagen fehlt *M.*

S. 325, Z. 6 Laß ] Daß *M.* — Z. 10 gesteckt *M.* — Z. 17 Fäden *M.* — Z. 27 Wiese *A M,* des Reims wegen Wiesen eingesetzt.

S. 327, Z. 32 ff. Die Erzählung von der Unglücksmühle ist eine — gegen die eigentliche geharnischte literarische Heidelberger Fehde (vgl. Bd. 1, S. 50* f.) — harmlose Satire auf Johann Heinrich Voß und seinen Anhang. Voß' Sohn heißt wie im Märchen Abraham. Der alte Kampe ist der bekannte Schulmann und Sprachreiniger Joachim Heinrich Campe (1746—1818), Verfasser eines „Wörterbuches der deutschen Sprache" und eines „Wörterbuches der Erklärung und Verdeutschung der unsrer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke". Das Auf-den-Zahn-fühlen, dem Murmeltier unterworfen wird, war in dem Streit um „Einsiedlerzeitung" und „Wunderhorn" Vossens Art, wie es Görres erzählt: „So bin ich zu ihm gegangen und nie mit einem Manne bescheidener gewesen ... Darauf ließ er mich mein Glaubensbekenntnis in Bezug auf die Romantiker ablegen, und da das nicht nach Wunsch ausfiel, so trat Kälte ein" ... Vgl. „Briefe von Görres usw.", Auswahl aus dem handschriftlichen Nachlasse des Ch. de Villers, herausgegeben von M. Isler, S. 78, 1. August 1808 (Hamburg 1879).

S. 330, Z. 14. Deutlicher Spott auf Vossens Gedicht „Heureigen" mit seinem ewigen „dalderaldei" und „Juchhei". — Z. 23. Modischer Streit der Zeit um die Vorzüge von Goethes und Vossens idyllischen Epen; Luise tritt ja S. 337, Z. 10 auch als leibhaftige Tochter des Müllers auf in deutlichem Wink auf die kaffeeselige erste Idylle.

S. 331, Z. 8 der närrische Affe (Sonetto): Bleich erinnert mit Recht daran, daß Voß 1808 in seinem Sonett „An Goethe" die deutschen Sonettendichter als „äffische Naturen" abgetan hatte. — Z. 13. Wohl Ironie, da doch Voß gegen die „Einsiedler" unritterlich geschimpft hatte.

S. 332, Z. 24 f. Bezieht sich wohl unmittelbar auf eine Stelle in Arnims „Elegie aus einem Reisetagebuche in Schottland":

„O Einverständnis der Völker,
Das aus Babylons Bau blieb der zerstreueten Welt,
Suchte doch jeder den Sack beim brennenden Turm und fragte,
Also blieb auch dies Wort Sack all den Sprachen gesamt."

S. 336, Z. 6. Wiederum, wie beim Affen Sonetto, Satire gegen Voß, der die von den Romantikern gepflegten romanischen Dichtformen aus der deutschen Dichtung ausmerzen wollte. — Z. 17 Fliegen: schon in der ersten Idylle der „Luise" wird erwähnt, daß man sie mit gepfefferter Milch vertilgt. — Z. 22 f. Vgl. dazu den Schluß des Liedes „Die feindlichen Brüder" aus dem „Wunderhorn", S. 579.

S. 337, Z. 32 ff. Vgl. die Romanze in Bd. 1 dieser Ausgabe, S. 143 ff. — Z. 35 und um Gold *M.*

S. 338, Z. 8 nehmt *M.* — Z. 36 grämte *A;* das Präsens wie im „Wunderhorn" und in *M* beibehalten; die Mutter lebt ja noch.

S. 339, Z. 28 Herren *M.* — Z. 31 denn *M.*

S. 340, Z. 4 grämte *M* und *A;* vgl. die Anmerkung zu S. 338, Z. 36. — Z. 17 Gott grüß *M.* — Z. 26 Stuben *M.* — Z. 33 Jungfräulein *M.* — Z. 34 Die Königstochter *M.*

S. 341, Z. 4 Spielt *M.* — Z. 9 entrüst *M.* — Z. 25 da ] die *A.* — Z. 33 die böse Zigeunerin *M.*

S. 342, Z. 2 meh *M.* — Z. 3 Goldschmied *M.* — Z. 4 goldenes *M.* — Z. 5 Wohl ] Da *M.*

S. 346, Z. 35 im Herzen *M.* — Z. 36 Zauberkerzen *M.*

S. 347, Z. 8 und schlief bis Z. 9 schnarchend fehlt *M.*

S. 348, Z. 12. Die Überleitung zum „Siebentot" bis S. 349, Z. 34 fehlt in *A;* sie ist nach *M* ergänzt.

---

## Dritter Morgen am Rhein: Märchen vom Schneider Siebentot auf einen Schlag (S. 350—379).

S. 354, Z. 28. Bleich erinnert an „Die feindlichen Brüder", Strophe 12 („Wunderhorn", S. 579 oben).

S. 355, Z. 23 ff. Vgl. das Gedicht „90×9×99" im „Wunderhorn", S. 593 ff. — Z. 23 Herberg *M.* — Z. 34 So ] Da *M.* — Z. 35 in *A* von Böhmer eingefügt. — Z. 37 gebratenen *M.*

S. 356, Z. 16 all' *M.*

S. 357, Z. 12 eine Laus bis Z. 15 zu ihr ] Er hatte nie eines dergleichen gesehen. Er rief seinen einzigen noch übrigen Gesellen, der ein Bayer war, zu Hülfe, und dieser, als er das Ungeheuer ansichtig wurde, schrie: „ein Russe! ein Russe!" — „Was" sagte mein Vater, „ein Russe?" — „Nein", erwiederte der Geselle, „kein Russe aus Roth- oder Weißrußland, wo ich in Condition stand und wo es mir herzlich schlecht ging, weil der Meister mir alle Tage statt Knödel die Knute gab, sondern was man bei uns in Bayern einen Russen nennt oder was sie anderwärts einen Schwaben nennen, eine fürchterliche Bestie." — Der Russe hatte sich unterdessen in Position gesetzt und protestirte dagegen, daß mein Vater den Rock auftrenne. Aus Schrecken war ihm die Scheere unter den Tisch gefallen: allein er erholte sich bald wieder und sagte zu dem Ungethüm: *M.*

S. 358, Z. 10 die Laus ] den Graus *M.* — Z. 11 Das Ungeheuer patzig

nennt ihn Bock *M.* — Z. 17 Sie ] Er *M.* — Z. 21 Der Feind *M.* — Z. 22 und 23 Sie ] Und *M.* — Z. 24 Höll *M.* — Z. 27 ihr ] ihm *M.*

S. 359, Z. 1 seinem ] sammt dem *M.*

S. 361, Z. 23. Der beabsichtigte Scherz im Spiel der Worte „Laus" und „laus" fällt in *M* völlig weg. Daß dort eine Änderung vorgenommen, erkannte und rügte bereits Böhmer unter Hinweis auf Calderons „Öffentliches Geheimnis", Fabios Rede in der Mitte der 2. Abteilung; Görres solle sich daran überzeugen, „was vor dem feinohrigsten Publikum der ritterlichsten Nation der Neuzeit gestattet war". Vgl. Johann Janssen, Joh. Friedr. Böhmers Leben, Briefe und kleinere Schriften, Bd. 2, S. 471 f. (Freiburg i. Br. 1868). — Z. 31. Vgl. zu dieser Erzählung die „Romanze von den Schneidern" im „Wunderhorn", S. 222.

S. 365, Z. 9 f. Vgl. die 59. Anmerkung zur „Gründung Prags".

S. 367, Z. 22 ff. Die Darstellung der Knauserei des Meisters dürfte Rückerinnerung an Langensalza sein; vgl. Bd. 1 dieser Ausgabe, S. 15*. — Z. 25 ff. Alle Erzählungen vom tapferen Schneiderlein gehen auf Montanus' „Wegkürzer", cap. 5 zurück („Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart", Bd. 117, S. 19, Tübingen 1899). Ein näherer Vergleich aber mit der ebenda S. 479 ff. abgedruckten Erzählung „Warum die schneider so stoltz", ergibt, daß sie, nicht der „Wegkürzer" unmittel bar, Brentano als Vorbild gedient hat: dort der knappe Hinweis, daß der Schneider bei der Arbeit „einen apffel bei im ligen gehabt", hier die Erzählung von der mit einem Korb voll Äpfel vorübergehenden Jungfrau, der der Gesell einen freundlichen Blick gibt, worauf sie ihm einen Apfel zuwirft. Diese zweite Erzählung entstammt dem holländischen Buch „De geest van Jan Tamboer" (Amsterdam, um 1690), das Brentano laut Katalog von 1819 besessen hat; ohne Zweifel bietet dies Anekdotenbuch genauere Anhaltspunkte für Brentanos Darstellung des holländischen Lebenskreises; es konnte aber wie die andern holländischen Bücher aus Brentanos Besitz (darunter der Volksroman „De Amsterdamsche Lichtmis") noch nicht eingesehen werden.

S. 368, Z. 1 ff. Das Lied klingt an die zweite Hälfte des „Rechenexempels" im „Wunderhorn" (S. 602) an. — Z. 4 ew'ge *M.* — Z. 5 mir's *M.* — Z. 6 's Tags *M.* — Z. 35 ff. Nachklang der ersten Strophe des Gedichtes „Mißheirat" aus dem „Wunderhorn", S. 58.

S. 369, Z. 29 Ach theurer lieber *M.*

S. 370, Z. 5 Ich mußte hier auf Wache *M.* — Z. 6 gehen *A.* — Z. 7 kam *M.* — Z. 10 und 11 fehlen *M.* — Z. 12 Doch fehlt *M.* — Z. 13 euernt *M.* — Z. 16 tödet *A.* — Z. 22 befreien *A.* — Z. 26 er ] ich *A.*

S. 371, Z. 5 und 15 an den Hof *M;* an Hof, in *A* folgerichtig durchgeführt, in der Sprache der Zeit durchaus gebräuchliche Wendung. — Z. 27 ff. Scherzhafte Umschreibung der Eroberungskriege, die England im Mittelalter gegen Frankreich führte.

S. 372, Z. 20. Der Name deutet auf das französische Wappen hin.

S. 378, Z. 13 wo mir bis Z. 14 Geiß fehlt *M.*

## Gockel und Hinkel (S. 380—462).

Über die italienischen Märchen, zu denen „Gockel" gehört, vgl. die Einleitung in Bd. 3, S. 7 ff. und dazugehörige Schlußanmerkungen.

Eingehende Untersuchungen über Quellen, Anregungen und Anspielungen, auch über die Unterschiede beider Fassungen, bei Schellberg.

Das Märchen in dieser Gestalt erschien, abgesehen von den „Ausgewählten Schriften" (Bd. 2, S. 327 ff.) und den vielverbreiteten volkstümlichen Ausgaben, als Einzeldruck, gestützt auf *M*, Wiesbaden 1872; als Märchen-Singspiel, frei bearbeitet und in Musik gesetzt von Michael Mayer (Regensburg 1899).

Der erweiterte „Gockel" (s. S. 86 dieses Bandes, Z. 5), ein sehr seltenes Buch, wurde in die „Gesammelten Schriften" (Bd. 5, S. 1 ff.) aufgenommen, von W. Grisebach (Berlin 1872) herausgegeben, ferner neu 1878 (Regensburg), in Prachtausgabe als Neudruck, in 300 numerierten Exemplaren, 1905 vom Insel-Verlag (Leipzig), mit Nachwort von Franz Deibel; endlich als Neudruck vom Verlag Morawe und Scheffelt in Berlin 1912.

---

S. 386, Z. 14 ff. Das Gedicht in Band 1 dieser Ausgabe, S. 99 f., mit abweichender Schlußstrophe. Entwurf davon im Besitze des Freien Deutschen Hochstifts zu Frankfurt a. M., geschrieben auf einem Briefe von 1816, so daß vor diesem Jahre das Gedicht nicht entstanden sein kann. Daß Brentano es in einer Melodie sang, „wie er sie ursprünglich selbst erdachte", bezeugt Emma v. Niendorf, Aus der Gegenwart, S. 90 (Berlin 1844). — Z. 25 suchet *M*. — Z. 32 Schlau ] Schlank *M*. — Z. 35 Gesumm *M*. — Z. 37 blauen, zarten *M*.

S. 387, Z. 4 dies ] das *M*. — Z. 13 ziehn *M*. — Z. 15 eitlem *M*.

S. 390, Z. 9 ff. Entwurf von Pfiffis Sang im Besitze des Freien Deutschen Hochstifts zu Frankfurt a. M. — Z. 20 Dank und ] Dankbar *A*. — Z. 24 betteln. — Ich, der stets *M*. — Z. 37 einzig *M*. — Z. 38 am ] beim *M*. — Z. 40 kommt *A M*.

S. 391, Z. 1 Wonach *M* | achten ] richten *M*; unsere Fassung fast sprichwörtliche Wendung, z. B. von Friedrich d. Gr. häufig angewandt. — Z. 7 Worauf in seiner Mütze Platz *M*. — Z. 9 und ] nun *M*.

S. 392, Z. 11 ein'ger *M*. — Z. 22 hintendrein *M*.

S. 393, Z. 5 meinen *A*; bei Brentano öfters helfen mit dem vierten Fall, aber daneben mir! — Z. 6 Mäusereich *M*. — Z. 7 Katz *M*. — Z. 18 Zähne *M* | Helfenbein *A*. — Z. 21 und 22 fehlt *M*. — Nach Z. 26 in *M*:

Schweig, Mäulchen! pfiffiglich gespitzt,
Von Schönheit, die der Leib besitzt!
Sprich von der Kunst, dem Sinn, dem Geist,
Von Leistungen, die jeder preist!
Denn wie Frau Catalani .... —

Z. 32 angewandt *M*. — Z. 38 Harfenton und Geigenklang *M*.

S. 394, Z. 8 frägt *M.* — Z. 13 Pudelmütze warm ] Mütze weich und warm *M.*

S. 399, Z. 27, 35 und sonst Schurrimurri *M;* Schurimuri entspricht auch der Quelle, die Brentano diesen Namen hergegeben hat: Reuters „Schelmuffsky", S. 9 (Neudruck, Halle 1885).

S. 406, Z. 34 edeln *M.*

S. 408, Z. 13 speit *M.*

S. 410, Z. 31 grausame Unglück war geschehn *M.* — Z. 33 Zeugen ] Zeichen *A.*

S. 411, Z. 6 fehlt *M.* — Z. 13 zierlichen *M.* — Z. 18 Gesichte *M.* — Z. 24 Pickend *M.* — Z. 32 denn *M.* — Z. 38 und zeuge an ] als Zeuge heran *M.*

S. 412, Z. 3ff. Entwurf davon im Besitze des Freien Deutschen Hochstifts zu Frankfurt a. M., beginnend:

Auf dem höchsten Giebel sitzend
Sang ich gen die Sonne blitzend
Mein sehr kleines Morgenlied,
Als der böse Mord geschieht.

Für die Datierung ist der Fingerzeig bedeutsam, daß der Entwurf in gleichen Schriftzügen auf ein und demselben Blatt steht mit den Versen:

Ein Jahr ist's, da ich gerufen
Hilf Herr mir aus der Gruft,
Da wuchsen mir die Stufen,
Mit ihnen wuchs die Kluft. —

Z. 6 willkommen *A.* — Z. 16 Jungen ] Kätzchen *M.* —

S. 413, Z. 36 Brichdasgenick *M.*

S. 415, Z. 6f. Die Bibelstelle lautet nach Luther: „Dreierlei haben einen feinen Gang, und das Vierte gehet wohl: Der Löwe, mächtig unter den Tieren, und kehret nicht um vor jemand; ein Windhund von guten Lenden, und ein Widder, und ein König, wider den sich niemand darf legen." — Z. 7ff. Von unter ab umfängliche Lücke in *A,* bis zum Schlusse der Leichenrede; Abdruck hier nach der ersten gedruckten Ausgabe von 1838, S. 68ff. Brentano weist an der entsprechenden Stelle des erweiterten „Gockel" selbst darauf hin, daß die Leichenrede zum Teil der „Alektryomantie" des Johannes Prätorius entnommen ist, darunter auch die klassischen Gelehrtheiten gehören. Vgl. die lehrreiche Nebeneinanderstellung bei Schellberg, S. 38ff. — Z. 11f. Vgl. 1. Brief Petri, Kap. 5, V. 8: „Denn euer Widersacher, der Teufel, gehet umher wie ein brüllender Löwe, und suchet, welchen er verschlinge."

S. 422, Z. 17 kommt *M.* — Z. 21 bewahrt *M.* — Z. 23 Herren *M.*

S. 425, Z. 34 und sonst Eifrasius *M;* in *A* zweimal Eifried, dreimal Eifrasius, sechsmal Eifraßius.

S. 434, Z. 8 Rittern ] Lücke in *A;* Commissären *M.* — Z. 9 Kommissären ] Rittern *M.*

S. 437, Z. 23 drehn *M.*

S. 438, Z. 3 schnurrten *A.*

S. 439, Z. 32 gleich ] sogleich *M.* — Z. 36 geschehen *A.*

**S. 441**, Z. 5. Steig erkennt hierin einen Hinweis auf die Konditorei mit Lesekabinett von Vicedomini in Berlin, an der Königstraße (Besprechung von Cardauns' Schrift im „Euphorion", Bd. 3, S. 791f., Bamberg 1896).

**S. 442**, Z. 29 und 32 läuft *M.* — Z. 34 Eija *M.* — Z. 38 ruhn *M.*

**S. 446**, Z. 27 Salomo *M.*

**S. 447**, Z. 10 Solch *M.*

**S. 451**, Z. 9 lies die statt dies.

**S. 455**, Z. 11. Diese Strophe als „Loblied" in Görres' „Deutschem Hausbuch", Bd. 2, S. 50 (München 1847); Z. 19 und 20 brummt und summt umgestellt; Z. 21 Sie rufen Alle, groß und klein. Das Gedicht auch *GL* S. 454ff. — Z. 21 pfeift *M.* — Z. 29 da ] an *A.* — Z. 32 Ohn' *M.*

**S. 456**, Z. 17 Ohn' *M.* — Z. 26 unsre *M.* — Z. 28 hilf *M.*

**S. 459**, Z. 33 Salomo *M.* — Z. 38 faulen *M.*

**S. 461**, Z. 14. Schellberg (S. 60) erinnert an den vergoldeten Hahn auf der Frankfurter Mainbrücke; ohne Zweifel indessen hat der Dichter hier des krähenden und flügelschlagenden Hahns am Marburger Rathaus gedacht. — Z. 20 und 33 Salomo *M.* — Z. 25 und 37 Mach's *M.*

# Inhalt.


| | Seite |
|---|---|
| **Die mehreren Wehmüller und ungarischen Nationalgesichter** | 5 |
| Einleitung des Herausgebers | 7 |
| **Die drei Nüsse** | 63 |
| Einleitung des Herausgebers | 65 |
| **Märchen** | 79 |
| Einleitung des Herausgebers | 81 |
| **Rheinmärchen** | 93 |
| Märchen vom Müller Radlof | 93 |
| Erster Morgen am Rhein: Radlof erzählt seine Reise nach dem Starenberg und die Geschichte seiner Vorfahren, wodurch er die Prinzessin Ameleya aus dem Rhein erlöst | 190 |
| Zweiter Morgen am Rhein: Märchen vom Murmeltier | 315 |
| Dritter Morgen am Rhein: Märchen vom Schneider Siebentot auf einen Schlag | 350 |
| **Gockel und Hinkel** | 380 |
| **Anmerkungen des Herausgebers** zu Band I | 463 |
| **Anmerkungen des Herausgebers** = = II | 499 |


Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.